This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

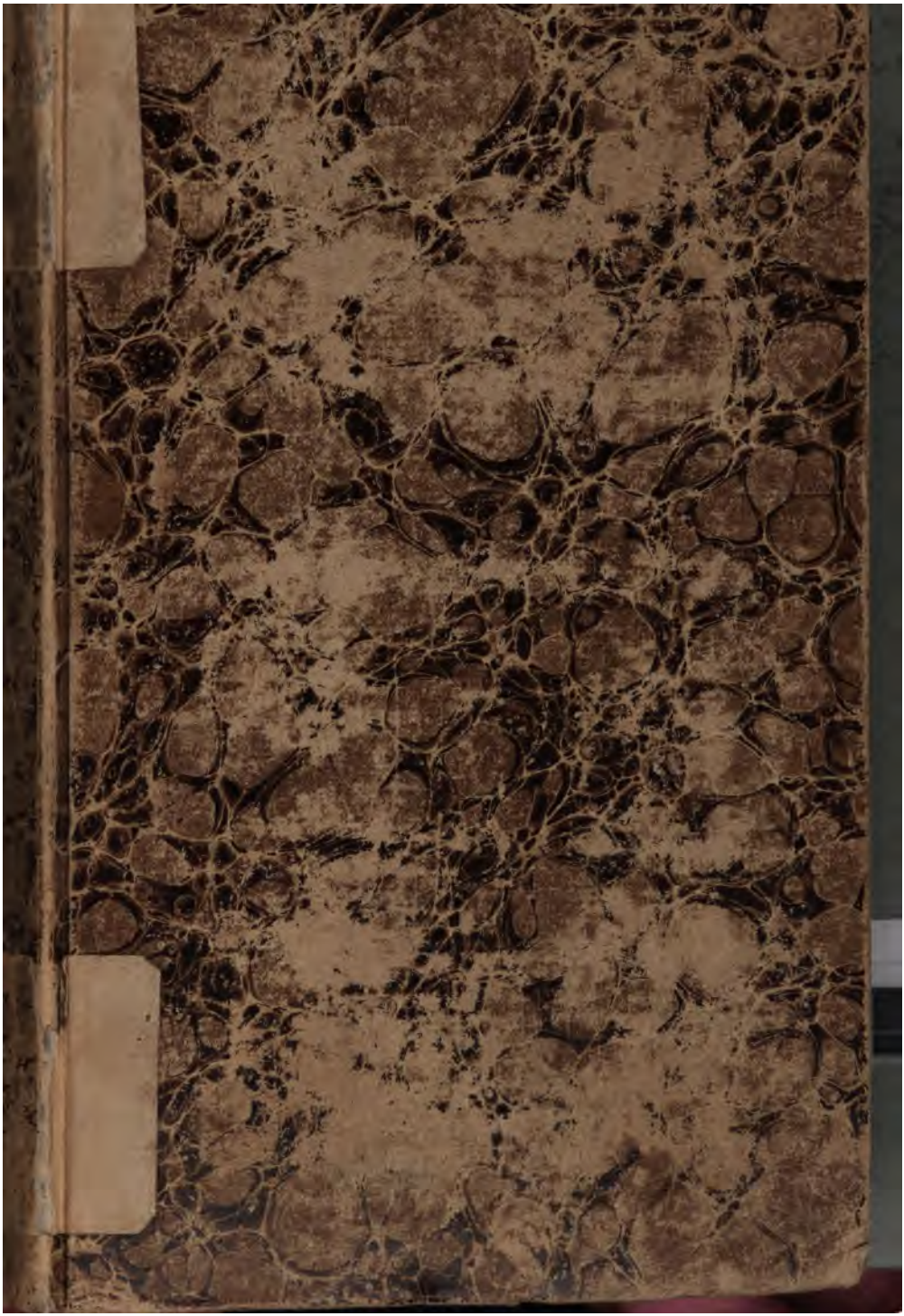
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

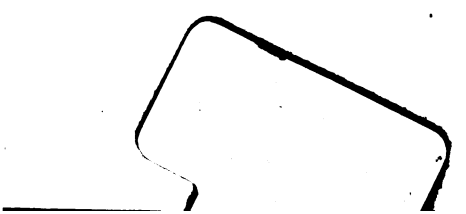
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

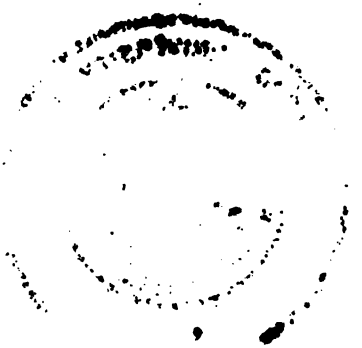
Über Google Buchsuche

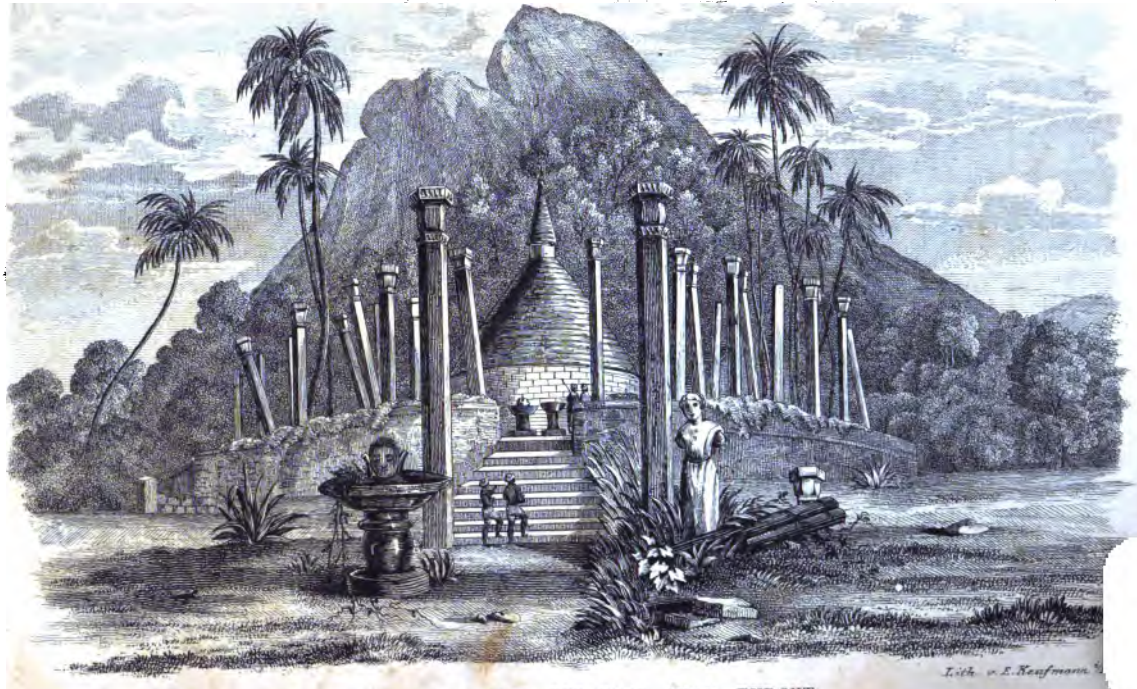
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY







MEHINTELAI, ODER DER BERG OHNE FURCHT.

Magazin

für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibel-Gesellschaften.

Jahrgang

1852.

Basel.
Im Verlag des Missions-Institutes.
Druck von Felix Schneider.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 6 1969
BV2000
E8
1852

Jahrgang
1852.
Erſtes Quartalheft.

Das Chriſtenthum in Ceylon

von

Sir James Emerſon Tennent,

Regierungs-Secretär auf Ceylon.

(Mit Abbildung des heiligen Berges ohne Furcht.)

Vorwort.

Am liebsten treten wir aus unserer Reihe, die uns noch weiter nach West- und dann nach Süd-Africa führen würde, heraus, um im ersten Hefte des neuen Jahrgangs nach einem andern Missionsgebiete uns umzusehen. Es ist die Insel Ceylon, der im Jahrgang 1839, Heft IV. eine ausführlichere Betrachtung gewidmet wurde. Unsre Absicht ist diesmal nicht, den Gang der Mission seit damals zu schildern, sondern das Wichtigste aus dem Werke eines ausgezeichneten Mannes, der als Regierungs-Secretär der Insel das ewige Heil der Einwohner mit warmem Herzen zu einem Gegenstand seiner Sorge gemacht hat, des Herrn Emerson Tennent, der uns schon längst als eifriger Missionsfreund bekannt war, unsern Lesern mitzutheilen.

Das Werk heißt: »Christianity in Ceylon, its introduction and progress under the Portuguese, the Dutch, the British and the American Missions, with an historical sketch of the Brahmanical and Buddhist superstitions, by Sir James Emerson Tennent.« London **1850**, ein Band von **348** Seiten. Es iſt dieſes anziehende Werk nur ein Theil eines größeren, welches der vortreffliche Verfaſſer über die Geſchichte und Geographie, die Ertrags- und Leiſtungsfähigkeit, die Producte, Regierung und den gegenwärtigen Zuſtand, ſowie die Ausſichten dieſer engliſchen Kron-Colonie herauszugeben gedenkt. Wir halten uns jedoch in unſerer Mittheilung nicht ſtreng an die Worte des Originals, übergehen Manches in demſelben, was nicht zu unſerm Zwecke gehört, fügen Anderes aus den Anmerkungen in den Text ein, laſſen die Citate des Verfaſſers weg, erlauben uns eigenes Urtheil in der Darſtellung; ja wir nehmen hie und da aus andern Quellen etwas näher Erläuterndes mit herein.

Der Verfaſſer ſchließt ſeine Vorrede mit Worten, die wir auch dieſer zum Schluſſe geben wollen:

„Ich kann die Feder nicht niederlegen, ohne „die demüthige aber zuverſichtliche Hoffnung ausge„ſprochen zu haben, daß dieſe Erzählung von ſelbſt „geſehenen Thatſachen in Betreff des Erfolges, den

„die Miſſionsarbeit gehabt, und der Siege, die ſie „über die uralten Nationalgötzenthümer von Ceylon „davon getragen hat, denen zur Ermunterung die„nen werde, welche dieſe Arbeit unterſtützt haben, „und ihnen zeige, daß ſie bisher nicht vergeblich „gearbeitet haben, und daß es eine grundfalſche „Anſicht iſt, welche die Religionen Indiens für „unzugänglich der evangeliſchen Wahrheit und un„beſiegſam durch ihren Einfluß erklärt.“

Tübingen, den 8. December 1851.

Der Herausgeber.

Etwas zum Titelbilde.

Der „Mehintelai" oder der „Berg ohne Furcht" ist ein abschüssiger Fels, 3—4 Stunden nordöstlich von Anaradschapura, zu dem in der Zeit der Könige eine gerade Straße führte, auf der die Processionen aus der Hauptstadt dahin zogen. Man ersteigt den Gipfel auf 2000 steinernen Stufen, die sich um die Trümmer von alten Gebäuden, Tempeln und Götterschreinen hinwinden. Auf dem Gipfel, der eine weite Aussicht über das waldige Land darbietet, befindet sich eines der colossalen Gebäude aus Backstein, in welchen die heiligen Buddhareliquien aufbewahrt werden. Hier ist es ein Haar, das aus einer Erhöhung zwischen seinen Augbraunen gewachsen seyn soll. So groß ist die Verehrung dieses Berges, daß jede Klippe ihre eigene Ueberlieferung hat, und jeder Vorsprung zum Grunde eigener religiöser Gebäude ausgebauen ist, in deren Trümmern man noch zerbrochene Standbilder und Inschriften in Nagari-Schrift findet, der ältesten, in der das Pali geschrieben wurde. Man sieht vom Berge aus die Ruinen von Anaradschapura vor sich, die einen Raum von sechs Stunden ins Gevierte bedeckte, und einst eine Ringmauer von 26 Stunden hatte. Schon auf der Charte der Insel Taprobane (Ceylon) von Ptolemäus findet sich die Stadt, und zwar am rechten Orte, mit ihrem alten Namen Anurogranium.

Erſter Abſchnitt.

Das Mittelalter und die Portugieſenzeit. — Neſtorianiſche Chriſten im ſechsten Jahrhundert in Ceylon. — Verſchwinden des Chriſtenthums zwiſchen dem ſechsten und ſechszehnten Jahrhundert. — Berichte früherer Reiſender. — Portugieſiſche Eroberung im Jahre 1505. — Sonderbare Mittel zur Bekehrung der Singhaleſen. — Der heilige Franz Xavier, der Apoſtel Indiens. — Bekehrung der Hindus. — Bekehrung der Buddhiſten. — Stand des Chriſtenthums bei Ankunft der Holländer im Jahre 1638.

Die älteſte Kunde vom Chriſtenthum in Ceylon kommt in dem Werke (chriſtliche Ortsbeſchreibung) des ägyptiſchen Handelsmannes, nachherigen Mönchs Kosmas, des Indienfahrers (Indicopleuſtes) vor, das unter der Regierung des Kaiſers Juſtinian's zu dem Zwecke ans Licht trat, die Richtigkeit der altteſtamentlichen Weltbeſchreibung im Gegenſatze der Ketzereien des ptolemäiſchen Weltſyſtems zu erweiſen. Außer ſeinen Nachrichten gab es noch haltloſe Legenden, an die ſich die Kirchenväter gläubig anſchloſſen, von einer Predigt des Evangeliums durch die Apoſtel Thomas und Bartholomäus in Vorderindien und Ceylon, — Legenden, die das ganze Mittelalter hindurch in ſolchem Grade für wahre Geſchichte galten, daß Alfred der Große, der angelſächſiſche König von England, den Swithelm oder Sighelm, Biſchof von Sherburne, als Geſandten nach Indien ſchickte, um das Grab des Apoſtels Thomas zu beſuchen. Auch den Kämmerer aus Mohrenland hat die Sage in Indien als Miſſionar auftreten laſſen. — So viel aber iſt gewiß, daß Kosmas, der dem neſtorianiſchen Glauben angehörte, auf *Taprobane oder Ceylon* von einer gläubigen Chriſten-

gemeinde mit ordentlicher Kirchenverfaſſung, mit Prieſtern, Diaconen und Liturgie zu erzählen weiß. Es ſind dies aber nur Perſer nach ſeiner eigenen Erklärung, die ſich, wie viele Reiſende aus Indien und Africa, nur des Handels wegen dort aufhielten; denn die Inſel war der Mittelpunct des Handels im indiſchen Meere. Die Eingebornen und ihre Herrſcher waren auch damals Heiden. Höchſt wahrſcheinlich gehörten jene perſiſchen Chriſten eben ſo der ſyriſchen Kirche an, wie die Gemeinden im äußerſten Südweſten der vorderindiſchen Halbinſel (in Travancore), deren Nachkommen noch heute dort wohnen, die ſich im vierten oder fünften chriſtlichen Jahrhundert dort niederließen und im Zuſammenhange mit der perſiſchen Heimath blieben. Sie ſtellten ſich unter den Biſchof von Seleucia, nachher unter den Patriarchen von Antiochia. Mit der Abnahme des orientaliſchen Handels, mit dem Ausbleiben der Kaufleute aus Arabien und Perſien, und der Reiſenden, welche die erſte Chriſtengemeinde in Ceylon bildeten, an den Geſtaden des Manaar-Golfes, verſchwand auch das nie im Landesvolke ſelbſt gewurzelte Chriſtenthum.

In den allerdings ſpärlichen Berichten, die wir zwiſchen dem ſechsten Jahrhundert und dem Erſcheinen der Portugieſen auf Ceylon vom Innern dieſer Inſel und ihrem Leben haben, findet ſich auch nicht eine Spur vom Beſtand einer Chriſtengemeinde ſelbſt.

Wir haben eine Reiſebeſchreibung von zwei Arabern, Ibn Wahab und Abu Seyd, aus dem neunten Jahrhundert. Sie wiſſen von einer Theilung der Inſel zwiſchen zwei Königen, wovon ſchon der alte Kosmas wußte. Es iſt der Radſcha von Jaffna und der König von Kandy. Von Chriſtenthum auf der Inſel aber wiſſen ſie nichts, obgleich ſie bemerken, daß der damalige König freie Uebung jeder Religion geſtattete, wie es denn auch eine zahlreiche Judenſchaft, und ſogar Dualiſten oder Manichäer auf Ceylon gab. Vom Glauben des Regenten und der Bevölkerung heißt es nur: „Der König gibt Geſetze, die für Religion Politik die Grundlagen ſind. Es gibt Doctoren und

„Verſammlungen gelehrter Männer, wie in Arabien. Die „Indier begeben ſich dahin und ſchreiben nieder, was ſie „von dem Leben ihrer Propheten und den verſchiedenen „Auslegungen ihrer Geſetze hören.“

Vier Jahrhunderte ſpäter kam der venetianiſche Reiſende Marco Polo nach Ceylon (1290), und er weiß es nicht anders, als daß die Einwohner Götzendiener ſeyen. Bei der eingehenden Schilderung, die er ſonſt von der Inſel gab, iſt es kaum denkbar, daß er, ſelbſt Chriſt, nichts von einer Chriſtengemeinde ſagte, wenn ſich eine dort befunden hätte.

Ibn Batuta, der abenteuerluſtige Mohre, der im vierzehnten Jahrhundert faſt alle Länder Aſiens durchzog, und Ceylon um 1324 beſuchte, ſchweigt auch gänzlich von dortigen Chriſten, ungeachtet er ausführlich den Kaiſer als einen Ungläubigen beſchreibt, das Treiben der Bramanen und Buddhiſten und die Wallfahrt zu der heiligen Fußſpur auf dem Gipfel des Adams-Pics ſchildert.

So iſt alſo klar, daß das Chriſtenthum trotz ſeiner merkwürdigen Erhaltung in Indien durch dieſe ganze finſtere Zeit hindurch unter den ſyriſchen Kirchen der Coromandel-Küſte, und trotz ſeiner bleibenden Annahme durch die Tamulen und andere Stämme der Halbinſel, an den gegenüberliegenden Geſtaden von Ceylon bald wieder erloſchen iſt. Wenn es je ſich auf etliche der Eingebornen des Landes erſtreckte, ſo müſſen ſie bald nach der Abreiſe der Fremden wieder ins Heidenthum zurückgeſunken ſeyn. Die tamelſchen Fürſten auf Ceylon, ſo duldſam ſie im fünften und neunten Jahrhundert geweſen zu ſeyn ſcheinen, zeigten ſich ſpäter als Verfolger der Chriſten. Doch ſcheint die nächſte Urſache des Verſchwindens der chriſtlichen Religion aus Ceylon in dem raſchen Aufkommen des Islam und der Anſiedlung ſeiner Anhänger aus Arabien und Perſien gelegen zu haben, wie ſie heute noch zahlreich am Meeresſaume der Inſel unter dem Namen Mohren wohnen. Ob der perſiſche Koſru Nuſchirwan wirklich, wie ein perſiſcher Geſchichtſchreiber meldet, Serendib (Ceylon) erobert hat, ſteht dahin. Doch würde dies, da es im ſechsten Jahrhundert geſchehen ſeyn ſoll,

viel erklären. Als im Jahr 1505 die Portugieſen ankamen und die Küſtenlande in Beſitz nahmen, war der Bramaglaube unter den Tameln im Norden, der Buddhaglaube unter den übrigen Singhaleſen herrſchend.

Man weiß, weil die amtlichen Papiere nach Goa, Liſſabon und Braſilien gebracht wurden, nur wenig Sicheres von dem Verfahren der Portugieſen zur Einführung des Chriſtenthums auf der Inſel. Es liegen keine Beweiſe vor, daß Zwangsbekehrungen und Gewaltmaaßregeln gegen die alte Religion ſtattfanden; wahrſcheinlich hielten ſich ihre Miſſionspriester an daſſelbe Verfahren, wie ihre Brüder jenſeits der Meerenge in Indien, wo ſie ja ſo großen Erfolg hatten.

Ihre Beſitzungen an beiden Orten waren klein, die Dauer ihres Beſitzes unſicher; ſie ſtanden in beſtändiger Gefahr durch die Eiferſucht oder Feindſeligkeit der eingebornen Fürſten, und man hat Grund zu glauben, daß unter ſolchen Umſtänden die Portugieſen dem Muſter und den Anweiſungen des Vicekönigs und Erzbiſchofs von Goa folgten (man ſolle den Heiden das ewige Leben, aber auch Anſtellungen, Reis und dergleichen verſprechen), und daß die Unterſtützung der weltlichen Macht, auf die ſich die Miſſion verlaſſen konnte, in nicht mehr beſtand, als dem perſönlichen Einfluß des General-Capitäns zu Colombo und der parteilichen Gunſt, die ſtets die jedesmaligen Statthalter denen zuwandten, die ſich für das Chriſtenthum gewinnen ließen. Wer den Nationalcharakter der Singhaleſen, ihren Gehorſam gegen die geltende Gewalt, ihre Schmiegſamkeit nach den Wünſchen und Anſichten derer, die ſie gerne gewinnen mögen, kennt, dem wird es nicht ſchwer ſeyn zu begreifen, daß die römiſch-katholiſchen Geiſtlichen nur mit dieſen Mitteln in unglaublich kurzer Zeit Schaaren bekehren konnten. Bot allerdings im Norden die beſondere Religion der Hindu furchtbarere Hinderniſſe dar, als der Geiſt des Buddhismus im Süden, ſo wußten dagegen auch die Miſſionare ſolchen Hinderniſſen zu begegnen. Bei den Singhaleſen konnte man leicht mit Wundern ankommen: der Berg

kam gehorsam zu Muhammed; bei den hartnäckigern Tamulen aber ließ sich Muhammed herbei, zum Berge zu kommen.

Die Bekehrungsarbeit an den Buddhisten begann mehrere Jahre früher als die an den Tamulen. Colombo wurde 1505 von den Portugiesen genommen; aber erst 1548 konnten sie sich im Norden fest genug setzen, um den Missionaren eine zusammenhängende Wirksamkeit unter den Bewohnern von Jaffna zu gestatten. Gleich nach der Erbauung des Forts in Colombo wurde die Umgegend zum Bisthum von Colombo erklärt, und unter der Leitung Don Juans de Monterio, des ersten Bischofs, wurde das Christenthum bald in den singhalesischen Bezirken verkündet, während erst 1544 Franz Xavier, der Apostel Indiens, zu den Tamulen kam. Es waren die Parawa oder die Fischer-Kaste, wie sie um den Golf von Manaar, der Perlenfischerei wegen, so zahlreich war, die ihn einluden. Ueberhaupt haben überall in Indien die Fischer-Kasten sich als die zuerst zugänglichen für das Evangelium gezeigt. So sind die Parawas am Cap Comorin noch heute stolz darauf, daß sie die ersten waren, die Xavier bekehrte, und daß sie jetzt noch als die beharrlichsten Christen gelten. Nicht nur luden die Fischer von Manaar den Missionar ein, sondern trotz der blutigen Verfolgungen des Radscha von Jaffna und denen der Holländer hat heute noch dieser District die dem römischen Katholicismus ergebenste Bevölkerung auf der Insel. Auch bei den Singhalesen waren es die Fischer, unter denen von jeher die römische Kirche am meisten Eingang fand. Ueberall sieht man an der Westküste ihre Capellen, und die Fischer sind bis nach Barberyn meist Katholiken. Als im Jahr 1840 die brittische Regierung die Fischerei-Abgaben nachließ, die jährlich 6000 Pfund (72,000 Gulden) eintrugen, so war der Einfluß der römischen Priester stark genug, die Fischer zu vermögen, diese ganze lästige Abgabe an die Kirche fortzuzahlen, und sie haben es auch seitdem treulich gethan. Woher kommt diese Erscheinung? sind etwa die, welche mit Schiffen auf dem Meere fahren und Gottes Wun-

ganz seiner Herrscherſorgen, jagten ihn von der Inſel und verleibten ſein Gebiet dem von Portugal ein.

Jetzt waren die Portugieſen Herren der ganzen Seeküſte und konnten auch an geiſtliche Herrſchaftsplane denken. Aber immer noch blieb ihr Verfahren im Norden ſehr verſchieden von dem im Süden. Hier unter den Singhaleſen und Buddhiſten mußten ſie mit umſichtiger Klugheit und Rückſicht vorgehen, weil der mächtige König von Cotta, deſſen Gebiet von Tſchilaw bis Colombo reichte, ſo nahe war, und weil ſie den noch feindlichern Nachbar, den König von Kandy, deſſen Reich nur 20 Stunden von ihren Vorpoſten anfing, zu fürchten hatten. In Jaffna dagegen, fern von jeder heidniſchen Herrſchermacht, von den Singhaleſen durch mächtige Urwälder und unwirthliche Sandwüſten geſchieden, gab die natürliche, faſt inſulariſche Lage ihrer neuen Eroberung die Stellung einer großen, geſchloſſenen Feſtung, in der ſie, die See zu ihren Befehlen, vor jedem Eingriffe von Außen geſichert ſtanden. Daher brachten ſie hier bald die ganze Halbinſel unter die unbedingte Herrſchaft der Kirche. Sie theilten ſie in Pfarreien, bauten in jeder Kirche und Schulhaus, gaben ihr ein Pfarrgut zum Unterhalt des Franciscaners, der als Prieſter da regieren ſollte, und noch zeugen die Trümmer dieſer geiſtlichen Gebäude von der Sorgfalt und den Koſten, womit ſie gebaut waren. In der Stadt Jaffna ſelbſt befand ſich auf der Weſtſeite ein Jeſuiten-Collegium mit Kirche, auf der Oſtſeite ein Dominicaner-Kloſter mit Kirche, und die Franciscaner hatten natürlich ihr Kloſter auch. Als die Holländer (1658) die Feſtung eroberten, marſchirten 40—50 Mönche dieſer Orden aus der Stadt. Wenige Jahre nach der portugieſiſchen Beſitznahme hatte hier Alles, auch die Braminen, die alte Religion abgeſchworen und die Taufe empfangen.

Wie kam es aber, fragt man mit Recht, zu ſo raſchen und ſo maſſenhaften Bekehrungen gerade bei den ſonſt zähern Anhängern des Bramanenglaubens? Wie brachte man die unbeugſamen Hindus im Norden ſo viel ſchneller zum Uebertritt, als die ſchmiegſamen und gleichgültigen

Buddhiſten im Süden? Bei dieſen war allerdings du
den Einfluß der herrſchenden Gewalt und die Hoffnung
Gewinn ein Anfang gemacht, und ſo ungeſund und ſchm
lich auch die erſten Beweggründe zum Uebertritt ins
menchriſtenthum bei ihnen geweſen ſeyn mögen, ſo iſt
gewiß, daß nach demſelben durch die Ceremonien und
Pomp des Katholicismus, der auch ſonſt in Indien
großen Eindruck machte, die Phantaſie der Singhaleſen
geregt und ihre Neigung dauernd gefeſſelt wurde.

Als das Chriſtenthum zuerſt in Ceylon durch Xa
gepredigt wurde, geſchah es in hohem Grade mit der
fachheit und dem apoſtoliſchen Eifer, die ſeitdem die pr
ſtantiſchen Miſſionare auszeichneten. Aber trotz der Me
ſeiner Bekehrten ſprach doch dieſer edle Mann in ſei
Briefen an Ignaz Loyola, den Stifter des Jeſuitenorde
ſeinen Kummer aus, daß, was er äußerlich vollbracht,
immer ſo wenig geſund und kräftig ſey. Der offene Abſ
der ſich ſpäter unter ſeinen Bekehrten zeigte, gab denen,
ihm im Miſſionslaufe folgten, die Nothwendigkeit an
Hand, wirkſamere Mittel für die Weckung der Aufmerkſ
keit der Hindus, und zur Niederkämpfung ihres Widers
lens gegen das Chriſtenthum ausfindig zu machen.
Jeſuiten, die nach Xaviers Tode in Schaaren nach Ind
ſtürmten, redeten ſich ſelbſt ein, man müſſe, da ſein Verf
ren ſich als unzureichend erweiſe, um Eingang und ſe
Fuß im Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, ſich
ſerlich mehr an ihre Sitten und Anſchauungsweiſe anſchm
gen, und weniger ſchroff ihren religiöſen und ſittlic
Vorurtheilen gegenübertreten. Unter der Decke dieſes Ku
griffs, meinten ſie, könne man in der Stille anrücken
das Gebäude ihres uralten Aberglaubens untergraben, u
eche ſeine Vertheidiger in dem Angreifer den Gegner
dachten. In Folge dieſes Kriegsplanes bekam das Chriſt
thum in den Händen derer, die es jetzt den Heiden darbo
eine ſo wunderliche Geſtalt, daß es Niemand glauben wü
wenn es diejenigen nicht ſelbſt ſagten, die alſo verfuhr
Die Jeſuiten, die jetzt die Bekehrung Hindoſtans übern

men, wollten Allen Alles werden, um ihren Zweck zu erreichen. Sie behielten die Predigt der einfältigen christlichen Wahrheit auf günstigere Zeit vor, und bequemten sich inzwischen geradezu zur Ausübung des Heidenthums. Und zwar gingen sie darin so weit, daß eine der Hauptanklagen, welche zuletzt gegen die Jesuiten und ihr Verfahren von Seiten der übrigen Orden beim heiligen Stuhl einliefen, dahin ging, man könne bei der Erheuchelung heidnischen Wesens und der Duldung desselben an den Bekehrten kaum mehr darüber klar werden, ob die Jesuiten zur Hindureligion, oder die Hindus zum Christenthum bekehrt worden seyen.

Sie stellten sich als Bramanen einer noch höheren Kaste als alle indischen aus dem Westen dar; sie gaben sich indische Namen bei, nahmen die heidnischen Bräuche dieses stolzen und abgeschlossenen Geschlechtes an, und brachten zum Erweis ihrer Ansprüche ein litterarisches Machwerk in alten Schriftzügen zum Vorschein, das die römischen Bramanen als viel älter denn die indischen, und als Abkömmlinge Brama's in gerader Linie bezeichnete.

Sie verfertigten ein falsches Weda (Ezur-Weda), worin sie die Lehren des Christenthums in der nachgeahmten Sprache der alten heiligen Hindubücher niederlegten. Sie trugen den Kawy oder den orangenfarbenen Talar der Sanjasis, einer der verehrtesten Bramanenclassen. Sie hingen ein großes Tigerfell um die Schultern, um Schiwa nachzuahmen. Sie enthielten sich der thierischen Nahrung, des Weins und gewisser verbotener Pflanzen. Sie vollzogen die von den Schastra's verordneten Waschungen. Sie trugen auf der Stirn den Fleck von Sandelholzstaub, dieses Merkzeichen des Hindu. Und um ihre Rolle auch ganz durchzuspielen, nahmen sie dieselbe stolze Verachtung der Pareier und anderer niederer Kasten an, die sich nicht so hoher Abstammung rühmen konnten, wie die Bramanen.

Dabei beruhigten sie sich nicht bloß mit dem heiligen Zweck, der diese Mittel rechtfertige, sondern sie wurden auch noch durch die immer deutlicher hervortretende Aehnlichkeit

zwiſchen ihrer eigenen Religion und dem Götzendienſt ermuthigt, den ſie ſtürzen ſollten. „Wenn," ſagt Abbe Dubois, ſelbſt römiſch-katholiſcher Miſſionar in Indien, „irgend „eine der gottesdienſtlichen Formen des Chriſtenthums mehr „als die andere geeignet iſt, in Indien Eindruck zu machen „und Boden zu gewinnen, ſo iſt es gewiß die katholiſche, „welche die Proteſtanten götzendieneriſch nennen. Ihr äu„ßerer Pomp und Glanz paſſen für Gemüths- und Sin„nesart des Eingebornen. Sie hat ein Pudſcha (Opfer), „Proceſſionen, Bilder und Statuen; ein Tirtan (heiliges „Waſſer), Feſte, Faſten und Gebet für die Todten, Anru„fung der Heiligen und Anderes, was mehr oder weniger „dem religiöſen Weſen der Hindus ähnelt." All dieſes benützten die Jeſuiten ſo ſehr als möglich. Sie führten, die Orgien des Dſchaggernath nachahmend, die Bilder der Jungfrau und des Erlöſers auf Triumphwagen umher; ſie führten die heiligen Tänzerinnen des bramaniſchen Cultes in die Kirche ein; kurz, durch ein aus Trug und Anſchmiegung gemiſchtes Verfahren und ein Leben voll unbeſchreiblicher Entbehrungen gelang es ihnen, den Einfluß und das Anſehen der Franciscaner in ganz Südindien zu verdrängen und Schaaren von Namenchriſten in die Kirche überzuführen.

Endlich wurde die Aufmerkſamkeit des römiſchen Stuhles auf dieſes Aergerniß der Jeſuiten gelenkt, die gar nicht verheimlichten, daß ſie „aus Klugheitsgründen, um die Em„pörung ihrer Bekehrten zu verhüten, ſich die unangenehme „Nothwendigkeit hatten gefallen laſſen, manchen tadelns„werthen Brauch zu überſehen und auf ſchickliche Gelegen„heit zu ſeiner Abſchaffung zu warten." Zugleich ſtellten ſie die Gefahr einer ſchroffen Behandlung der Gefühle der Hindus und eines offenen Angriffs gegen die mit Recht beklagten Bräuche vor der feſten Einwurzelung des Chriſtenthums im Lande dar. Aber ihre Gründe wurden unzureichend gefunden. Papſt Gregor XV. und ſein Nachfolger verwarfen die abgöttiſchen Gebräuche der Jeſuiten, aber umſonſt, bis auf die ernſten Vorſtellungen des Cardinals

de Tournon, apoſtoliſchen Legaten in Pondicherry, Papſt Benedict XIV. eine ſtrenge Bulle erließ, in welcher die abergläubiſchen Uebungen der Jeſuitenmiſſionare einzeln aufgezählt und gänzlich verboten wurden. Der Abbe Dubois ſagt, die vorhergeſagte Wirkung dieſes Erlaſſes, wenn er vollzogen würde, ſey nicht ausgeblieben. Die Jeſuiten gaben widerſtrebend und nach mehrmaligen Gegenvorſtellungen und Verzügen nach; aber die Zahl der Proſelyten nahm ab. Haufenweiſe fielen die Chriſten ins Heidenthum zurück; und nur eine theilweiſe Rückkehr zu dem vom Papſte verbotenen Verfahren hat ſeitdem das gänzliche Erlöſchen des römiſch-katholiſchen Chriſtenthums in Indien verhütet.

Da dies in dem nahen Indien zu derſelben Zeit vorging, während in Ceylon ähnliche Arbeiten von Prieſtern derſelben Kirche, in denſelben Seminarien gebildet, unter dem Befehl derſelben geiſtlichen Oberen ſtehend, ausgeführt wurden, ſo hätte man ſchon im Voraus ein Recht zu der Annahme, es möchten wohl dieſelben Mittel, die man in Indien zur Heidenbekehrung ſo behülflich, ja gar ſo unentbehrlich fand, auch bei den Tameln und Buddhiſten auf Ceylon verſucht worden ſeyn. Es liegen übrigens hiefür ſogar Beweiſe vor. Baldäus, der im Jahr 1658, bald nach der Vertreibung der römiſch-katholiſchen Prieſter nach Jaffna kam, ſchildert ihre Kirchen, wie ſie mit Theaterbühnen und Gerüſten für die Aufführung von Myſterien und Schauſpielen eingerichtet waren, deren Stoff die bibliſche Geſchichte bot. Es iſt kein Unrecht, wenn wir aus dem Bericht des Reiſenden Mandelsloh, der 1659 in Goa war, dieſen Rahmen geſchichtlicher Angabe ausfüllen. Er ſchildert ein ſolches Schauſpiel der dortigen Jeſuiten, dem auch der Erzbiſchof anwohnte, und ſagt, nachdem er allerlei den Heiland und ſeine Mutter darſtellende Maſchinerieen beſchrieben: „Es trat auch ein Mann auf, allein, mit Vogel„neſtern bedeckt, nach ſpaniſcher Mode gekleidet und maskirt „und machte allerlei lächerliche und phantaſtiſche Geberden. „Der Ball endete mit dem Eintritt von zwölf in Affen „verkleideten Knaben, die ſich ganz affenmäßig geberdeten.

„Als wir von unſern Wirthen Abſchied nahmen, verſicherten „ſie uns, ſie gebrauchten dieſe Schauſpiele, um die Heiden „und Muhammedaner dieſer Länder zur Annahme des Chri„ſtenthums dadurch zu bewegen.“

Die Archive der holländiſchen Colonialregierung enthalten Angaben über die Beſtrafung römiſcher Katholiken, die trotz des beſtehenden Verbotes öffentliche Proceſſionen abhielten; und bis auf den heutigen Tag feiern die Katholiken im Norden der Inſel ihren Gottesdienſt noch in Begleitung von Feuerwerk und Trommeln, umziehen ihre Kirchen in Proceſſion mit geſchmückten Wagen, worauf Götzenbilder und Blumenguirlanden ſich befinden, und die nur dem Namen nach von den heidniſchen Umzügen ſich unterſcheiden.

Wenn unter der Portugieſen-Herrſchaft dergleichen Schauſtellungen unter den ſüdlichen Buddhiſten ſeltener waren, ſo rührt es von ihrer dort weniger geſicherten Macht und von der argwöhniſchen Beobachtung des Treibens ihrer Prieſter durch eine heidniſche, von dem König von Kandy kräftig unterſtützte Prieſterſchaft her. In Jaffna, ſo fern und abgeſchloſſen, konnte ſich Niemand einmiſchen, und die Könige von Kandy waren eifrige Buddhiſten und konnten keine Luſt haben, etwas für den Schutz des dortigen Bramanenglaubens zu thun. Dort konnten die katholiſchen Prieſter mit Macht und Gewalt eingreifen und durchſetzen was ſie wollten. Im Süden galt es an ſich haltende Vorſicht. Daher auch dort nirgends die Reſte von chriſtlichen Kirchen und andern geiſtlichen Gebäuden ſich finden, wie im Tamel-Gebiete. Man mußte ſich dort wohl hüten, außerhalb der Ringmauer eines Forts ſolche Gebäude aufzuführen. Es gab in Colombo zwei Pfarrkirchen: Unſrer Frauen und St. Lorenzens; vier Klöſter der Cordeliers, der Dominicaner, Auguſtiner und Capuziner; ein Jeſuiten-Collegium, worin Philoſophie und claſſiſche Sprachen gelehrt wurden. Außerhalb des Forts waren ſieben Pfarreien, aber, ſo weit ſie nicht unter den Kanonen der Feſtung lagen, ohne eigene Gebäude. Galla hatte ein Franciscaner-

Kloſter und ein Haus der Barmherzigkeit; Caltura eine kleine Kirche für die Beſatzung des Forts, wie Malvana und Negombo, während im Norden ein einziger Diſtrict vierzehn Kirchen zählte.

Demungeachtet gelang es den portugieſiſchen Prieſtern im Buddhiſten-Lande ſogar den König von Kandy, und nachher den von Cotta zur Annahme der Taufe zu bewegen, aber erſt nachdem jener von einem Nebenbuhler aus ſeinem Lande gejagt, dieſer aber durch die feindlichen Bewegungen ſeiner Unterthanen genöthigt war, ſich unter den Schutz der Fremden zu flüchten. Das Radſchawali, eines der heiligen Bücher von Ceylon, ſagt: „Als der König von „Cotta getauft wurde, ließen ſich auch viele Edle ſeines „Landes taufen, und von da an wandten ſich die Weiber „der Vornehmen und auch die der niedern Claſſen, der Bar„biere, der Fiſcher, der Mattenflechter um des Goldes „der Portugieſen willen zum Chriſtenthum und zum „Umgang mit den Fremden, und die Buddhiſten-Prieſter, „die bis dahin noch in Cotta geblieben, zogen ſich ins In„nere nach Situak und Kandy zurück.“ Dies beſtätigt hinreichend, daß man im Süden nicht zur Gewalt, wohl aber zu den Andeutungen König Johanns griff, daß Ausſicht auf Gewinn noch größere Wirkung thun werde, als Hoffnung der ewigen Seligkeit. Der Buddhismus wurde nirgends mit Gewalt niedergedrückt, und auch der Rückzug der Prieſter war ein ganz freiwilliger; ja die großen Tempel zu Kalani und andere, nicht weit von Colombo, wurden, ſo ungern dies die Portugieſen ſahen, fortwährend von ihren Prieſtern bedient und von vielen Wallfahrern aus allen Theilen der Inſel beſucht.

Als der Kaiſer von Cotta (1597) ſtarb, und in ſeinem letzten Willen das Land an Don Heinrich, König von Portugal, vermachte, zeigten die Häuptlinge einen zwar ehrerbietigen, aber doch muthigen Freiheitsſinn, deſſen Aeußerung ſowohl ihren Wunſch, daß ihre Religion keinerlei Gewalt leide, wie ihre Einſicht in den Bekehrungsdrang der Portugieſen darlegte. Da der General-Capitän von Colombo

ſie zur Huldigung aufforderte, baten ſie um Bedenkzeit; ſodann erklärten ſie feſt, als Singhaleſen in Grundſätzen aufgewachſen zu ſeyn, bei denen ſie zu bleiben entſchloſſen ſeyen und es würde ſchwer und nicht ohne Gefahr für den Angreifer ſeyn, ſie zu zwingen, dieſelben gegen andere ihnen ganz fremdartige zu vertauſchen. Sie machten auf die Umwälzungen aufmerkſam, die in ſolchen Fällen dem alten Zuſtand der Dinge nicht gefährlicher zu ſeyn pflegen als dem neuen; aber ſie erklärten, dem König von Portugal eben ſo treu dienen zu wollen, wie ihrem bisherigen Herrn, wofern deſſen Diener ihre angebornen Rechte und Gewohnheiten achten würden. Die Bedingungen wurden portugieſiſcherſeits angenommen und die Abgeordneten unterzeichneten einen Unterwerfungsvertrag mit der Krone Portugal, dem der Generalcapitän nur eine Clauſel anhängte, nach welcher die Prieſter und Orden das Chriſtenthum frei im Lande predigen und die Singhaleſen Niemand an freiwilligem Uebertritt zu demſelben hindern, daß ſelbſt Eltern ſich keine Gewalt über die Gewiſſen ihrer Kinder anmaßen dürften und daß über Vergehungen gegen die Religion die beſtehenden Richter (die Inquiſition?) zu urtheilen hätten. Jeglicher Glaubenszwang war dadurch ausgeſchloſſen, dagegen Jedem Freiheit hinſichtlich der religiöſen Ueberzeugung gelaſſen, mit der es Gott gefiele, ihn zu erleuchten.

Erſt gegen das Ende ihrer Herrſchaft machten die Portugieſen Anſtalt, das Chriſtenthum über ihr eigenes Gebiet hinaus zu verbreiten und ihm ins Innere der Inſel Bahn zu machen. Aber damals war ein furchtbarer Nebenbuhler für das Wachſen ihrer Macht im Oſten bereits groß gewachſen. Die Holländer hatten am Hofe des Königs von Kandy Eingang gefunden, und auf ihren Rath gab der König (1614) eine rund abſchlägige Antwort auf die Bitte des portugieſiſchen Geſandten um freie Religionsübung für die römiſchen Katholiken in ſeinem Gebiete und um die Erlaubniß eine Kirche und ein Kloſter für 2 — 300 Geiſtliche und Layen in Kandy zu bauen. Den Holländern war die Erinnerung des eigenen Krieges um Freiheit

der Niederlande von der verabscheuten römisch-katholischen Herrschaft Spaniens noch allzu neu; sie hatten in ihren asiatischen Besitzungen längst wahrgenommen, daß sie keine Sicherheit des Besitzes hoffen konnten, so lange die römische Geistlichkeit noch etwas darin zu bedeuten hatte, weshalb sie auch später eben so sehr aus politischen als religiösen Gründen auf der Entfernung aller römischen Priester aus den von ihnen eroberten Plätzen in Indien bestanden, indem dieselben durch ihre Intriguen stets die holländischen Interessen beschädigten. So hatten sie denn auch 1638 den Radscha Singha von Kandy in einem mit ihm abgeschlossenen Vertrage durch die Bedingung gebunden, „keinem Priester, Mönch oder römischen Geistlichen den „Aufenthalt in seinem Gebiete zu gestatten, sondern dieselben „als Urheber aller Rebellionen und Verderber aller Re„gierungen zu vertreiben."

So mit ihren Missionsbestrebungen innerhalb ihres eigenen Gebietes eingeengt, waren die Portugiesen hier desto emsiger, und es gibt keinen stärkeren Beweis davon, wie sehr die Macht der Geistlichkeit durch alle Volksclassen drang, als der Umstand, daß noch heute die vornehmsten Singhalesen-Familien außer ihren Familiennamen den der portugiesischen Officiere tragen, der vor 300 Jahren ihren Ahnen bei ihrer Taufe gegeben worden ist. Und zwar steht immer der Portugiesenname voran, wie: Ernesto de Saram Widscheyesekere Karunaratne, Juan Luis Pereira Abeysekere Gunivardene, Don David de Silva Welaratne Dschajetilleke u. a. m. Diese Bekehrung war aber ein politischer, nicht religiöser Act, und die weit überwiegende Mehrzahl war damals wie jetzt fest mit dem Buddhaglauben verwachsen. Denn zu Tausenden ließen sie sich taufen, fast ohne allen Unterricht, ohne alle innere Erleuchtung, nicht gezwungen, kaum aufgefordert, und zwar auf einen Glauben, der völlig neu und fremd, ihnen gar nichts war. Ihre Ansichten und Gefühle blieben dieselben, woran die Bequemung der Missionare zu heidnischem Pomp und Wesen sie nicht im mindesten hinderte.

Zweiter Abschnitt.

Die holländische Zeit. — Treubruch am Könige von Kandy. — Holländische Verfolgung der Römischkatholischen. — Gegenwärtiger Zustand der Portugiesen in Ceylon. — Die Einführung der reformirten Staatsreligion. — Außerordentliche Nachgiebigkeit der Eingebornen. — Mittel zur Bekehrung der Buddhisten. — Schulwesen der Holländer. — Kirchenwesen in Ceylon. — Maaßregeln gegen den Buddhismus. — Abnehmen des Christenthums. — Wachsender Einfluß der römischen Katholiken. — Mißlungene Einführung der reformirten Staatsreligion. — Ursachen des Mißlingens.

Die Holländer begannen ihre Laufbahn in Ceylon unter Umständen, die sehr geeignet waren, ihren geistigen und politischen Einfluß zu erhöhen. Sie hatten sich bereits in den Ländern des Ostens durch die Kraft, mit der sie sich auf den Inseln des indischen Archipelagus festgesetzt, und durch die Einsicht, mit der sie in Java, Formosa, Amboina, Sumatra und auf den Molukken den Grund zu blühenden Colonieen gelegt, Ruhm erworben. Mit dem Wachsen und der Erweiterung ihrer Macht war das allmähliche Herabkommen der Portugiesen und ihrer Herrschaft in Indien gleichen Schrittes fortgegangen. Die Politik der Portugiesen war durch Treulosigkeit und arglistiges Umgreifen bezeichnet, ihre Handelsthätigkeit durch Trug und Raubsucht verhaßt; durch ihr Benehmen gegen die Eingebornen jeden Ranges und Glaubens hatten sie, weil Uebermuth und tyrannische Anmaßung seinen Hauptcharakter bildeten, in ungewöhnlichem Grade Mißstimmung und Unzufriedenheit erregt.

Auch in Ceylon war ihr politisches Treiben gegen das Ende ihrer Herrschaft treulos und heimtückisch gewesen, und im Jahre 1636 schrieb der Radscha Singka von Kandy in dem Eindruck von dem edleren Benehmen der Holländer einen Brief an den Statthalter von Palliakatta auf der Coromandel-Küste, schilderte das ehrlose und gewaltthätige

Weſen der Portugieſen und lud die Holländer zu einer Allianz ein, welche die Vertreibung jener zum Zweck haben ſollte. Er gab ſich in dieſem Briefe europäiſche Titulaturen und nannte ſich Kaiſer von Ceylon, König von Kandy, Cotta und Jaffnapatam, Fürſt von Uwa, Matura und den vier Korles, Großherzog der ſieben Korles und von Matelle, Graf von Trinkomalie und Kottiar, Markgraf von Udenuwere, Herr der Seehäfen Colombo, Madampe, Calpentyn und Manaar, der Perlenfiſchereien und der Edelſteine, Herr der goldenen Sonne. Er benachrichtigte die Geſandten, die nachher von Batavia an ihn abgeordnet wurden, daß er den Portugieſen nicht trauen könne, daß ſich mit ihnen kein ſicherer Bund ſchließen laſſe, daß trotz aller Verſprechungen und Verträge ſie ſeine Gränzen verletzen, ſein Land plündern, ſeine Dörfer und Städte in Brand ſtecken, und daß, ſo lange ſie einen Zoll breit Landes auf der Inſel inne haben, kein Schutz gegen ihre Tyrannei, keine Sicherheit vor ihren Beleidigungen denkbar ſey. Man kam überein, daß die Holländer Feſtungen als Stützpuncte ihrer Unternehmungen gegen die Portugieſen im Weſten bauen, der König alle Kriegskoſten bezahlen und die Holländer alle den Feinden abzunehmenden feſten Plätze und Landgebiete dieſem überlaſſen ſollten.

Die Holländer ließen ſich aber gleich im Anfang zu einer Treuloſigkeit verleiten, die gar nicht hinter dem Verfahren zurückſtand, das ihre Vorgänger um guten Namen und Beſitz brachte. Im Widerſpruch mit den ausdrücklichen Vertragsbedingungen behielten ſie alle ihre Eroberungen und überzogen ihren Bundesgenoſſen ſelbſt mit Krieg. Sie gewannen in den Jahren 1640 — 1658 Galle, Colombo und Jaffna; alle feſten Plätze fielen in ihre Hände; die Portugieſen waren vertrieben und die Holländer betrachteten ſich als ihre Erben durch das Recht der Eroberung.

Es wurde ſofort, wie die Niederländer überall es thaten, die reformirte Staatsreligion in der Colonie eingeführt und am 6. October 1642 trat der erſte presbyterianiſche Geiſtliche auf der Inſel in Thätigkeit. Allein ehe ſie poſitiv

wirkten, ließ das noch glühende Haßgefühl gegen die europäiſchen Nebenbuhler Maaßregeln gegen die römiſchen Prieſter als die Hauptſache erſcheinen. Die in Colombo gefundenen und die mit den Truppen aus Jaffna ausgezogenen wurden kurzweg nach Indien hinübergeſchafft. Ein unglücklicher Jeſuit, den Krankheit verhindert hatte, nach der Uebergabe des letztern Platzes, ſeine Amtsbrüder zu begleiten, wurde enthauptet, weil er eine unter dem Beichtſiegel anvertraute Verſchwörung, bei der er ſelbſt übrigens völlig unbetheiligt war, nicht angezeigt hatte. Die höhniſche Behandlung der Altarbilder durch die Niederländer während des Krieges, wo immer eine Kirche in die Gewalt der Sieger fiel, empörte die Portugieſen, und der unglückliche Generalcapitän von Colombo ſagt in ſeinem amtlichen Berichte von der Belagerung: „Es fehlen meiner Feder die „Worte, um die Frevel der Ketzer an den Heiligthümern zu ſchil„dern. Sie nahmen das Standbild des heiligen Thomas, ſchnit„ten ihm die Naſe ab, ſchlugen es voll Nägel und ſchoſſen es „aus einem Mörſer in unſern Graben.“ Die Feindſchaft der Sieger gegen die römiſche Kirche, wie ſie ſtets ſich gleich blieb, übertraf weit ihren Widerwillen gegen Bramaniſten und Buddhiſten. Im Jahre 1658 verbot eine Proclamation bei Todesſtrafe, einen römiſch-katholiſchen Prieſter verborgen zu halten oder zu beherbergen. Das Verbot war aber eine zu ſchreiende Ungerechtigkeit, um durchführbar zu ſeyn. Die Prieſter blieben trotz deſſelben bei ihren Gemeinden. Im Jahre 1725 wurden den Katholiken alle öffentlichen und Privatverſammlungen bei ſchwerer Geldſtrafe, im Wiederholungsfalle bei leiblicher Züchtigung verboten. Dieſem harten Verbot folgte ein anderes auf dem Fuße, das dieſen Geiſtlichen das Taufen auf das Strengſte unterſagte, und dieſes wurde von Zeit zu Zeit wiederholt. Auch jene obige blutige Verordnung wurde 1733 und 1745 erneuert, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. 1748 verbot man die Bildung katholiſcher Geiſtlicher; aber die Wiederholung dieſes Erlaſſes, ſowie desjenigen, der die Meſſe unterſagte, zeigt deutlich, daß Prieſter

und Gemeinden ſich nicht ſo leicht von ihrem Glauben losreißen ließen. Die katholiſche Kirche blieb trotz aller dieſer Schritte ſtark auf der Inſel, indem nicht allein die Portugieſen, die auf Ceylon geblieben waren, ſondern heimlich auch viele Singhaleſen und Tameln ihr treu blieben und ſich weder durch Beſtechung noch Gewalt von ihr abziehen ließen.

Es war begreiflich, daß dieſe unchriſtlich rohe Verfahrungsweiſe die römiſchen Katholiken von den von den Holländern beſetzten Seeküſten ins Innere trieb, denen jetzt der Radſcha Singha, empört über die Treuloſigkeit der Holländer, daß ſie alle eroberten Küſtenorte behielten, gerne Schutz in ſeinem Lande gab. Es ſollen ſich über 700 portugieſiſche Familien zu Ruanwalle am Fuße der Kandyberge angeſiedelt haben, während zu Galgamoa eine Colonie von eingebornen Chriſten entſtand und noch heute zu Wahakotta in den Bergen von Matelle eine römiſch-katholiſche Gemeinde ſich befindet, die von den geflohenen Portugieſen abſtammt, in Sprache und Sitten aber gänzlich mit den Kandyern verſchmolzen iſt.

Das eigentliche Bekehrungswerk wurde jetzt ſyſtematiſch getrieben. Die römiſch-katholiſchen Kirchen der Provinz Jaffna wurden in Beſitz genommen und mit jeder eine Schule verbunden. Baldäus, einer der erſten reformirten Miſſionare meldet ausführlich, wie wenig vorgängigen Unterricht er für nöthig hielt, um die Heiden in die holländiſche reformirte Kirche aufzunehmen.

Zu Jaffna eröffnete man ein Seminar zur Bildung von eingebornen Lehrern und Katechiſten. Im Jahr 1663, nur fünf Jahre nach der Eroberung, waren dort bereits 12,387 Kinder getauft, 18,000 befanden ſich in den Schulen, und die Zahl derer, die „chriſtliche Männer und Frauen geworden", belief ſich auf 65,000. In Manaar und Wanny gab es 1655 ſchon 8000 Bekehrte, und 1688 berechnete man die Geſammtzahl der Uebergetretenen im Jaffna-Lande auf mehr als 180,000. Wenn man die Klage des rechtſchaffenen Baldäus hört, daß ihm (1663) für alle ſeine Kirchen

und Schulen nur zwei oder drei Geiſtliche zu Gebot ſtehen, wo die Portugieſen über vierzig gehabt, ſo kann man ſich denken, wie es mit dem Schulunterricht und der geiſtlichen Führung dieſer Leute ausſah. Der ehrliche Mann muß aber auch geſtehen, daß ſie zwar „dem Namen nach Chriſten „und wohl im Stande ſeyen, über die zehn Gebote und andere „Lehrpunkte verſtändig zu ſprechen, aber noch viele heid„niſche Anſichten feſthalten".

Auch die holländiſchen Prädicanten hatten bei den Buddhiſten im Süden keine ſo leichten Triumphe wie bei den Tameln. Die Singhaleſen waren weit nicht ſo bereitwillig, nach einander die widerſtreitenden Lehren Roms und die der Reformation ſich anzueignen. Man fand es daher nöthig, wenigſtens mit ſanfterem Zwang ihrem Verſtändniß nachzuhelfen. Zu dem Ende wurde verordnet, daß kein Eingeborner den Rang eines Modliar, einen Landpacht oder ein Amt erlangen könne, der nicht getauft, Mitglied der proteſtantiſchen Kirche ſey und ſich zur helvetiſchen Confeſſion halte.

Der Erfolg läßt ſich leicht ermeſſen. Viele der Häuptlinge im Niederlande, die ſich noch nicht lange von den Portugieſen hatten taufen laſſen und noch die Taufnamen ihrer römiſch-katholiſchen Pathen trugen, kamen jetzt herbei um den Irrthum Roms abzuſchwören. Die Landeigenthümer und alle die nach den kleinen Aemtern und Dorfſchulzenſtellen trachteten, waren natürlich beeifert, die nöthigen Eigenſchaften hiezu ſich anzueignen; ſelbſt Bramanen von Jaffna und Manaar, die nicht gern der Ausſicht auf Würden und Beſoldungen entſagten, bekannten ſich zum Chriſtenthum, jedoch ohne die heidniſchen Abzeichen von ſich zu thun.

Die Holländer gingen durchaus in ihren Miſſionsbeſtrebungen den Weg durch die Schule, der erſt die Predigt folgte. Das Dorfſchulhaus umfaßte den Kern einer künftigen Gemeinde, und mit den Anfangsgründen aller Bildung erhielten Jung und Alt den erſten Unterricht im Chriſtenthum. Die Taufen und Trauungen fanden im Schulhauſe ſtatt, und um dieſem die möglichſte Bedeutung

zu geben, wurde der von der Schulaufſichtsbehörde ernannte Schulmeiſter auch der Führer der Thombos oder öffentlichen Regiſter und ſomit der Verwahrer der Documente, worauf Beſitzſtand und Erbrecht beruhte.

Der Unterricht in den Dorfſchulen war beſchränkt und unentgeltlich, aber es fand Schulzwang durch Geldſtrafen ſtatt. Dieſe Strafen waren Anlaß zu beſtändiger Widerſetzlichkeit der Eingebornen, Unredlichkeit der Lehrer und Quälerei für die Behörden; aber die Erfahrung hatte gelehrt, daß nur ſtrenges Einhalten derſelben den Schulbeſuch ſicherte.

Dreißig Jahre lang ſchien Alles unter dieſem aus Zwang und bloßem Zureden gemiſchten Syſtem gut fortzugehen; aber etwa ums Jahr 1670 traten Spuren einer Unzufriedenheit der Geiſtlichen mit dem hartnäckigen Starrſinn der Götzendiener und der feindſeligen Einmiſchung der römiſchen Katholiken und ihrer Prieſter hervor. Was die Schule betrifft, ſo zeigten die Eingebornen im Ganzen, wo nicht religiöſe Vorurtheile in den Weg traten, viel Sinn für den Unterricht ihrer männlichen Kinder, während hingegen es viele Jahre erforderte, um die Abneigung gegen den Mädchenunterricht und beſonders das Schreibenlernen der Mädchen zu bemeiſtern.

Im Süden der Inſel und beſonders zu Matura, das ſtets als die Burg des Buddhismus galt und der Sitz ſeiner gelehrteſten Bekenner war, war die Feindſeligkeit viel ſtärker, als um Colombo. Man widerſetzte ſich hier offener und gewaltſamer dem Schulunterricht, und ein Edict der holländiſchen Regierung, das Ehen der Chriſten mit unbekehrten Buddhiſten verbot, goß Oel ins Feuer. Dennoch ging das Schulweſen auch hier erfreulich vorwärts, und man zählte 30—40,000 Schulkinder von den Singhaleſen, und am Schluß der holländiſch-ceyloniſchen Herrſchaft waren etwa 85,000 Kinder auf der Inſel in den Schulen. Für Kirchen- und Schulzwecke theilte man die Inſel in drei Bezirke: Colombo, Jaffna und Galla. Es gab europäiſche Militär- und Civilgemeinden in den Forts und an den Küſten, und im Innern über hundert Gemeinden von Ein-

gebornen. Aber trotz all dieſer Hülfe der Regierung war die Geſchichte der Ausbreitung des Chriſtenthums nur Geſchichte eines Kampfes mit Widerſtand und Schwierigkeiten, wie ſie allmählig die Kraft der Kämpfer erſchöpften und die Wirkung ihrer Arbeit vernichteten. Der Hauptkampf war mit dem Götzenthum der Singhaleſen beſtändig zu beſtehen, und im Süden beſonders konnten die Holländer nicht Meiſter werden, und nur durch Zwang volle Schulen und Beſuch der Gottesdienſte herſtellen.

Nach dem Berichte des Predigers zu Galla vom Jahr 1680 war damals das Heidenthum im Wachſen, ſo daß er zweifelte, ob es thunlich ſey, die Kinder der Eingebornen zu taufen, „um das Heiligthum nicht den Hunden „zu geben.“ Alles war nur pro forma und zwangsweiſe da. Ohne die Regierung war auch das Namenchriſtenthum verſchwunden; Erfahrung von der Kraft des Evangeliums war nirgends zu ſehen. Auch die Lehrer waren mit wenigen Ausnahmen bloße Lohndiener, ohne ſich um die eigne Seele oder das Heil der anvertrauten Seelen zu bekümmern; ja von einigen derſelben wurde erhoben, daß ſie die Teufelstänze mitmachten. Später kamen die holländiſchen Prediger zu Colombo, ſichtlich entmuthigt durch den täuſchenden Erfolg ihrer Arbeit, und in Verlegenheit geſetzt durch die Maſſen ihrer Bekehrten, die in Wahrheit noch Heiden waren, beim Statthalter mit der Erklärung ein, daß ſie die Eingebornen nur „Namenchriſten“ oder „Getaufte“, nicht aber einfach „Chriſten“ nennen können, weil Viele blos aus Gründen des Vortheils übergetreten ſeyen, und daß der Zuſtand der ceyloniſchen Kirche ein ungeſunder und bedenklicher ſey, trotz allen Verboten der Regierung „gegen Teufels„anbetung und Aberglauben, wie gegen die päpſtlichen „Uebungen“, zu welchen doch noch viele Leute hingeneigt blieben.

Die letzte Andeutung war gegründet. Mit dem Sinken des Einfluſſes der reformirten Geiſtlichkeit ſtieg unerwartet wieder die Bedeutung der römiſchen Prieſter. Die [illegible]nten Ceremonien ihres Gottesdienſtes hatten, auch unter

allem Druck, die Gemüther der Eingebornen festgehalten. Zu dem trockenen Lehrwesen und der strengen Zucht ließen sich dieselben nur durch Gewinn locken, durch Strafdrohung schrecken. Besonders in Jaffna bei den Tamuln und der Fischer-Kaste war der römische Katholicismus zäh festgehalten worden. Von Kandy aus, dessen König sie zuerst vertreten, dann eingeladen hatte, kamen die Priester ins Niederland herab, besuchten heimlich ihre zerstreuten Heerden und verwalteten trotz aller Verbote die Sacramente. Einer der ausgezeichnetsten dieser Priester war Joseph Vaz von dem Oratorium von St. Philippo Neri zu Goa, dessen Abenteuer auf Reisen und in Kerkern, dessen außerordentlicher Eifer im Dienste der Kirche ihm bei den Katholiken in Ceylon eine Verehrung erwarb, die seinen Namen zunächst an den des heiligen Franz Xavier in Indien anreiht. Er vermochte (1694) den König von Kandy zu der Erlaubniß, die katholische Kirche in der Vorstadt Bogambra, die sein Vorgänger hatte niederreißen lassen, wieder aufzubauen; er wurde vom Bischof von Cotschin zu seinem Generalvicar in Ceylon ernannt und verfolgte seine Arbeit mit solchem Nachdruck und Erfolg, daß er in unglaublich kurzer Zeit die katholische Kirche in ihren frühern Hauptsitzen Jaffna und Manaar wieder emporgebracht, ihren Einfluß über das Küstenland ausgebreitet und über 30,000 Heiden derselben zugeführt hatte. Er starb zwar 1711 zu Kandy, aber der von ihm ausgegangene Impuls wirkte kräftig fort, und trieb die holländische Regierung auf Anregung der reformirten Pfarrer aus dem verhältnißmäßig milden Anfangsverfahren heraus in eine gewaltsamere Bahn. Die holländischen Prediger und ihre Consistorien hatten immer eine Neigung zu Zwangsmaaßregeln in Sachen der Religion; aber erst als die Zunahme der römischen Katholiken sie in Angst setzte, gab die Regierung ihrem Andringen nach und wagte die bereits genannte Reihe von Anordnungen, deren Zweck über die bloße Einschränkung der katholischen Priester hinaus auf gänzliche Unterdrückung ihrer Kirche ging. Die proscribirten Priester wurden aber nicht

zum Schweigen gebracht. Sie verließen zwar ihre offenen Wohnſitze im holländiſchen Gebiete, aber nur um ſich in die Gränzdörfer des Reiches Kandy zurückzuziehen und von dort aus unter allerlei Verkleidungen ihre Gemeinden im Meerbezirke zu beſuchen. Der Statthalter erließ ſeine Proclamationen, aber meiſt zu ſpät, wenn der ſchlaue Prieſter ſchon wieder aus ſeinem Bereiche war, und wenn ſie auch früher kamen, ſo waren ſie zu tyranniſch, um Ausführer zu finden. Im Jahr 1717, blos zwei Jahre nachdem eine ſolche Proclamation war ausgegeben worden, hatten die Katholiken über 400 Kirchen in allen Theilen Ceylons, und vier Mal ſo viele Gemeindeglieder, als die presbyterianiſche Kirche. Was half es alſo, daß 1715 auf alle Heirathen der unterdrückten Partei hohe Steuern gelegt, daß die Einſegnung der reformirten Pfarrer als allein gültig erklärt, ſogar die Civilehen durch die Glieder des Gerichtshofes noch über die römiſche Trauung geſtellt, ſogar jede Regiſtrirung und Vollziehung einer Trauung durch die Prieſter ungültig erklärt worden waren. Was half es, daß man den Katholiken das Halten eigener Begräbnißplätze verbot, und die Beſtattung eines Katholiken auf dem proteſtantiſchen Friedhof nur gegen hohe Gebühren erlaubte. Man ging ſogar ſo weit, nicht nur die römiſchen Katholiken, wie die Heiden, von allen Aemtern auszuſchließen, ſondern ſogar die Kinder aller proteſtantiſchen Sclaven frei zu erklären, die der römiſchen Katholiken zu ewiger Sclaverei zu verdammen — ein höchſt unbeſonnener Streich, der auf den zurückfiel, der ihn führte, weil natürlich die Sclavenbeſitzer jetzt nichts ernſtlicher zu verhindern ſuchten, als die Proteſtantiſirung ihrer Sclaven.

Mit ernſtlichen Maaßregeln trat man, aber auch mit gleich ungünſtigem Erfolge, dem Buddhismus entgegen. Im Jahr 1682 erließ der Statthalter Laurenz Van Pyl auf Antrieb des Conſiſtoriums ein Placat, das Teufelstänze und andere Götzengebräuche mit Strafen belegte; 1688 wurde dem König von Kandy der Bau eines Buddha-Tempels

holländiſchen Gebiete abgeſchlagen, und einige Jahre

später wagten die protestantischen Geistlichen sogar die kühne Bitte um das Verbot des Götzendienstes in dem großen Tempel zu Kalany bei Colombo, und um die Erlaubniß, auf den Trümmern eines heidnischen Predigthauses (Madua) in der Nähe ein Schulhaus zu bauen. So weit wagte sich aber die Regierung doch nicht; denn jener Tempel war ein altberühmter Wallfahrtsort, und leichtlich konnte man durch seine Unterdrückung die Rache des Königs von Kandy reizen, den man damals im Frieden und gutem Vernehmen zu erhalten trachten mußte. Die Schule wurde erlaubt und den Namenchristen Strafe auferlegt, wenn sie die heidnischen Bräuche mitmachten. Allein das Schulhaus wurde eröffnet, aber die Pilgerschaaren strömten zahlreicher als je zum Tempel, und die Geistlichkeit wandte sich in ihrer Noth, von der schüchternen Colonialbehörde im Stiche gelassen zu seyn, an die Regierung in Holland, um die Durchsetzung des Placats von Van Pyl auszuwirken. Die holländisch-ostindische Compagnie ging darauf ein, und 1692 mußten die Götzendienste zu Kalany aufhören und die Priester den Platz verlassen.

Nichtsdestoweniger ging es mit der Bekehrung der Buddhisten sehr langsam, und der Zustand der Bekehrten blieb ein halber. Alles hatte nichts gefruchtet. Es blieben nur noch Zwangsbekehrungen übrig, und diese wurden jetzt offen und unumwunden vorgenommen, so daß man in Holland von Seiten der Geistlichkeit darauf aufmerksam wurde. Im Jahr 1700 wandte sich die Classe von Amsterdam mit Vorstellungen an das Consistorium zu Colombo. Sie bemerkte, „es sey ihr aus sicherer Quelle zu Ohren gekommen, „daß man da und dort unschickliche und unrechte Mittel anwende, um die Eingebornen zur Annahme des Christenthums, d. h. zur Taufe zu nöthigen; daß, wer nicht getauft sey, eines Drittheils seines Vermögens verlustig erklärt werde; daß man mit Geldstrafen den Schul- und Kirchenbesuch erzwinge." Diese Dinge, sagt die Classe, seyen nicht von Christo und nicht geeignet Sein Reich zu fördern; Zwang könne keine Ueberzeugung, Strafe keinen

ſten geweſen, ſo hätte die Bekehrungsgeſchichte Ceylons Alles überholt, was die Kirche hierin ſeit den Tagen der Apoſtel erlebt hat. Das Conſiſtorium ſelbſt meinte, die Hinduchriſten in Jaffna ſeyen Laodicäer, und die Claſſe von Walchern ſprach ihre aus der kleinen Zahl von Abendmahlsgenoſſen bei ſo vielen Getauften * genommene Befürchtung aus, es möchten das meiſt christiani sine Christo (Chriſten ohne Chriſtus) ſeyn.

Allein es gibt dennoch Beweiſe, daß nicht lauter Schein und Nichts da war. Baldäus und Valentyn ſind hiefür gerade wegen ihrer Mäßigung ſichere Zeugen, und der Letztere verſichert, unter den Chriſten zu Jaffna gebe es Viele, deren Wandel Europäer zu Schanden machen würde. Cordiner, der ſeine Schilderung von Ceylon 1799 bis 1804 ſchrieb, und als der erſte brittiſche Caplan den religiöſen Zuſtand der Inſel zur Zeit der Eroberung kennen mußte, auch mit manchen der holländiſchen Bekehrten perſönlich bekannt war, verſicherte, daß zwar die niedern Claſſen nur armſeligen religiöſen Unterricht gehabt, von den Vornehmern aber Manche ſowohl in wahrem Glauben an die chriſtliche Lehre, als in gewiſſenhafter Uebung der Chriſtenpflichten ſo hoch geſtanden ſeyen, als die Bewohner der aufgeklärteſten Länder.

Unrichtig dagegen iſt im Angeſichte der bereits geſchilderten Thatſachen die durch Cordiner verbreitete Anſicht, als hätten die Portugieſen in Verbreitung des Glaubens Gewalt gebraucht, die Holländer aber dieſes Mittel verſchmäht. Es iſt ſchon dadurch widerlegt, daß unter den ſchwerſten Umſtänden die katholiſche Kirche auf der Inſel 300 Jahre lang fortbeſtand, während die Holländer in der günſtigen äußern Stellung ihrer Prediger der Zähigkeit der Eingebornen un-

* Dieſer Schluß war auch ganz richtig, wenn von 182,000 Chriſten in Jaffna nur vierundſechszig als eigentliche Gemeindeglieder galten; wenn unter faſt 9000 Getauften zu Manaar nur fünf Abendmahlsgenoſſen waren; wenn zu Galla und Matura von 89,000 Getauften nur ſechsundbreißig zum Genuſſe des heiligen Abendmahls zugelaſſen wurden.

terlagen, und daß jetzt trotz der gewaltigen Zahlen der Getauften von der holländischen Kirche kaum noch eine Spur in Ceylon zu finden ist; daß selbst in Jaffna, wo Baldäus ihrer so Viele gepflanzt, Valentyn und Schwarz so Viele begossen haben, wo fast das ganze Volk christlich, und zwar reformirt war, jetzt nicht Eine holländisch-presbyterianische Gemeinde mehr besteht, und daß in Colombo und dem Meer-District selbst unter den ältesten Leuten nicht fünfzig mehr sind, die sich an diese Kirchenform halten. Gerade so ist es mit der Sprache. Die Holländer verboten das Portugiesische als die Priestersprache von Goa. Jetzt spricht man in allen westlichen Seeplätzen portugiesisch, nirgends auf der Insel holländisch, und selbst die Nachkommen jener gestrengen Holländer bedienen sich fast ausschließlich der portugiesischen Sprache.

Warum die Bekehrungsarbeit dieser eifrigen Niederländer so gänzlich mißlang, das liegt am Tage. Abgesehen von dem mächtig fortwaltenden Einfluß des Götzenthums und der Kaste, waren die christlichen Lehren zu schwach und oberflächlich den Ceylonern beigebracht, um tief in ihren widerwilligen oder gleichgültigen Gemüthern zu haften. Ein Hauptfehler war von vornherein, daß nicht der zehnte Theil der holländischen Geistlichen die Landessprache gehörig erlernte, und alles Mahnen der Kirchenbehörde an das Ungenügende des steifen Unterrichts durch Dolmetscher vergeblich blieb. Dann waren ihrer auch zu wenige, um für solche Schaaren in gehöriger Wirksamkeit auszureichen, wenn man bedenkt, daß auf fast eine halbe Million Christen im Jahr 1722 nur vierzehn Prediger kamen. So richtig der Blick der Holländer darin war, daß sie den Elementarunterricht für ein Hauptmittel hielten, um die Albernheiten des Götzendienstes zu überwinden und die Gemüther für die lautern Wahrheiten des Evangeliums zuzubereiten, so geschah doch auch hierin in den zahlreichen Schulen nur äußerst wenig. Es reichte nicht weiter als zum Lesen und Schreiben des im Districte gesprochenen Dialectes, und selbst das sah die Oberregierung in Batavia nicht gern, indem sie sich gegen

die Nothwendigkeit, zu Schaden ihres Seelenheils in ſtetem Zwieſpalt zwiſchen ihrem Glauben und ihrem Bekenntniſſe leben zu müſſen, und baten dringend um Gewiſſensfreiheit und freie Uebung einer Religion, von der doch aller Zwang ſie nimmermehr abbringen würde.

Die Bitte wurde von der Regierung dem Conſiſtorium zu Colombo zur Begutachtung vorgelegt; dieſes wollte von irgend einem Nachlaſſen von der Strenge der Geſetze nichts wiſſen, beſtand vielmehr auf unnachſichtiger Durchführung derſelben und auf der Ungültigkeit der Prieſtertaufe.

Allein ſo weit wollte der Statthalter und ſein Rath nicht gehen. Sie erinnerten ſogar das Conſiſtorium daran, daß ihm keinerlei Strafgewalt zuſtehe, ſondern nur der weltlichen Behörde. Die Frage nach der Gültigkeit der Prieſtertaufe ſollte von den Oberbehörden in Batavia entſchieden werden. Die bloße Ernennung proteſtantiſch getaufter Häuptlinge ſey rein unmöglich, weil dieſer zu wenige ſeyen, um eine Auswahl zu haben.

Allein dennoch wurden die römiſchen Katholiken mit ihrer Bitte abgewieſen. Der nutzloſe, empörende Zwang blieb an der Tagesordnung. Die natürliche Folge war ſtörriger Widerſtand und Wiedervergeltung. Die Katholiken waren durch ihre Zahl und äußere Macht kühner geworden, und traten mehr aus dem Dunkel hervor. Sie errichteten Gottesdienſte zu Caltura bei Colombo, und fingen an, ihre Feſte mit allem Prunk und Pomp öffentlich zu begehen. Der Statthalter verbannte die Anſtifter dieſer Bewegung nach dem holländiſchen Platze Tuticorin an der Koromandel-Küſte. Unruhen waren die Folge, und mehrere Jahre lang gab es Tumulte, in welchen die Proteſtanten von ihren Gegnern verhöhnt und angefallen wurden.

Dies öffnete endlich der Regierung wenigſtens theilweiſe die Augen über den Werth der gewaltſamen Bekehrungsmethode. Ein Umſchwung trat ein, und unter den drei letzten holländiſchen Statthaltern Falk, Van de Graaf und Engelbeck, zwiſchen 1765 und der brittiſchen Eroberung 1796, wurden zwar die harten Geſetze nicht zurücge-

nommen, aber auch nicht mehr streng vollzogen, und die Priester durften zwar im holländischen Gebiete wohnen, aber nicht in ihrer Amtstracht erscheinen, und in einer gewissen Entfernung von den festen Plätzen keine Amtshandlung verrichten.

Die bedeutenden Verminderungen und Einschränkungen im reformirten Kirchen- und Schulwesen auf der Insel kann man als Beweis der Entmuthigung und der Verzweiflung an dem bisherigen Verfahren betrachten. Im Jahr 1730 waren bei den Besetzungen und zur Schulaufsicht dreizehn Geistliche angestellt gewesen, und 1747 waren nur noch fünf in ganz Ceylon, und von diesen verstand nur Einer die Landessprache.

Von da an suchten und empfingen die Holländer Hülfe von der dänischen Mission in Tranquebar, die ihnen Typen und Drucker, sowie junge Geistliche, die man in Ceylon heranbildete, gab, und hie und da auch ältere Arbeiter ihnen zu Hülfe sandte. Der ausgezeichnetste davon war Christian Friedrich Schwarz, dieser berühmte indische Missionar, der 1759 in Jaffna landete, und einen großen Theil des Jahres dort mit Predigen und Verwaltung der Sacramente auf den Stationen umher zubrachte.

Es fehlt leider an sichern Angaben über die Zahl der reformirten Eingebornen zur Zeit des Schlusses der holländischen Herrschaft auf Ceylon, indem die Acten des Consistoriums, so ausführlich sie vorher sind, von 1760 an darüber schweigen. Im Jahr 1722 hatte Valentyn 189,388 Tamulen, 179,845 Singhalesen, dazu noch 55,159 im Galla-District, also im Ganzen 424,392 Christen angenommen, eine Zahl, die am Ende des Jahrhunderts bis auf 300,000 herabgesunken seyn soll. Merkwürdig ist, daß unter all diesen Hunderttausenden nicht ein einziger bekehrter Mohr oder Muhammedaner sich befand.

Am wenigsten läßt sich schätzen, wie Viele darunter blos Namenchristen waren. Das Bisherige nebst dem Urtheil der gleichzeitigen Schriftsteller läßt annehmen, daß sie die Mehrzahl waren. Wären sie wirkliche und wahre Chri-

ſten geweſen, ſo hätte die Bekehrungsgeſchichte Ceylons Alles überholt, was die Kirche hierin ſeit den Tagen der Apoſtel erlebt hat. Das Conſiſtorium ſelbſt meinte, die Hinduchriſten in Jaffna ſeyen Laodicäer, und die Claſſe von Walchern ſprach ihre aus der kleinen Zahl von Abendmahlsgenoſſen bei ſo vielen Getauften * genommene Befürchtung aus, es möchten das meiſt christiani sine Christo (Chriſten ohne Chriſtus) ſeyn.

Allein es gibt dennoch Beweiſe, daß nicht lauter Schein und Nichts da war. Baldäus und Valentyn ſind hiefür gerade wegen ihrer Mäßigung ſichere Zeugen, und der Letztere verſichert, unter den Chriſten zu Jaffna gebe es Viele, deren Wandel Europäer zu Schanden machen würde. Cordiner, der ſeine Schilderung von Ceylon 1799 bis 1804 ſchrieb, und als der erſte brittiſche Caplan den religiöſen Zuſtand der Inſel zur Zeit der Eroberung kennen mußte, auch mit manchen der holländiſchen Bekehrten perſönlich bekannt war, verſicherte, daß zwar die niedern Claſſen nur armſeligen religiöſen Unterricht gehabt, von den Vornehmern aber Manche ſowohl in wahrem Glauben an die chriſtliche Lehre, als in gewiſſenhafter Uebung der Chriſtenpflichten ſo hoch geſtanden ſeyen, als die Bewohner der aufgeklärteſten Länder.

Unrichtig dagegen iſt im Angeſichte der bereits geſchilderten Thatſachen die durch Cordiner verbreitete Anſicht, als hätten die Portugieſen in Verbreitung des Glaubens Gewalt gebraucht, die Holländer aber dieſes Mittel verſchmäht. Es iſt ſchon dadurch widerlegt, daß unter den ſchwerſten Umſtänden die katholiſche Kirche auf der Inſel 300 Jahre lang fortbeſtand, während die Holländer in der günſtigen äußern Stellung ihrer Prediger der Zähigkeit der Eingebornen un-

* Dieſer Schluß war auch ganz richtig, wenn von 182,000 Chriſten in Jaffna nur vierundſechszig als eigentliche Gemeindeglieder galten; wenn unter faſt 9000 Getauften zu Manaar nur fünf Abendmahlsgenoſſen waren; wenn zu Galla und Malura von 89,000 Getauften nur ſechsunddreißig zum Genuſſe des heiligen Abendmahls zugelaſſen wurden.

terlagen, und daß jetzt trotz der gewaltigen Zahlen der Getauften von der holländischen Kirche kaum noch eine Spur in Ceylon zu finden ist; daß selbst in Jaffna, wo Baldäus ihrer so Viele gepflanzt, Valentyn und Schwarz so Viele begossen haben, wo fast das ganze Volk christlich, und zwar reformirt war, jetzt nicht Eine holländisch-presbyterianische Gemeinde mehr besteht, und daß in Colombo und dem Meer-District selbst unter den ältesten Leuten nicht fünfzig mehr sind, die sich an diese Kirchenform halten. Gerade so ist es mit der Sprache. Die Holländer verboten das Portugiesische als die Priestersprache von Goa. Jetzt spricht man in allen westlichen Seeplätzen portugiesisch, nirgends auf der Insel holländisch, und selbst die Nachkommen jener gestrengen Holländer bedienen sich fast ausschließlich der portugiesischen Sprache.

Warum die Bekehrungsarbeit dieser eifrigen Niederländer so gänzlich mißlang, das liegt am Tage. Abgesehen von dem mächtig fortwaltenden Einfluß des Götzenthums und der Kaste, waren die christlichen Lehren zu schwach und oberflächlich den Ceylonern beigebracht, um tief in ihren widerwilligen oder gleichgültigen Gemüthern zu haften. Ein Hauptfehler war von vornherein, daß nicht der zehnte Theil der holländischen Geistlichen die Landessprache gehörig erlernte, und alles Mahnen der Kirchenbehörde an das Ungenügende des steifen Unterrichts durch Dolmetscher vergeblich blieb. Dann waren ihrer auch zu wenige, um für solche Schaaren in gehöriger Wirksamkeit auszureichen, wenn man bedenkt, daß auf fast eine halbe Million Christen im Jahr 1722 nur vierzehn Prediger kamen. So richtig der Blick der Holländer darin war, daß sie den Elementarunterricht für ein Hauptmittel hielten, um die Albernheiten des Götzendienstes zu überwinden und die Gemüther für die lautern Wahrheiten des Evangeliums zuzubereiten, so geschah doch auch hierin in den zahlreichen Schulen nur äußerst wenig. Es reichte nicht weiter als zum Lesen und Schreiben des im Districte gesprochenen Dialectes, und selbst das sah die Oberregierung in Batavia nicht gern, indem sie sich gegen

die Miſſionare ausſprach: „Leſen und Schreiben ſind für die „Erbauung dieſer armſeligen Geſchöpfe nicht durchaus nö„thig, wenn ſie nur die Grundwahrheiten der Religion er„lernen, die ſich in wenige Puncte zuſammenziehen laſſen. „Wenn man den Directoren der oſtindiſchen Compagnie „ſagte, man wolle durch Leſen und Schreiben das Chriſten„thum ausbreiten, ſo würde ihr das albern und zugleich „tadelnswerth erſcheinen.“ — Solche Arbeit konnte nicht nachhaltig wirken. Es war auf den Fels geſäet, und die Sonne brannte den Samen aus, und weil er nicht tiefe Wurzeln hatte, verdorrte er.

Dann war aber auch das Syſtem der politiſchen Einſchüchterung und Beſtechung zu Gunſten der Bekehrung nur zu geeignet, in den von Natur argwöhniſchen Gemüthern der Eingebornen Zweifel und Geringſchätzung zu erwecken. Sie mußten denken, mit einer Religion, die ſolcher Gewalt und Verfolgung bedürfe, um annehmbar zu werden, müſſe es nicht richtig ſtehen. Wo dieſes Verfahren erfolgreich ſchien, da brachte es nur organiſirte Heuchelei hervor; wo es auf Widerſtand ſtieß, da wurde es zu ſtärkeren Gewaltſtreichen gereizt und vernichtete, was es fördern wollte. Die Unklugheit, mit der man Namenchriſten als Bekehrte anſah und behandelte, ließ ſicher einſtiges Zuſammenſtürzen des Gebäudes erwarten. Je weiter man damit ging, deſto häufiger mußte der Abfall werden, und das Beiſpiel deſſelben wirkte natürlich ſtärker auf die Maſſen, als das der gezwungenen Uebertritte. Zuletzt freilich ſahen die holländiſchen Prediger dies ein, aber ſie konnten nichts mehr als Klagerufe über die immer zahlreichern Rückfälle ihrer Bekehrten in die römiſchen Irrthümer, oder gar in die Finſterniß des Heidenthums, erheben. Und zuletzt, ſtatt das verkehrte Verfahren zu ändern und andere Wege einzuſchlagen, wußten ſie in der Verzweiflung ſich nur damit zu helfen, daß ſie ihre Miſſionsthätigkeit aufs engſte beſchränkten und Andern die Arbeit überließen, der ſie nicht gewachſen waren. Am
de hinterließen dieſe Holländer ein gewaltig großes Ge-
de von chriſtlicher Kirche, das aber ſo unſicher war, daß

ihm ſeine Baumeiſter ſelbſt nicht trauten, und ſo unfeſt, daß es auch jetzt längſt aus dem Gedächtniß der Ceyloner verſchwunden iſt.

Dritter Abſchnitt.

Die brittiſche Zeit. — Anfängliche Vernachläſſigung der Eingebornen. — Allgemeiner Rückfall ins Heidenthum. — Der niedrige Charakter der Regierungschriften. — Die engliſche Kirche. — Die römiſch-katholiſche Kirche und ihr Fortſchritt. — Die holländiſch-reformirte Kirche im Sinken. — Wiederherſtellung des Proteſtantismus unter den Singhaleſen. — Erſter Eintritt der Miſſionare. — Die Londoner Miſſionsgeſellſchaft 1804. — Die Baptiſten 1812. — Die wesleyaniſchen Methodiſten 1814. — Anglicaniſche Miſſion 1818. — Die Tamuln. — Die americaniſchen Miſſionare.

Wir haben zwei Zeitalter hinter uns, das der ſchlauen und unredlichen Verlockung durch die Portugieſen, und das des Wechſels zwiſchen Beſtechung und Verfolgung durch die Prediger der holländiſchen Kirche. Eine dritte, bedeutungsvolle Zeit thut ſich mit der brittiſchen Beſitznahme vor uns auf. Zum erſten Mal wirkt jetzt der ungeſchminkte Einfluß des Evangeliums ſelbſt, und erprobt dieſes ſeine ſelbſteigene Kraft, Wahrheit und Einfalt ohne Beihülfe der Gunſt und Macht der Herrſcher.

Anfangs und mehrere Jahre hindurch kümmerten ſich die neuen Herrſcher gar nicht um den Glauben und Unterricht der Tamuln und Singhaleſen. Der Beſitz der Inſel war noch unſicher, bis (1802) der Friede von Amiens Ceylon bleibend der brittiſchen Krone zutheilte. Vier Jahre vorher war Herr North, der nachherige, von den joniſchen Inſeln ſo rühmlich bekannte Graf Guilford, Statthalter von Ceylon geworden, ein Mann, der mit ausgezeichneten Gaben für die Staatsverwaltung eine hohe Begeiſterung für den Unterricht verband.

Sein erſtes Geſchäft war daher auch, das holländiſche Schulweſen wieder herzuſtellen und zu erweitern. Die Steuer

auf die Heirathen der Eingebornen wurde abgeſchafft, die holländiſchen Prediger gemäß den Uebergabs-Verträgen der verſchiedenen Feſtungen in ihre Aemter wieder eingeſetzt und beauftragt das Land zu bereiſen, um die Erkenntniß des Chriſtenthums unter den Singhaleſen zu erhalten. In den erſten Jahren des brittiſchen Beſitzes galt die holländiſch-reformirte Kirche als Staatskirche von Ceylon. Sir Thomas Maitland nannte ſie in öffentlichen Acten ſo (1807), und der Colonial-Staatsſecretär Graf Liverpool wollte die Geiſtlichkeit aus Schottland, wo die presbyterianiſche Form gleichfalls herrſcht, verſtärken, und junge Ceyloner in Edinburg zu Geiſtlichen ausbilden laſſen. Erſt im Jahr 1816 wurden die Mitglieder der engliſchen Kirche auf der Inſel ſo zahlreich, daß Sir Robert Brownrigg vorſchlagen konnte, ſie unter den Biſchofsſitz von Calcutta zu ſtellen, und einen Archidiacon für die Leitung der Kirche auf der Inſel zu haben. Aber weder dies, noch die 1845 geſchehene Ernennung eines Biſchofs von Ceylon, änderte die Stellung der verſchiedenen evangeliſchen Gemeinſchaften, die ſämmtlich gleiche Anſprüche an die Unterſtützung des Staates haben.

Der erſte Colonial-Caplan (1797) war Cordiner. Jetzt ſind deren 12, die, wie der ſchottiſche und holländiſche Caplan, ſtaatskirchliche Stellung haben. Ihr Amt weist ſie übrigens weniger auf die Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Eingebornen, ſondern hält ſie mehr unter der europäiſchen Bevölkerung der Städte und Forts zurück, während die anziehendere Arbeit, Licht und Wahrheit in die Heidendörfer und in die einſamen Wälder zu tragen, den Miſſionaren verſchiedener Geſellſchaften zugefallen iſt, die ſich ſeit 1804 auf der Inſel eingefunden haben.

Eine der erſten Handlungen des Statthalters North war die Wiederherſtellung der 100 Jahre früher von den Holländern geſtifteten Akademie zu Colombo, eines Collegiums, worin ſie unter den tüchtigſten Miſſionaren Synjen, Kalden und Wetzelius ihre eingebornen Prediger bilden ließen. North's Maaßregeln waren ſo erfolgreich, daß 1801 ſchon 170 Schulen im Gange waren, und ſein Nach-

folger Sir Thomas Maitland war von derſelben Werthſchätzung des Schulunterrichts und demſelben Eifer dafür beſeelt. Er wandte ſich an das Conſiſtorium von Colombo und ließ mit ſeiner Hülfe noch viel von dem alten Schulweſen wieder ins Leben treten, wie er denn auch Katechiſten und Proponenten zur Aushülfe bei den Geiſtlichen anſtellte. Es war nur zu bedauern, daß der ſchlechte Finanzzuſtand der Colonie ihm nicht weiter als 1500 Pfund (60,000 Gulden) für dieſen wichtigen Zweig zur Verfügung ließ, ſo daß viele der von North hergeſtellten Schulen wieder mußten geſchloſſen werden.

Den Katholiken wurde jetzt auch die läſtige und unchriſtliche Feſſel abgenommen, die ſie ſo lange hatten tragen müſſen. Sie erhielten völlig freie Religionsübung, wie die andern Gemeinſchaften.

Jetzt aber trat auch die innere Kraft- und Haltloſigkeit des ganzen von den Holländern aufgeführten Baues einer ſinghaleſiſchen Kirche und die Macht des uralten Volksglaubens über die Gemüther ſchmerzlich hervor. Als die Engländer kamen, dachten die Singhaleſen und Tamuln nicht anders, als der Druck und Zwang, an den ſie in Religionsſachen ſeit faſt zwei Jahrhunderten gewöhnt waren, werde von den neuen Herrſchern ebenſo geübt werden, wie von den alten. Sie waren bereit, ſich jeder kirchlichen Form zu unterwerfen, welche die neuen Gewalthaber vorzuſchreiben belieben würden. Ohnedieß iſt es ja in Aſien etwas immer Wiederholtes geweſen, daß neue Eroberer eine neue Religion brachten. War doch ohne Zweifel der Buddhismus auch auf dieſe Weiſe nach Ceylon gekommen und im benachbarten Indien gleichfalls durch ein neues Siegervolk wieder ausgerottet worden. Die bramaniſchen Fürſten, die muhammedaniſchen Herrſcher nachher verdrängten den Buddhismus und ſchoben ſein Religionsgebiet weiter nach Oſten, ja gar hinauf nach Mittel-Aſien zu den Mongolen und Chineſen, während in Afghaniſtan und dem öſtlichen Perſien ſeine Spur verſchwand. So dachten die Singhaleſen auch durch die Engländer wieder einen Religions-

wechſel zu bekommen. Welchen? wußten ſie freilich nicht, und es dachten wohl Viele wie der ceyloniſche Schiffer, der im Jahr 1806 den Dr. Claudius Buchanan von Ramiſſeram herüber führte und auch einer der ſogenannten „Regierungschriſten" war, der auf die Frage nach der Religion der Engländer nur antwortete: „Sie ſind weder von „der portugieſiſchen noch von der holländiſchen Religion."

So kam es, daß augenblicklich die Chriſtenzahl noch nicht abnahm, ja daß 1801 nur an proteſtantiſchen Chriſten 342,000 gezählt werden konnten. Der wackere Caplan Cordiner, der dieß mit herzlicher Freude meldet, ſah mit guter Hoffnung in die Zukunft und fügte bei: „Die „Singhaleſen ſind ganz frei von Bigotterie und Vorurtheil; „nachdem ſie ſo lange in Finſterniß umhergeirrt, folgen ſie „gerne dem kleinſten Lichtſchimmer; mit großer Freude nehmen „ſie jeden Weg zu religiöſer Erkenntniß an und blicken mit „anbetender Verehrung zu Dem auf, der ſich ihrer lehrend „annehmen will."

Wie bald verſchwand dieſe ſchöne Täuſchung! Da die Eingebornen allmählich wahrnahmen, daß kein Religionszwang von den neuen Herren geübt wurde, ſo dachten ſie, dieſe bekümmerten ſich überhaupt gar nicht um Religion. Als ſie vollends merkten, daß der Abfall vom väterlichen Glauben oder dem römiſchen Bekenntniß nicht mehr bezahlt wurde und daß es in Hinſicht auf Aemter und Anſtellung kein Monopol mehr für die Namenchriſten gab, ſo waren ſie ihrer Sache noch gewiſſer. Jetzt lichteten ſich die Reihen der Chriſten noch viel ſchneller, als ſie einſt gefüllt worden waren. Im Jahr 1802 gab es in Jaffna noch 132,000 proteſtantiſche Namenchriſten. Buchanan redet 1806 vom Proteſtantismus als „erloſchen"; die ſchönen alten Kirchen lagen in Trümmern, von den Geiſtlichen war nichts mehr zu ſehen, nur Ein Katechiſt war noch da für die ganze Provinz. Maſſenhaft waren die Leute zur römiſchen Kirche übergegangen, der ſie längſt im Herzen angehörten, und kamen von Goa geſchickten Prieſtern in die Hände. Weniger raſch ging der Abfall im Süden von Statten, doch waren

1810 von den 342,000, deren ſich Cordiner 1801 gefreut hatte, nicht die Hälfte mehr da, und täglich fielen Manche zum Buddha-Glauben zurück.

Als die Nachricht davon nach England kam, erregte ſie ſo lebhaftes Bedauern und ſo ſtarke Unzufriedenheit, daß der Staatsſecretär Viscount Caſtlereagh den ernſteſten Tadel gegen den Statthalter Sir Thomas Maitland nicht zurückhielt, weil er die Ausbreitung des Chriſtenthums hindernde Maaßregeln ergriffen habe. Es zeigte ſich zwar nachher, daß dieſe blos in der Abſchaffung der Beſchränkung beſtanden, nach welcher nur Chriſten mit Aemtern bedacht werden konnten, und man ſah in England ein, daß durch dieſelbe nicht Chriſtenthum, ſondern nur Heuchelei hätte gefördert werden können. Deſto dringender wurde von dort aus jetzt das Schulweſen empfohlen.

Der allgemeine Abfall, ſo traurig er war, hatte doch auch ſein Gutes. Eben jetzt hatten ſich evangeliſche Miſſionare auf Ceylon niedergelaſſen (1804). Sie waren ihrer drei, geſendet von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft. Sie fanden ein offenes Feld zur Arbeit, aber auch den ſchlagendſten Beweis, wie ſchwierig dieſe ſeyn ſollte, und daß hier mit blos menſchlichen Kräften und mit Stützen menſchlicher Plane gar nichts zu machen ſey. Der Statthalter, unterſtützt von der Regierung in England und der freudigen Zuſtimmung der Ortsbehörden, machte ſich ſogleich daran, dem Chriſtenthum wieder aufzuhelfen. Es wurden Hülfsgeiſtliche ins Land ausgeſendet, um die Kinder der Eingebornen zu taufen. Die nachfolgenden Miſſionare der Wesleyaner und der Baptiſten wurden vom Statthalter reichlich unterſtützt, und von den Caplanen und Geiſtlichen herzlich willkommen geheißen; die Bibelgeſellſchaft und die chriſtliche Preſſe Indiens lieferte Ueberſetzungen der Heiligen Schrift und Abdrücke chriſtlicher Lehrſchriften für die Singhaleſen; das Schulweſen wurde kräftig gefördert, und ſo wirkten in Kurzem ſtarke Hebel zuſammen, um das Volk aus ſeinem Verfall heraufzuheben und Licht und Wahrheit ihm näher zu bringen. Der Erfolg war jedoch nicht befriedigend. Die

erſten Miſſionare von 1804 erhielten ihre Arbeitsſtätten in Jaffna, Matura und Galla. An jedem Orte arbeiteten ſie mit Geduld, aber ohne etwas zu erzielen. Sie hatten Schulen, die nur ſpärlich beſucht wurden. Die ſinghaleſiſchen Chriſten ſtanden nach vierjähriger Predigt da, „ſchlechter als die Heiden, Tauſende von ihnen wirkliche „Buddha-Anbeter", das Chriſtenthum war ihnen nichts als „die Religion der oſtindiſchen Geſellſchaft." Der Miſſionar bei den Tameln wurde nach einigen Jahren hoffnungsloſer Arbeit weggerufen; der Rückfall ins Heidenthum war ſo allgemein, daß die einzigen Chriſten auf der Halbinſel nur noch die römiſch-katholiſchen waren. Die Kirche zu Point Pedro, die einſt Baldäus erbaut hatte, wurde (1805) von einem Braminen gekauft, niedergeriſſen und ein Götzentempel damit erbaut.

Allein dieſes Mißlingen läßt ſich wohl aus den unklugen Maaßregeln der Regierung erklären. Sie haben ein Uebel hervorgebracht, das heute noch fortwirkt, und in ſeinem großen Umfange ein Hauptbollwerk gegen die Ausbreitung des Chriſtenthums iſt. Dann kann man auch fragen, was doch Miſſionsarbeiten wollten, die nach vier Jahren ſchon, ehe der Miſſionar Meiſter der Sprache ſeyn konnte, nur je von Einem Miſſionar getrieben, für ein Reſultat liefern konnten! Blicken wir jenem Uebel näher ins Geſicht.

Die Proponenten, welche Herr North und Sir Thomas Maitland anſtellten, gingen mit mehr Eifer als Einſicht ans Werk. Das Taufen war ihr Hauptgeſchäft, und die Singhaleſen, ſeit mehr als hundert Jahren unter Portugieſen und Holländern daran gewöhnt, die Taufe als Befähigung für manche bürgerliche Vortheile zu betrachten, meinten immer noch, die Erbrechte ihrer Kinder und Anderes hinge an ihrer Eintragung in das Thombo (Taufregiſter). Wo der Proponent erſchien, wurden die Tamtam in den Dörfern geſchlagen, die Kinder wurden in Schaaren zur Taufe gebracht und die Ceremonie in Bauſch und Bogen vollzogen, daß man die Täuflinge in Reihen ſtellte und

der Täufer zwischen durch ging, ihnen Wasser ins Gesicht sprengte und die Worte des Rituals dabei sprach. Die Singhalesen nannten es „Christianikarenewa", d. h. „Christenmacherei", und dachten dabei an gar nichts Religiöses. Die Portugiesen hatten die Ceremonie zur Ehrensache, die Holländer zur Gewinnsache gemacht, und die dreihundertjährige Gewohnheit machte es den Eingebornen schwer, sich von dem Gedanken an eine von der Obrigkeit auferlegte Ceremonie loszumachen. Sie wußten sonst nichts von der Taufe, als was ein anderer Name sagt, sie sey „Zulassung „zum Rang." Wenn zwei Buddhisten Streit mit einander haben, so schimpfen sie sich noch heute „ungetaufte Bettler"; wenn ein Vater seinem Kinde im Zorne mit Enterbung droht, so sagt er: „Ich lasse dich aus dem Thombo streichen."

Auch jetzt noch kann kein Kind eingetragen werden, ohne von einem christlichen Geistlichen getauft zu seyn, und die Uebung der Missionare, mit Ausnahme der Baptisten, hält das Uebel fest, sofern sie Niemandem trauen, der nicht getauft ist. Es kommen da allerlei wunderliche Fälle vor, wie der folgende: Ein Mann in Malwana wird krank und fürchtet zu sterben, ehe sein Sohn und Erbe getauft ist. Er schickt nach seinem Bruder, der, um das Kind nicht den weiten Weg nach Colombo tragen zu müssen, allein dorthin geht, ein Kind in der Stadt entlehnt und es mit dem Namen des abwesenden Kindes bei einem wesleyanischen Missionar taufen und eintragen läßt. So kann dasselbe Kind nach Umständen mehrmals getauft werden.

Eine große Menge von Namenchristen, die auf diese Weise gewonnen wurden, nannten sich „christliche Buddhisten" oder „Regierungschristen", die in Wahrheit Heiden sind oder gar nichts glauben, auf die Frage nach ihrer Religion aber sich als Angehörige der „Regierungs-Religion" bezeichnen. Es gibt große Bezirke, wo es schwer wäre, einen ungetauften Eingebornen zu finden, wo aber die Buddha-Religion in voller Blüthe steht und Alles voll von Tempeln und Priestern ist. Die Leute gehen zu den Götzen-

feſten, opfern den Götzen und bekennen ſich zum Chriſtenthum, oder ſie wechſeln mit Chriſtenthum und Heidenthum, je nach Gelegenheit; dabei ſind ſie ſittlich die ſchlechteſten, liederlichſten Leute. — Ganz anders ſtehen die Bekehrten der Miſſionen da, vielleicht mit geringer Erkenntniß, aber mit Ueberzeugung und rechtſchaffenem Wandel.

Es begreift ſich leicht, daß dieſe Maſſe von Namenchriſten, die nicht daran denken, eine ſittliche Verpflichtung anzuerkennen, weil ſie nur zufällig den Chriſtennamen tragen, ein mächtiges Hinderniß der Evangeliſirung Ceylons ſind. Nichts ſchreckt einen redlichen Singhaleſen ſo ſehr von der Annahme der chriſtlichen Wahrheit zurück, als die Furcht, mit dieſen Leuten in Eine Claſſe geworfen zu werden, deren Ruf und Wandel eben ſo ſehr eine Schmach der Volksreligion, als ein Hohn gegen die neu angenommene iſt.

Der römiſch-katholiſche Glaube iſt in Kraft, Geltung und Energie ſich auch in den neueſten Zeiten gleich geblieben, wie unter den ſchützenden Portugieſen und den verfolgenden Holländern; um ihn ſammelt ſich die zahlreichſte Chriſtengemeinde der Inſel. Im Küſtenlande hatte ihnen der Erlaß von 1806 volle Religionsfreiheit gegeben, und wenn auch nach der Einverleibung des Kandy-Reiches der politiſche Zuſtand des Landes auf einige Jahre eine Beſchränkung der Beſuche ihrer Prieſter im Innern nöthig machte, ſo galt es dabei doch nur ihrer eigenen Sicherheit, und auch dieſe Beſchränkung, wie jede andere, fiel mit der Katholiken-Emancipation von 1829 weg. Seit damals haben ihre Prieſter ausdauernd an der Bekehrung der Kandyer gearbeitet, aber es iſt ihnen nicht gelungen wie bei den Singhaleſen im Niederlande und den Tameln, was ohne Zweifel nicht blos von dem ſtärkeren Einfluß des Buddhismus, wie er von den Königen aufrecht gehalten worden war, ſondern auch von dem geſchloſſenern Kaſtenweſen und der Unzugänglichkeit der Leute, außer durch die Häuptlinge, herrührte. An der Küſte ſind durch den langen Verkehr mit Europäern die Kaſtenſchranken zuſammengebrochen; in

den Bergen von Kandy hält der Buddhapriester und der Häuptling gleichermaßen darauf, sie zu befestigen.

Die Kaste ist auf Ceylon rein bürgerlicher Rangunterschied, keine religiöse Racen-Trennung, und hängt mit dem religiösen Volksglauben gar nicht zusammen, wie bei den Hindus des Festlandes. Es war vor Alters in Indien auch nicht anders. Die vier Grundkasten der Bramanen, Kschatrija, Waisja und Sudra waren in der alten Zeit auch bei den Buddhisten gültig, und aus jeder konnte man Priester werden. Bei Arrian sind die Bramanen Krieger und Vertheidiger der Festungen gegen Alexander, so daß sie mehr dastehen wie bei den Buddhisten. Strabo läßt die Bramanen mit allen Kasten essen, und Fa Hian beschreibt sie als Kaufleute und Seefahrer, was sie nur seyn konnten, wenn selbst noch im fünften Jahrhundert nach Christo die jetzige religiöse Kastenabtrennung nicht stattfand, wozu auch noch gehört, daß die chinesischen Reisenden des siebenten Jahrhunderts von buddhistischen Bramanen sprechen, mit denen sie Umgang gehabt. Erst später wußten die Bramanen ihre jetzige Stellung zu erringen. — In Ceylon hängt die Kaste nun sehr enge mit den Ansprüchen der Berghäuptlinge zusammen. Die Priester konnten ihnen leicht durch ihr Ansehen in den Weg treten, weshalb sie allezeit besser fanden, sich mit diesen zu verstehen und zu beiderseitigem Vortheil das Kastenwesen aufrecht zu halten. Der Priester schützte den Einfluß des Häuptlings, und dieser mußte dafür den Priester gegen das Christenthum in Schutz nehmen. Wenn der Buddhismus sänke, so hätten die Priester die Einziehung der Ländereien für die Krone zu fürchten, die sie als Tempelgüter inne haben, und denen sie ihren meisten Einfluß verdanken; die Häuptlinge aber würden ohne die Priester kaum ihre Lehensherrschaft über das Volk behaupten können. Ein mehr als siebenzigjähriger Kandyer, in den der römisch-katholische Missionar drang, seine gewonnene Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums nun auch öffentlich auszusprechen, weigerte sich dessen entschieden; er sagte: „Ich bewundere eure Religion und halte

„ſie für wahr; aber ehe ich mich öffentlich dazu bekennen „kann, müßt ihr erſt den Häuptling bekehren, damit er „vorangeht, dann will ich mit meinem ganzen Hauſe und „allen meinen Leuten übertreten.“

Abgeſehen von dieſer mehr im Lehensweſen als in der Religion liegenden Schranke verſichern die römiſchen Miſſionare keinen erheblichen Widerſtand gefunden zu haben, und zwar noch weniger vom Buddhismus, als von dem ſeine Anhänger minder knechtenden Bramanismus. Sie klagen, wie faſt alle proteſtantiſchen Sendboten, bei Weitem mehr über die Gleichgültigkeit des Singhaleſen, den nichts aus ſeiner ſchlaffen Trägheit wecken könne, als über Widerſtand; und die Katholiken geſtehen ungern genug, daß blos Proceſſionen und ähnliches Schauweſen einige Aufmerkſamkeit von Seiten derſelben zu gewinnen vermöge.

Die Verwandtſchaft des Buddhismus mit dem Katholicismus kam hier im Voraus zu ſtatten. Seinen Anhängern waren alle die Verſtellungen geläufig, die jede Religion, heidniſche oder chriſtliche, mit der andern gemein hat, ſobald nur beide ſich durch den Sinnenreiz an die Phantaſie wenden, wodurch dann auch die Lehranſichten ſich einander nähern müſſen. Der Buddhismus hat, wie die römiſche Kirche, ſeine glanzvolle äußere Darſtellung, ſeine Feſte, Feuerwerke, Umzüge, Räucherungen, Bilder, Reliquien-Ausſtellungen, heiligen Kleider, ſeine Schätze in „barbari„ſcher Perl' und Gold“; er hat ſeine heiligen Orte und Wallfahrten um Glück und Geſundheit, ſein Weihgelübde in Noth und Krankheit. Die Prieſter beider haben das Gelübde der Keuſchheit und Armuth, ſind der Entſagung und Entbehrung geweihet. Beide haben ihre Anbetungen und Kniebeugungen, ihre Wiederholungen und Anrufungen in einer alten der Menge unverſtändlichen Sprache. Für das Fegfeuer der einen hat die andere ihre Seelenwanderung. Legenden und Wunder wiſſen beide zu erzählen; heilige Zaubermittel, Schutzheilige und Fürbitter ſind beiden eigen. Im äußern Gottesdienſt wie in den Hauptlehren bedarf es für den Buddhiſten nur ganz weniger Aenderung in alten

Uebungen und kaum merklicher Umgestaltung der Ideen, um von seinem Glauben zu dem seiner neuen Rathgeber überzugehen.

Ein bemerkenswerther Umstand muß an ihren Bekehrten hervorgehoben werden, daß, so mager auch ihre Bekanntschaft mit dem Christenthum seyn mag, die Zahl der Namenchristen, die noch insgeheim an den Gebräuchen und Lehren des Buddhismus hängen, unendlich kleiner bei ihnen ist, als bei irgend einer andern Kirche in Ceylon. Man hat dies dem tief greifenden Einfluß des Beichtstuhles und der nie ruhenden Macht zugeschrieben, die er über Gefühle und Handlungen der Angehörigen übt. Den stärksten Beweis für die aufrichtige Anhänglichkeit der römischen Kirchenglieder an ihre Kirche, und des mächtigen Einflusses der Priester liefert die reichliche Unterstützung, welche sie ihren Geistlichen reichen, und die Freigebigkeit, mit der sie kostbare Kirchen und reich verzierte Altäre bauen helfen. — Der gegenwärtige Stand der katholischen Kirche ist folgender:

Es sind zwei Bischofssitze, der nördliche für die Tameln in Jaffna und Trincomalli, und der südliche für die Singhalesen. Es sind 33 ordinirte Priester mit mehr als 500 Katechisten und Gehülfen, meist Singhalesen und Tameln, angestellt um die Heerde zu weiden. In ihren Schulen, die über die ganze Insel gehen, so weit ihre Kirchen reichen, wird neben dem Religionsunterricht eine allgemeine Bildung gegeben; die Zahl der Kirchen ist etwa 300, die der Gemeindeglieder 116,000; davon sind 83,561 Singhalesen, 31,952 Tameln, der Rest von 1141 Europäer. Diese Gemeinde wächst täglich durch neue Bekehrungen aus den Heiden. Schulen haben sie 46 mit über 2000 Schülern, die Hälfte davon Tameln. Der Schulunterricht scheint jedoch geringer, als bei den andern Gemeinschaften, was von einer verhältnißmäßig zu großen Ausdehnung der Arbeiter und daher mangelhafter Oberaufsicht herrühren mag.

Man muß ihren Priestern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, welches auch ihre Herzensgesinnungen gegen den Protestantismus und seine Arbeiter seyn mögen, in ihrer

Arbeit ohne an den Tag gelegte Eiferſucht zu Werke gegangen ſind, und ſich nicht in die Wirkungskreiſe derer eingemiſcht haben, die auf demſelben Felde mit ihnen ſtanden. Sie hatten früher gar nichts gegen die Bibelverbreitung in ihren Gemeinden; ſie hinderten ſogar das Eintreten von Kindern derſelben in fremde Schulen nicht. Harward, ein proteſtantiſcher Miſſionar, hat ein rühmliches Zeugniß für die Redlichkeit und das Verhalten ihrer Kirchengenoſſen gegeben, von denen er ſagt, ſie ſeyen „freier von den heid„niſchen Gebräuchen, geregelter im Beſuch der chriſtlichen „Gottesdienſte und feſter in einem dem Evangelium gemäßen „Wandel, als irgend eine andere religiöſe Gemeinſchaft von „einiger Größe in Ceylon.“ Freilich ſind ſeit dieſem Zeugniß dreißig Jahre verfloſſen, und es bedarf jetzt ſolcher Vergleichungen nicht mehr. Die Katholiken können ſich auf ihr eigenes Thun und Laſſen berufen, ohne zu behaupten, daß andere Gemeinſchaften hinter ihnen zurückſtehen. Der Gebrauch der Bibel wird ihnen auch jetzt nicht eigentlich unterſagt, aber ihre Prieſter haben auch noch nichts gethan, um ſie mit einer Bibelüberſetzung zu verſehen; ja ich habe mit Bedauern gehört, daß das ſchöne Feſthalten des Grundſatzes, nicht in ein fremd Amt zu greifen, in neueſter Zeit manche Ausnahmen erlitten hat. Doch war es mehr Abwehr fremder Eingriffe, als eigener Angriff, und man kann ihnen nicht verargen, wenn ſie an Orten, wo ſie eigene Schulen errichtet haben, auf dem Beſuche dieſer durch ihre Leute im Gegenſatze proteſtantiſcher Lehranſtalten beſtehen.

Es iſt ja auch in Ceylon das Arbeitsfeld, von dem ein großer Theil noch ganz unberührt da liegt, groß genug, um jeder Abtheilung der chriſtlichen Kirche ihr eigenes Gebiet ohne Eingreifen einer andern zu geben, und wenn ſich die Heiden auch noch ſo unvollkommen mit Namen und Anblick des Chriſtenthums, auch in ſeiner unreinſten Geſtalt, vertraut machen, ſo iſt dies doch immer ein Siegesſchritt in die bisher unbeſtrittene Herrſchaft des Heidenthums, und eine Vorbereitung weiter für deſſen endliches Unterliegen. Selbſt als ein Schritt zu bürgerlicher Veredlung iſt es ein

Vortheil, und wenn auch die große Maſſe der Katholiken in Ceylon nur ſehr oberflächlich von den Wahrheiten des Evangeliums durchdrungen iſt, ſo zeugt doch ihre ſittliche Haltung für die Redlichkeit ihres Sinnes, und die Wirkung ſelbſt eines ſo ſchwachen Lichtes auf Herz und Leben gibt eine herrliche Ausſicht auf den einſtigen Sieg einer reineren Geſtalt der Lehre und Kirche. Unter all dieſen günſtigen Zeugniſſen ſoll aber doch auch das ungünſtige der Baptiſten-Miſſionare nicht überhört werden, die in den abgelegenen Dörfern des Weſtens am meiſten mit römiſchen Katholiken zuſammenſtoßen und verſichern, es ſeyen dieſelben tief in Unwiſſenheit und Aberglauben verſunken, faſt noch mehr als die Heiden; die proteſtantiſche Bibel ſey ihnen in der That unterſagt und keine katholiſche dafür gegeben; überhaupt haben ſie gar keine Bücher; ihrer Schulen ſeyen wenige, und die wenigen ſchlecht; von den Erwachſenen könne eine verhältnißmäßig kleinere Zahl leſen, als in den proteſtantiſchen Miſſionen, und die Prieſter verfahren nach dem Grundſatz, daß die Religion deſto höher verehrt werde, je weniger das Volk ſie verſtehe. Die Autorität der Prieſter ſey unbedingt, die Verdammung der Ketzer durch dieſelben und die Beſchützung der Gemeinden vor Berührung mit Proteſtanten ſo ſtark, daß ſie oft an perſönliche Gewaltthat gränze, und die Bekehrung eines Katholiken zum Proteſtantismus würde eine Rache nach ſich ziehen, wie ſie nirgends als etwa bei den Hindus und Bramanen vorkomme.

Nun noch ein Wort über die holländiſche Kirche, die allmählig dahinſchwand. Sie hatte nie Eingang in die Gemüther gefunden, und was ihr an poetiſchem Reiz für die Singhaleſen abging, das hatte ihre trockene und ernſte Lehre bei einem ſolchen Volke natürlich nicht erſetzen können. — Als die holländiſchen Behörden nach der Capitulation von Colombo nach Java abreisten, waren mit ihnen viele Geiſtliche und alle Reicheren, die eine Auswanderung wagen konnten, nach Batavia gegangen. Die Zurückgebliebenen verſammelten ſich in den ſchönen alten Kirchen, die vertragsmäßig ihr Eigenthum geblieben waren, und die Regierung

bezahlte Anfangs die Gehalte der Prediger und a
Kirchenausgaben. Allein die ungünſtigen Umſtände h
dieſe reformirte Kirche noch weiter herabkommen. Sie
nicht mehr alleinige Staatskirche; die Reichen und M
tigen unter ihren Gliedern waren fortgezogen; in ver
nißmäßiger Armuth und Vernachläſſigung hatte ſie
ungleichen Kampf mit der anglicaniſchen Kirche aufzu
men, deren Prediger Caplane der Staatsbeamten und
Truppen waren, und den noch ſchlimmern mit der römiſ
Kirche, die ihr die Bekehrten ſchaarenweiſe entführte.

Nach der Landung der Engländer hatte man die
ländiſchen Geiſtlichen von den Nebenplätzen und den Ei
bornen ganz abgerufen, und ſich auf die Gemeinden in
Forts Colombo, Matura und Galla beſchränkt. Aber
verloren auch die zwei letztern ihre Prediger, und die
ſiſtorien räumten ihre Kirchen gerne den engliſchen Capla
ein; nur ein oder zwei Mal im Jahre kam der Pfarrer
Colombo zur Feier der Sacramente an jene Orte. D
Abnahme rührte weder von feindlicher Einwirkung der
gierung, noch von Pflichtverſäumniß der holländiſchen Ki
her, wofür die bündigſten Zeugniſſe vorliegen. Aber
Geiſtlichen waren alte, kränkliche Männer und keine A
ſicht da, friſche Kräfte aus Holland herbeizuziehen.

Im Jahr 1813 ſtand es im Ganzen mit dem relig
ſen Leben in Ceylon und ſeiner Pflege ſo ſchlecht, daß
drei anglicaniſche Caplane, zwei deutſche Presbyterianer
Galla und Colombo und ein halbes Dutzend Proponen
da waren, die nach holländiſchem Kirchenbrauch etwa
Mitte zwiſchen dem Diakon und Katechiſten hielten. Z
ſchen der engliſchen und holländiſchen Kirche in Ceylon
ſtand ſtets das freundlichſte Einvernehmen und Austau
gegenſeitiger Dienſte.

Gegenwärtig hat die Kirche Hollands nur zwei P
diger in Ceylon, um die ſich nur ein ſpärlicher Reſt
vielen Tauſende von Tameln und Singhaleſen ſammelt,
vor 50 Jahren die Stärke der holländiſchen Kirche b
en. Auch diejenigen freilich von den Eingeborn

welche die Kirchen der engliſchen Caplane beſuchen, laſſen es ſich nicht nehmen, daß ſie noch immer zu der Landse (hollandsche) Pallya (Kirche) gehören. Sonſt beſuchen die holländiſche Kirche nur die Abkömmlinge der Holländer, die aber engliſch oder portugieſiſch ſprechen, und jetzt befinden ſich in Colombo kaum 50 Perſonen, welche der Sprache mächtig ſind, in welcher einſt Baldäus und Wetzelius ihren Vorvätern das Evangelium predigten. Aber an die presbyterianiſche Kirchenform ſind ſie noch ſehr anhänglich. Wahrſcheinlich wird in Kurzem dieſer Reſt auch vollends untergehen, und dann dürfte das holländiſche Conſiſtorium künftig ſeine Prediger für Ceylon aus der ganz gleichartigen ſchottiſchen Kirche holen. Dies würde beſſer ſeyn, als geradezu etwa die ſchottiſch-presbyterianiſche Form an die Stelle der einmal geſetzlich anerkannten holländiſchen zu ſetzen, die ohnedies mit der anglicaniſchen und römiſchen manches gemein hat, woran die Ceyloner jetzt ſeit Jahrhunderten gewöhnt ſind, wie z. B. die Feier der Feſte, wie Oſtern und Weihnachten, wie den Gebrauch einer vorgeſchriebenen Liturgie bei den Sacramenten u. A., was die ſchottiſche Kirche nicht hat, und was doch für dieſe heißen Länder beſonders nöthig iſt, wo die freie Ergießung des Gebetes leicht in der großen Ermattung durch das Klima abgeſchwächt wird. Es ſind der Angehörigen der holländiſchen Kirche Wolfendahl zu Colombo noch an 2000, und ſchon deshalb dürfte nicht eine neue Form an die Stelle der alten geſetzt werden.

Man ſagt nach allem Bisherigen nicht zu viel mit der Behauptung, daß bei der Ankunft der Mehrzahl der evangeliſchen Miſſionare der Baptiſten, Wesleyaner, Americaner und Engliſch-Kirchlichen (1812—1818) der Proteſtantismus unter den Eingebornen faſt erloſchen war. Man mußte das Bekehrungswerk an den meiſten Orten von vorn anfangen und auf der ganzen Inſel andere Mittel, als die bisher verſuchten, anwenden. Von den drei Deutſchen, welche die Londoner Miſſionsgeſellſchaft im Jahr 1804 geſendet, und von ihrer mißglückten Arbeit, wurde ſchon Meldung gethan.

Im Jahr 1812 kam eine Abordnung der trefflichen Ba
ſtenanſtalt zu Serampore, und zwei Jahre ſpäter die W
leyaner unter dem ausgezeichneten Dr. Coke, der zwei Ta
reiſen vor der Erreichung ſeines Beſtimmungsortes ſta
Im Jahr 1818 ſchickte die engliſch-kirchliche Geſellſchaft
Miſſionare. Alle wurden herzlich willkommen geheißen,
theilten das Feld unter ſich.

Um ihrem Arbeitsgange zu folgen, müſſen wir
Norden und Süden der Inſel jeden beſonders ins A
faſſen.

Auf der Jaffna-Halbinſel ließen ſich 1814 zwei W
leyaner nieder, denen 1816 die Americaner und 1818
engliſch-kirchlicher Miſſionar folgten. Dieſe Miſſionare
ben ſeitdem im ſchönſten und freundlichſten Zuſammenwir
nicht wenig ausgerichtet. Die Wesleyaner und Anglica
freilich mußten ſich mit beſchränkter Wirkſamkeit begnüg
indem ſie nur Vorpoſten des größeren Ganzen von M
ſionsſtationen ihrer Geſellſchaften im Süden der Inſel ſt
während die Americaner ihre ganze Kraft auf den Ein
Punct zuſammenhielten und daher größere Erfolge d
Umfang nach erzielt haben. Sie gehören der großen an
ricaniſchen Miſſionsgeſellſchaft an, deren Mittelpunct Boſt
iſt, und die aus Congregationaliſten, Presbyterianern u
holländiſch Reformirten beſteht. Außer den Geiſtlichen h
ben ſie noch Layen als Aerzte und Buchdrucker angeſtellt.

Die Americaner ſind eigentlich von Hauſe aus M
ſionare. Die „Pilgerväter" hießen jene erſten Anſiedler
Neu-England, die vor dem Gewiſſenszwang der König
Eliſabeth nach Holland und unter Jakob I. nach Ameri
geflohen waren, zu denen nachher unter den unduldſam
Stuarts immer neue Schaaren ſtießen, die ihr Gewiſſ
unbefleckt in die Wildniß jenſeits des Oceans flüchtete
Immer war die Bekehrung der Indianer ein Hauptauge
merk dieſer Auswanderer, und wirklich durchzogen ſie d
Indianerwelt mit einer Kette von Predigtorten und gewa
nen Schaaren derſelben für das Chriſtenthum. Ihr Erfo
den Holländern ihre Miſſionsgedanken für Ceylon ei

gegeben haben. Kein Wunder, wenn sie zuletzt auch in die alte Welt ihre Blicke zurückwarfen. Im Jahr 1812 schickten sie Missionare nach Indien; aber sie mußten auf Befehl des damaligen General-Statthalters Calcutta mit demselben Schiffe wieder verlassen, das sie gebracht hatte. Auf dem Rückwege landete einer auf Ceylon und war erstaunt über das weite offene Missionsfeld, das vor ihm lag. Der Statthalter Sir Robert Brownrigg sprach lebhaft zu, und so kam es, daß 1816 drei Missionare mit ihren Frauen in Jaffna eintrafen, wo sie ihren Wohnsitz nahmen. Vier weitere stießen 1819 dazu, sechs im Jahr 1834, und trotz der Todesfälle, Krankheiten, Heimreisen, waren doch immer 7—11 Geistliche, ein Arzt und noch etliche andere Arbeiter auf dem Platze.

Jetzt hatten die alten Kirchen und Häuser der Portugiesen und Holländer auf einmal wieder Werth. Die Regierung räumte sie den Missionaren ein.

Im Jahr 1820 hatten die Arbeiten der Americaner bereits so viel gewirkt, daß eine Druckerei nöthig wurde, um die Schulen mit den nöthigen Büchern zu versehen. Ein sonderbarer Mißverstand des Statthalters Sir Edward Barnes verleitete diesen Beamten, die Druckerei zu verbieten, und der Drucker mußte die Insel verlassen. Die Pressen wurden den englischen Missionaren übergeben, bis Sir R. W. Horton dieses unweise Verfahren aufhob, und die Missionspresse zu Manepy in Thätigkeit treten konnte, aus der seitdem 130 Millionen Druckseiten zur Belehrung und Erleuchtung des Volkes in englischer und tamel'scher Sprache hervorgegangen sind.

Nie hat zwischen den Missionarien dreier verschiedener Gemeinschaften im Norden Ceylons, die zusammen das Reich Christi über das Bramanenthum zu erheben trachteten, die geringste Streitigkeit stattgefunden. Sie hatten das unglückliche Beispiel ihrer Vorgänger vor sich, um sie von der Einschlagung falscher Wege abzuschrecken; sie waren durch den traurigen Einsturz des früheren Gebäudes belehrt, welche

Grundlagen die rechten und feſten ſeyen, und waren d
entſchloſſen, anders auf ihr Ziel loszugehen, als es bi
geſchehen war.

Vierter Abſchnitt.

Der Bramanismus und die evangeliſche Miſſion
Großartigkeit, Geheimniß und Macht des erſtern. — Die hei
Bücher. — Die großen Stützen, Kaſte und Wiſſenſchaft. —
thologie. — Hoffnungsloſes Ritual. — Schiwa-Verehrung
Falſche Naturanſchauung. — Wirkungen des Schulunterricht
Miſſionare. — Koſtſchulen und Collegien. — Weibliche
hungsanſtalten. — Ausgezeichneter Erfolg der letzteren. —
ſchaftliche Hebung der Tamilen. — Allgemeine Ergebniſſe.

Das Bramanen-Syſtem, gegen das die Kräfte
Mächte jetzt gerüſtet ausziehen, hat etwas ſo Gewalt
in ſeinem unklaren und noch unerforſchten Umfang, et
ſo Furchtbares in der grundloſen Tiefe ſeiner unſeligen
ſchaft, daß beim Anblick von ferne der Kühnſte Halt ma
und der Weitſichtigſte in Entſetzen ſtille ſtehen darf. E
nicht allein der Gedanke an die ungezählten Zehntauſe
die unter ſeinem düſtern Scepter ſeit den älteſten Zeiten
gegangen ſind, es ſind auch nicht blos die Völkerſchaa
die ſich jetzt ſtolz vor dieſem grauenhaften Deſpotismus
den Staub werfen, der durch die Vergiftung der Seele
Leib gefangen hält, was den Muthigſten ſchrecken und
Zuverſichtlichſten einſchüchtern kann. Während ſeine Ma
verhältniſſe ſo ungeheuer ſind, daß ſie jedes Ueberblicks
ten, ſo unklar, daß ihre Umriſſe in geheimem Dunkel
ſchwimmen, ſo tritt andererſeits alles Sichtbare daran
dicht und feſt, ſo furchtbar in einander geſtützt und ge
auf, daß das kleinſte Vorwerk, wenn es angegriffen w
zu ſeinem Schutze die ganze unheimliche Macht und
heimnißvolle Gewalt plötzlich in ſich zuſammenzieht, we
die rieſige Maſſe beherrſcht und ſchützt, die über demſel
ſich aufthürmt. Es gibt kein Stück, keinen Abſchnitt di

wundervollen Bauwerkes, die nicht ihre zugemeſſene Stellung im Ganzen, ihre Einheit mit ihm haben; nicht die armſeligſte Handlung des geringſten Vertheidigers oder Sclaven mangelt der göttlichen unfehlbaren Vorſchrift und Verordnung, der Vollziehung, wird nicht unter ihr vollzogen und anerkannt, als ein Theil des Rieſenſyſtems, das durch ſein eigenes inneres Gewebe gehalten und getragen, und durch ſeine Ineinanderfügung, Zuſammenſtellung, durch die Harmonie und unzertrennliche Einheit ſeiner Theile und Glieder unbeſiegbar erſcheint.

Dies iſt der Anblick des Bramanismus von Außen für die, welche aus erleuchteten Ländern kommen, um mit ſchmerzlichem Erſtaunen dieſes coloſſale Bauwerk götzendieneriſcher Barbarei anzuſchauen, und ſo ſtellt es ſich unvermindert in Größe und Macht ſtets noch den Augen der Millionen dar, die von der Jugend bis ins Alter ſich vor ihm beugten, und es als Verkörperung aller irdiſchen Weisheit und die vollkommene Darſtellung aller himmliſchen Erkenntniß angebetet haben.

Die Schwierigkeit, das Bramanen-Syſtem anzugreifen, rührt von ſeiner geheimnißvollen Unüberſehbarkeit, von ſeinen rieſenhaften und unbeſtimmten Verhältniſſen her. Sie ſind ſeine wahre und künſtliche Stärke; erſteres in dem gewaltigen Erdraum, über den ſein vernichtender Einfluß reicht, in den Myriaden, die in blinder Hingebung vor ſeiner Herrſchermacht ſich beugen; letzteres in der endloſen Vervielfachung ſeiner Beſtandtheile. Seine mythiſche Weltentſtehungslehre geht über den Weltraum hinaus; ſeine geſchichtlichen Jahrbücher gehen in die Geburtsſtunde der Zeit zurück. Seine Zeitrechnung wickelt ſich nicht nach Jahrhunderten, ſondern nach Millionen von Millionen der Abſchnitte ab, und die in einer einzigen ſeiner großen, ſorgfältig aufgezeichneten Geſchichtsthaten aufgetretenen Menſchen überſteigen an Zahl die ganze Menſchheit, wie ſie ſeit der Schöpfung des Menſchen über die Erde gegangen iſt.

Seine Geſchichte iſt in der ausdrucksvollſten und wohlklingendſten Sprache, die je in menſchlicher Rede erklang,

im Sanskrit abgefaßt; ihre Schriftzeichen gelten als Offenbarung der Gottheit; ihre Klänge ſind den Hindu Laute der Himmliſchen. Im Gange der Jahrtauſende dieſe melodiſche Menſchenſprache dem Munde gemeiner Sterblicher entzogen, und nur dem göttlichen Geſchlechte der Brahmanen anvertraut geblieben, dem es vergönnt war, in Mundart der Götter zu gebrauchen. In Wahrheit freilich iſt ſie ſelbſt nur eine Tochter der noch älteren Buddhiſtenſprache Pali (Wurzel, Urſprung), aber eine feiner gebildete Tochter (Sanskrita, die vollendete, die polirte), und die alten Felſen-Bildwerke Indiens haben Pali-Inſchriften, zwiſchen denen und den älteſten in Sanskrit noch 6— Jahre liegen; die alten indiſchen Münzen tragen das Pali oder Prakrit, und die Bramanen werden mit ihren Anſprüchen auf das höchſte Alter ihrer Herrſchaft, Bildung und Sprache durch ſichere Thatſachen Lügen geſtraft. Ja kein einziges geſchichtliches Werk in dieſer Sprache reicht in höhere Alterthum hinauf, und nur Eine Geſchichtsthatſache ihrer Bücher geht bis auf Alexander den Großen zurück. Die Wedas und Schaſtras, die geoffenbarten heiligen Bücher, ſollen unmittelbar aus dem Munde des Schöpfers gekommen und ſo alt als die Sprache ſelbſt ſeyn. Das hohe Alter der Weden iſt in neuerer Zeit durch die Unterſuchungen eines William Jonas, Wilſon und Anderer mehr als zweifelhaft geworden. Setzte man ſie Anfangs bis ins 16te Jahrhundert vor Chriſto hinauf, ſo fragt ſich jetzt gar, ob ſie nicht in die chriſtliche Zeitrechnung hereinfallen.

Aus den Weden fließen die Upanjas und Puranas, dieſe Commentare in Verſen, dieſe endloſen Abhandlungen, die alle Weisheit des Oſtens enthalten, alle Künſte lehren, alle Wiſſenſchaft darſtellen, alle Geheimniſſe entwickeln, alle Geſetze und Sittenlehren erläutern, Alles umfaſſen, was dem Menſchen zu wiſſen, und Alles ans Herz legen, was ihm zu thun gebührt. Daß die 18 Puranas nicht ſo alt ſind, wie die Bramanen vorgeben, ſondern erſt dem 8ten bis 16ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung angehören, iſt längſt erwieſen. All dies bietet einen Schatz der Gelehrſamkeit

tief genug, um für unfehlbar zu gelten — ungeheuern Umfangs genug, um unausforſchlich zu ſeyn — maſſenhaft genug, daß die bloßen uns zugänglichen Bruchſtücke der rieſigen Heldengedichte nach Millionen von Verſen zählen, und daß die ganze Lebenszeit eines Sterblichen, erreichte er auch das höchſte Ziel, nicht reichen würde, ihn nur in die erſten Anfangsgründe der unmeßbaren Litteratur der Hindus einzuweihen.

In dieſer das Gemüth überwältigenden Unermeßlichkeit beruht die Macht und Dauer des Syſtems; ſeine gewaltige Größe trotzt aller Forſchung und allem menſchlichen Forſchungsvermögen. Das Gemüth des Hindu ſinkt vor dieſer unbegreiflichen Ausdehnung nieder. Er findet es gottlos zu erforſchen, wo er verzweifeln muß zu umfaſſen. Er beugt ſich fernſtehend und demüthig vor dem erhabenen Geheimniß; ſein Verſtand wirft ſich in den Staub — er glaubt.*) Aber Gottes weiſe und allmächtige Leitung hat doch in neuerer Zeit Männer aufgeſtellt, die den Muth hatten, dieſem mächtigen Gebäude des Aberglaubens näher zu treten, in ſeine dunklen Schlupfwinkel zu dringen, die Fackel der Wahrheit und Wiſſenſchaft an ſeine verborgenen Grundlagen zu halten, und die aus dieſen Gewölben zurückkamen um ſeinen chriſtlichen Belagerern zu verkünden, daß es nicht unbeſiegbar iſt. Sie haben ſeine verblendeten Vertheidiger erſucht, mit ihnen in die verbotenen Gänge hinabzuſteigen und ſich ſelbſt durch den Augenſchein von der Morſchheit der Grundpfeiler und von ihrer drohenden Gefahr zu überzeugen. Allerdings iſt bis jetzt die Warnungsſtimme vergeblich verhallt; nur Wenige hatten die Entſchloſſenheit mitzugehen und noch Wenigere den Muth ſich überzeugen zu laſſen. Aber Ein großer und bleibender

*) Nur iſt ſein Glaube ein — Aberglaube. Denn das iſt eben das Weſen des Aberglaubens, daß er in der weltlichen Maſſe, in der Menge, der Maſſe, der Ausdehnung, dem unüberſchriebenen Umfang, der Quantität, immer aber der endlichen Größe das Göttliche ſieht, nicht in dem ewigen Leben, der Perſon, der Kraft, der Qualität, wie der Glaube ſeinen Gott ergreift.

Bruch aller heiligen Ordnungen ſo ausſchließen, daß
Sühne Wiederaufnahme ermöglicht. Iſt dieſe erreicht
hat der frühere Ausſchluß faſt keine Wirkung mehr. D
gänzliche Ausſchluß kommt äußerſt ſelten vor.

So ſchließt die Religion jeden Ehrgeiz mit ſeinen
lich hebenden Wirkungen aus, und der höchſte Lohn e
künftigen Lebens iſt von der Gottheit dem aufbehal
der mit der zufriedenſten Unterwerfung und der wankelloſe
Ausdauer alle Pflichten und Ceremonien der Kaſte vollz
hat, worin das Schickſal ihn hat geboren werden la
Da wandelt denn der Bramane göttlich erhaben in Urſpru
Weisheit und Macht als ein Gegenſtand der Bewunder
und Anbetung durch die Welt. Ihm ſeine hohe Stell
zu beneiden, ihm ſein Uebergewicht anzufechten, kann
frommen Hindu ſo wenig in den Sinn kommen, als e
ein Planet zu werden oder dieſem ſeinen Lichtglanz in Fr
zu ſtellen. Er iſt für die übrige Welt das Orakel der W
wiſſenheit, die Quelle aller Belehrung, der Lehrer a
Pflichten und Geſchäfte in dieſer Welt, der Führer zu a
Seligkeit in der zukünftigen. Er iſt nach Manus Geſetzb
das Haupt der Schöpfung, die Welt iſt ſein und w
darinnen iſt; durch ihn erfreuen ſich die andern Sterblic
des Lebens; er kann durch ſeinen Fluch jeden König
ſeinem Heere, ſeinen Elephanten, Roſſen und Wagen vernichte
ja er kann neue Welten und Weltherrſcher, neue Göt
und neue Sterbliche ſchaffen. Er muß höher gehalten werd
als ein König; ſeine Perſon iſt durch die ſtrengſten Geſe
für dieſe Welt und durch die furchtbarſten Ausſichten in
andere geſchützt; das abſcheulichſte Verbrechen kann ihm kei
Todesſtrafe zuziehen; wer aber ihn verletzt, der verdi
zehnfache Strafe. Obwohl es in Ceylon keine Schudr
mehr gibt, ſo zeigen doch wenigſtens die uralten heilig
Kaſtengeſetze, wie hoch die Bramanen ſtehen. Der Schud
iſt zum Dienſte der Menſchen, vor Allem der Braman
geſchaffen. Der Bramane darf in Gegenwart eines Schud
nicht in den Weden leſen, auch nicht für ſich ſelbſt oh
Ausſprechen der Worte. Würde er dieſen das Geſetz lehr

oder ihm den Weg zu Versöhnung der Sünden zeigen, so müßte er selbst in die Hölle Asamweita hinabsinken. Selbst in leiblichen Dingen darf er den Schudra nicht berathen. Der Schudra soll essen was sein Herr übrig läßt und seine abgetragenen Kleider anthun. Schmäht er Einen von den höhern Kasten, so soll man ihm die Zunge schlitzen; setzt er sich mit einem Bramanen auf denselben Sitz, so soll man ihm ein Loch in den Theil schneiden, mit dem er gesündigt hat; will er ihm Rath über seine religiösen Pflichten ertheilen, so soll man ihm siedend Oel in Mund und Ohren gießen.

Wer zu den niedrigeren Kasten gehört, darf nimmermehr sich anmaßen, in den Schatz heiliger Kenntniß zu greifen, der nur dem Bramanen gehört. Diesem allein gebührt die Herrschaft im Reiche des Geistes. Jenem bleibt die niedere Welt leiblicher Gewandtheit und Kraft, worin mit Geist und Weisheit nichts gewonnen wird.

Um die Ketten noch fester zu schmieden, die den Rest der Menschheit an den Bramanen fesseln, wird befohlen, daß alle andern Kasten nur aus dem Munde und der Hand dieses göttlichen Inhabers der Wahrheit die Lehren des Glaubens, die Ordnung des Gottesdienstes zu empfangen haben, und diese sind dann so endlos verwickelt und weitschichtig, daß die unverdrossenste und geduldigste Einbildungskraft dadurch ermüdet und in dem Empfänger stets das Gefühl erweckt wird, noch kaum im Anfange zu stehen. Es ist gar keine Uebertreibung, wenn man sagt, die Pflichten und Feierlichkeiten, welche das bramanische Ritual vorschreibe, seyen so zahllos, wie die Sterne des Himmels und wie der Sand des Meergestades. So groß ist ihre Manchfaltigkeit, daß kein Menschenleben hinreicht, um ihre Vorschriften nur kennen zu lernen, geschweige denn um sie zu üben; und das höchste Strebeziel des frommen Hindu ist, nur ein kleines Bruchstück dieser unerläßlichen Kenntniß in einem Abschnitte des Daseyns zu bemeistern, um in neuen Geburten zu weiterer Einsicht befähigt zu werden, und so allmählig Stufe auf Stufe dem unendlichen Heil des Ver-

ſinkens in das ewige, abſolute Weſen der Gottheit ſi
nähern.

Nicht blos die Hauptgrundſätze der Lebensführ
ſondern jeder Nebenzug und kleinſte Schritt wird von
Bramanen mit zehnfach kleinlicherer Umſtändlichkeit beſti
und geordnet, als es je im jüdiſchen Geſetze vorkam. „
„Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Handlungen
„wechſelnd und ſo kleinlich, ſo lächerlich oder albern
„ekelhaft oder niedrig ſie ſeyn mögen, alle Arten des A
„ſchenverkehres im öffentlichen oder Familienleben ſind
„feierliche Weiſe von Gott vorher beſtimmt. Jedes denk
„Lebensgeſchäft, wichtig oder unbedeutend, ja jede thier
„Lebensfunction muß das Gepräge religiöſer Vollzieh
„tragen. Da iſt in Allem der eintönige Klang von
„ſchriften: Alles iſt bezeichnet und beſtimmt, ſey es
„Wechſel der Bewegung, der Aeußerung oder der St
„Da handelt es ſich vom Baden und Waſchen, vom Sch
„ſen und Beſprengen, vom Stehen und Sitzen, vom G
„und Wenden in jeglicher denkbaren Stellung, vom Be
„ren und Riechen bald dieſes bald jenes Dinges, vom
„ben der Zähne und Spülen des Mundes, vom We
„der Kleidung und Salben mit duftenden Oelen,
„Schmücken mit gewundenen und ungewundenen Blu
„und Guirlanden und mit Kränzen, von Räucherung
„Sandelholz, Saffran und Aloe, vom Staubſammeln
„Blätterſtreuen, vom Feueranzünden und Lampenaufhän
„vom Zudecken und Aufdecken der Gefäſſe von Ku
„Bronce oder Thon, vom Miſchen von Honig und F
„von Kräutern, Wurzeln und Zucker, vom Opfern in F
„und Waſſer, in Milch, Butter und Käſe, vom Ner
„und Wiederholen der drei oder der ſieben Worte,
„Herſagen der myſtiſchen Sylbe Om, vom Abbeten
„heiligſten Textes Gajatri, vom Halten des Athems
„tiefſtem innerlichem Nachſinnen, von Anbetungen der
„mente, Planeten und Sternen, von zahlloſen Anrufun
„der Dreiheit, der verſammelten Götter, Philoſophen
„Weiſen, kurz aller belebten Weſen im Himmel und

„Erden, und all dieser in buntem Wechsel und manchfacher „Abwandlung, erweitert, verkürzt, getheilt, vervielfacht, ver„bunden oder verschränkt in so manchfaltiger Gestalt, daß „es ins Endlose geht. Es ist, als wären alle diese Ele„mente in ein Kaleidoscop geworfen und unaufhörlich darin „herumgedreht; bei jeder Umdrehung erscheinen dieselben in „neuer Gestalt der Anordnung, Häufung, Gruppirung, „und so geht es in jeder neuen Drehung fort ohne Grän„zen und ohne Ende."

Dies ist nur ein sehr allgemeiner Ueberblick, und bezieht sich nur auf die alltäglichen und gewöhnlichen Dinge, noch nicht auf die wesentlichen Anforderungen des eigentlichen Gottesdienstes und die Ceremonien, welche in wichtigen Lebensabschnitten zu vollziehen sind, und die an merkwürdige Erlebnisse sich anschließen. Geburt, Heirath und Bestattung bringen jedes ein ganzes gewaltiges Buch voll Ceremonien. Damit ist der Vorschriften über Reinigung und Speisen noch nicht gedacht, eines Gesetzbuches, so umfangreich als ein ausführliches Werk über die Kunst, und Alles dies in zehntausendfacher, kleinlichster Abwandlung, je nach dem Dienst der unzähligen Untergottheiten, die sich mit Bram in die Anbetung theilen.

Die Beobachtung und genaue Einhaltung aller Erfordernisse eines so gränzenlos vielfachen Systems geht ohne Weiteres so weit über die Gränzen jeglichen Verstandes und jeglicher Ausdauer, wie sie der Schöpfer dem Menschen gegeben hat, daß von der Geburt bis in die Ewigkeit der Hindu stets unter dem Fluche der Hülflosigkeit und der verzweifelnden Unfähigkeit liegt, seine Pflicht zu leisten; daß allezeit Gebote vor ihm stehen, zu deren Erfüllung ihm die Kraft fehlt; daß er unvermeidliche Mängel auf sich ladet und Strafen entgegensieht, die nur die Hülfe und Mittlerschaft des Bramanen von ihm wenden kann.

Noch weiter — aus dieser Religion der Unmöglichkeit und Verzweiflung quillt eine andere hervor, als ihre natürliche Wirkung: die Anbetung der rächenden Gottheiten, deren Qualen der unglückselige, durch Vorherbestimmung

gefeſſelte Menſch für ſeine Begehungs- und Unterlaſſu
ſünden anheimfällt. Ohne alle Hoffnung, das freun
Götterweſen durch Leiſtungen gütig zu ſtimmen, ſucht e
Grimm der feindſeligen Götter wegzubeten; weil er
nicht verſöhnen kann, ſo ſucht er ſich den Teufel freun
zu machen. Daher die Teufelsanbetung, die ſchändl
Orgien Schiwas, die blutigen Opfer der Kali, die Sch
haufen des Sutti, die Gräßlichkeit des Dſchaggernath-F
ſtes, die Selbſtmarter der Fakira, die Elternmorde in
Waſſern des Ganges, die ſcheußlichen Durga-Feſte,
Grauen des Tſcharrakpudſcha (Schwing-Feſtes) und
entſetzliche Schlächterei der Phanſigars und Thugs. D
die Gebräuche, die man nur mit Entweihung der Spr
gottesdienſtlich nennen kann, und die aus Verzweiflung,
Himmel zu gewinnen, die Hölle freundlich ſtimmen ſol
In allen Entwicklungen und Geſtaltungen dieſer vielſeiti
Religion iſt und bleibt aber der Bramane in der vo
Herrlichkeit ſeiner göttlichen Einſegnung Leiter, Herrſcher
Seele des Ganzen, ſeine Oberherrlichkeit unbezweifelt, ſ
Geltung über jede Frage erhaben, ſein Dienſt das Verl
dungsglied zwiſchen der Gottheit und den übrigen Glied
des Menſchengeſchlechtes.

In der Ausſchließlichkeit, Undurchdringlichkeit und
Geheimniß des Bramanismus beſteht ſeine Hauptkr
Sein anderer großer Grundzug: ſeine Anſchauung
Stoffwelt, ſeine Naturlehre, iſt gleichfalls geeignet, den M
ſchengeiſt durch die ungeheuerliche Größe, durch die Er
loſigkeit der drehenden Kreiſe ſchwindelnd und muthlos
machen; trägt dennoch zugleich in der Tollheit und d
Aberwitz ſeiner Anſichten die unvermeidliche Gewißheit en
licher Entlarvung und ſicheren Sturzes in ſich. So w
die Bramalehren der überſinnlichen Welt angehören und a
göttlicher Offenbarung ruhen wollen, mag ſchlaue Trugkun
immer noch eine Schutzwehr ihrer Weisheit gegen jed
furchtbarſten Angreifer bauen; wo aber ihre Anmaßung
unklug genug den Boden der Thatſache betreten, und ih
Lehrſätze von Naturerſcheinungen abhängig gemacht werde

da wird das Ganze dem Lichte gemeiner Erkenntniß zugänglich, und die Wissenschaft kann dem Irrthum die Maske abreißen. Wie die Unfehlbarkeit Roms einen unheilbaren Schlag empfing, als sie nicht mehr in dem trüben Dunstkreise der Ueberlieferung und dem haarfeinen Gewebe der theosophischen Grübeleien blieb, sondern das heilige Amt der Einsicht eines Galilei frech den Handschuh hinwarf, so wird die beweisbare Wahrheit stets als Bundesgenossin des Christenthums den Lug und Trug bramanischer Afterweisheit zertrümmern, wo immer sie zusammenstoßen.

Das ist ein unschätzbarer Vortheil, der im Kampfe mit bramanischem Götzenthum errungen ist und nicht blos klar zeigte, welch ein werthvoller Mitkämpfer wissenschaftliche Bildung ist, sondern sogar über jeden Zweifel erhebt, daß ohne diese Genossenschaft der Kampf ein hoffnungsloser wäre. *) Denn da alle Bramanenlehre sich als unmittelbaren Ausfluß des Himmels, alle ihre Wissenschaft und Kunst als Eingebung des Schöpfers erklärt, so ist klar, daß die Entdeckung einer einzigen Unwahrheit in ihrem Ganzen unausbleiblich und gänzlich das Vertrauen zu dieser Offenbarung und ihren Priestern vernichtet.

Was die Wissenschaft der Bramanen betrifft, so ist die innerlich widersprechende Verbindung von Erhabenem und Abgeschmacktem noch nie in so colossaler Weise vollzogen worden, wie in dem seltsamen Gemengsel der bramanischen

*) Nicht das Mindeste möchte ich von der Wichtigkeit wissenschaftlicher Mittel für die Zwecke der Mission hinwegnehmen, wie der hochverehrte Verfasser sie im Texte darstellt. Nur das kann ich auf Grund vieltausendfacher Erfahrung nicht anerkennen, was er zu weit gehend behauptet, daß ohne diesen Bundesgenossen nie der Bramanismus überwunden würde. Tausende von Hindus sind bekehrt ohne daß diese Mittel gewirkt haben. Was er sagt, kann nur den Bramanen selbst und sogar diesen nicht durchaus gelten. Nur von einer gänzlichen Ueberwindung des falschen Systems, von durchgängiger Christianisirung des indischen Volksgeistes ist es wahr. Aber der americanische Missionar, dessen im Texte gedacht ist, hat mit seinem demüthigen Worte doch tiefer gegriffen, als der hochgebildete Statthalter.

Der Herausgeber.

Naturkunde. Schöpfungen, die in ihrer allgemeinen W
lehre ſich durch die Unendlichkeit des Raumes dehnen,
arten in der Einzelſchilderung zu Weltmeeren von Sy
und Oceanen von zerlaſſener Butter. Die heilige Z
rechnung rollt rückwärts in die dämmerndſte Zeitenferne
Reihe der Zahlen auf, aber die Bewegungen von Herrſch
die vor Millionen Jahren gelebt haben ſollen, werden
der Kleinlichkeit der Hofchronik vom geſtrigen Tage geſchild
Sie haben eine Erdkunde, welche die Erdoberfläche in Stre
auseinander zieht, deren Raum die Entfernung der So
von unſerm Planeten zum Durchmeſſer haben würde,
innerhalb dieſes weiten Raums ruht die Hinduwelt auf
Rücken von Elephanten, von deren Bewegungen die E
beben kommen ſollen. Die Naturlehre der Bramanen
von der göttlichen Allwiſſenheit mitgetheilt ſeyn, und
enthält ſie alle Träumereien der Alchymie und alle Täuſ
reien der Magie. Sie haben eine Heilkunde, die nicht al
jede Krankheit heilt, ſondern auch ihren Anfall vorher ſ
und die Annäherung und Eingriffe des Todes beherr
und ordnet. Sie haben eine Mathematik, die alle Erſc
nungen der Naturwelt zu erklären ſich anheiſchig ma
die aber von der Bedeutung der gemeinen, myſtiſchen
magiſchen Zahlen abhängt. Sie haben eine Aſtronor
die in kühnem Ausblicken ins Gebiet des Erhabenen emp
ſtrebt, die aber auch zu den Albernheiten der Aſtrologie
den wunderlichen Einfällen der Wahrſagerei herabſinkt,
in Stellung des Horoſcops, der Nativität für jeden E
zelnen und in Vorherſagung des Wetters für ein gan
Jahr ſich erniedrigt, wie dies ſchon die Beſchreiber
Alexanders des Großen Eroberungszügen in Indien meld
Während ſie den Mechanismus der Wiſſenſchaft hinläng
in ihrer Gewalt haben, um eine Sonnen- oder Mondfinſ
niß vorherzuſagen, wiſſen ſie doch dieſelben nicht beſſer
durch die Verſuche eines Ungeheuers zu erklären, d
Lichter des Himmels zu verſchlingen.

So toll und wahnwitzig dieſe Einbildungen ſchein
ſie ſind gleichwohl die Grundlage der Brama-Religi

und mit allen Thaten der höchsten Dreigötterschaft, mit allen Begebenheiten ihrer Mythologie, mit aller Chronik der zahllosen Gottheiten verwoben, und es ist eitel, je einen Umsturz des riesigen Trugs zu erwarten, bis diese Grundsäulen durch Entlarvung der eingebildeten Wissenschaft, der falschen und phantastischen Naturkunde erschüttert sind.

Ein merkwürdiger Vorfall zu Batticotta, der Hauptstation der Americaner auf der Jaffna-Halbinsel, der gleich einige Jahre nach ihrer Errichtung sich zutrug, liefert hiezu einen starken Beleg. Batticotta war bis vor Kurzem der Wohnort Wesuwanathons, des berühmtesten Astronomen Ceylons, der in seiner Person die Wissenschaft von neun Generationen seiner Ahnen, die alle Astronomen waren, vereinigte. Er hatte in seinem tamelschen Kalender auf 1828 eine Mondfinsterniß auf den 21. März 24 Minuten nach 6 Uhr Abends vorhergesagt, durch welche fünf Achttheile der Mondscheibe verfinstert werden sollten. In dieser Berechnung fanden die Missionare einen Verstoß, indem die Verfinsterung nur drei Achttheile treffen und fünfzehn Minuten früher anfangen, 24 Minuten später enden sollte, als der tamelsche Astronom vorhergesagt hatte. Allein Wesawanathon, stolz auf sein Wissen, sah seine Rechnung nochmals durch und blieb bei seiner Behauptung. Der Streit wurde öffentlich und machte das größte Aufsehen unter den Tameln, und als die Zeit heran kam, versammelte ein angesehener Bramane das Volk in der Nähe des Seminars, um sie zu triumphirenden Zeugen der Sicherheit ihrer eigenen Religion und des Irrthums der Christen zu machen. Unglücklicher Weise kam recht zur Unzeit eine Wolke vor den Mond in dem Augenblicke zu stehen, da nach den Americanern die Verfinsterung beginnen sollte. Einen Augenblick stand Alles in gespannter Erwartung. Aber die Wolke ging und ein schwarzer Punct war am nordöstlichen Mondrande sichtbar. „Es ist die Wolke!“ rief der Bramine; — aber noch einen Moment und die Wolke war weg. Der Punkt hatte sich gedehnt, die Finsterniß war unwidersprechlich da. Der Missionar rief die Leute in sein Schulzimmer,

holte ſein Planeterium her und erklärte ihnen deutlich ſache und Gang der Himmelserſcheinung; er zündete die Sonne vorſtellende Licht in der Mitte an, und ließ den Schatten ſo über den künſtlichen Mond gehen, wie in demſelben Augenblicke am Himmel über den wirklic ging. — Noch waren aber zwei ſtreitige Puncte zu gen nen: die räumliche Ausdehnung der Verfinſterung auf Mondfläche und ihre Dauer. Mit äußerſter Spann wurden beide beobachtet, und der Sieg der Americaner v vollſtändig.

Dennoch knüpfte ſich an dieſe offenkundige Ueberr ſung der Lieblingswiſſenſchaft der Bramanen keine unm telbare Bekehrung. Der Miſſionar, der ganz beſcheiden Hergang meldet, ſetzt hinzu: „bloße aſtronomiſche Wahrh „reicht nicht hin, um Herzen zu erneuern.“ Aber die H dus lernten von nun an das Seminar mit andern Au anſehen; ihr Vertrauen zu den eigenen Prieſtern war ſchüttert; die Predigt der Miſſionare fand leichteren Eingo in die Herzen.

So unerläßlich aber Bildung und wiſſenſchaftlicher U terricht für Bekehrung vom Bramanismus ſeyn mögen, läßt ſich ihre Wichtigkeit und Kraft doch noch in viel g ßerem Maaßſtabe im Gegenſatze gegen jeden andern, ni bramaniſchen Aberglauben darthun. Denn auf Eindrü auch ſehr ſtarke, die in Gemüthern haften, die an Prüfu und gründliches Selbſtdenken nicht gewöhnt ſind, kann m ſich nur wenig verlaſſen. Solche Gemüther bringen es keiner rechten perſönlichen Ueberzeugung, zu keiner Wid ſtandskraft gegen Einwürfe und Angriffe von Außen; a die lauterſten erſten Eindrücke ſchwinden allmählig vor d Mißfallen der Verwandten, dem Spott der Genoſſen, d Einfluß der heidniſchen Prieſter und andern gewohnten Au toritäten in Glaubensſachen wieder hinweg. Die Erfahru hat gelehrt, daß der Miſſionar, um bleibend auf das H des Hindu zu wirken, zuerſt ſeinen Verſtand wecken und ih durch Mittheilung der allgemeinen Kenntniſſe, die den Götze dienſt in ſeiner Albernheit bloßſtellen und allmählig ſein

seinern Irrthum ans Licht bringen, die reineren Grundsätze christlicher Sittenlehre und die sittigenden Einflüsse christlichen Lebens näher bringen muß. Nach diesem Grundsatze haben die Missionare bei den Tameln auf Ceylon gehandelt und es ihr Erstes seyn lassen, tüchtige Bildungsanstalten zu errichten.

Die Americaner verfuhren dabei mit weitsichtiger Wachsamkeit und stellten ein wohl durchdachtes Ganzes auf: das Ergebniß zweihundertjähriger mühsamer Erfahrung unter Heiden jeder Farbe in jedem Erdtheil. *) Es wird daher ein Gegenstand nicht blos für die Freude des Christen, sondern auch für tieferes Nachdenken, wenn man den Proceß durch seine Stufen verfolgt, und beobachtet wie die Mittel nach einander auf den trägen Hindugeist weckend wirkten, alte Gedankenwege störten; wie vom Gedanken aus Eindrücke möglich wurden, die auf das Herz gingen; wie der erste Zweifel herandämmerte, allmählig der Trug vorsichtig enthüllt wurde; wie dann das bisherige Glaubensgebäude durchgangen, das unlautere Wesen erkannt, der Irrthum verworfen wurde und eine Sehnsucht nach der Wahrheit sich hervordrängte. Auch das ist wichtig, wenn gleich nicht so angenehm, die Fälle des Mißlingens zu beschauen, sey es ein gänzliches oder nur theilweises; die Stumpfheit, den Widerstand der Gewohnheit, das Abstoßen des Stolzes, die Undurchdringlichkeit des Vorurtheils, die unbezähmbare Allgewalt des Trugs.

In der Hauptsache schlugen die drei Missionsheere in Jaffna: die Americaner, die englische Kirche, die Wesleyaner — ganz denselben Weg ein, sowohl in ihrem Auftreten als

*) Es ist nicht recht klar, wie der Verfasser das meint. Denn die Americaner hatten doch keine zweihundertjährige Erfahrung hinter sich. Wohl im eigenen Lande konnte man das zur Noth sagen, hinsichtlich der Indianer. Allein dort war gerade das Schulwesen nicht eben vorzüglich betrieben worden, und „in jedem Theil der Welt“ lagen doch diese Indianermissionen nicht. Auch in den „Farben“ ist eine Uebertreibung. Es waren wohl Kupferrothe und Schwarze im Lande; aber an den Letztern wurde bekanntlich so gut wie nichts gethan.

Der Herausgeber.

Prediger, wie als Lehrer. Seit dreißig Jahren traten dieſe edeln Männer in einer Miſſions-Vereinigung von Zeit zu Zeit zuſammen, um ihre Erfahrungen auszutauſchen und weitere Kriegsplane zu entwerfen. Deshalb war ihr Verfahren ein ganz gleichartiges, und ſie vermieden gänzlich in den Augen der Tameln den Schein von ſtreitender Eiferſucht der evangeliſchen Gemeinſchaften, der im Süden bei den Singhaleſen bis zu einem gewiſſen Grade ein Hinderniß der Miſſion wurde. Bei Allen war das Lehramt tägliche Aufgabe; als kirchliche Geiſtliche glaubten ſie vorſichtig gehen und Gelegenheiten lieber ergreifen als ſchaffen zu ſollen. Sie hielten mehr auf vertrauliche Unterredungen als auf förmliche Predigt; ſie wandten ſich lieber recht von Herz zu Herzen an Wenige, als daß ſie in große, gemiſchte Haufen hineinredeten.

Die erſte Säuglingsſtufe der Bildung geben die Dorf-Freiſchulen, die durch das ganze Land zerſtreut ſind, und worin die Tamelkinder in ihrer Mutterſprache die einfachſten Elemente von Kenntniß und Bildung empfangen. Sie leſen aus überſetzten chriſtlichen Büchern; ſie ſchreiben ihre eigene Sprache, indem ſie zuerſt die Buchſtaben in den Sand zeichnen, und dann ſie mit dem Eiſengriffel auf die zubereiteten Blätter der Palmyra-Palme ſchreiben. Wie weit dieſes unterſte Werkzeug der Bildung greift und wie beharrlich es angewandt wurde, zeigt die Zahl von 4000 Schülern, wovon ein Viertheil Mädchen, die in den americaniſchen Dorfſchulen täglich unterrichtet werden und die von 90,000 Kindern, d. h. die Hälfte der ganzen Bevölkerung der Halbinſel, die ſeit dem Anfange darin geweſen ſind. Die engliſch-kirchlichen Schulen haben 600, die wesleyaniſchen 700 Kinder. Die Letztern haben dann noch 1400 in andern Provinzen.

Dies iſt jedoch nur die unterſte Stufe. Von Anfang an wurde es eine Hauptaufgabe, Schüler, die ſich dazu hergaben, in Koſtſchulen aufzunehmen und ſie dadurch ganz vom Einfluß des Götzendienſtes abzufondern. Lange Zeit wollte es nicht gehen, weil die Eingebornen den Aufwand an Zeit, Mühe und Geld für dieſen Zweck von Seiten der

Fremdlinge aus bloßer Wohlthätigkeit rein unbegreiflich fanden, und daher allerlei ſchlimme Abſichten dahinter ſuchten. Allmählig ſchwand aber die Furcht, und jetzt beſteht auf jeder Hauptſtation eine wohl gefüllte Erziehungsanſtalt.

Hier war die Hauptſchwierigkeit der Kaſtenunterſchied. Der Widerwille, ſeine Kinder unter das Dach der chriſtlichen Lehrer zu geben, kam viel weniger aus der Sorge, ſie möchten bekehrt, als aus der Furcht, ſie möchten durch den Verkehr mit Kindern geringerer Kaſten befleckt werden. Die Miſſionare überwanden den Uebelſtand, und zwar nicht durch Losziehen gegen den Unſinn dieſer Unterſchiede, ſondern durch gänzliches Hinwegſehen darüber, wo nicht beſondere Fälle ihr Eingreifen forderten. So weit die Vorurtheile der Tameln an ſich unſchädlich oder für Andere nicht verletzend waren, ließ man ſie ganz ruhig gewähren; aber mit dem Wachſen der Einſicht, mit der Kräftigung der Denkkraft und Erweiterung des Verſtandes verſchwanden allmählig die ſchrofferen und ſchlimmeren Gebräuche von ſelbſt und faſt unmerklich. Im Jahr 1847 trat ein römiſch-katholiſcher Knabe von niederer Kaſte aber mit bedeutenden Fähigkeiten in das wesleyaniſche Seminar zu Jaffna. Die Zöglinge der höhern Kaſten wollten mit ihm nicht auf der gleichen Bank ſitzen, und der eingeborne Lehrer wollte ſie dazu weder zwingen noch bereden. Fünfzig Zöglinge, an ihrer Spitze ein Bramine, verlangten, man ſolle den neuen Ankömmling wegſchicken. Auf die Weigerung des Vorſtandes verließen ſie die Anſtalt und errichteten eine eigene mit dem jungen Braminen als Lehrer, und verbannten aus derſelben alle chriſtlichen Bücher; ja ſie hielten am Sonntag Schule, recht um ihren Aerger an den Tag zu legen. Der Verſuch mißlang aber; ein Schüler um den andern kehrte zu Miſſionar Percival zurück; der Bramine erhielt ein Amt, und ſein Nachfolger, obgleich ein Heide, machte die Wiedereinführung der Bibel zur Bedingung ſeiner Annahme.

Als die erſte americaniſche Anſtalt dieſer Art in Batticotta errichtet wurde, mußte man ein eigenes Speiſehaus auf dem Boden eines heidniſchen Nachbarn errichten, weil

die Schüler nicht unter dem Dache des Chriſten eſſen wollten; aber ein Jahr nachher aßen ſie alle ganz ruhig im Speiſeſaale der Anſtalt. Eine neue Schwierigkeit erhob ſich. Einige der jungen Leute hoher Kaſten wollten ſich des gemeinſamen Hausbrunnens nicht bedienen; ſie durften ſich ſelbſt einen anſchaffen, der ganz für ſie vorbehalten blieb. Allein nachdem ſie einen Tag daran gearbeitet hatten und es ihnen nicht gelungen war, fanden ſie ſelbſt, daß ſie nur immer das vorhandene Waſſer wegſchöpfen müßten, um das nachfließende als ganz reines für ſich zu bekommen, und hielten ſich an den alten Brunnen. *)

Den tamelſchen Freiſchulen und Erziehungsanſtalten folgte als weitere Stufe die engliſche Schule mit höherem Unterricht. Damit fingen die Americaner im Jahr 1830 an und es bewies hinreichend, wie groß ihr Einfluß bereits war und wie hoch das Volk ihre Arbeiten ſchätzte, daß ſie von den Schülern dieſer engliſchen Lehranſtalt ein Schulgeld verlangen und ſogar ohne irgend eine Veränderung der Schülerzahl eine durch und durch chriſtliche Schulordnung einführen konnten. Man braucht kein Chriſt zu ſeyn, um aufgenommen zu werden. Aber einmal eingetreten muß der junge Hindu der Religion, die ihm die Wohlthat des Unterrichts bringt, ſo viel äußerliche Achtung erweiſen, daß er die Abzeichen ſeines Götzendienſtes von ſich thut. Er darf

*) Der würdige Verfaſſer ſcheint mir hier auch zu ſehr ins Loben zu gerathen. Die Miſſionare, welche zu ſehr dem Kaſtenweſen Reſpect bezeugten, indem ſie ſich ſelbſt beredeten, es ſey ein blos bürgerlicher Unterſchied, den das Chriſtenthum eben ſo wenig aufheben wolle, als den zwiſchen Armen und Reichen, zwiſchen den Nationen und Geſchlechtern, haben es bisher ſchwer genug zu büßen gehabt. Denn ſie behielten bei aller Verſtandesüberzeugung gegenüber der alten Religion und Mythologie das Heidenthum ſelbſt in ihren Chriſtengemeinden; ſie hatten den praktiſchen Mittelpunct deſſelben, das Kaſtenweſen, nicht überwunden; ſie hatten eine Kirche gebildet wie die katholiſche des Mittelalters, die auch das Heidenthum nicht außer ſich geſetzt, die daher einer Reformation erſt noch bedurfte. Damit iſt das Schwerſte und Wichtigſte in der Miſſion noch ungethan. Die Erfahrung der neuern indiſchen Miſſionen und ihre Erfolge ſprechen gegen dieſe Nachſicht. Der Herausgeber.

das Aſchenzeichen auf der Stirne nicht in die Schule bringen, und jeder Schüler, Heide oder Chriſt, muß am Sonntag den Gottesdienſt beſuchen, und in der Schule die Heilige Schrift mitleſen und Religionsunterricht empfangen.

Merkwürdiger Weiſe fürchten die Eltern davon nichts und widerſetzen ſich gar nicht. Ja es zeigt noch mehr die wunderliche Miſchung, die jetzt in dem ſeltſamen Hinduvolk ſtattfindet, daß in einer kürzlich von Braminen in der Nähe von Jaffna errichteten rein heidniſchen Schule die Hindus ſelbſt die Vorſteher zur Einführung des Bibelleſens als eines unerläßlichen Unterrichtszweiges nöthigten.

Auch die anglicaniſchen und wesleyaniſchen Sendboten haben dieſe höhere Stufe ihrem Schulweſen angefügt, ſo weit ihre Mittel es zuließen. Die Erſtern haben ſechs engliſche Schulen mit 250 Schülern; ſie haben aber auch noch im übrigen Ceylon ihre Miſſionen, und die tamelſchen ſind nur ein einzelner Zweig, der bis neueſtens nur von zwei Geiſtlichen in Nellore und Tſchundically geleitet wurde. Die Wesleyaner zählen 170 engliſche Schüler. Bis es auf dieſe Höhe kam waren manche Jahre dahin gegangen, und da erhob ſich dann die ernſte Frage, ob man ohne kräftige Mithülfe der Eingebornen ſelbſt noch viel weiter gehen könne.

Die Schulen und Stationen vervielfachten ſich, und es bedurfte der Lehrer und Gehülfen. Woher ſollte man zuverläſſige Leute dazu nehmen? Gegen heidniſche Schullehrer ließ ſich viel ſagen, obwohl bis heute noch die Biſchöflichen und die Methodiſten derſelben nicht ganz entrathen können. Aus Europa weitere Hülfe zu erwarten, war unmöglich, und ganz abſtehen mußte man unter dieſem Klima von dem Gedanken, durch vieles Reiſen und künſtliche Arbeitstheilung die vorhandenen Kräfte zu vervielfachen, um die durch die bisherigen Arbeiten und Erfolge erzielten weitern Bedürfniſſe zu befriedigen. Man hatte in reichem Maaße für Elementarunterricht geſorgt, aber es bedurfte deſſen noch mehr, und bloßer Elementarunterricht kann zwar für die Aufgaben des gemeinen Lebens tüchtig machen, aber noch nicht den Geiſt der Nation heben und gar zur Ueberwindung des

Götzentruges und Ergreifung der chriſtlichen Wahrheit ausrüſten. Hiefür bedurfte es noch eines weitern Ruckes in der Bildung, nicht blos in ihrem Umfange, ſondern in Geiſt und Art ihrer Mittheilung. Wollte man vermittelſt der Landesſprache der Nation ans Herz kommen, ſo bedurfte es einer gründlichen Erkenntniß der Tamel-Sprache und einer Vertrautheit mit Sitten und Denkweiſe des Volkes, wie ſie der fleißigſte und ſcharfſichtigſte Europäer nur langſam erwirbt, wie ſie aber ein aufgeweckter Jüngling aus dem Volke ſelbſt ſchon tüchtig beſitzt. Wer nur an europäiſches Gedankenweſen gewöhnt iſt, dem wird es immer unmöglich bleiben, Anſchauungen in eine fremde Sprache ganz richtig zu übertragen, deren Ausdrücke bei dem Schein völliger Angemeſſenheit dennoch dem Hörer nur alte, heimiſche Ideen und Bilder in der Seele wecken, wie ſie der Redende nicht im Mindeſten beabſichtigt hat. Spricht man von Gott, ſo denkt der Hindu an eine ſeiner Gottheiten, die ſich die ſchändlichſten Dinge erlaubten und ſie daher auch ihren Anbetern geſtatten; redet man von Sünde, ſo iſt das dem Hindu Befleckung durch einen Fehler im Ceremonienweſen, oder gar nur ein Mißtritt in einer frühern Geburt, für den er nicht verantwortlich iſt; nennt man die Hölle, ſo denkt er an eine vorübergehende Strafe; weiſt man zum Himmel, ſo ſteht vor ſeinem Geiſte die Verſchlingung der Perſon in die Allheit. Alles wird verdreht und in ſein wahres Gegentheil verwandelt. Und wie viel ſchwerer noch iſt es, die feineren Gedankenſchattirungen auszudrücken, von denen oft Alles abhängt!

Darum galt es, um über die Stufe blos anbahnenden Unterrichts hinaus zu kommen, um die Miſſionsſchulen in Anſtalten zu verwandeln, von welchen die erſten Angriffe gegen die falſche Naturanſchauung und Geiſteslehre, gegen die Irrthümer des Götzendienſtes ausgehen könnten, — um die Arbeit und Mühe, die man auf ſie verwendet hatte, durch eine reiche Ernte von Lehrern und Predigern, die ſie lieferten, zu vergelten, noch höhere Anſtalten zu gründen, aus welchen tüchtige Eingeborne hervorgehen ſollten, die ihre

Kraft mit der der Miſſionare vereinigten, um die Wiedergeburt ihres Landes zu bewirken.

Von dieſer Ueberzeugung gingen die verſchiedenen Miſſionen aus, als jede derſelben zur Einrichtung einer höhern Lehranſtalt ſchritt, in welcher die fleißigſten und begabteſten Schüler der Elementarſchulen weiter in europäiſches Wiſſen eingeführt werden ſollten. Dr. Duff ſagt: „Zehn Zöglinge „in einer ſolchen höhern Schule verſprechen für Indien mehr „als tauſend in Elementarſchulen, ja Ein höheres Seminar „mehr als eine beliebig große Zahl niederer Volksſchulen.“ Die anglicaniſchen Miſſionare eröffneten ihr Collegium zu Nellore, verſetzten es aber ſpäter nach Tſchundically. Das wesleyaniſche wurde 1834 auf dem großen Viereckplatze zu Jaffna errichtet und das der Americaner liegt zu Batticotta, eine Stunde Wegs von der Feſtung, inmitten einer reich angebauten Landſchaft nahe am Meere. Es wurde vor 1823 eröffnet, und zwar mit fünfzig Zöglingen aus den Landſchulen, die hier acht Jahre lang einen gründlichen Studierlauf zu machen haben. Um ſie zu tüchtigen Kämpfern gegen allen Irrthum des Bramanen-Syſtems heranzubilden, werden ſie tüchtig in geſchichtliche und altclaſſiſche Studien eingeführt, durch die höhere Mathematik und Naturwiſſenſchaft hindurchgeleitet und mit der theologiſchen Lehre des Chriſtenthums vertraut gemacht.

Dieſes Seminar iſt eine ganz chriſtliche Anſtalt. Die Studirenden wohnen hier mit ihren Lehrern ſtets unter demſelben Dache. Zwar bedarf es auch hier vor dem Eintritte keiner förmlichen Abſage des Heidenthums, keiner öffentlichen Annahme des Chriſtenglaubens; aber es gehört zur Schulordnung, daß jeder Zögling an den Morgen- und Abendandachten, ſo wie an den Gottesdienſten in der Capelle des Collegiums Theil nimmt. Sich an irgend einem Götterdienſte der Hindus zu betheiligen iſt ſtreng verboten, und es fällt den Zöglingen nicht ein, dies als deſpotiſche Einmiſchung in ihre Gewiſſensfreiheit zu betrachten; vielmehr iſt es ihnen nur eine wohl verſtandene Bedingung ihrer

Aufnahme in eine chriſtliche Anſtalt, der ſie ſich freiwillig unterziehen, um den Gewinn des Unterrichts zu erlangen.

Die Anſtalt hat Raum für 100 Zöglinge, die da wohnen und in Einem Saale ſpeiſen, wozu ſie ſich nach der Landesſitte niederſetzen. Mehrere Jahre lang gab die Miſſion den geſammten Unterhalt der Zöglinge. Jetzt aber iſt das Verlangen nach Bildung ſo allgemein, daß um jede offene Schülerſtelle Meldungen genug eingehen, und daß die Leute ſehr gern alle Koſten auf die ganze Bildungszeit vorausbezahlen. Daſſelbe findet bei den Wesleyanern ſtatt.

Gegen ſechshundert Eingeborne ſind in die Anſtalt zu Batticotta ſeit ihrer Eröffnung eingetreten, und wohl vierhundert haben den ganzen Curſus in ihr durchlaufen. Mehr als die Hälfte derſelben haben ſich offen für das Chriſtenthum erklärt, und Alle ſind mit ſeiner Lehre vertraut und von ſeinem Geiſte mehr oder weniger ergriffen. Die Meiſten ſtehen in geachteten Aemtern auf der ganzen Inſel umher. Viele befinden ſich im Dienſte der Miſſion ſelbſt als Lehrer, Katechiſten, Prediger und Schulaufſeher; Manche haben Rufe in ähnliche Stellen auf dem indiſchen Feſtlande erhalten; noch Andere ſind in den Dienſt der wesleyaniſchen oder der engliſch-kirchlichen Miſſion auf Ceylon übergetreten; und von denen, die in weltliche Aemter gekommen ſind, kann ich verſichern, daß ſie nach Fähigkeit, Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit zu den beſten Beamten der Colonie gehören. Auch die Wesleyaner und Anglicaner hatten ſich gleicher Erfolge zu erfreuen. Von den Erſtern ſtehen 180 ehemalige Zöglinge in Aemtern und Würden; von den in Tſchundically Gebildeten ſind wenigere ins Heidenthum zurückgefallen, als von irgend einem andern Seminar. Manche ordinirte Geiſtliche der engliſchen Kirche auf der Inſel ſind ehemalige Seminariſten der Wesleyaner.

Eine Hauptarbeit der Miſſionare, und zwar die, worin ſie am glücklichſten waren, iſt die weibliche Erziehung. Angeſichts der ſprüchwörtlichen Eiferſucht der Morgenländer gegen Alles, was ſich auf ihre Frauen bezieht, erforderte gewöhnliche Umſicht und ungemeinen Muth, die

Schwierigkeiten zu überwinden und ſich etwas von Errichtung weiblicher Schulen zu verſprechen, ja ſogar Mädchen-Erziehungsanſtalten, worin die Zöglinge von ihrer Familie und ihren Freunden getrennt leben ſollten, durchzuſetzen. Nichts wurde in der erſten Kampfzeit der Miſſion ſtrenger von den Eingebornen getadelt und erweckte mehr Widerwillen gegen die ganze Sache, als der Anblick der hohen Stellung, welche die europäiſchen Frauen in ihrer Familie einnehmen, die ſogar mit den Männern zu Tiſche ſitzen durften. Dieſe Anmaßung des Weibes ſtieß gleichſam alle Gewohnheiten und jegliche Vorſtellung von Schicklichkeit bei den Hindu vor den Kopf.

Mit der geſellſchaftlichen Anſchauung der Dinge, die das Weib in Indien zur niedrigſten Unterwürfigkeit herabſetzt und zum bloßen Arbeitsleben im Hauſe verdammt, hängt natürlich die entſchiedene Feindſchaft gegen weibliche Erziehung zuſammen, weil man überzeugt iſt, daß damit die Stellung des Weibes in der Geſellſchaft geſtört, und ſein Gefühl rein leidender Unterwerfung unter das andere Geſchlecht vernichtet werden muß. Dieſe Ueberzeugung iſt ſo allgemein, daß, als die Americaner ihre Mädchenſchulen in Jaffna anfingen, keine Eingeborne leſen und ſchreiben konnte. Nur die Tempelmädchen, die eine mit Recht verachtete Claſſe bilden, wurden unterrichtet, um die ſchlechten Götterlieder abſchreiben zu können. Darum hing ſogar ein übles Gerücht an dem Unterrichte des weiblichen Geſchlechtes.

Die erſten Schulmädchen der Americaner zu Uduwille waren durch kleine Geſchenke an Putzſachen herbeigelockt, und durch die Ausſicht auf kleine Belohnungen für jeden Fortſchritt, ſo wie durch das Verſprechen einer Ausſtattung von 5—6 Pfund (60—72 Gulden) feſtgehalten, wenn ſie bis zu ihrer Verheirathung mit Genehmigung der Lehrerin darin blieben. Allein trotz dieſer Lockungen wurden die Eltern, die ihnen nachgegeben hatten, oft mit Vorwürfen über ihre Thorheit überhäuft, und die Kinder ſelbſt ſchämten ſich ſehr, als ſie zum erſten Male den Leſeunterricht erhielten.

Allein es galt hier ein viel höheres Ziel, als man auf den erſten Anblick denken ſollte. Trotz der niedrigen geiſtigen Stellung und der gänzlichen Unterwürfigkeit der Frauen hatte doch die Hinduſitte in Jaffna in Betreff der Heirathen und Mitgifte den Weibern einen Anſpruch an Eigenthum gegeben, der in der Wirklichkeit in hohem Maaße den Einfluß und die Bedeutung ihnen zurückgab, von welchen das Vorurtheil und die Unwiſſenheit ſie ausſchloſſen. Es iſt eine gewaltige Ehrenſache für tamelſche Eltern, ihren Töchtern durch großes Heirathsgut annehmliche Parthieen zu verſchaffen. Entweder geben ſie ihnen Ländereien oder Geld, wofür dieſe zum Pfande ſtehen, und da das ceyloniſche Geſetz der Frau ein volles Eigenthumsrecht auf dieſes ihr eigenes Gut zuerkennt, ſo iſt allmählig ein ſehr großer Theil alles Landbeſitzes in Frauenhand gerathen, und den Frauen zugleich ein bedeutendes Gewicht in der Vermögensverwaltung zugefallen.

Aber auch ohne dieſe Einrichtung, die jedoch ſelbſt noch dazu mithilft, hat die Frau als Gattin und Mutter einen rechtmäßigen Einfluß, der zum Guten und Böſen in Hinſicht geiſtiger und religiöſer Verbeſſerung ſehr groß werden kann. Ein in einer Miſſionsſchule gebildetes Kind, mag es noch ſo viel gelernt haben, kann ſich ſchwerlich je aller Früchte ſeiner Bildung erfreuen, wenn es zu Hauſe ganz der Leitung einer götzendieneriſchen Mutter anheimgegeben bleibt. Der Zögling eines der höhern Seminarien ſteht in furchtbarer Gefahr, ſeine erſten Eindrücke ſich verwiſchen zu ſehen und in ſeiner Neigung zum chriſtlichen Sittenleben lahm zu werden, wenn er eine Hindufrau heirathet und vielleicht ſeine Kinder in ihrer Religion erziehen muß, während im Gegentheil ein chriſtlich gebildetes Mädchen die beſſern Strebungen ihres Gatten ſtärken und beleben, und für ihre Kinder denſelben Segen chriſtlicher Zucht und Bildung bringen würde, den ſie aus eigener Erfahrung werthſchätzen gelernt hat. Es iſt ſchwerlich übertrieben, wenn man behauptet, die wohl gelungene Erziehung Eines Mädchens ſey unter ſen Umſtänden mehr werth, als die von fünf Knaben.

Von der Wahrheit und dem Gewicht dieser Thatsachen kräftigst überzeugt, wendeten die Missionare von Anfang ihre Mühe an Errichtung von Mädchenschulen, vor Allem aber an Mädchenanstalten, wo die Kinder von früh auf leben und unbefleckt bis zu ihrer Verehelichung mit Zustimmung ihrer christlichen Vormünder bewahrt werden sollten. Diese große Aufgabe wurde glücklich vollbracht, und zwar in so trefflicher Weise, daß jede Person von mäßigem Gefühl, welche die Missionsanstalten zu Nellore und Jaffna, so wie die reizende kleine Niederlassung der Americaner zu Uduwille besucht und das frohe Leben und die geistige Bildung der jungen Bewohnerinnen anschaut, die innigste Theilnahme an den wohl geleiteten Arbeiten des ächten Missionsgeistes mit sich nehmen, und mit Dank und Freude der edeln Menschen gedenken muß, die diesen Triumph der Wohlthätigkeit und des Christenthums auf Ceylon erkämpft haben.

Das Dörfchen Uduwille liegt inmitten eines reichen Culturlandes, und das Gebäude der Americaner ist ursprünglich von den Portugiesen zu einer römisch-katholischen Kirche aufgeführt worden, bei welcher ein Franciscaner-Mönch wohnte. Es ist ein schönes Fleckchen, ganz in Bäumen versteckt, und alle seine Felder und Gärten sind mit höchster Sorgfalt und Aufmerksamkeit in schöner Ordnung gehalten.

Im Jahr 1824 wurde die Anstalt mit 30 Schülerinnen zwischen 5 und 11 Jahren eröffnet, die höchste Zahl, die man nach achtjährigem Bitten und Bemühen aus der ganzen Provinz hatte zusammenbringen können. Die Schwierigkeit ist längst überwunden; statt Bitten und Versprechungen, um Zöglinge herbeizulocken, müssen die Missionare jetzt die Beschränkung auf 100 Mädchen anwenden, weil das Haus nicht mehr faßt, und die Eingebornen sind jetzt so sehr auf die Erziehung ihrer Töchter bedacht, daß kurze Zeit vor meinem dortigen Besuche, da es einige offene Plätze auszufüllen gab, über sechszig Familien in gespannter Erwartung standen, ob ihre Töchter unter den siebenzehn Glücklichen seyn würden, welche das Local aufzunehmen erlaubte.

Die erſten Zöglinge waren arm und von niederen Kaſten; jetzt ſind es meiſt Töchter angeſehener und zum Theil ſehr reicher Familien.

Der Unterrichtsgang iſt den geſellſchaftlichen Bedürfniſſen des Volkes gemäß. Gründliche Schriftkenntniß, tüchtige Einleitung in die chriſtliche Wahrheit, alle Zweige weiblicher Bildung, Tamel und Engliſch, machen ihn aus. Dazu kommt forgfältige Erziehung nach dem Landesbrauch in Uebung und Kenntniß des Hausweſens und Familienlebens. Von 250 in Uduwille erzogenen Mädchen ſind mehr als die Hälfte an Chriſten verheirathet und theilen ihren Kindern das Gute mit, das ſie ſelbſt in geſegneter Erfahrung kennen lernten.

Außer dem wohlthuenden Bewußtſeyn gelungener Arbeit hatten die Americaner noch die Freude, ihren Mitarbeitern den Weg geebnet zu haben. Den Wesleyanern wurde es viel leichter, eine gleiche Anſtalt in Jaffna zu errichten; und als im Jahr 1842 die engliſch kirchlichen Miſſionare in Nellore zu demſelben Schritt ſich entſchloſſen, waren ſie, ſtatt um Zöglinge ſich umzuſehen, nur durch die große Zahl der Anmeldungen und durch die Schwierigkeit in Verlegenheit geſetzt, mit der wenigſt möglichen Unannehmlichkeit für die Abgewieſenen die Auswahl zu treffen. Ihre Anſtalt zählt 30 Mädchen von 6 — 12 Jahren, die ganz dieſelbe geiſtige und öconomiſche Bildung erhalten, wie ſie ſich in Uduwille ſo ſchön bewährt hat. —

Ich hielt mich ſo lange bei dem Schulweſen der Tamel-Miſſion auf, weil es auf die höchſte Aufmerkſamkeit als ein factiſcher Beleg Anſpruch macht, wie man nicht auf willkürliche Annahmen, ſondern auf tiefe Erfahrung hin das Chriſtenthum bei einem Heidenvolke einführen kann, und weil ich auch vom politiſchen Geſichtspuncte aus die tiefſten und dauerndſten Einflüſſe auf die geſellſchaftliche und materielle Glückſeligkeit dieſes Theils der Inſel davon erwarte. In den dreißig Jahren, daß es im Gange iſt, hat es Jahr auf Jahr die Zahl gründlich gebildeter Lehrer zemehrt, die ſich in die Maſſe der Bevölkerung miſchten,

um ihr die eigenen Kenntnisse mitzutheilen und sie durch den Thatbeweis zu reizen, daß Kenntnisse die Kraft zu glücklicher Ausübung jedes weltlichen Berufes erhöhen. Mittlerweile wurde in den zahllosen Dörfchen und Weilern die Zahl der Familien rasch gemehrt, worin eines der Eltern oder beide in den Grundsätzen und Vorschriften des Evangeliums unterrichtet und durch tüchtige Hausbildung für die Genüsse und Lebensart gesitteter Völker gewonnen worden und nun bemüht sind, ihre höhere Gefühlsweise und Einsicht in ihren Kindern fortzupflanzen.

Einer wichtigen hierhergehörigen Anstalt ist noch zu gedenken: der americanischen Druckerpresse zu Manepy, nicht weit von dem Fort Jaffna. Wie sonst, so hat man auch hier die alte Kirche und andere Gebäude der Portugiesen benützt, die auf Kosten der Mission ausgebessert und erweitert wurden. Am schönsten fällt ein hübscher Kirchthurm in die Augen, der erst kürzlich durch freiwillige Gaben der mit der Anstalt verbundenen Eingebornen errichtet wurde und nun über die Bäume aufragend, manches liebe Heimathbild in die Seele ruft. Ueberhaupt ist es ein schlagender Beweis von der warmen Liebe zum Christenthum, wenn man die reichlichen Gaben an Geld, Baustoffen und Arbeit sieht, welche die Hindus zur Herstellung der alten gothischen Kirchen darbringen.

Das erste Bedürfniß der Missionare waren Bücher, und um diesem Mangel abzuhelfen, schrieb man zuerst kleine Tractate und Schulaufgaben auf Olas oder Streifen des Palmyra-Blattes, die der Missionar an Schnüre faßte und um sie zu vertheilen, um den Hals seines Pferdes hing. Die Druckerei hat nun seit vielen Jahren stets über achtzig Arbeiter, lauter Zöglinge von Missionsschulen, beschäftigt, die auf diese Art ein nährendes Berufsgeschäft erlernten. Natürlich werden nur religiöse und Schulbücher gedruckt; aber es zeugt von dem Sporn, den das geistige Leben der Nation durch die Mission erhalten hat, daß diese seit sieben Jahren eine Zeitung „der Morgenstern" herausgeben

konnte, die 700 Abnehmer, wovon fünf Sechſtel Tameln, zählt.

In all dieſen Arbeiten iſt der ſchönſte Hauptzug der proteſtantiſchen Miſſionare in Jaffna das neidloſe Verlangen, nur der Sache zum immer größeren Gedeihen zu verhelfen, ohne irgendwie engherzige Eiferſucht für die eine oder die andere Kirchenpartei zu verrathen. Die Americaner ſelbſt ſind Geiſtliche von zwei verſchiedenen Kirchenabtheilungen, die mit Layen zuſammen am Miſſionswerke ſtehen. Sie arbeiten in herzlicher Liebe mit den andern Sendboten, mit denen ſie ſich in der Provinz getheilt haben. Mit Freuden geben ſie wohlgerathene Zöglinge als Lehrer an die Wesleyanerſchulen ab; ihre Druckerei ſteht den beiden andern Miſſionen zu Dienſte; ſie leben auf freundſchaftlichem Fuße mit der römiſchen Prieſterſchaft, die ihrerſeits noch nie Feindſchaft gegen ſie an den Tag gelegt hat, und ſie haben längſt den Widerſpruch der Bramanen zum Schweigen gebracht, die, ſo ungern ſie im Stillen den Fortgang der Miſſionsarbeit ſehen, doch und hauptſächlich durch den Einfluß der vielen chriſtlich erzogenen Frauen, genöthigt ſind, ſich jedes offenen Entgegentretens zu enthalten.

Aus dieſem raſchen Ueberblick läßt ſich erſehen, daß in dem Sturm, den die Miſſionare auf das Götzenthum der Tameln unternehmen, die Laufgräben durch das Schulweſen eröffnet wurden, obwohl auf jeder Stufe des Werkes die Verkündigung der göttlichen Wahrheit und die Entwicklung der Wahrheiten des Chriſtenthums ſtets das Hauptziel bleiben, das mit Ernſt und ausdauernder Frömmigkeit im Auge behalten wurde. Ein flüchtiger Beobachter könnte zu dem Urtheil verſucht werden, man habe hier weltlichen Unterricht unbillig vor dem religiöſen begünſtigt; aber ein Augenblick ruhigen Nachdenkens wird ihm ſagen, daß der Geiſt des bramaniſchen Aberglaubens ſelbſt die Angriffsweiſe eingegeben hat, weil er über die gewohnte Gränze theologiſchen Syſtemweſens hinausgreift und auf ſeine verwickelten Glaubenslehren den unklugen Ehrgeiz hinaufbaut, naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe mit der Majeſtät und Unwider-

ſprechlichkeit göttlicher Offenbarung mitzutheilen. Denn das iſt ja gerade ein Hauptcharakterzug der Hindureligion, daß ſie nicht innerhalb der theologiſchen Linien bleibt, ſondern jegliche Art der Kenntniß, ſey es Grammatik oder Geographie, Naturlehre oder Rechtskunde, Medicin oder Metaphyſik als einen eben ſo weſentlichen Theil ihrer ſelbſt behandelt, wie irgend eine Religionsfrage. Sie hat vor Jahrhunderten ſchon in den Schaſtras die Gränzen des Wiſſens für immer feſtgeſtellt und dabei muß es bleiben; jeder Zweifel iſt Abfall, jeder Fortſchritt, jede Verbeſſerung iſt Gotteslästerung und Verbrechen. Dieſem Stand der Dinge iſt nicht anders mit Erfolg entgegenzutreten, als mit wiſſenſchaftlicher Beweisführung, wie ein americaniſcher Miſſionar es richtig ſo ausdrückt: „In jeder Frage des „Geiſtes geht man auf Wort und Zeugniß zurück; wo es „ſich aber um Geſetze und Thatſachen der Natur handelt, „die zu einem falſchen Religionsſyſteme verkehrt werden, „da geht die Berufung an die Wiſſenſchaft. Daher die „große Aufmerkſamkeit, welche die Miſſionare auf Mathe„matik, Aſtronomie und Naturlehre gewendet haben.“ — „Wohin immer“, ſagt Dr. Malcolm, der Abgeſandte der americaniſchen Baptiſten-Miſſionsgeſellſchaft nach dem ſüdöſtlichen Aſien — „das Chriſtenthum in Indien kommt, „muß eine neue Erd- und Himmelskunde Eingang finden. „Der Miſſionar darf hieran nicht vorübergehen und Chriſtum „den Gekreuzigten predigen. Seine Zuhörer dulden es nicht. „Das Land, aus dem er kommt, exiſtirt gar nicht nach ihrem „Syſtem, und die Schaſtras und Schagawat müſſen fallen, „wenn das ſeinige wahr iſt. Er wird deshalb angegriffen „werden. Es wird als ein Theil ſeiner Religion betrachtet „und ihre Weltentſtehungslehre muß weggeſchafft werden, „wenn ſein Glaube Eingang finden ſoll.“

Die Miſſionare haben übrigens bei ihrer emſigen Sorge für den Schulunterricht die Predigt keineswegs bei Seite gelegt. In ihren Seminarien und bei denen, die ſich feſt an ſie halten, predigen ſie unabläſſig und zuſammenhängend; aber der großen Volksmaſſe und den eigentlichen Studirenden

gegenüber erklären die Americaner, durch lange Erfahrung zu der Ueberzeugung gelangt zu ſeyn, daß eigentliche Predigten, und wäre es auch vor großen Zuhörerſchaften, weniger ausrichten, als ſtete Aufforderung zum Nachdenken, als Hinwerfen eines Zweifels oder Wegräumung einer Schwierigkeit für einen Einzelnen. Die Hütte und der Palmenhain, die Straße und der Bazar ſind ihnen eben ſo ſehr Arbeitspoſten als die Schulſtube und die Kirche, und in der letztern geht ihre Predigt auf Auslegung der einfachſten chriſtlichen Wahrheiten ohne allen Streit über Principien und mit ſorglichſter Vermeidung aller Verhandlungen über Kirchenform und Kirchenverwaltung aus, wie ſie die verſchiedenen Gemeinſchaften trennen. Nach ihren Amts-Inſtructionen haben ſich die americaniſchen Miſſionare „nicht als einen Verein für Verbreitung der Civi„liſation, Litteratur oder Kunſt, ſondern für die Seelen„rettung“ zu betrachten; ihre Aufgabe iſt nicht „die beſondern „Lehren einer Kirchenpartei zu verbreiten, ſondern das Evan„gelium ſo zu verkündigen; daß die Menſchenſeelen dadurch „ſelig werden“, und man muß ihnen das Zeugniß geben, daß ſie im ganzen Umfange ihrer Thätigkeit dieſer Regel getreu geblieben ſind.

Eines Abends, als ich vom Beſuche einer ihrer entfernteren Stationen nach Jaffna zurückkehrte, ging ich auf der Straße an dem Prediger Spaulding vorbei, der nun faſt der Vater ihrer Miſſion heißen kann, da er bereits dreißig Jahre in Ceylon ſich befindet. Ein kleiner Malabarenknabe ging mit der Laterne hinter ihm her, die nach Einbruch der Nacht angezündet werden ſollte. Er ging zu Fuße, mit raſchem Schritt, das Auge gedankenvoll an den Boden geheftet, einem Dorfe zu, wo er heute noch Beſuche machen oder predigen wollte. Er trug keinerlei auszeichnende Kleidung, aber die Grüße der Eingebornen, die ihm begegneten, ließen einen Mann erkennen, der ihnen bekannt war und den ſie verehrten. Ich war von ſeinem milden und geſcheidten Geſichte und dem ernſten beſcheidenen Weſen betroffen und ich dachte in dem Augenblicke, daß ich

nie zuvor das Ideal eines freien und ächten Miſſionars des Evangeliums ſo leibhaftig vor mir geſehen habe.

Außer den gewöhnlichen Sonntagsgottesdienſten legen die Wesleyaner viel Gewicht auf ihre abendlichen Verſammlungen bei Lampenſchein, da die tamelſchen Bauern, frei von ihren Feldarbeiten, in die Schulſtube eilen, um die Lehren des Chriſtenthums zu beſprechen und die Schrift verleſen zu hören. Auch die engliſch-kirchlichen Miſſionare ſind, außer den hergebrachten ſonntäglichen Gottesdienſten für ihre chriſtlichen Gemeinden, unermüdliche Prediger unter den Heiden; aber ungeachtet die Gegend, wo ſie arbeiten, von 30,000 Tameln dicht bevölkert iſt, haben ſie doch dabei ſelten über zwanzig Zuhörer.

Ich komme nun zu der Frage: Was war die praktiſche Wirkung all dieſer Arbeiten in Herz und Wandel der eingebornen Tameln Ceylons?

Wende ich mich hier wieder zuerſt nach der americaniſchen Miſſion als der umfaſſendſten und erfahrenſten auf der Inſel, ſo muß ich ſagen, daß die ſichtbare Frucht ihrer Mühe weit hinter dem zurückbleibt, was man nach der Stärke der Arbeit und dem Eifer dieſer Männer etwa erwarten möchte. Es iſt wahr, wo es Umwandlung von Völkern gilt, da ſind die mächtigſten Triebkräfte nicht die, welche dem erſten Anblick gleich auf der Oberfläche ſich ſichtbar machen, ſondern ſie gehen ſtill und unwiderſtehlich ſtrömend in der Tiefe fort. So iſt es auch mit den Wirkungen der Miſſion unter den Hindus nach meiner feſten Ueberzeugung. Der Sauerteig wirkt noch immer ſtill, faſt unſichtbar fort, aber er wird ſicher und bald den ganzen Teig durchſäuert haben.

Ueber ihren Erfolg in eigentlicher Bekehrung der Hindu auf Ceylon zum Chriſtenthum ſprachen ſich die americaniſchen Sendboten ſelbſt nur ſehr demüthig und ſchüchtern, ohne alle Selbſtzufriedenheit, aber mit zuverſichtlicher Hoffnung aus. Sie reden mit weit mehr Nachdruck von den Schwierigkeiten, die ihnen im Wege ſtehen, als von ihrem Glück in Beſiegung derſelben. Da ſie den namenchriſtlichen

Bekenntniſſen wenig Werth beilegen, ſo halten ſie über den nachherigen Lebenslauf ihrer Zöglinge Regiſter, um zu wiſſen, ob die Wahrheit bei ihnen in Herz und Wandel gedrungen iſt.

So gewiſſenhaft ſind ſie in dieſem Puncte, daß ſie nach dreißigjähriger Hingabe und Mühe nur 680 Bekehrungen aufzählen, von welchen jetzt noch 357 Seelen als Gemeindeglieder übrig ſind. Es iſt ein ſchlagender Beweis dafür, wie wenig bei den Tamuln das Predigen nützt, wenn ihnen nicht vorher der Verſtand geöffnet iſt, daß in allen dreißig Jahren nur 200 Abendmahlsgenoſſen außer denen geſammelt wurden, die in ihren Anſtalten und Schulen aufwuchſen. Von der Geſammtzahl mußte ein Siebentheil wegen Rückfalls ins Heidenthum wieder ausgeſchloſſen werden und ſelbſt von dem Reſte bekennen die Miſſionare beſcheidentlich, „nur Gott könne wiſſen, wie viele davon wahre „Chriſten ſeyen“. Wenn es ſo ſteht bei dieſen ausgezeichneten und unermüdlichen Männern, ſo läßt ſich denken, wie es mit den großen Zahlen beſchaffen iſt, die oft von Miſſionsſtationen nach Hauſe berichtet werden. *)

Mit gleicher Demuth äußern ſich die engliſch-kirchlichen Sendboten über ihre Arbeit und bekennen offen, daß das Werk mehr in der Zukunft als in der Gegenwart ſeinen Schwerpunct habe. Sie zählen 150 Communicanten; die Wesleyaner haben in Jaffna 147, in der öſtlichen Provinz Batticaloa und Trincomalli 179. Dagegen ſind auch von der kleinen Zahl, die den Muth hatte, offen herauszutreten, nur Wenige zurückgefallen und Viele haben im Tode das Zeugniß ausharrenden Chriſtenglaubens abgelegt.

So ſchwach aber auch die Gegenwart ſeyn mag, man hat deſto beſſern Grund, Gutes für die Zukunft zu hoffen.

*) Damit ſoll kein Verdacht unwahrer Berichterſtattung ausgeſprochen ſeyn, ſondern nur Hindeutung auf eine mögliche verſchiedene Betrachtungsart. Wahre, innere Herzensbekehrung iſt der ſeltene Fall, draußen wie daheim. Aber ein Grad oder eine Art der Beherrſchung vom Chriſtenthum, wie ſie, abgeſehen von den Inſtituten in Staat und Kirche, auch bei uns nur der Fall der Meiſten iſt, findet ſich allerdings in manchen Miſſionen bei Tauſenden. Der Herausgeber.

Es iſt eine wichtige Thatſache, daß, ſeit die Hindus tägliche Gelegenheit hatten, das fleckenloſe Leben der Miſſionare zu ſehen und Zeugen des geſelligen Glückes zu ſeyn, das durch theilweiſes Eingehen in ihre reinere Lehre geſchaffen wurde, unter den Hindus in Jaffna eine neue Claſſe von Gurus (geiſtlichen Führern, bramaniſchen Beichtvätern) entſtanden iſt, die Chriſtliches in ihre Lehre miſchen und es für den reinen Ausfluß ihrer alten Religion ausgeben.

Sollte je das chriſtliche Bildungsweſen unter den Hindus die Wirkung nicht haben, die es übrigens in hohem Grade bis jetzt gehabt hat, daß die Nation wirklich zur chriſtlichen Bekehrung heranreift, ſo dürfte ein Mittelſchlag wenigſtens ſeine ſichere Folge ſeyn, ein Volk, das mehr dem Deismus angehört, aber doch der Bibel großen Beifall ſchenkt, und dieſe Zwiſchenſtellung zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum wird dann abermals die Einwirkung von Letzterm begünſtigen. Bereits beſtehen die Anſätze zu dieſer Uebergangsſtufe, indem ſich ein Verein gebildet hat, der in einem Schiwa-Tempel zuſammenkommt, um das Neue Teſtament im Zuſammenhange mit Hülfe engliſcher Commentare zu leſen. Im Gegenſatze davon haben die Bramanen ein Seminar eröffnet, worein nur Hindus aufgenommen werden können, deſſen Aufgabe die Vertheidigung des Götzenthums iſt, und deſſen Vorleſungen gleichfalls im Schiwa-Tempel gehalten werden.

Die größere Maſſe des Volkes hat unter dieſen Umſtänden den Eindruck gewonnen, der noch zur Ueberzeugung werden kann, daß das Chriſtenthum nicht ohne Wahrheit, daß es eine gute Religion und vorausſichtlich die einſt herrſchende in Ceylon ſey. Von alten Leuten hört man oft, wenn ein Miſſionar in ſie dringt, die Antwort: „Verlanget „nicht von mir, daß ich übertrete. Ich bin zu alt und „muß den Weg meiner Väter gehen. Aber da ſind meine „Kinder. In ihrer Zeit wird doch das Chriſtenthum herr„ſchen, und wenn ſie wollen, können ſie ja jetzt gleich Chri„ſten werden.“

Damit iſt nicht blos Eins und ein Wichtiges gewonnen, nämlich die Erſchütterung des Zutrauens der Leute zu ihrer Landesreligion, ſondern das geht noch weiter. Die klugen und aufmerkſamen Tameln haben längſt gemerkt, daß die Bekenner des Chriſtenthums auch in weltlichen Dingen etwas voraus haben, und daß dem Chriſtenthum die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens gegeben iſt. Sie ſehen, daß ihre chriſtlich gebildeten Landsleute brauchbarer geworden ſind, als die andern, und daß es ihnen beſſer geht. Sie ſehen die feinere Lebensart, die erhöhte geiſtige Gewandtheit derſelben und ſind Zeugen davon, wie dieſe ihnen den Weg zu Beförderungen bereiten. Die chriſtlich Erzogenen unter den Heiden ſind nicht mehr gleichgültig gegen Tugend und Laſter, ſie ſehen nicht mehr über jegliche Lügenhaftigkeit und Liederlichkeit weg. Der gute Ruf iſt eine Sache von Werth; das Ehrgefühl zieht ſeine Schranken.

Die Tameln ſind geſcheidt genug zu merken, daß dieſe veränderte Weltanſicht vom geiſtigen Verkehr mit dem Chriſtenthum und den Chriſten herrührt; ſie ſehen vor ihren Augen eine Umwandlung der ſittlichen und geſelligen Welt. Haben doch die Tameln von Jaffna in den letzten 14 Jahren über 2000 Pfund Sterling (24,000 Gulden) nur für ausgezeichnete engliſche Litteraturwerke, durch die Wesleyaner verſchrieben, ausgegeben, und die tamelſche Litteratur wird ſich nicht nur binnen Kurzem einer vortrefflichen Bibelüberſetzung von dem tüchtigſten Tamelkenner in Ceylon, Miſſionar Perceval, zu rühmen haben, ſie zählt auch treffliche Ueberſetzungen religiöſer Schriften aus dem Engliſchen und Bengaliſchen, und eine Menge brauchbarer Lehrbücher der Arithmetik, Erdkunde, Sternkunde und der allgemeinen Wiſſenſchaften.

Durch dieſelben Urſachen iſt der verderbliche Einfluß des Kaſtenweſens geſchwächt, und der Reiſende wird ſogleich durch die freie Miſchung der Volksclaſſen in Jaffna betroffen, die gegen die Gebundenheit des Lebens bei den Tameln des Feſtlandes ſo ſtark abſticht. Nicht daß man gleichgültig

Alles in einander mischte und keinen Rang mehr achtete, aber die sclavische Unterthänigkeit unter die Gurus und Bramanen findet sich nicht; man sieht mehr Selbstgefühl und Selbstschätzung, der gegenüber dann angemaßte Priesterherrschaft an Macht verliert. Allerdings gilt dies nicht von allen Tameln, aber doch von sehr vielen und immer mehrern; und wenn der Geist, der dieses schafft, durch immer weitere Ausdehnung christlicher und wissenschaftlicher Bildung noch weiter greift, so wird es sicher zuletzt zur Herrschaft des Christenthums und der dasselbe unausbleiblich begleitenden Gesittung kommen.

Als ich im Jahre 1848 nach Jaffna kam, ging mein erster Besuch in die Anstalten und Schulen der verschiedenen Missionsgesellschaften. Gleich am Abend nach meiner Ankunft, sobald der Sonnenuntergang das Ausgehen möglich machte, fuhr ich nach der Druckerei zu Manepy, einem etwa zwei Stunden vom Fort gelegenen Dorfe, das in einem üppigen Baumwuchse verborgen liegt, und über das der hübsche Kirchthurm aufragt. Ich traf Alles in voller Thätigkeit, die Pressen in Bewegung, die Buchbinderwerkstätten in lärmender Arbeit, den Buchladen gedrängt voll auf Brettern geordneter Bände und bis zur Decke hinangethürmter Säulen ungebundener Werke. Alles das war für die verschiedenen Missionsschulen und zur fast unentgeltlichen Verbreitung unter den Tameln bestimmt.

Nur eine Stunde von Manepy liegt die Mädchen-Erziehungsanstalt zu Uduwille. Es war eben der Anfang der Ferien und die Zöglinge daher nicht zu Hause; aber sie wohnten nicht weit weg, und kaum hatte sich die Nachricht von unserm beabsichtigten Besuche verbreitet, so eilten sie herbei, um uns unsern Zweck nicht verfehlen zu lassen. Es waren höchst ansprechende Kinder, 6—12 Jahre alt, in weiße Gewänder gekleidet und mit all dem Gold- und Silberschmuck behangen, den die Hindus so gerne an ihren Kindern sehen. In ihrem sanften und heitern Benehmen, wie

in der Reinlichkeit und dem Anſtand ihrer Kleidung ſtachen ſie auf höchſt angenehme Weiſe gegen die faſt unſchickliche Tracht der ſonſtigen Frauen in Jaffna ab. Was mich aber am meiſten intereſſirte war die Anweſenheit einer Anzahl junger Frauen, ehemaliger Zöglinge der Anſtalt. Sie machten alle gar fröhliche Geſichter, die den Ausdruck des Stolzes auf ihre Angehörigkeit an ein Haus trugen, das ihnen ſo wohlthuende Erinnerungen weckte. Sie bezeugten die freudigſte Theilnahme an Allem was vorging, beſonders an der Prüfung der Zöglinge. Sie warteten mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Antworten und drückten ihre Freude durch ein Lächeln aus, wenn eine ihrer jungen Freundinnen eine gute Antwort gab. Nach den Schularbeiten ſangen die Kinder ein tamelſches Lied nach einer klagenden Hindu-Melodie, und ich glaube nicht etwas ſo Rührendes je gehört zu haben, das mir einen ſo lieblichen Eindruck hinterlaſſen hätte, als die holden Stimmen des kleinen Sängerchors.

Vor einigen Tagen erfreute mich ein ähnlicher Beſuch in einer wesleyaniſchen Mädchenanſtalt auf der Esplanade des Forts und des Erziehungs-Inſtitutes der Anglicaner in der hübſchen alten Kirche zu Nellore, die hiezu neuerlich wieder hergeſtellt worden war. In beiden Häuſern zeigten die Zöglinge daſſelbe heitere, verſtändige Weſen, daſſelbe beſcheidene, anziehende Benehmen, das in Uduwille ſo wohl thut, und das mehr als alle andern Zeichen des Fortſchrittes die zuverſichtliche Hoffnung auf endlichen Erfolg der zweckmäßigen Arbeiten für Ceylons Geſittung verſtärkt.

Die americaniſchen Stationen liegen ſämmtlich in einem Kreiſe nahe beiſammen; ich beſuchte ſie faſt alle und fand überall denſelben Hauptzug: die ſchönen alten Trümmer der römiſch-katholiſchen Gebäude hergeſtellt und neu belebt, oft die großen Kirchenſchiffe durch Abtheilungen in Schulen und Miſſionswohnungen verwandelt, niedliche, ſauber gehaltene Gärten daneben, und im Schatten des dichten Laubwerks

die bronzefarbigen kleinen Gestalten fröhlicher Kinder. Baldäus hat in seinem fast 200 Jahre alten Folianten wunderliche Ansichten dieser Bauwerke gegeben, die man aber weder in den hergestellten Kirchen noch in den Ruinen der andern wieder erkennen würde.

Batticotta, das Hauptlager der Mission, liegt 2½ Stunden westlich von Jaffna, inmitten wohl angebauter Reisfelder und schöner Haine der Palmyra- und Kokos-Palme. Es ist ein höchst interessanter Platz, ein unvergeßlicher Anblick, wenn man die gewohnten Scenen eines Collegiums im Contraste sieht mit der ungewohnten Erscheinung und Kleidung der Zöglinge; wenn man an den Oeconomie-Gebäuden das Gepräge morgenländischer Sitten scharf abgedruckt findet. Schlafgemächer, Speisesaal und Küche sind ächt indisch, aber Alles äußerst reinlich. Welcher Gegensatz, wenn man in den Lehrsaal mit astronomischer Uhr, Planetarium und Instrumenten der Sternkunde, in das Laboratorium mit Retorten, electro-magnetischem Apparat und chemischen Präparaten tritt; wenn man das Museum mit seiner geologischen Sammlung aus Ceylon und seinen Korallen beschaut. Das Schönste aber war der Saal, wo auf den Bänken die Studenten in weißen Gewändern saßen, wo die beturbanten Häupter in gespannter Aufmerksamkeit aufwärts gehoben „Gottes Ebenbild, aus „Ebenholz geschnitzt," sehen ließen. Man prüfte in unserer Gegenwart über Geschichte, Naturwissenschaft, Optik, Astronomie und Algebra. Die Kenntnisse der Zöglinge waren erstaunlich, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, das Collegium zu Batticotta lasse sich nach Umfang und Höhe der wissenschaftlichen Leistungen recht wohl neben eine europäische Universität stellen.

Ein paar Tage nachher war ich bei einer ähnlichen Prüfung im wesleyanischen Collegium zu Jaffna, wo Herr Perceval, einer der gründlichsten Kenner des Tamel in ganz Indien, prüfte. Die classischen und allgemein wissen-

ſchaftlichen Studien waren dieſelben und die Leiſtungen nicht geringer, als in Batticotta. In den Anſtalten zu Batticotta und Uduwille werden viele Zöglinge auf Koſten eines fernen Miſſionsfreundes (jährlich fünfzig Gulden) erhalten und unterrichtet, deſſen Namen dann der Zögling zu dem ſeinigen annimmt. Da hört man in Uduwille die Namen americaniſcher Frauen, und in Batticotta heißt jetzt gar einer William Tennent.

Außer den vielen ehemaligen Zöglingen von Batticotta, die jetzt in Aemtern ſtehen, wohnen Manche auch ganz in der Nähe in ihren Dörfern und treiben Ackerbau, und es darf wohl neben den Bemühungen der Behörden als Frucht dieſer Anſtalt und ihres civiliſirenden Einfluſſes betrachtet werden, daß jetzt in den Dörfern umher, wo vor 15 Jahren nicht Ein Bauernwagen ſich fand, ihrer 150 gehen; daß ſtatt Eines Brunnens jetzt zehn gegraben ſind; daß ein Drittheil mehr Land angebaut wird, und daß Nebenſtraßen und Wege in allen Richtungen in die Hauptſtraßen nach Jaffna münden.

Es iſt dies freilich nicht ausſchließlich die Wirkung des Unterrichts der Miſſionare. Allein wenn man die Gegenden, wo ſie nicht wirken, mit denen vergleicht, wo ihr Einfluß waltet, ſo läßt ſich nicht mehr zweifeln, daß ſie die Bemühungen des von der Regierung aufgeſtellten Agenten weſentlich unterſtützt haben. Mir iſt es rein unmöglich zu denken, daß dieſe Anfänge wieder verſchwinden könnten; daß Eindrücke, die einmal ſo tief gehen und zwei Generationen überlebt haben, je wieder gänzlich verwiſcht werden; daß ſie nicht leiblich und geiſtig die Wohlfahrt des Tamelvolkes in noch höherem Grade fördern ſollten, als bisher.

Fünfter Abſchnitt.

Der Buddhismus und Dämonendienſt. — Nationalcharakter der Singhaleſen. — Gleichgültigkeit gegen alle Religionen. — Der Buddhismus und ſein Urſprung. — Sein Alter und ſein weites Herrſchaftsgebiet. — Lebensgeſchichte des Gotama Buddhu. — Seine Menſchwerdung. — Seine Religion. — Seelenwanderung. — Buddhiſtiſche Naturanſicht. — Buddhiſtiſche Lehre vom Zuſtand nach dem Tode. — Lehre vom Schickſal und der Nothwendigkeit. — Prieſterſchaft und ihre Privilegien. — Verſchiedene Buddhiſtenſecten. — Dämonenverehrung und ihr Urſprung. — Religiöſe Gebräuche und Prieſter.

Von dieſer Ueberſicht des Bramanismus und den Bemühungen zu ſeiner Verdrängung durch das Chriſtenthum wende ich mich zu den rein ſinghaleſiſchen Gebieten der Inſel, wo die Einwohner ganz anderer Abſtammung und Sprache ſind, einen ganz andern Charakter haben und einer ganz andern Form des Götzenthums anhängen.

Im Geiſt und der Lehre des Bramanenthums liegt eine Widerſtandskraft gegen jede andere Religion; im Süden Ceylons hat das Chriſtenthum in der Stumpfheit und völligen Gleichgültigkeit der Buddhiſten einen noch ſchlimmern Gegner zu bekämpfen. Jenes iſt ausſchließend und fanatiſch, ſehr zur Verfolgung geneigt. Der Buddhismus dagegen in der Kraft ſeiner Selbſtgerechtigkeit erweitert ſeine ſchlaffe Weitherzigkeit über jeden Religionsglauben und zeigt eine laodicäiſche Lauheit gegen ſeinen eigenen. Während der Bramanismus ein Wiſſen iſt, das nur einer geweihten Prieſterſchaft anvertraut ward, weshalb die Weden und Schaſtren, die ſeine Lehren enthalten, mit ſorgſamer Eiferſucht vor dem Anblick des gemeinen Volks verwahrt bleiben, freut ſich der Buddhismus ſeiner Univerſalität, will Religion der Maſſe ſeyn und öffnet ſeine heiligen Bücher rückhaltlos für Jedermann, ja er erklärt ihre Leſung für ein Allen zugängliches Verdienſt. Die deſpotiſchen Bramadiener hüllen ſich in das Gewand heiliger Geheimniſſe, und ihre Worte

ſind tiefe Götterſprüche; — die Prieſter Buddhas wollen nur Sittenlehrer ſeyn und machen wenigſtens in der Lehre des Laotſe in China und Tibet auf den Namen „Lehrer der Vernunft" Anſpruch.

Im Nationalcharakter der Singhaleſen ſpiegelt ſich in hohem Grade der Geiſt ihrer Religion ab. Wenn in jenem die leidentliche Ruhe und die Liebe zu bequemem Daſeyn die thätige Anſtrengung in den Geſchäften des Lebens hemmt, ſo liegt in dieſer das Weſen der Tugend in Enthaltung, das des Gottesdienſtes in ſtiller Betrachtung, nur unter Zugabe ſo vieles Ceremoniells, als nöthig iſt, um die Andacht in die Augen fallen zu laſſen. Dieſelbe Ruheliebe, die Schlaf und Empfindungsloſigkeit als die höchſten Segnungen dieſes Lebens erſcheinen läßt, erwartet eine Erſtarrung, die an Vernichtung gränzt, als höchſte jenſeitige Seligkeit. Mit allen Völkern der Erde halten die Buddhiſten irgend eine Art religiöſer Anbetung für unerläßlich; aber im Widerſpruch mit den Meiſten, kümmern ſie ſich wenig darum, worin ſie beſteht. Das überlaſſen ſie der zufälligen Verkettung der Umſtände, der Oertlichkeit und dem Einfluß der Freunde, des Vortheils und Gewinnes. Dennoch ſind ſie in der Hand des chriſtlichen Miſſionars nicht der bildſame Thon, den dieſe Schilderung erwarten läßt, dem man jede Geſtalt geben kann, der jeden zufälligen Eindruck feſthält; eher ſind ſie ein zerfließender Brei, der die Geſtalt des Gefäßes annimmt, in das er gegoſſen wird, ohne ſich dadurch in ſeinem Weſen zu verändern.

Aus dieſer reizloſen Gleichſtimmung des Volks und der hohen Moral, welche ſeine Glaubensartikel bildet, entſpringen Erſcheinungen, die ſeit mehr als drei Jahrhunderten die Bemühungen Aller vereitelt haben, die auf den Umſturz des eingewurzelten Aberglaubens und die Pflanzung des Chriſtenthums an ſeine Stelle hinarbeiteten. Die Vorſchriften des Letztern, getrennt von ihrem göttlichen Urſprung, ſchienen auf den erſten Anblick der eigenen Lehre ſo nahe verwandt, daß der Buddhiſt ſeine höhere Stellung zu erkennen nicht geneigt war. Forderte das Chriſtenthum Keuſchheit und

Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Redlichkeit, Wohlwollen: — ſo hatte Buddha dieſe Gebote ſchon lange mit demſelben Nachdruck verkündet. Das Wort: du ſollſt nicht tödten — hatte der Buddhismus in noch weiterem Umfang gegeben; denn der Prieſter darf überhaupt kein Lebendiges tödten; der Laye ſoll es auch nicht thun; doch gibt es für ihn zuläſſige Ausnahmen. Bringt der Prieſter zufällig das kleinſte Inſect ums Leben, ſo verfällt er einer vorgeſchriebenen Büßung (Pachitta). Bringt er einen Menſchen um, oder hilft zu einem Mord, oder begünſtigt er einen Selbſtmord, ſo verfällt er der Ausſtoßung aus dem Orden, einer Art von Todſünde (Paratſchika). Der Laye darf animaliſche Nahrung genießen, nur muß er nicht ſelbſt das Thier getödtet haben. Dennoch aber hat das „ſchlachte und iß" des Neuen Teſtaments den größten Anſtoß gegen die Verbreitung des Chriſtenthums gegeben. Wie weit die Buddhiſten darin gehen, zeigt die Sitte der Prieſter, Nachmittags nicht zu eſſen, in der Dunkelheit nicht zu trinken, um nicht unbewußt ein kleines Inſect zu verſchlucken, und eine Bürſte mit ſich zu führen, womit ſie jeden Sitzplatz reinigen, um keines zu erdrücken. Einige binden ſich ſogar ein Tuch vor den Mund, um kein Thierchen einzuathmen. Wenn das Geſetz und das Evangelium gleichermaßen gebieten: Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt, — ſo beſteht der Buddhismus auf der Liebe als Grundlage der Gottesverehrung und heißt ſeine Angehörigen „dem Zorn durch Sanftmuth begegnen und „das Böſe durch Gutes überwinden."

Die äußere Uebereinſtimmung des Chriſtenthums mit ihrer eigenen Religion in dieſen Puncten hat die Eingebornen mehr verwirrt, als der Gegenſatz beider in anderer Hinſicht. Zuletzt klammern ſie ſich zu ſchüchtern für den Zweifel und zu ſchwach zur Unterſuchung mit hülfloſer Zähigkeit an den eignen Aberglauben und wenden ſich doch dem neuen Glauben zu, indem ſie ihn an den alten anhängen.

Dieſem Zuſtande der Unentſchloſſenheit trat nun noch ein ſchweres Hinderniß in der Verſchiedenheit der chriſtlichen

Glaubensformen bei, die nach einander das Chriſtenthum nach Ceylon brachten. In der Verfolgung der römiſchen Katholiken durch die Holländer, der nachherigen Verdrängung der holländiſchen Kirche durch die engliſche, der mehr oder minder hervortretenden Reibungen der Biſchöflichen und Presbyterianer, den Eigenthümlichkeiten, welche die Baptiſten von den Wesleyanern ſcheiden, die Alle ihre Miſſionen und Vertreter auf der Inſel haben, kann der Singhaleſe kaum etwas Anderes ſehen, als daß man ihm etwas noch Zweifelhaftes und Unfeſtes anbeut, gegen das er ſeinen herkömmlichen Aberglauben daran geben ſoll. In dem Bewußtſeyn über Dinge zu entſcheiden, worüber ihre weiſeſten europäiſchen Lehrer nicht einmal im Reinen ſeyen, zögern ſie gegen etwas ſichtlich Unentſchiedenes ihren von Uralters her mit zweifelloſer Zuverſicht feſtgehaltenen Glauben auszutauſchen, der die Würde der Alterthümlichkeit an ſich trägt; und ſelbſt wenn die Wahrheit glücklich ihren Volksglauben überwunden hat, bringt ſie die Wahl zwiſchen den chriſtlichen Gemeinſchaften in die äußerſte Noth. —

Vom Buddhismus iſt es ſchwer in Kürze eine deutliche Vorſtellung zu geben, nicht allein weil ſeine maſſenhafte heilige Geſchichte und Sage von Dunkelheit bedeckt iſt, ſondern noch vielmehr, weil die Verwirrung ſeiner an jedem Orte wieder andern Formen und die Verſchiedenheiten der Anſicht über ſeine Vorſchriften und Lehren in Verwirrung bringt. Er iſt ſo uralt, daß noch über ſeinen Urſprung und ſeine geſchichtliche Beziehung zum Bramanismus die Wolke der Zweifel hängt. Ob er in Hinduſtan oder in weſtlicheren Landen entſtanden, ob der Buddhismus die Urreligion und der Bramanismus nur ſeine Entartung, oder ob der Bramanismus älter und der Buddhismus ein Verſuch iſt, ihn zu urſprünglicher Reinheit wieder herzuſtellen — das ſind Fragen, die heute noch die Unterſucher der morgenländiſchen Religionsgeſchichte beſchäftigen. So lange man blos aus bramaniſchen Sanſcritquellen ſchöpfte, erhielt der Bramanismus die Palme des höhern Alters; ſeit aber die Pali-Schriften und die heiligen Buddha-Bücher im weſtlichen

Indien, in Ceylon und Nepal überſetzt wurden, iſt das größere Gewicht, wo nicht des höheren Alters, doch der gleichzeitigen Entſtehung und Entwicklung auf die Seite des Buddhismus gefallen. Die Gründe für jenes hat Mountſtuart Elphinſtone ſo zuſammengeſtellt:

„Wenn man beide Syſteme aus Einer Wurzel ableitet, „wozu allerdings die Aehnlichkeit ihrer Lehren drängt, ſo „dürfte auf die bramaniſche Seite das Hauptgewicht für „höheres Alter zu liegen kommen. Das Buddhaſyſtem kann „nicht wohl das erſte ſeyn. Denn die erſten Ahnungen „Gottes gehen doch wohl aus der Wahrnehmung ſeiner „Macht hervor. Die Idee eines ruhenden Gottes kann „nicht wohl älter ſeyn, als die Verehrung der Sonne oder „der Elemente; noch weniger wird der Menſch mit der Ver„gottung von Heiligen beginnen, weil Heiligkeit ſelbſt nur „denkbar iſt, wenn ſchon eine Religion da iſt, an der ſie „gemeſſen wird. Die Hindu-Religion beginnt mit der An„betung der Naturgewalt und kommt ſo zu Theismus; — „dieſer ſank dann bei den Gelehrten zum Scepticismus „und bei der Maſſe zur Heldenverehrung herab, womit „der Atheismus der Buddhaleute und die Heiligenvergötte„rung zuſammenſtimmen. So dürfte der Buddhismus aus „dem uralten Bramanismus hervorgewachſen ſeyn, als „dieſer ſeine höchſte Höhe erreicht oder ſchon wieder zum „Sinken ſich geneigt hatte.“

Der tiefſte Kenner des Buddhismus in Ceylon, Miſſionar Gogerly, iſt der Anſicht, daß derſelbe uralt und ſchon längſt gepredigt, ja wieder vergeſſen war, als Gotama ſein neuer Stifter wurde. Der berühmte Tempel von Somnath war urſprünglich ein Buddhatempel, und in dem wilden Dienſte des Dſchaggernath, zu dem, gegen die indiſche Sitte, alle Kaſten zugelaſſen werden, liegt buddhiſtiſcher Einfluß wo nicht Urſprung klar zu Tage. Ja der große Buddha-Zahn zu Kandy ſoll ehemals in dem Tempel zu Kalinga in Oriſſa, wo Dſchaggernath herrſcht, aufbewahrt geweſen und erſt im vierten chriſtlichen Jahrhundert nach Ceylon gekommen ſeyn. Soviel iſt durch ſichere hiſtoriſche Beweiſe klar, daß viele

Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung die Buddhalehre mit Begeiſterung in Centralindien verehrt und ſpäter noch in Behar (Magadha, Maga-Land in der alten Geographie der Hindu) galt, indem ja ſchon der Landesname ein Wihar (Buddhiſtenkloſter) bezeichnet. Von da verbreitete er ſich über das indiſche Feſtland und in die Oſtländer; vor mehr als zweitauſend Jahren wurde er in Ceylon und dem indiſchen Archipelagus herrſchend, und ſeine Lehre gilt jetzt über den ungeheuren Erdraum zwiſchen Sibirien und Siam, vom bengaliſchen Golf bis an die Weſtgeſtade des großen Oceans.

Seine jetzige Herrſchaft über wenigſtens dreihundert und fünfzig Millionen Menſchen, mehr als ein Viertheil des Menſchengeſchlechts, läßt die Behauptung nicht als übertreibend erſcheinen, daß Buddha's Religion die verbreitetſte iſt, die je ſeit der Menſchenſchöpfung auf Erden gelebt hat. Wie tief er ſeine Spuren überall gelaſſen hat, zeigt ſchon die Neigung der Gelehrten, ſcandinaviſche Religion und engliſche Denkmäler des höchſten Alterthums, perſiſche Mythologie und den Propheten Daniel, die Kimmerire und Druiden auf den Buddhismus zurückzuführen, während freilich andrerſeits ſeine reinern Lehren aus der Zerſtreuung Iſraels oder gar aus der Predigt der Apoſtel Thomas und Bartholomäus erklärt werden.

Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Buddhismus, wenn man ihn mit dem bramaniſchen Syſtem vergleicht, iſt ſeine beſtimmte Unterſcheidung der Legende von der Geſchichte. Die ungeheuerliche Zeitrechnung und die wunderreiche Kleinlichkeit in ſeinen älteſten Jahrbüchern ſchreibt er ſelbſt der Ueberlieferung und Sage zu, während er die Geſchichte nur in den ſorgfältig bewahrten Büchern ſeit der Buddhawerdung Gotama's anerkennt. Sagenhaft und dunkel iſt ihm Alles, was jenſeits des Endes des ſechsten vorchriſtlichen Jahrhunderts liegt, als Fürſt Siddhato, der Sohn des Königs von Magadha (Behar) ſein Reich der Rechtſchaffenheit und Weisheit unter dem Namen und Charakter des Gotama-Buddhu begann. Die Thaten früherer Buddha's ſind für

die ſichere Geſchichte gänzlich verloren. Gotama oder Sakya, der letzte, der jetzt noch als Buddha verehrt wird, wurde zu Pataliputra (Patalibothra bei den Griechen), dem jetzigen Patna, 623 vor Chriſto geboren, erreichte die Vollkommenheit, durch die er Buddha wurde, im Jahr 588, und ſtarb 80 Jahre alt im Jahre 543 vor Chriſto. Er durchzog Indien um ſeinen Glauben zu verbreiten und kam zwei Mal nach Ceylon; aber erſt zwei Jahrhunderte nach ſeinem Tode (307 vor Chriſto) wurde die Inſel bleibend zu ſeiner Religion durch Makindo, den Großenkel des Königs Tſchandragupta (Sandracottus, als Zeitgenoſſen Alexanders des Großen) bekehrt, bis wohin die Religion der Singhaleſen Dämonen- und Schlangendienſt, der älteſte bekannte Aberglaube, geweſen war. Zwiſchen 104 und 76 vor Chriſto wurden die Lehren Gotama's in der Pali-Sprache von den buddhiſtiſchen Prieſtern auf Ceylon mit einem Commentar in der alten Landesſprache niedergeſchrieben, und dieſe noch vorhandenen heiligen Bücher ſind dieſelben, die ſeit uralter Zeit in Siam und Burmah in Ueberſetzungen beſtehen. Die alten hiſtoriſchen und philoſophiſchen Werke auf Ceylon ſind im Pali, die in Nepal, die noch älter ſeyn ſollen, in Sanskrit abgefaßt; dagegen hat man auch in Ceylon die wiſſenſchaftlichen Abhandlungen über Mathematik, Aſtronomie, Medicin, Chemie und Kunſt nur in letzterer Sprache. Die hiſtoriſchen Pali-Bücher reichen vom ſechsten Jahrhundert vor Chriſto ununterbrochen bis zur portugieſiſchen Eroberung, und gründliche Forſcher haben ſie nicht blos in ſich zuverläſſig und bis ins Kleinſte genau, ſondern als tüchtige Quellen für die gleichzeitige Geſchichte Indiens erfunden.

So weit die indiſche Sage zurückreicht, wurde der Kampf zwiſchen den Religionen Buddha's und Brama's mit fanatiſcher und hartnäckiger Erbitterung geführt. Etwa um den Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung überwog der Bramanismus, und einige Jahrhunderte ſpäter wurden die Buddhiſten aus Hinduſtan vertrieben; genau weiß man nicht, wann dies geſchah, denn in Behar behauptete ſich der Buddhismus noch bis in die Zeit zwiſchen dem ſiebenten und zwölften chriſtlichen Jahrhundert.

Daß der Buddhismus in ſeiner Zerſtreuung über Oſt- und Mittelaſien ein thätiges Werkzeug höherer Geſittung für die Nationen wurde, die ihm zufielen, läßt ſich nicht bezweifeln. Seine Einführung in China fiel um die Zeit Chriſti mit dem erſten Aufſchwung der Civiliſation und Kunſt bei dieſem merkwürdigen Volke zuſammen. Doch muß auch andererſeits zugegeben werden, daß nicht nur ſchon zwei Jahrhunderte früher die Chineſen im Handel bis ins weſtliche Aſien reichten, ſondern auch ſchon im ſechsten Jahrhundert vor Chriſto die Laotſe oder Vernunftlehrer im weſtlichen China wirkten, ja daß von Uralters her eine Wechſelwirkung in Einführung buddhiſtiſcher Lehren nach China und ein Herüberwirken der Laotſe nach Indien ſtattfand, woraus allein die Aehnlichkeit der „Vernunftlehren“ mit dem Buddhismus ſich erklärt. Schon 217 vor Chriſto kam der Buddhiſtenprieſter Tſchiliſang nach der chineſiſchen Provinz Schanſi, die alſo, wie die unzweifelhafte Heimath chineſiſcher Civiliſation, ſo auch der erſte Anhaltpunct des Buddhismus wurde. — Auf die Stämme Thibets übte der Buddhismus gewaltigen Einfluß: er wurde das Werkzeug zur Vermenſchlichung der Mongolen; er war mehr oder minder das Mittel um die furchtbaren Verwüſtungszüge aufhören zu laſſen, in welchen die öſtlichen Horden in der erſten chriſtlichen Zeit über das weſtliche Kaiſerreich herſtürzten.

Die Singhaleſen und wahrſcheinlich auch die Nationen des öſtlicheren Aſiens verdankten dem Buddhismus das Alphabet und eine Litteratur; ja, was wir von ſicherer Geſchichte dieſer Völker wiſſen, iſt ſein Werk. Noch mehr: was wir von männlicher Kraft im Charakter der nördlichen ihn bekennenden Nationen wahrnehmen, das hat er geſchaffen, indem er ihre Eigenthümlichkeiten weckte, die ſehr verſchieden von der unkriegeriſch feigen Weiſe der Singhaleſen, ſie in kräftiger Mannheit auf Eroberung und Macht ausgehen ließ. Denkt man an das Selbſtgefühl, das er gebietet, an die Erhöhung des Verſtandes, die er empfiehlt, an die vollkommene Tugend und Weisheit, die er für jedes erſchaffene

Weſen erreichbar findet, ſo läßt ſich leicht vorſtellen, daß er im Verein mit andern erregenden Urſachen über die, welche ſich ihm unterwarfen, einen Zauber ungewöhnlicher Kraft ausgoß, wohl geeignet, Kühnheit und Thatkraft in Jedem zu ſteigern, der bereits mit ehrgeizigen Planen umging. In Ceylon dagegen, wozu die abgeſchloſſene Inſellage beigetragen haben mag, blieb der Buddhismus über 2000 Jahre ſo unverändert in ſeinem Weſen, wie unter ſeinem Einfluß der Volksgeiſt in ſeiner Lebloſigkeit verharrte. Die Singhaleſen ſind die lebendigen Mumien vergangener Jahrhunderte; ſie ſind in ihrer unbeweglichen Gleichförmigkeit die Verwirklichung der morgenländiſchen Legende von der Stadt, deren Einwohner in Marmor verwandelt wurden. Wenn irgend etwas anders geworden iſt, ſo beſtand der Wechſel nicht im Verlaſſen der Grundſätze, ſondern in verſchlechterter Ausübung des Buddhismus. In Kunſt, Litteratur und Geſittung zeugen allerdings die alten Geſchichtsbücher und die Trümmer der Denkmale, daß die Singhaleſen herabgekommen ſind wie jede Nation, die nicht unter den veredelnden Einfluß des Chriſtenthums getreten iſt.

Wenn ich von den Lehren des jetzigen Buddhismus ſpreche, ſo meine ich immer nur den ceyloniſchen, mit Ausſchluß der zahlloſen Umformungen, die er anderwärts erhalten hat. Schon vor dem Tode des letzten Buddha waren Spaltungen unter ſeinen Anhängern in Indien eingeriſſen. Das Mahawanſo (heilige Buch) klagt über achtzehn Ketzereien aus den erſten zwei Jahrhunderten nach ſeinem Tode, und es laſſen ſich jetzt dort vier Hauptſecten unterſcheiden, die ſich ſämmtlich Buddhiſten nennen.

In ſeinen Wanderungen, ſeit er vom Bramanismus verdrängt ward, hat er die manchfachſten Zwittergeſtalten angenommen. Die Dſchaina oder Dſchanas (Jains) in Guzerat und Radſchputana, die im ſechsten oder ſiebenten chriſtlichen Jahrhundert entſtanden, im elften auf ihrer Höhe ſtanden, vom zwölften an ſanken, ſind ſehr verſchiedene Buddhiſten von den myſtiſchen Lama's in Thibet, und beide ſtehen wieder weit ab von der abgezogenen Metaphyſik der

buddhiſtiſchen Mönche in Nepal. In Japan hat der Buddhismus eine noch gewaltigere Umſchmelzung erlebt, und in China haben ihn der Rationalismus Laotſe's und die geſellſchaftliche Dämonenlehre des Confucius weſentlich verändert. Die weſentliche Grundanſchauung des Syſtems aber beſteht gleichermaßen bei all dieſen Abwandlungen fort. Während der Bramanismus ohne das Daſeyn eines weltſchöpferiſchen und welterhaltenden Geiſtes zu läugnen, doch im Leben von ſeiner Macht und ſeinem Einfluſſe nichts weiß, iſt der Buddhismus ſtolz auf ſeine Idee unendlicher Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchen, der die höchſte Seligkeit durch unwandelbare Uebung jeder denkbaren Tugend erreichen kann. Er ſteigert das weiſe Individuum in eine abſolute Erhabenheit über alle beſtehenden Weſen hinauf und macht den kühnen Verſuch, eine atheiſtiſche Sittenlehre aufzuſtellen. Denn was man auch immer gegen einen urſprünglichen Atheismus der Buddhalehre einwenden mag, in Ceylon wenigſtens und auch in China kümmert ſich die jetzige Prieſterlehre und das religiöſe Volksleben nicht im mindeſten um das Daſeyn Gottes. Buddha ſelbſt wird nicht als ewige Gottheit, nicht als ein jetzt noch beſtehendes gütiges und mächtiges Weſen verehrt; er wird nur angebetet als herrliche Erinnerung, deren ausſtrahlende Reinheit ſpätere Geſchlechter zum Ringen nach demſelben Ziel anregen und darin leiten ſoll. Es gibt nur Einen Vorzug in ihm, Güte und Weisheit, und da Buddha den höchſten Gipfel derſelben durch fleckenloſe Reinheit ſeines Thuns, durch völlige Unterjochung ſeiner Leidenſchaften, durch irrthumsloſe Genauigkeit unbegränzter Erkenntniß erreicht hat, ſo wurde er zur Huldigung Aller berechtigt, während er ſie Niemandem ſchuldig war.

Aeußerlich ſtimmt die Buddhareligion mit dem Bramanismus darin zuſammen, daß das Awatar des Buddha der Menſchwerdung des Brama entſpricht; allein der Unterſchied tritt nur deſto ſtärker darin auf, daß jener gar nicht als wirklicher Ausfluß, als Offenbarung der Gottheit, ſondern als Führer und Muſter der ſelbſt gewirkten Tugend

angebetet wird, durch die der Mensch in eigener Kraft und ohne höhere Hülfe die Vollkommenheit und ewige Seligkeit erreichen soll. Beide lehren, aber in sehr verschiedenem Sinne, die geheimnißvolle Seelenwanderung. Die verschiedenen Einleibungen sollen die Seele des Hindu einen Schritt näher zu der endlichen Seligkeit der Verschlingung in Brama's Wesen, der Vergottung, bringen. Ziel und Ende der buddhistischen Wanderung ist, den gereinigten Geist zum Nirwana, d. h. zu einem Seyn ohne Verlangen, ohne Inhalt, einem Seyn, das mit dem Nichts so ziemlich denselben Werth hat, zu bringen.

Ganz zusammenstimmend damit kann nach der Buddhistenlehre jeder in die Welt geborene Mensch die höchsten Grade von Herrlichkeit und Glück erreichen; hier weiß man nichts von der bramanischen Erhabenheit der „zwei Mal Gebornen" (Bramanen) über den Rest der Menschheit, nichts von der priesterlichen Herrscherwürde eines Geschlechts, sondern alle Herrlichkeit, die dort der selbstverherrlichende Bramane als Monopol in Anspruch nimmt, kommt hier dem Reinen und dem Weisen zu.

Die Buddha-Bücher verwerfen die Kastenherrschaft gänzlich. Obwohl im Verlaufe der Zeiten die spätern Geschlechter von dieser Lehre abgewichen sind, so schließt doch heute noch keine Herkunft eigentlich von der Priesterwürde aus. Buddha ist eine Gottwerdung des menschlichen Verstandes; darum läßt die Menschenliebe seiner Religion auch das ganze Menschengeschlecht seine Vortheile mitgenießen, und richtet das niedrigste Glied derselben durch die Zuversicht auf, daß es durch Tugend und Beharrlichkeit dem höchsten Geiste gleich werden kann. Da so die Weisheit das große Strebeziel des Daseyns, der große Gegenstand der Verehrung wird, so gestatten die Buddhisten auch weitherzig, daß die Tugend nicht blos den eigenen Religionsbekennern gelehrt wird, wenigstens sofern eine fremde Religion nicht das Tödten des Lebendigen zuläßt. Daher rührt auch großentheils die Gleichgültigkeit der Buddhisten über den Unterschied des Christenthums und ihrer Religion; da-

her die Leichtigkeit, mit der ſie unter den Portugieſen, den Holländern und unter der brittiſchen Regierung die geheime Uebung der einen, das öffentliche Bekenntniß der andern Religion zu vereinigen wußten. Chriſtus iſt ihnen ein hoher Lehrer, der nur dem Buddha nachſteht, ſofern der Letztere es zum Nirwana gebracht hat.

Was den Weltbau betrifft, ſo nehmen die Lehren der Buddhiſten, obwohl meiſt von den Bramanen entlehnt, doch keine ſo hohe Stellung in ihrer Mythologie ein, und hängen weniger feſt mit ihrem religiöſen Syſteme zuſammen. Ihr Blick iſt weniger auf naturwiſſenſchaftliche, als auf metaphyſiſche Forſchungen gerichtet; ihre Weltentſtehungslehre iſt aber ſo wenig wahr als poetiſch. Der Hauptpunct iſt hier die Annahme einer ewigen Materie, die nach langen Weltaltern zerfällt und umgeſtaltet wird; aber dies, wie die Organiſirung des thieriſchen Lebens, iſt ihnen blos Wirkung der Selbſtthätigkeit und Entwicklung, nicht eines allmählig ſchaffenden Willens.

Er hat etwas von der Welttheorie der Bramanen in der Vielheit und Uebereinanderſtellung der Welten, in der Theilung der Erde in ſich umſchließende Feſtländer, zwiſchen denen immer Oceane fabelhafter Flüſſigkeiten liegen. Seine geographiſchen Vorſtellungen ſind phantaſtiſch und roh. Seine Zeitrechnung, auch aus den Schaſtra's entlehnt, erſtreckt ſich über unbegränzte Weltläufe, aber reiht der eigentlichen Geſchichte nur das ein, was ſeit der Geburt des Gotama Buddhu geſchah.

Die Buddhiſten glauben an mehrere Loka's oder Himmel von verſchiedener Herrlichkeit, jeder der zeitweilige Aufenthalt von Halbgöttern und Gottheiten, wie von Menſchen, deren Vergeiſterung erſt angefangen hat, und die noch ferner in neuen Geburten wieder die Erde zu beſuchen und in künftigen Wanderungen nach dem Nirwana zu ringen haben. Eben ſo gibt es mehrere Höllen, Wohnort der Dämonen oder Qualgeiſter, wo die Gottloſen zur Reinigung eingekerkert werden, ehe ſie eine neue Erdenprüfung beginnen. Ihre Qualen ſtehen im Verhältniß zu ihren Vergehungen,

und obwohl nicht ewig, ſind ſie doch von einer faſt gränzenloſen Dauer. Wer ſich der Todſünden des Vatermordes, der Tempelſchändung, der Verachtung des Glaubens ſchuldig gemacht hat, der muß in Ewigkeit einen Martertod nach dem andern leiden und wird ſogleich wieder lebendig, um neuer Todesqual zu verfallen. Einer der ſeltſamſten Widerſprüche iſt es, daß neben der Selbſtkraft und dem Streben nach Vervollkommnung, worauf der Buddhismus verweist, er doch bis zu einem gewiſſen Grade das Schickſal, die eiſerne Nothwendigkeit predigt, ſofern ihm widrige Erlebniſſe die unabwendbaren Wirkungen von Akuſala oder Sündenfällen in einem frühern Daſeyn ſind. Dieſen Glauben, der zu den Grundideen gehört, haben die Buddhiſten dem Ganzen ihres Syſtems ſo angepaßt, daß ſie die leitende Macht keinem höchſten Weſen zuſchreiben, ſondern ſie als eine der Eigenſchaften der Materie, als ein Geſetz ihrer beſtändigen Wandlungen betrachten.

Wie alle Hauptlehren des Buddhismus, ſo wird übrigens auch dieſe unter allerlei mildernden Formen und bequemen Abweichungen vorgetragen. Nur ein Theil des menſchlichen Thuns ſoll dem Schickſal unterworfen ſeyn. Moraliſche Fehler und tugendhaftes Handeln ſind ihm nur die Producte unausweichlicher Nothwendigkeit; und während die Leiden und Freuden der Menſchen als die Folgen ihres Thuns in einer frühern Geburt betrachtet werden, ſo wird ſelbſt da noch eine Ausnahme geſtattet, ſofern die Glückswechſel auch theilweiſe wieder vom Handeln in dieſem Leben oder von der Einwirkung Anderer, gegen die ihn ſein eigenes Verdienſt nicht zu ſchützen vermag, abhängen. Der Hauptartikel aber, von welchem nimmermehr abgegangen wird, iſt der, daß man weder im Himmel noch auf Erden den Folgen ſeines eigenen Thuns entgeht; daß das ſittliche Leben eine wirkſame Urſache iſt, ohne Mithülfe einer höheren Macht. Sündenvergebung und Verſöhnung ſind daher Ideen, die in dem deſpotiſchen Dogma des Buddhismus rein keine Stelle finden.

Die Feinheiten der Prieſter in der Lehre von der Seelenwanderung in ihrem Unterſchiede vom Volksglauben in Ceylon zu erörtern, wäre langweilig. Der Lohn der Tugend und die Strafe des Laſters ſind in dieſer Welt erreichbar: je nachdem der Menſch ſich in ſeiner irdiſchen Gegenwart verhält, wird ſeine Stufe in der nächſten Geburt ſeyn.

Lohn und Strafe ſind auf dieſe Weiſe gleichermaßen unausweichlich feſtgeſtellt. Allein die unausbleibliche Vergeltung des Böſen kann durch zwiſcheneintretende Tugendhandlungen, durch ein Opfer, eine Anbetung für Buddha, ja ſelbſt nur durch ein heißes, gläubiges Gebet zu ihm, für lange Zeit aufgeſchoben werden, und der ärgſte Verbrecher mag durch einen Act der Verehrung im Sterben noch auf unbeſtimmte Zeit die jenſeitigen Folgen ſeiner Schandthaten zurückſchieben. Daher die Stumpfheit und der ganz charakteriſtiſche Gleichmuth, mit der ſinghaleſiſche Verbrecher zur Hinrichtung gehen.

Der Menſchheit im Ganzen wollte Buddha nur ein Freund und Berather ſeyn; für ſeine Prieſterſchaft iſt er Geſetzgeber und Herrſcher. Die Eitelkeiten und Begierden der Welt verſchmähend lehrte er ſie keinen andern Lohn ſuchen, als die Verehrung des Menſchengeſchlechts für ihre Dienſte als Lehrer der Erkenntniß und Muſter des Wohlwollens. Da ihm die bloße, kahle Idee vollkommener Einſicht und makelloſer Tugend die Gottheit iſt, ſo ehrt er Alle in dem Grade, als ſie der höchſten Weisheit und der Vernichtung aller menſchlichen Begehrungen und Leidenſchaften näher gekommen ſind. Da aber die Erreichung dieſes Zieles in einem Leben weltlicher Sorge faſt als hoffnungslos gilt, ſo entſagen die Buddhaprieſter bei ihrer Einkleidung und Tonſur allen irdiſchen Beſchäftigungen; ſie leben von Almoſen, nicht in Geld, ſondern in Nahrungsmitteln; ſie weihen ſich dem Nachdenken und der Selbſtverläugnung, und ſo als die, welche mit der meiſten Ausſicht nach dem Nirwana ſtreben, nehmen ſie die Huldigung gemeiner Sterb-

licher in Anspruch, erkennen nichts über sich auf Erden und grüßen auch Niemanden, als die Mitglieder ihres eigenen Ordens.

Die Priesterschaft besteht aus zwei Classen: diejenigen welche die erste Weihe empfangen haben, heißen Samanaros (Samanäre nannte der Gesandte des Königs Seleucus an den König von Behar um 300 vor Christo die dortigen Buddhisten, und Samana nennt Clemens von Alexandria im zweiten und Porphyrius im vierten christlichen Jahrhundert diese asiatischen Weisen); sie können erst nach langer Zeit mit der höchsten Weihe und Würde der Upasampada (Ziel) geschmückt werden. Armuth, Enthaltsamkeit, Kopfscheeren und das gelbe Kleid sind die Ordensregeln, denen der Eintretende sich unterwirft, und diese muß der Priester lebenslang halten und das Priesterkleid als vom Buddha geliehen tragen, weil er nichts Eigenes besitzen darf. Wer es ablegt, der verliert seine Priesterwürde; selbst wenn es ihm mit Gewalt vom Leibe gerissen, gestohlen oder von ihm auf unschuldige Weise verloren wäre, darf er sich mit keinem andern Gewande auch nur für den Augenblick decken, ohne auf so lange seiner Weihen beraubt zu seyn, bis ein Act der Wiederaufnahme stattgefunden hätte.

Abgesehen davon, daß es keine Kaste der Priester gibt, hindern noch mancherlei Vorkehrungen das Anwachsen der Priesterschaft zu einer Hierarchie und zu einem überwiegenden Einfluß im Staate. Der Priestercharakter ist nicht unzerstörbar; man kann zu besondern Zwecken Priester werden, und wenn sie erreicht sind, wieder austreten. Die Meisten werden als Kinder schon von den Eltern dem Tempeldienst geweiht und verlassen ihn wieder sobald sie seiner müde werden oder Lust haben einen andern Beruf zu ergreifen. Andere werden Priester, weil sie einen Zug zu abgeschiedenem Leben und Studium haben, und kehren, wenn sie dessen satt geworden, oder aus bloßer Veränderungslust, ins thätige Leben zurück. Einige verlassen den Priesterorden, weil sie erben oder heirathen wollen, und da jeder das thun kann, ohne an Achtung und Ehre einzubüßen, so

kommt es immer vor und dient ſehr, um jede ausſchließliche geiſtliche Würde der Prieſterſchaft unmöglich zu machen.

Im Ganzen leben die Buddhiſtenprieſter in Ceylon wirklich nach der Regel der Armuth, die das Ordensgelübde auflegt. Einige zwar erwerben heimlich Eigenthum oder werden durch die Einkünfte der größern Tempel reich; die meiſten aber ſind bettelarm, hängen ganz von den Gaben der Leute ab und folgen eher dem Volksgefühle, als daß ſie es leiten. Sie ſind kaum beſſer unterrichtet, als die ſtattlichern Bauern; nur in religiöſer Ueberzeugung ſind ſie vollkommene Sclaven des Aberglaubens, den ſie zu lehren berufen ſind.

Trotz der Befehle Buddha's, daß man die Prieſter verehren ſoll, hilft Alles dieſes zuſammen, um ſie in den Augen des Volkes niedrig zu ſtellen. Man ehrt ſie äußerlich, ſo lange ſie das gelbe Kleid tragen; aber man gibt auf jede Weiſe zu verſtehen, daß der Reſpect dem Kleide, nicht der Perſon gilt.

Die Prieſter wiſſen recht gut, wie wenig ihr Einfluß beſagen will, und ſehen ſich daher nach allerlei Mitteln zu ihrer Verſtärkung um. Sie verbinden die Arzneikunde oder Aſtrologie mit ihrem Berufe, und das Geheimniß, mit welchem dieſe umgeben ſind, erhöht dann allerdings ihre Geltung. Aber woher auch ihr Anſehen rührt, es kommt ſelten ein Fall von Mißbrauch deſſelben vor, und ſelbſt in ihrem Verkehr mit den chriſtlichen Miſſionaren habe ich ſelten gehört, daß ſie Feindſchaft oder hindernde Thätigkeit gezeigt hätten.

Die allgemein ſittlichen Vorſchriften Buddha's, wie ſie dem Menſchen als ſolchen gelten, ſtehen nur gegen die chriſtliche Sittenlehre zurück, und erheben ſich über jedes heidniſche Syſtem, ſelbſt über das des Zoroaſter. Sie verbieten die Tödtung auch des geringſten Thieres, Unmäßigkeit, Unenthaltſamkeit, Unredlichkeit und Lüge, alles Laſter, die auf die furchtbaren Seelenfeinde Rago (Luſt), Doſo (Bosheit) und Molo (Unwiſſenheit und Thorheit) zurückgehen. Damit ſind wieder ihre Unterarten, Heuchelei und

Zorn, Unfreundlichkeit und Stolz, unedler Argwohn, Habsucht in jeder Gestalt, Uebelwollen, Geheimniß-Verrath, Verläumdung untersagt. Jegliche Tugend wird dagegen dringend empfohlen: Verzeihung erlittenen Unrechts, Menschenliebe, Hochachtung der Tugend, zarte Pflege des Gelehrten, Gehorsam, Ehrfurcht vor den Eltern, Sorge für die eigene Familie, ein ehrlicher Beruf, Zufriedenheit und Dankbarkeit, Unterwerfung unter Tadel, Mäßigung im Glück, Ergebung im Unglück, Fröhlichkeit unter allen Umständen. „Wer das thut," sagt Buddha, „und sich vom „Bösen nicht überwältigen läßt, der wird vollkommen selig „werden und den höchsten Ruhm haben."

Aus dieser Zeichnung geht hervor, daß der Buddhismus mehr eine philosophische Schule als eine Religion ist. Sein Gottesdienst besteht in einer Berufung an die Vernunft, und nicht in prunkvoller, ceremonieller Aufregung der Einbildungskraft. Das Heil hängt nicht von Uebung todter Gebräuche, von Wiederholung der Gebete und Lieder, von Anrufung angeblicher Götter, sondern von sittlicher Tüchtigkeit ab, die hier und dort glücklich und selig macht. Dies ist sein ursprüngliches Wesen. In späterer Zeit allerdings, da er in dieser reinen Gestalt durch bloße Gründe ohne sonstige Beihülfe das Volk nicht für seine Uebung gewinnen konnte, versuchte man seine Anhänger durch Ceremonien und Processionen anzuregen und zu begeistern. Aber das gilt als Neuerung der Priesterlist, und die Singhalesen, obwohl sie an diesen Dingen Theil nehmen, werfen sich dagegen als weltliche Sachen und sagen, besonders das Perrehera, ihr höchstes Jahresfest, sey gar nicht zu Ehren Buddha's, sondern zu Ehren der Könige von Kandy, als der höchsten Beschützer ihres Glaubens, eingeführt worden. Schon im fünften Jahrhundert wurden in Khotan die Processionen ganz auf bramanische Weise in gekehrten, mit Wasser bespritzten, geschmückten Straßen, die Häuser mit Fahnen und Teppichen behängt, der achtzehn Fuß hohe Götzenwagen, ein wandelndes Zelt voran, gehalten, und indische Gottheiten standen darauf neben dem Buddha. Ja

in der Hauptſtadt Mittel-Aſiens ſah man zwanzig ſolcher Wagen dabei.

Alle Aenderungen, die der Buddhismus in Ceylon erfahren hat, kommen von Außen, und zwar von ſeiner ſeltſamen Verſchmelzung mit ſeinem alten Gegner, dem Bramanismus. Aber es iſt doch keine eigentliche innerliche Verſchmelzung, nur Vergeſellſchaftung und äußerer Anſchluß, und eben jetzt iſt eine Art Reformation mit dem Streben, zur alten Reinheit, mit Beſeitigung der hindu'ſchen Elemente, zurückzukehren, im Gange. Die malabariſchen Könige, die vor alter Zeit einmal, als das eingeborne Königshaus ausgeſtorben war, Herren der Inſel wurden, führten die Verehrung Wiſchnu's und Schiwa's in demſelben Tempel mit der des Buddha ein. Dieſe Neuerung blieb ſtehen, und noch jetzt findet man die Bilder dieſer widerſprechenden Gottheiten unter demſelben Dache. Die Dewalis (Götterhäuſer) der Bramaniſten ſtehen in demſelben Hofraume mit den Wihares der Buddhiſten, und die Diener der Altäre der einen Götter ſtehen neben denen der andern. Auch in China hat der Buddhismus dieſe Weitherzigkeit gegen die Hindugötter, und zwar nicht nur Brama, Indwa und Iſchwara, ſondern gegen wohl zwanzig derſelben geübt; ja der Buddha fehlt in zahlloſen chineſiſchen Tempeln, wo die Geiſterbilder aufgeſtellt ſind. Allein all der moraliſche Schmutz und die Grauſamkeit, die ſonſt an den Dienſten dieſer Hindugötzen hängen, ſind in Ceylon nirgends zu ſehen, und die Bramanen bringen offenbar durch die Unterlaſſung derſelben der höhern Reinheit der Religion ihre Huldigung dar, mit welcher die ihrige ſo zufällig ſich vergeſellſchaftet findet. Auch die Kaſtenvorurtheile wurden in jener alten Zeit dem einfachern und edlern Gemeinſchaftsleben der Buddhiſten eingeimpft, und erſt neuerlich hat man ſich bemüht, ſie zu ſprengen.

Einige der ſinghaleſiſchen Könige, die nachher ihre Herrſchaft wieder einnahmen, ſchickten im elften Jahrhundert Geſandte nach Siam, um ihren Volksglauben von dort her zu erneuern, aber ohne erheblichen Erfolg. Im

Jahr 1684 nahm die holländische Regierung einen außerordentlichen Antheil an einem ähnlichen Plane, als man eben das Wiedererwachen portugiesischen Einflusses durch die römische Priesterschaft zu fürchten hatte. Durch Bürgerkrieg und Verwirrung war die höchste Priesterclasse der Upasampada fast auf der Insel ausgestorben, und da sie allein die niedere Classe der Samanaros weihen konnte, so liehen die Holländer ihren Beistand zur Sendung einer Abordnung nach Arrakan, um die nöthige Zahl von Würdenträgern zur Erhaltung des Buddhismus zu holen und damit eine kräftige Schranke gegen den wachsenden Einfluß der römischen Priesterschaft aufrichten zu helfen. Eine ähnliche Gesandtschaft ging 1753 von Kirti Sri Radscha Singha, dem Könige von Kandy, nach Siam, weil abermals neue Upasampada-Priester nöthig waren. Auch dies Mal wurde der Orden wieder hergestellt, aber die Hauptschäden blieben im Gange. Die Könige von Kandy, welche sehr an den bramanischen Vorurtheilen hingen, stützten stets Vielgötterei und Kastenwesen und ließen Niemanden, der nicht wenigstens zur Wellali-Kaste gehörte, in die höhere Priesterordnung eintreten.

Im Jahr 1798 wußten die Priester der untern Kasten im Meerdistricte und besonders die Tschallia's im Süden, empört über diese unrechtmäßige Verdrängung, eine neue Sendung zu den rechtgläubigen Buddhisten in Burmah für die Herstellung des Glaubens zu veranstalten. Es glückte ihnen sehr. Der Sanga Radscha zu Amarapura, das Haupt der buddhistischen Nationalreligion in Burmah, nahm sie äußerst freundlich auf; der Kaiser ließ ihre Weihung mit königlichem Pompe feiern, und fünf birmanische Geistliche kamen 1802 mit ihnen nach Ceylon, wo sie die Stifter der Amarapura-Secte wurden, die seitdem die größten Anstrengungen zur Ausrottung der mit Zustimmung der siamesischen Priester im religiösen Volksleben eingeschlichenen Ketzereien und Mißbräuche beharrlich gemacht hat.

Die beiden Parteien sind sehr erbittert auf einander; — jede schreibt der andern die schlimmsten Irrthümer zu und

ſpricht ihr die mögliche Erreichung des Nirwana ab. Die Prieſter von Amarapuda haben jedoch im Mandiſtrict beträchtlichen Eingang gefunden und auch im Berglande Saffragam ſich feſtgeſetzt, das wegen ſeiner Nachbarſchaft bei dem heiligen Berge Adams-Pic von jeher ein Bollwerk des Aberglaubens war. Die Reformen worauf ſie beſtehen, ſind: die Vertreibung des hinduiſchen Gottesdienſtes aus den Buddhatempeln, die Vernichtung des Kaſtenweſens, die Ausſchließung aller weltlichen Beſchäftigungen, wie Heilkunde und Aſtrologie, vom Prieſterſtande. Sie verwerfen das Recht der weltlichen Herrſcher, irgend etwas Gottesdienſtliches einzuführen; ſie erkennen die Oberherrlichkeit der Oberprieſter in den Collegien von Kandy nicht an; ſie leſen und erklären die heiligen Bücher Jedermann ohne Unterſchied, während die Siameſen etliche Stellen nur den Upaſampada's zugänglich laſſen; ſie nehmen eine andere Kleidung an, als ihre Nebenbuhler, indem ſie den gelben Talar den ganzen Leib bedecken laſſen, während jene eine Schulter frei laſſen, und unterſcheiden ſich noch in manchen kleinern Ritualpuncten von ihren Gegnern. Es ſind Kleinigkeiten unter dieſen Streitfragen, aber ſie reichen hin, um eine weite Kluft in die religiöſe Gemeinſchaft zu reißen.

Vergleicht man den Buddhismus mit andern herrſchenden Religionen, wie ſie Aſien unter ſich theilen, ſo erreicht er ſeine Ueberlegenheit nicht nur durch ſeine reine Sittenlehre, ſondern auch durch ſeine Freiheit von der fanatiſchen Unduldſamkeit der Muhammedaner und ſeinem Abſcheu gegen die empörenden Gebräuche des Bramanismus. Aber ſo mild und menſchenfreundlich er ſich auch ausſpricht, ſeine Theorieen haben doch nicht vermocht das Reich der Tugend aufzuſtellen, das er verkündet. Schön iſt wohl ſeine Lehre, aber es fehlt ihr die Lebenskraft und Seele, ohne die ſie nimmermehr im Leben herrſchen wird. Die kalte Philoſophie, die dürre Abſtraction mag wohl die Denkkraft von Einſiedlern und Büßern in Bewegung ſetzen, aber ſie iſt zu ſchwach, um den Menſchen im rennenden Lauf der Leidenſchaft und weltlichen Beſtrebſamkeit anzuhalten. Das kühne

Unternehmen, das Herz der Menſchheit zu beherrſchen, ihr Leben zu leiten, ohne den Regeln äußerer Schicklichkeit und gegenſeitiger ſittlicher Abhängigkeit die mächtigere Triebfeder höherer Hoffnung und einen in die Ewigkeit dringenden Glauben mitzugeben, hat ſich hier recht in ſeiner Unmacht und hoffnungsloſen Unausführbarkeit gezeigt. Die Einprägung geſelliger Tugenden als Mittel zu zeitlicher und ewiger Seligkeit iſt wohl anziehend genug für die große Menge, aber der Buddhismus weiß die Wege nicht zu zeigen, auf welchen das Ziel zu erreichen iſt. Er baut auf die bloße Kraft des Menſchenverſtandes, auf die begeiſternde Selbſtkraft und den feſten Entſchluß des Menſchenherzens; aber er gibt kein Schutzmittel gegen die mächtigen Verſuchungen, denen der gewöhnliche gute Wille nicht gewachſen iſt; er bietet keine tröſtende Stütze bei den überwältigenden Leiden, die den Geiſt niederwerfen und erdrücken, wenn ihm die Lebensmacht eines reinern Glaubens und das Vertrauen in göttliche Kraft nicht zur Seite tritt. Der Buddhiſt thut keinen Blick in die Wirklichkeit eines endloſen künftigen Lebens; niedrig und eng iſt ſeine Hoffnung und ſeine Furcht; der Lohn, den ſein Glaube vorhält, reicht nicht hin, ihn zum Guten zu reizen; ſeine Strafen liegen zu fern, um ihn vom Böſen abzuſchrecken. Unzureichend für die Zeit, die Ewigkeit verwerfend, bietet ſeine Religion höchſtens den Triumph, ohne Furcht zu leben und ohne Hoffnung zu ſterben.

Sowohl auf die Geſellſchaft im Ganzen als auf das Einzelleben hat ſie in Ceylon nur dahin gewirkt, eine Stumpfheit, die an gänzlichen Unglauben gränzt, zu ſchaffen. Selbſt für ihre Glaubenslehren zeigt die Maſſe der Bevölkerung die tiefſte Unwiſſenheit und die ehrfurchtsloſeſte Gleichgültigkeit. Im täglichen Verkehrsleben ſind Sittlichkeit und Tugend ſo wenig das Herrſchende, daß ſie vielmehr kaum als Ausnahme vorkommen. Weder Hoffnung noch Furcht hat ſich als hinreichende Schranke bewährt, um die gewohnheitsmäßige Verletzung all der Grundſätze der Menſchenliebe und Redlichkeit, der Keuſchheit und Wahrheit zu verhüten, die das Weſen der Buddhalehre bilden, und je mehr dieſe

mißachtet werden, deſto weniger kümmert man ſich um die Prieſter, deſto mehr läßt man die Tempel verlaſſen ſtehen und in Trümmer gehen. Gerade ſo ſteht es mit den großartigen Gebäuden auch in China: — ſie zerfallen, weil Niemand mehr ſich um ſie bekümmert. So zahlreich dort die ſtolzen, vier bis fünfſtöckigen Pagoden ſind, man findet ſie regelmäßig halb zerfallen. Der atheiſtiſche Buddhismus iſt in Selbſtauflöſung begriffen.

Kein nationales Religionsſyſtem, kein herrſchender Aberglaube, den ich je beobachtet, ſteht ſo trübſelig und ſo einflußlos auf ſeine Nation da, als der Buddhismus in Ceylon. Er hat ſeine Schaaren von Angehörigen, aber ſie ſind keine Anhänger, weil dies an Wärme und Herzenstheilnahme denken läßt, wovon man in Ceylon nichts weiß. Der Singhaleſe glaubt oder meint zu glauben, weil er die Religion ſeiner Väter hat. Aber er betrachtet den verſchiedenen Glauben der religiöſen Gemeinſchaften um ſich her mit ſtumpfer Kälte, die am beſten ausſpricht, wie wenig Werth er auf ſeinen eigenen legt. Die ernſte Glut des Chriſtenthums, ſelbſt in ſeinen entartetſten Formen, die fanatiſche Begeiſterung des Islam, die ſtolze Ausſchließlichkeit des Bramanismus, ſelbſt die eifrige Wärme anderer nordiſchen Glaubensweiſen ſind ſämmtlich Gemüthsbewegungen, die dem ceyloniſchen Buddhiſten fremd bleiben.

Und dennoch, ſonderbar genug, brennen unter all der Eiſeskälte dieſer dürren Religion die unerloſchenen Feuer eines andern, noch finſterern Aberglaubens, deren Flammen die Eisgipfel buddhiſtiſcher Philoſophie überlodern und in der Einbildungskraft des Singhaleſen einen tiefern Schauer der Ehrfurcht erwecken. Wie die Hindus im Verlaufe der Zeit ihren erhabenen Brama-Gedanken, ihren menſchenfreundlichen Wiſchnu-Eigenſchaften dieſe gräßlichen Träume und Furchtideen zugefügt haben, wie ſie in dem ſchauerlichen Schiwadienſte ſich darſtellen und in den Anrufungen zur Beſänftigung des Zerſtörers herausbrechen, ſo haben auch die Buddhaleute, unbefriedigt mit dem Wahn unerreichbarer Vollkommenheit, niedergeſchmettert durch das tiefe Gefühl

der Sünde und Unzulänglichkeit, und um ſich, ſtatt des Reiches allgemeiner Seligkeit und der Vergötterung des Verſtandes und der Weisheit, nur die Verwüſtungen des Verbrechens und die Leiden der Unwiſſenheit erblickend, mit dem Inſtincte der Angſt ſich zur Verſöhnung der böſen Mächte gewendet, die allein ſolches Elend bringen ſollen; ſie haben die Dämonen und Quälgeiſter angebetet, denen ihr Aberglaube eine begränzte Macht auf Erden zuſchreibt.

Ehe Mahindo den Buddhismus in Ceylon einführte, herrſchte der Dämonendienſt. Zu ihm treibt, wie es ſcheint, die Natur des ungeſitteten Menſchen zuerſt und urſprünglich in den roheſten Religionsahnungen hin, wie ſie an der Wahrnehmung von Grauſamkeit und Schmerz, den Heimſuchungen von Leiden und Tod, der Anſchauung furchtbarer Naturgewalten, der Stürme, Ströme, Vulcane und Erdbeben ſich geſtalten. Die Verſöhnung dieſer Mächte ſcheint, wenn ſie nicht verdrängend nachfolgt, der Anbetung der menſchenfreundlichen Macht voranzugehen, welche die Welt ſchafft und erhält und die Menſchen glücklich macht. Im Geiſte des Ceyloners hat dieſer alte Aberglaube ſeine Herrſchaft trotz der Einführung und ſcheinbaren Herrſchaft des Buddhismus behauptet; denn der letztere verbietet, ohne das Daſeyn böſer Geiſter zu läugnen, ihre Anbetung, weil ihm jeder böſe Einfluß, den ſie auf den Menſchen üben können, nur Folge ſeiner Sünden iſt, weshalb der Tugendhafte ſie nicht zu fürchten braucht. Die Dämonen ſind noch von einer Art von Halbgöttern zu unterſcheiden, die unter dem Namen Jakſchja's im Waſſer und an den Seiten des Götterberges Meru wohnen, und die ſich nicht blos durch Güte und Menſchenfreundlichkeit, ſondern auch durch ihre Verehrung Buddha's auszeichnen, der in einer ſeiner frühern Geburten als Jakſchja in der Welt war und mit ſeinesgleichen als Tugendlehrer durch die Welt zog. Eine Abtheilung dieſer Halbgötter jedoch, die Rakſchja's, ſind zornig und boshaft, und gleichen in dieſer Hinſicht den gefürchteten Jakka's oder Dämonen der Singhaleſen, und ſpucken, wie die Gaul's

der Muhammedaner, auf den Begräbnißplätzen, treiben ſich, wie die Dryaden und Hamadryaden der Alten, in den Wäldern umher, wohnen in beſondern Bäumen, aus welchen ſie herausfahren und die Vorübergehenden ergreifen. Reiſende, die von Point de Galle nach Colombo durch ein Land von Gärten und Kokospflanzungen reiſen, werden an vielen Fruchtbäumen um den Stamm Blätter gebunden finden. Dies bedeutet, daß der Baum einem Dämon geweiht iſt. Auch dem Wiſchnu oder einem Buddha-Tempel oder einer römiſch-katholiſchen Capelle weiht man ſie ſo. Es ſoll die Umbindung die unreifen Früchte vor Dieben ſchützen; ſind ſie reif, ſo werden ſie der Gottheit, welcher der Baum geweiht iſt, geopfert. Dabei wird der Teufel gern von den Eigenthümern betrogen, indem ſie nur die beſten Früchte opfern, die andern für ſich behalten. Das Oel der Kokospalmen von dieſen Bäumen brennt man gern vor den Altären. So lang das Blätterband am Baume iſt, wird nicht leicht ein Dieb ſich daran wagen. — Die Buddhiſtenprieſter drücken gegen dieſes Unweſen die Augen zu, weil ſie nichts dagegen machen können, und die rechtgläubigſten Singhaleſen halten ſich bei allem Zugeſtändniß, daß es nicht ſeyn ſollte, doch in aller Noth und Angſt daran.

Außer den Jakka's (böſen Geiſtern), von denen allerlei Uebel kommt, kennt der Singhaleſe noch einen Dämon (Sanna) für jede Krankheit, den man gegen ſie anruft. Andere, die ſich des Elends der Menſchen erfreuen, werden vor jedem Schritt im Leben, auf den ſie ſchlimmen Einfluß üben könnten, verſöhnt. Bei allen häuslichen Ereigniſſen ſucht man die Dienſte der Kattiada oder Teufelsprieſter, und die Gebräuche, die dann vollzogen werden, ſind barbariſch genug, um den empörenden Beweis zu liefern, daß die Singhaleſen noch ein uncivilisirtes Volk ſind. In Krankheit und Gefahr iſt der Teufelstänzer unentbehrlich. Ein Altar, mit Blumengewinden geſchmückt, wird vor den Augen des Kranken errichtet, und darauf ein Thier, meiſt ein Hahn, geopfert. Der Sterbende muß durch Berührung dem böſen Geiſte die wilden Blumen, den Reis, das Fleiſch weihen,

die als Opfer um Sonnenuntergang, um Mitternacht und Morgens dargebracht werden. Dazwiſchen machen die Tänzer ihre Beſchwörungen in Masken und Verkleidung, um den Dämon als den Urheber der Leiden des Kranken vorzuſtellen. In der Wuth dieſer aufregenden Bewegungen ſtellt der Kattiada den Anfall ſeiner Beſitzung durch den Dämon dar und wird von den Freunden des Leidenden gefragt, worauf er die Krankheit nennt und Tod oder Geneſung vorherſagt. Bei Sonnenaufgang endet die Ceremonie mit Abſingung von Zauberformeln, um die durch ſie herbeigezogenen Dämonen zu verſcheuchen; die Teufelstänzer gehen mit dem Opfer fort und ſingen auf dem Wege den Schlußgeſang, „daß das Opfer angenehm ſey und der „Kranke noch lange lebe.“

Außer dem ächt ceyloniſchen Jakkadienſte gibt es noch eine Verehrung anderer Dämonen, die offenbar auch der Verkümmerung hinduiſcher Götzendienſte angehört, die der Singhaleſe nur etwas gemildert hat. Die Kapua, welche dieſen Dienſt vollziehen, ſtehen im Range über den Kattiada, und hängen mehr oder weniger mit den Dewali oder bramaniſchen Tempeln zuſammen. Sie haben es mit lauter in Ceylon fremden Dämonen zu thun. Der Kattregam und Patine ſind aus der Hindu-Mythologie entlehnt, andere ſind die Genieen des Feuers und anderer Elemente, noch andere vergötterte Helden; die meiſten aber gelten als Urheber von Seuchen und Hunger, und werden verſöhnt, um ihre Bosheit abzuwenden.

Die Ceremonien dieſes Dienſtes ſind wieder vielartig bei verſchiedenen Anläßen. Die Hauptfeier, in welcher die Verehrung der ganzen Körperſchaft der hölliſchen Gottheiten zuſammenfließt, iſt das Dewolmaduwa, das oft für ein ganzes Dorf ſtattfindet, um Cholera oder Fieber zu vertreiben. Man begeht es in einer Maduwa oder Laubhütte, die mit weißen Tüchern und Gewändern geziert wird. Meiſt dauert es ſieben Tage, an denen Blumen und Früchte, Reis und Geld geopfert werden, welches letztere nach der Verſicherung der Kapua die Tempel-Elephanten in die Berge

tragen, wo ſich der Schatz der Dämonen befindet. Vorher werden die Prieſter durch Enthaltung von verbotenen Speiſen (deren Verzeichniß faſt mit dem der Juden zuſammenfällt) gereinigt; dann beginnt die Feier mit Waſchungen und Sprengung von Saffranwaſſer, worauf Tag für Tag dieſelben Ceremonien mit Tänzen und Zauberformeln, mit Opfern auf verſchiedenen Altären wiederholt werden, wozu die Tanitara's brummen und Harz verbrannt wird, um Donner und Blitz nachzuahmen. Zwiſchenhinein finden Spiele ſtatt, die allerlei Geſchäfte darſtellen, wie den Elephantenfang, das Binden des Büffels, das Flechten von Matten, und nach jedem dieſer Abſchnitte wird ein Segen über die dargeſtellte Berufsart geſprochen. Nachdem das Alles vorüber iſt ſchließt das Feſt damit, daß die Kapua die heilige Purrawa (ein irdenes Gefäß) an den nächſten Fluß tragen, ſie dort zerbrechen und die Scherben ins Waſſer werfen.

Die Macht dieſer abergläubigen Culte und die Seltſamkeit ihrer Verbindung mit der Buddhareligion, denen Gott die vollkommene Weisheit und Menſchenfreundlichkeit iſt, laſſen uns eines der Haupthinderniſſe wahrnehmen, auf die das Chriſtenthum beim Verſuche ſeiner Verbreitung durch Ceylon ſtieß. Die portugieſiſchen Prieſter entdeckten bald, daß, ſo geneigt die Singhaleſen auch zur Annahme des Chriſtenthums ſchienen, ſie doch mit ſcheuer Aengſtlichkeit an ihren alten Dämonenglauben ſich klammerten. Die holländiſchen Prediger ſprachen ſich in ihren Klagen über das Fehlſchlagen ihrer Miſſionsverſuche wiederholt darüber aus, daß die Eingebornen bei aller Neigung, den Irrthum des Buddhismus abzuſchwören, ſich durch kein Mittel bewegen laſſen, ihre Angſt vor den Geiſtern zu überwinden oder ſich der Unſitte zu entſchlagen, nach welcher ſie in allen Fällen ſich an den Firlefanz der Kapua's und die gräulichen Ceremonien der Teufelstänzer hielten. Die Wesleyaner, die Baptiſten und andere Miſſionare, die in ſpäterer Zeit ſich die abgelegenen Dörfer Ceylons zum Arbeitsfelde wählten, haben alle mit gleich ſchmerzlicher Ueberraſchung

wahrgenommen, daß bis heute noch die Dorfbewohner durch dieſen ſtarken Aberglauben mächtig feſtgehalten ſeyen und die Zaubermittel zum Schutz vor dem böſen Blick des Dämons an ſich tragen, bei jeder Gelegenheit die Kapua und Aſtrologen fragen, unter ihrer Leitung heirathen, ſie zur Geburt ihrer Kinder ins Haus laden und nicht ſelten Mutter und Kind den böſen Geiſtern beſonders weihen laſſen. Viele der Namenchriſten, die wegen Rückfalls ins Heidenthum von den Miſſionaren von der Gemeinde ausgeſchloſſen wurden, ließen ſich in Zeit von Krankheit und Schrecken zum Abfall verleiten, indem ſie vom Schrecken betäubt und von den Bitten ihrer Umgebung gedrungen endlich die Berufung des Teufelstänzers zugaben und ihn ſeine Sachen machen ließen. In geſunden Tagen ſind ſie ſtark genug, den Unſinn zurückzuweiſen; aber wenn Leib und Seele von Krankheit niedergedrückt ſind, werden ſie von den Jugendeindrücken überwältigt und kehren hülflos zu dem ſonſt verachteten Aberglauben zurück. Einen kräftigern Beweis für den Miſſionar von der Macht des Chriſtenthums gibt es nicht, als wenn die Leute in ſolcher Lage voll Angſt und Furcht, und von den Ihrigen mit Bitten beſtürmt, doch feſt an ihrem Glauben hielten und die Hülfe der Kattiada zurückwieſen.

Anhang.

1. Der heilige Buddha-Zahn.

Die Delada oder der heilige Zahn iſt die koſtbarſte religiöſe Reliquie des Morgenlandes. Lange vor der chriſtlichen Zeitrechnung wurde er in dem buddhiſtiſchen Dſchaggernath-Tempel in Oriſſa verehrt. Erſt im vierten chriſtlichen Jahrhundert kam er nach Ceylon, und die heiligen Bücher erzählen aufs Genaueſte ſeine Schickſale. Jetzt ruht er in Kandy, und von ferne her, aus allen Theilen Indiens, aus

Burmah und Siam wird zu ihm gepilgert. Einige Zweifel an der Aechtheit und die Meinung, die Reliquie ſelbſt ſey von den Portugieſen vernichtet worden, beachtet man nicht. Gewiß iſt, daß die Delada ein Stück eines farbigen Elfenbeins iſt, und kein Fürſtenzahn. Sie iſt zwei Zoll lang und ähnelt ſehr dem Hauer eines Wildſchweins. In einem hübſchen Tempel, der an dem Königspalaſt von Kandy ſteht, wird ſie ſorgſam gehütet, nicht blos wegen ihrer Heiligkeit, ſondern auch um der Edelſteine willen, die das Gemach ſchmücken. Das Gemach iſt mit Goldſtoffen, den Weihgeſchenken der Indochineſen, behangen; ein Tiſch von gediegenem Silber in ſchöner getriebener Arbeit trägt die heiligen Gefäſſe, in deren innerſtem der Zahn in einem goldenen Kokosblatte ruht. Der äußere Reliquienſchrein oder Dagoba, der die Gefäſſe deckt, wie ein Obelisk auf einem Kuppeldome ruhend, iſt mit goldenen Ketten behangen, worin die reichſten der ceyloniſchen Juwelen ſtrahlen, nämlich Saphyre und Smaragde von ungewöhnlicher Größe, Katzenaugen, die man dort Brillanten gleich ſchätzt, Rubinen, Amethyſte und Perlen. Das Gemach wird nur in Gegenwart des Dewa Nilleme, eines der höchſten Kandy-Fürſten, geöffnet, der mit dem Oberprieſter ſich in die Huth des Heiligthums theilt, und einer der Schlüſſel iſt in den Händen des höchſten dortigen Regierungsbeamten, des Agenten für Kandy. Wer den Zahn als Palladium beſitzt, iſt Herr von Kandy. In Badakh verehrte man im fünften Jahrhundert auch einen Buddhazahn nebſt einem Gefäſſe, worein der Heilige geſpuckt hat. Auch bei Ghasna in Afghaniſtan wurde ein Buddhazahn verwahrt, während in einem nahen Kloſter die Mönche ſeine abgeſchnittenen Haare und Nägel zeigten. Am merkwürdigſten aber war ſein Schatten, den man zu Nakia zeigte, von dem der buddhiſtiſche Reiſende, der ihn ſah, ſelbſt eingeſteht, daß er ſich deſſen Aufbewahrung nicht denken könne.

2. Wie die Buddhisten über das Bekenntniß zweier Religionen mit sich ins Reine kommen.

Missionar Gogerly sagt hierüber: „Die christliche „Moral scheint den Buddhisten mit ihrer eigenen zusammen „zu fallen, weshalb sie ohne Heuchelei beide Religionen „glauben bekennen zu dürfen. Die Lehre von der Versöh„nung Christi durch seinen Tod steht nicht im Widerspruch „mit ihren gewohnten Anschauungen, denn ihre Bücher sa„gen: wenn alles Blut, das Buddha in all seinen Wan„derungen zum Besten der fühlenden Wesen vergossen habe, „zusammengesammelt würde, es würde mehr seyn als der „Ocean. Bis das Christenthum eine angreifende Stellung „einnahm, betrachteten es selbst die Häupter des Buddhis„mus mit Achtung und seinen Stifter mit Ehrfurcht. Ein „Buddhistenpriester in Matura sagte vor etwa 15 Jahren „in einer Streitschrift, Christus sey wahrscheinlich in seinem „frühern Daseyn ein Gott gewesen, der in einem der sechs „Himmel wohnte, wie Buddha, und der blos aus Men„schenliebe als Mensch geboren wurde, um die Wahrheit zu „offenbaren, so weit Er sie erkannte; Er sey deshalb der „Ehrfurcht würdig. Wenn daher nur der höhere Rang „Buddha's und seines Glaubens zugestanden wurde, so „schien es den Buddhisten ganz zulässig, beide Religionen „zu haben, den Buddhismus als Gipfel der Tugend und „Weisheit, das Christenthum als Annäherungen dazu, wie„wohl mit manchem Irrthum."

Kürzlich wurde mir erzählt: „Ein singhalesischer Häupt„ling kam vor einiger Zeit zum Vorsteher eines Regierungs„Seminars in Colombo, um seinen Sohn in die Anstalt „aufnehmen zu lassen, und hatte gar keinen Anstand, daß „derselbe am Lesen der heil. Schrift, an Gottesdienst und „Andachten Theil nehme. Er versicherte, Christenthum und „Buddhismus gleich hoch zu schätzen. „Aber," sagte der „Vorsteher, „wie können Sie mit Ihrer Bildung und Ein„sicht so zwischen zwei Ansichten stehen bleiben und sich dem „Widerspruch hingeben, zwei sich bestreitende Religionen zu

„bekennen?“ — „Sehen Sie,“ antwortete der kluge Häupt-
„ling, und legte seine Hand auf den Arm des Europäers,
„indem er zugleich nach einem Boote hinsah, das einen
„langen Balken als Laufbaum hatte, und in dem eben ein
„Fischer in die See stoßen wollte, „sehen Sie die Bauart
„dieser Boote, worin unsere Fischer auslaufen, und daß jene
„Stange fast für einen zweiten Kahn gilt, der den ersten
„am Umschlagen hindert? So ist's gerade mit mir. Ich
„nehme Ihre Religion dazu, um die meinige im Gange zu
„halten, denn das Christenthum scheint mir ein vortrefflicher
„Laufbaum für den Buddhismus zu seyn.“

3. Buddhistenlehre von der Seelenwanderung und dem Nirwana.

Die meisten Buddhisten in Ceylon sind hierin nicht rechtgläubig, weil sie meinen, dieselbe Seele wandere in verschiedene Leiber. Dies ist aber nicht Buddha's Lehre, was die gelehrteren Priester wohl wissen; aber sie wagen nicht den Irrthum zurecht zu weisen, weil der Gegenstand zu hoch für die Ungelehrten sey. Er lehrt eine Reihe von Existenzen, was er mit Baum und Lampe anschaulich macht. Der Baum trägt Frucht, aus dieser geht ein anderer Baum hervor und so geht es fort. Der letzte Baum ist nicht der erste, aber er kommt vom ersten und wäre nicht ohne ihn. Der Mensch ist der Baum, seine Frucht ist der Wandel, die belebende Kraft der Frucht ist das Verlangen. So lange dieses dauert, geht die Existenzenreihe fort: das gute oder böse Thun gibt der Frucht ihre Beschaffenheit, und wie diese ist, so wird der neue Baum, das neue Leben werden, glücklich oder elend. Der jetzige Leib, die jetzige Seele des Menschen haben nicht schon einmal existirt, sondern eine frühere Persönlichkeit hat, durch das Verlangen getrieben, gut oder schlecht gehandelt, und daraus geht nach dem Tode jener Person ein neuer Leib und eine neue Seele hervor. — Eine Lampe wird an der andern angezündet; sie sind verschieden, aber die zweite würde ohne die erste nicht brennen.

Daraus erklärt sich das Nirwana. Es ist nicht die Vernichtung eines seyenden Wesens, sondern das Aufhören seines Seyns. Es ist nicht Verschlungenwerden in ein höheres Wesen, wie die Bramanen lehren; auch nicht Rückzug in einen Ruheort, frei von weiteren Wanderungen; auch nicht eine gewaltsame Zerstörung eines Wesens, sondern völliges, gänzliches Aufhören der Existenz. (So Gogerly.)

Man hat gefragt, ob „Vernichtung" oder was sonst, abgesehen von absoluter Vernichtung, unter der Seligkeit der vollkommenen Heiligen zu verstehen sey. Die Buddhisten und Dschenas nennen es Nirwana (völlige Ruhe). Es heißt eigentlich: „ausgelöscht", wie bei einem Feuer, von der Verneinungssylbe Nir und Wa (Blasen), wie es vom Winde gebraucht wird (Nichthauch). Es ist die völlige Empfindungslosigkeit. Das ist die höchste Zeit, die Seligkeit des Buddhisten, des Dschena und des indischen Wedantisten. (So Colebrooke.)

4. Die Weltlehre des Buddhismus.

Das Sakwala oder Weltsystem ist ein ungeheurer Kreis, dessen Umfangslinie in einem Felsengürtel besteht, der 82,000 Jodun (ein Jodun hat 16 singhalesische Meilen) oder 984,000 Stunden hoch über das Meer aufragt. Dieser Gürtel mißt 37,324,200 Stunden.

Im Mittelpuncte liegt Maha Meru (der Götterberg), von dem 840,168 Stunden Höhe unter dem Meere liegen, eben so viel über dem Meere, und der eben so lang und breit ist. Halb so hoch und groß ist Jugandhara; überhaupt umgeben sieben concentrische Felsen, von denen jeder halb so hoch ist als sein Vorgänger, den Meru. Sie sind von einander durch Meere getrennt und nur von Göttern und Dämonen bewohnt.

Zwischen dem siebenten und letzten Felsenkreis und dem äußersten Weltgürtel befinden sich vier Festländer, worunter das südliche, Jambudwipa, von uns bewohnt wird.

Es gibt ſechs Himmel: der Sternhimmel iſt ſo hoch über der Erde, als der Jugandhara hinanragt; einer ruht auf der Spitze des Meru, und vier ſind noch höher, zu denen man auf Stufen hinanſteigt. Ueber dieſen Himmeln allen erheben ſich die ſechszehn Bramawelten, eine über der andern; dann vier Arupawelten. Unter der Erde, dem Meere und dem Maha Meru ſind die Wohnungen der Apura oder Titanen (Weltrieſen), die der Naga und die Höllen. Unter der feſten Erde befindet ſich ein Ocean, der über fünf Millionen Stunden tief iſt, und unter dieſem eine Atmoſphäre, noch einmal ſo tief.

5. Buddhiſtenlehre von Schickſal und Nothwendigkeit.

Der Stoff und die daraus geſtalteten Weſen ſind ewig, gehen aber durch eine unendliche Reihe von Zerſtörungen und Wiederherſtellungen. Die Weſen theilen ſich in vier Claſſen; die erſte: die empfindenden Weſen bis hinauf zum höchſten Geiſte; die zweite: die Elemente, Pflanzen u. ſ. w.; die dritte: Erde, Waſſer, Luft, Berge u. ſ. w., auf welche die Jahreszeiten wirken; die vierte: das Urſachloſe, nämlich der unendliche Raum und das Nirwana. Alle unorganiſchen Subſtanzen, die Welt, die Erde, der Luftkreis ſind der Auflöſung am Ende einer Weltzeit (Kalpa) unterworfen, und erzeugen ſich nur rein durch ihre inwohnende, unveräußerliche, ewige Zeugungskraft. Um einem einmaligen Anfang dieſes Proceſſes zu entgehen, ſtellt man ihn als Ring oder Rad dar, die weder Anfang noch Ende haben. Eben ſo verhält es ſich mit dem ſtetigen Abſterben und Wiedererſtehen der Pflanzenwelt. In den empfindenden Weſen iſt der Stoff ewig, die Empfindung endlich, im Nirwana geht ſie unter. Von einem Schöpfer, einer Schöpfung aus Nichts weiß der Buddhismus nichts, er verwirft ſie, er weiß blos von dem „Verlangen“, aus dem jede Exiſtenz hervorgeht. Das Nichtwiſſen der Wahrheit, aus dem ein ‚Verlangen“ nach Gegenſtänden entſteht, bringt ſo die See-

lenwanderung hervor, bis die höchſte Erkenntniß erreicht iſt und das Nirwana eintritt. So lange noch irgend ein Grad von Nichtwiſſen der vollkommenen Buddhalehre beſteht, kommt es zu unvermeidlichen Handlungen, die gut oder ſchlecht ſind und Seligkeit oder Unſeligkeit bringen. Beim Tode erwacht ein neues Bewußtſeyn, wie man eine neue Lampe anzündet. Der Anzünder iſt der ſittliche Gehalt des bisherigen Lebens, der nun den folgenden Zuſtand beſtimmt. Alles iſt hier von unausweichlicher Nothwendigkeit aus moraliſchen Urſachen beherrſcht, aber kein fremder Wille wirkt darin. Ob man in eine der Höllen kommt oder wieder geboren wird als Inſect, als Menſch, als Held, das iſt durch das vorherige Leben ſo unabänderlich beſtimmt, wie die Pflanze durch den Samen.

Sechster Abſchnitt.

Sittlicher und geſellſchaftlicher Zuſtand der Singhaleſen. — Fortſchritte des Chriſtenthums. — Die Baptiſten-Miſſion. — Die Wesleyaner. — Die engliſch-kirchliche Miſſion. — Ergebniſſe. — Ausſichten in die Zukunft.

Es muß dem Leſer klar ſeyn, daß der chriſtliche Miſſionar bei den Singhaleſen am Buddhismus einen ganz andern Gegner vor ſich hat, als am Bramanismus bei den Tameln im Norden der Inſel. Er muß dem gemäß verfahren, weshalb die Miſſion im Süden ſich ſehr von der im Norden unterſcheidet.

Der Unterſchied tritt hauptſächlich in der Anwendung der Predigt oder Schulbildung als überwiegendes Mittel hervor. Wir haben geſehen, warum gegen die bramaniſche Natur- und Weltanſchauung vorzüglich durch letztere gewirkt werden muß. Der Buddhismus, der mehr auf Metaphyſik ruht, verlangt bei aller Forderung, die auch hier die Schule darbietet, in viel höherem Grade die Verhandlung durch Gegengründe und unmittelbare Angriffe. Hier

gilt es, in den zerſtreuten Dörfern umher zu predigen und die Schriften, welche den Trug des Götzenthums aufdecken und die Grundwahrheiten des Chriſtenthums darſtellen, ſo weit als möglich zu verbreiten.

Dabei ſtößt der Prediger auf ſtumpfe Gleichgültigkeit gegen jede Religion, wie ſie das ſchwache ſittliche Gefühl des Eingebornen mit ſich bringt, als auf den gefährlichſten Feind. Selbſt die höheren Anſätze der eigenen Religion kennt er gar nicht, und von den Prieſtern ſind nur wenige ſo tief in die eigenen heiligen Bücher eingedrungen, um denen wahre Hülfe zu leiſten, die ganz auf ihre Leitung gewieſen ſind. Sie wiſſen über einige todte Formeln hinaus nicht mehr als diejenigen, welche ſie lehren ſollen. In den Händen dieſer ungebildeten Menſchen haben ſich die unendlichen Weisheitsſchätze, die in jenen Büchern liegen ſollen, als eben ſo kraftlos gezeigt „zur Strafe und Beſſerung", wie ſie in der That ungenügend ſind „zur Züchtigung in „der Gerechtigkeit."

Freilich liegt ein Gefühl für Gutes und Böſes in jedem Menſchen, und ſelten wird es ganz erſtorben ſeyn; aber nirgends findet man es in höherem Grade verkehrt, erſtarrt und wirkungslos, als bei dem ungebildeten Singhaleſen. Von böſem Gewiſſen weiß er kaum; denn dazu iſt es noch gar nicht hinreichend geweckt, und ſelbſt wenn es gelingt es anzuregen, gibt es der Wahrheit nur einen dumpfen Wiederhall. Von Scham und Zerknirſchung merkt man nur ſelten etwas; nur die Sinne ſind rege, die Seele ſchweigt; das Geiſtige und Ferne hat für ihn keine Triebkraft; Tugend und Laſter ſind Ausdrücke, denen nur das Intereſſe und die Leidenſchaft des Augenblicks einen Inhalt gibt.

In ſeinem ſittlichen Charakter ſpiegelt ſich durchaus der Mangel an ſittlichem Gefühl. Fremden erſcheint der Singhaleſe meiſt höflich und ſanft; er hat den Schein der Theilnahme, Menſchenliebe und Dankbarkeit in ſeinem äußeren Weſen. Aber wer in die abgelegenen Dörfer gedrungen iſt und ſich in ſein Gemeinſchaftsweſen eingelebt hat, dem tritt

ein viel unschöneres Bild entgegen. Eifersucht, Verläumdung, Zank und Rachgier herrschen in einem Grade, den er nicht erwartet hätte. „Jede Haushaltung hat ihren in„nern Zwist, jeder Kreis seine unverholenen Fehden und „Feindschaften. Die Weiber besonders sind Erzzänkerinnen, „und fallen mit lautem Spott, heftigem, giftigem und „schmutzigem Schimpfen wüthend über einander her. Sie „haben nur wenige ekelhafte Laster oder thierische Unarten; „aber in einem singhalesischen Dorfe ist Sittenlosigkeit so „allgemein, daß sie Niemand mehr tadelt, und der Haß so „ungezähmt, daß Morde nicht selten sind." So sagt der Baptistenmissionar Davies.

Lüge, dieser sichere Anzeiger innerer Verkommenheit, herrscht durchgängig. Auch vor den Gerichten geht, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Richter, der Meineid auf beiden Seiten so im Schwange, daß der Richter viel eher aus den Umständen die Wahrheit errathen, als sie aus den Zeugenaussagen entnehmen wird. Die Schwierigkeit der Rechtsanwälte für die Krone oder für Privatleute ist immer nur die Wegräumung der Hindernisse gegen die Gerechtigkeit, welche die Neigung ihrer eigenen Zeugen, die Wahrheit durch Erfindungen zu bestätigen, in den Weg wirft.

Der Diebstahl, diese thätige Lüge, ist gleichfalls alltäglich; Betrug in jeglicher Gestalt, Fälschung und Hintergehung, Bestechung und Ehrenschändung ist so sehr die Gewohnheit des ungebildeten Volkes, daß das Gefühl des Zutrauens völlig unbekannt ist, und in den vertrautesten häuslichen Verhältnissen bietet das Band der Bruderschaft oder Freundschaft, das zwischen Eltern und Kind, durchaus nicht die mindeste Bürgschaft für redliche Gesinnung der Parteien gegen einander dar.

Das Wort des Epimonides gegen die Kreter („sie sind „stets Lügner" Tit. 1, 12.) läßt sich vollkommen auf die niedere Volksclasse in Ceylon anwenden. Diese empörende Neigung zur Unwahrheit läßt sich aber mehr oder weniger auf eine politische Quelle zurückführen, und bietet in verschiedener Hinsicht eigenthümliche Modificationen dar. Es

gibt nämlich Fälle, wo die Entdeckung der Unwahrheit den Lügner dem Tadel preis gibt; aber auch andere, und zwar ſehr viele, in denen die Lüge, wo nicht als lobenswerth, doch als gänzlich tadelfrei gilt. Während ihre Allgemeinheit der ruhigen Duldung zuzuſchreiben iſt, unter der ſie wuchert und ſich ausbreitet, hängt ſie theilweiſe in ihrem Urſprung an den nationalen Verhältniſſen, an dem Deſpotismus, worunter ſie von Uralters her unter ihren Herren geſeufzt haben, und ſelbſt — ich bedaure es ſagen zu müſſen — an ihrer bürgerlichen Stellung unter den chriſtlichen Gebietern. Die Unterwerfung unter die abſolute Feudalherrſchaft ihrer Ober- und Unterhäuptlinge, die Mittel, durch welche man die Regierungseinkünfte erhöhte, die eiferſüchtigen Monopole und willkürlichen Steuerlaſten auf dem Landesertrag, haben die Singhaleſen zu liſtigen Schlichen getrieben, um ſich zu ſchützen, und eine Lüge zum Nutzen Aller ſogar zu einer ritterlichen That in den Augen der Meiſten geſtempelt. Täuſchung eines Vorgeſetzten, glücklicher Betrug, den man der Regierung oder ihren Beamten ſpielt, iſt nicht eine Niederträchtigkeit, ſondern eine pflichtmäßige Handlung. Lug und Trug gegen einander läßt man ſo hingehen; aber wer der Obrigkeit gegen den Vortheil ſeines Dorfes die Wahrheit ſagen würde, der wäre der Verachtung ſeiner Volksgenoſſen gewiß.

Unter ihnen, in ihren geheimen Beziehungen, beſteht ein großer Grad von Wahrhaftigkeit, ohne den ihr ganzes Geſellſchaftsleben auseinander fallen müßte, und außerdem bedürfen ſie deſſelben in ihrer gemeinſamen Sache gegen ihre Gebieter. — Ein eingeborner Herr von Rang aus Kandy, ein Banda oder Edelmann aus einem Häuptlingsgeſchlechte, wurde kürzlich des Eidbruches ſchuldig befunden in einer Sache, wobei er blos einem Andern, der zufällig ſein Freund war, zu helfen geſucht hatte. Er wurde zur üblichen Geld- und Gefängnißſtrafe verurtheilt. Jene wollte er gern zahlen, aber um Befreiung von dieſer kam er bei der Regierung ein, weil er doch ſo ein Geringes verſchuldet habe, indem Lüge und Betrug die wohl bekannten Charakterzüge ſeines

Volkes ſeyen, die bei ihm gar nicht als Verbrechen gelten. — Der ſchwache Keim von Ehrlichkeit, der im gegenſeitigen Verkehr der Eingebornen wahrzunehmen iſt, entwickelt ſich oft ſo weit, daß Lüge bis zu einem gewiſſen Grad tadelnswerth erſcheint, und dann von der Gemeinſchaft eine gewiſſe Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit ausgeht, wenn auch das Ehrgefühl des Einzelnen gar ſchwach ſeyn mag. Die Erfahrung hat gelehrt, daß derſelbe Mann, der den Fremden ohne Schranke belügt, wenn er nicht in ſeinem Dorfe iſt, der ſich ohne Scrupel und Leidenſchaft vor Gericht von Meineid zu Meineid verſteigt, doch vor ſeinem Dorfnachbar zurückſchrickt, deſſen Anweſenheit ihm einen Wahrheitsfunken entlockt, nachdem die Macht der Obrigkeit und der Schrecken der Strafe umſonſt ihn auszupreſſen geſucht haben. Doch ſind auch dieſe Fälle nur ſeltene Ausnahmen; Lüge bleibt die allgemeine Regel. Ihre Häufigkeit tödtet im Innern alles ſittliche Gefühl, ihre Käuflichkeit jedes Ehrgefühl nach Außen, und in dieſem Zuſtande liegt die tiefſte Verſunkenheit des Volkes, das ſchwerſte Hinderniß gegen den Sieg des Evangeliums.

Dieſem Feinde tritt ein anderer, nicht minder furchtbarer, zur Seite: die Stumpfheit und Starrheit des Geiſtes, wie ſie die Frucht Jahrhunderte langer Vernachläſſigung iſt, und, durch phyſiſche und geſellſchaftliche Urſachen verſtärkt, jegliche Anſtrengung von Leib und Seele faſt zur Unmöglichkeit macht.

Die lethargiſche Trägheit der Singhaleſen übertrifft weit Alles, was ſich dieſer Art ſonſt bei den ſüdlichſten Aſiaten findet. Der Fleiß des Menſchen iſt immer die Ergänzung für die Freigebigkeit der Natur. Wo ſie Alles darbeut oder Alles verſagt, da verliert der Fleiß Antrieb und Lohn und der Menſch verſinkt in Ueppigkeit oder Verzweiflung. Aber in der reichen Mitte, wo die Erde ihre Gaben liefert oder zurückhält, wie man ſie ſucht und herausarbeitet, da bringen die Menſchen unter dem Doppeleinfluß der Noth und der Hoffnung die geiſtigen und leiblichen Kräfte zur Reife, von welchen Erfindung und Thatkraft

herrührt, die aber unentwickelt im Schlummer liegen, wenn üppige Verſchwendung oder hoffnungsloſe Unfruchtbarkeit der Natur die Triebkraft oder den Lohn entziehen und die Arbeit überflüſſig oder vergeblich machen.

Die Eingebornen Ceylons befinden ſich in dem erſten dieſer beiden äußerſten Fälle. Für ſie hat die Natur ſo viel gethan, daß der Menſch in ſchlaftrunkener Behaglichkeit nichts weiter wünſcht und ſucht. Jedem Wunſche kommt das milde Klima und der reiche Boden entgegen. Keine Civiliſation hat künſtliche Bedürfniſſe geſchaffen, keine Uebervölkerung erſchwert die Befriedigung der von der Natur eingepflanzten, und der Menſch iſt da nur in den wenigen Fällen energiſch und fleißig, wo der Zufall ihn der Vortheile beraubt hat, die ihm Anſtrengung unnöthig erſcheinen laſſen. Unter der großen Volksmaſſe ſind die Regungen des Unternehmungsgeiſtes, Wetteifers und Ehrgeizes noch gar nicht erwacht, die ſonſt der Einſicht einen Stachel gaben und den Fortſchritt beſtimmten. Ihr Land zeigt keine Spuren der Kunſt, ihre Litteratur keine Thaten des Geiſtes, und ſo maſſenhaft und kleinlich die Meldungen ihrer Geſchichte von Alters her ſind, ſie erzählen doch faſt nichts als die Wechſel ihres National-Aberglaubens, und keine Heldenthaten als den plumpen Bau rieſiger Teiche und Kanäle für die Bewäſſerung der Reisfelder.

Selbſt die Thatkraft und der Erfindungsſinn, ohne die ſie nicht hätten erſonnen, und der kleine Verſtand, ohne die ſie nicht hätten ausgeführt werden können, iſt längſt aus Ceylon verſchwunden. Ja man war ſchon lange zu träge für die geringe Arbeit, die ihre Erhaltung gefordert hätte, und dieſe großartigen Ueberreſte, die noch immer den Reiſenden als Zeugen einer entſchwundenen Geſittung in Staunen verſetzen, haben weite, einſt von Menſchenleben wimmelnde und noch immer die Spuren früherer Fruchtbarkeit und früheren Anbaues tragende Gegenden in peſthauchende Sümpfe verwandelt.

Die ſeit langer ungewiſſer Zeit abnehmende Bevölkerung Ceylons hat dem zurückbleibenden Reſt die Befriedigung

seiner Bedürfnisse leicht gemacht. Nichts drängt die jetzige Bewohnerschaft zu Verbesserungen, und damit ist die Trägheit, der sich ihr Verstand längst gefügt hat, eine eingewurzelte, erbliche, kaum überwindbare Gewohnheit geworden. Niedrige Schliche in ihrem Geldinteresse, schlaue Windungen, um Schutz zu erlangen, scheinen die höchsten Schwünge zu seyn, deren ihr Geist noch fähig ist. Ihr Verstand, scharf und eindringend, so weit es ihren häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten gilt, scheint sogleich zusammenzusinken, wenn es sich um höhere Sachen und tiefere Ideen handelt. Ueber den engen Kreis hinaus, auf den sie gewohnt sind ihre Gedanken zu beschränken, sind sie unbegreiflich stumpf, und mit Ausnahme der Stadtbewohner, die durch die Reibung mit Europäern etwas geschärft sind, scheint es bei ihnen unmöglich, auch nur der einfachsten Wahrheit Eingang zu verschaffen.

Dieser Geisteszustand ist dem Christenthum höchst ungünstig. Es verkündet höchst erhabene Lehren, die auf den tiefsten Gedanken ruhen, und es fordert eine über das Vermögen des schlaffen Singhalesen gehende Geistesanstrengung, sie nur aufzunehmen, geschweige denn an die Stelle hergeerbter Wahnvorstellungen zu setzen. Bloße leidentliche Bildsamkeit, ohne Willensbewegung und Anstrengung, reicht hier nicht aus. Wer finden will, muß erst suchen wollen; sieht man, wie schwer und ungern der Singhalese sich nur zum Hören versteht, so muß es als ein rein Unmögliches erscheinen, das Nachdenken zu wecken, wodurch der gleichgültige Zuhörer zuletzt ein besonnener Erforscher und am Ende ein überzeugter Anhänger der neuen Religion werden kann.

Die Aufgabe und der Boden der Missionsarbeit im Osten in unsern Tagen ist in vielfacher Hinsicht, und besonders darin von denen der ersten christlichen Apostel sehr verschieden, daß die Letztern unter eine von längst erschöpftem Aberglauben bereits zum Fragen nach Wahrheit erwachte Völkermasse hineintraten. Die Weisheit und Sittenlehre Griechenlands hatten ihre Lichter auf das westliche Asien

geworfen und die rohe Mythologie der Römer und der ihnen zinspflichtigen Völker geſtört. Der lange ſtehende See des Menſchengeiſtes war endlich in Bewegung gerührt. Die Philoſophie hatte der Denkkraft eine edle Dehnung gebracht und eine energiſche Verachtung gegen den Unſinn der Heidenbräuche verbreitet. Die Satyre hatte ihre Spottpfeile im Volkswitz verſchoſſen, und die Beredtſamkeit den von der Wiſſenſchaft geleiteten Anſtoß zur Entlarvung des Irrthums und zum Suchen nach Wahrheit gegeben. Dann gab es damals neben dieſen großen ſocialen Erſcheinungen zwei mächtige Bundesgenoſſen für die Verbreitung des Chriſtenthums in der Zerſtreuung der Juden mit ihren heiligen Büchern und religiöſen Alterthümern über die ganze Weſtwelt, und in der Wanderung griechiſcher Litteratur und Sprache über das ſüdliche Römerreich, wo die Griechen vor ihrer endlichen Unterjochung ihre zahlreichen Colonieen von den Geſtaden des Helleſponts bis an die Gränzländer des Atlas gepflanzt hatten.

So weit der Zug der Apoſtel reichte, ging demnach auch die Vorbereitung für den Sieg ihrer Aufgabe. Dieſe Wegbahnung aber müſſen ihre ſchwächeren Nachfolger in Oſt-Aſien in unſerer Zeit überall langſam und mit Mühe erarbeiten, im Kampfe mit gewaltigeren Hinderniſſen und feindlicheren Einflüſſen als die Gefahren, welche den Pfad der Apoſtel umgaben, oder die eigentlichen Verfolgungen, die über ihre früheſten Schüler hereinbrachen. Statt des heißen theologiſchen Kampfes haben jene die Kälte völliger Gleichgültigkeit zu überwältigen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß man mit der Dialektik der Zweifelſucht leichter fertig wird, als mit dem Starrkrampf der kalten Unwiſſenheit.

Dieſen entmuthigenden Hinderniſſen treten die Miſſionare bei den Singhaleſen des Südens mit denſelben Mitteln, nur in anderer Ordnung und Zuſammenſtellung, entgegen, wie ſie von ihren Mitarbeitern unter den Hindus im Norden gehandhabt werden: — Schulbildung, Predigt und Druckerpreſſe. Mit der letztern wollte es bis

jetzt nicht gelingen. Ehe wir den Erfolg der beiden andern Mächte ſchildern, müſſen wir uns auf die im Volksleben liegenden Urſachen für ein anderes Verfahren einlaſſen.

Die Preſſe hat bis jetzt als Bekehrungsmittel in Ceylon aus nahe liegenden und leicht durchſchaubaren Urſachen nur wenig geleiſtet. Vor der Niederlaſſung der Baptiſten-Miſſionare in Serampore (Bengalen) hatte überhaupt der Bücherdruck für die Eingebornen Indiens in ihren zahlreichen Sprachen ſich nicht über die Herausgabe von Sprachlehren und unbedeutenden Elementarbüchern hinaus gewagt. In Ceylon führten die anglicaniſchen und die americaniſchen Miſſionare die Druckerpreſſe unter den Tameln in Jaffna ein. Die Wesleyaner brachten ſie unter den Singhaleſen in Anwendung, und erſt 1841 ſtellten die Baptiſten auch eine in Kandy auf, wo ſie, eine neue Erſcheinung, die Neugierde der Häuptlinge und des Volkes ſo anzog, daß Schaaren herbei ſtrömten, ſie im Gange zu ſehen. Aber die geiſtigen Erfolge ſind trotz alles Fleißes in Vervielfachung der Heiligen Schrift und ihr gemäßer Flugſchriften und Schulbücher gering geblieben.

Eine wichtige Aufgabe hat die Preſſe nur noch wenig beachtet: die Erſchaffung einer ſinghaleſiſchen Litteratur ſtatt der überladenen Legenden und abgeſchmackten auf Palmblätter (Olak) geſchriebenen Abhandlungen, wie ſie die Buddhiſtenprieſter ausgehen laſſen. Volksaberglaube war von jeher innigſt verwachſen mit der Volkslitteratur, ja ſie werden durch die Ueberlieferungen und Lehren des Erſtern allmählig und unmerklich Eins. So war es bei den Chaldäern und Aegyptern, den Griechen und Römern; ſo mit der Litteratur der Araber; ſpäter in Hinduſtan und Burmah, in China und Ceylon; und kein weſentlicherer Dienſt könnte dem Gange des Chriſtenthums auf dieſer Inſel geleiſtet werden, als die Hervorbringung eines Volksſchriftenthums, worin die chriſtlichen Ideen und Lehren dem Geſchmack und den Vorurtheilen der Singhaleſen faßbar gemacht würden.

Trotz der vielen örtlichen Hinderniſſe hat aber die Preſſe dennoch, auch durch ihre unvollkommenen Arbeiten, viel gethan, um für einſichtige Frömmigkeit Grund zu legen und ein Bollwerk gegen die Angriffe des Irrthums für die Zukunft aufzubauen. Allein die Schriften waren noch meiſt Ueberſetzungen aus europäiſchen Sprachen, und deshalb voll von Ideen, die den Gewohnheiten und der Denkweiſe der Singhaleſen ferne lagen, und deren Darſtellung und Form nicht vertraulich und faßlich zu ihnen redete. Kein Volk des Morgenlandes iſt kritiſcher hinſichtlich des Styles, und empfindlicher über der Wahl der Ausdrücke, als die Ceyloner, und die wohlklingende Zuſammenreihung der Sätze hat für ſie weit mehr Anziehungskraft, als irgend eine Trefflichkeit des Inhalts. Unglücklicher Weiſe hat es an dieſem Lockruf noch ziemlich gefehlt, und die Fremden, die ihre Sprache erlernten, um ſie zur Ueberſetzung zu verwenden, konnten ſich des beſondern Tons und der Anmuth der Schreibart noch nicht bemeiſtern, die allein ſie herbeiziehen würden.

In der Bibelüberſetzung der Anglicaner und in ihrem Kirchengebetbuch hat man ſich noch überdies eine Neuerung erlaubt, mit der ſich Ohr und Geſchmack des Singhaleſen noch lange nicht ganz verſöhnen werden. Ihre Sprache iſt ſo geſchmeidig und hat ſich ſo künſtlich drehen und biegen gelernt, um die verſchiedenſten Stellungen zwiſchen den Redenden und Angeredeten zu fügen, daß der Ceyloner mit feinſtem Takte nicht weniger als zehn oder zwölf Grade der Ehrerbietung oft nur durch die Wahl verſchiedener Fürwörter auszudrücken vermag, woraus ſich jedesmal der Rang deſſen ergibt, zu dem man redet. Das geht von einer an Verachtung gränzenden Vertraulichkeit Stufe auf Stufe bis zu einem Reſpect und einer Ehrfurcht, wie ſie eigentlich allein dem höchſten Weſen gebühren. In der anglicaniſchen Bibelüberſetzung, die zu Cotta erſchien, ſind alle dieſe feinen Unterſchiede überſehen. Es iſt das ehrende „Wokanſa“ weggelaſſen und die Gottheit ſtets mit dem vertraulichen „to“ (Du) angeſprochen. Dies hat den heftigſten Tadel der vor-

nehmeren Eingebornen und der Vielen hervorgerufen, die wie ſie, in der allgemeinen Verehrung des Ranges aufgewachſen ſind, welche der Buddhismus gewiſſermaßen als Erſatz an die Stelle des Kaſtenunterſchiedes geſtellt hat. Sie haben den Gebrauch von Beiwörtern für die Gottheit, die, an einen aus ihrer Mitte gerichtet, als Beleidigung aufgenommen würden, geradezu gottesläſterlich gefunden. Sie ſtanden kürzlich einmal Alle mit einander auf und verließen eine Kirche, wo man die anſtößige Ueberſetzung gebrauchte, und ſie erklärten, wenn man auf einer ſo unſchicklichen Neuerung beharren würde, in einer andern chriſtlichen Gemeinſchaft die Rückſicht auf ihre Gefühlsart ſuchen zu wollen, die in ihrer eigenen vermißt werde.

Man konnte bei dieſem Vorfall ſehen, wie feſt ſich, trotz der langen Gewohnheit an das chriſtliche Bekenntniß, bei den Vornehmeren noch Kaſten- und Ranggefühl eingeniſtet hält. Sie wendeten ſich an den Biſchof von Colombo mit einer Vorſtellung, worin ſie ſagen: „Wenn von unſerm „Gott und Heiland eine geradezu beleidigende und nach un„ſerer Anſicht herabwürdigende Sprache gebraucht wird, ſo „können wir unſeren Abſcheu blos dadurch bezeigen, daß „wir uns augenblicklich entfernen, um ſie nicht zu hören; „wir können nur mit tiefſtem Schmerze, ſtatt der Gefühle „der Andacht, die ganz entgegengeſetzten in uns wahrneh„men, wenn wir anhören müſſen, was uns geradezu Got„tesläſterung heißt.“

Sie verlangten das Recht, bis eine neue angemeſſene Ueberſetzung fertig ſey, in jeder Gemeinde diejenige zu gebrauchen, die ihrem Gefühl entſpreche. Als der Biſchof darauf nicht einging, erklärten ſie ihm, wiewohl in der anſtändigſten Weiſe, daß, wofern er es nicht bei dem Herkommen, wie er es angetroffen, belaſſe, — wofern nicht jeder Geiſtliche zum kirchlichen Gebrauch der von der Gemeinde gewünſchten Ueberſetzung ermächtigt und genöthigt werde, ſie ſich an die höheren ſtaatskirchlichen Behörden bis hinauf zur höchſten wenden, und erſt dann, wenn ſie kein Recht erhielten, mit Schmerz den Austritt aus der engliſchen

Kirche als das einzige Rettungsmittel ihrer Gewiſſen ergreifen würden.

Ein anderer Umſtand, der die Wirkung der Preſſe unvermeidlich aufhielt, war die natürliche Wirkung des bisherigen Büchermangels, daß der Eingeborne aus Mangel an Uebung und Fertigkeit viel zu langſam und mühſelig lieſt, und daher das Leſen ihm kein Genuß, ſondern eine Arbeit wird, um ſo mehr, als Inhalt und Form der bisher gedruckten Bücher ihn nur wenig anzieht. Manche, die ihre eigenen, mit dem Eiſengriffel auf Palmblätter geſchriebenen Bücher leicht wegleſen, werden auch verwirrt, wenn ſie dieſelben Buchſtaben auf Papier gedruckt ſehen, und es iſt ein ſeltſamer Charakterzug der niedern Volksclaſſe, daß ſie das Leſen für eine Art von Zauberei halten, vermittelſt welcher Gedanken durch das Ausſprechen der geheimnißvollen Zeichen des Buches aus der Ferne herbei gerufen werden.

Das Leſen iſt dem Singhaleſen langweilig, und ich fürchte, das gilt von den meiſten Aſiaten, ſogar den Chineſen. Selbſt die tüchtigſten Zöglinge der Miſſionsſchulen leſen ſelten aus eigenem Antrieb für ſich, und es iſt nicht zu verhehlen, daß der Geſchmack für dieſe geiſtige Beſchäftigung als Vergnügen oder Troſt dem Ceyloner noch ganz fremd iſt. Daß er auf dem indiſchen Feſtlande Wurzel gefaßt hat, kann man aus der Errichtung heidniſcher Druckereien ſchließen. Das wird in Ceylon erſt kommen, wenn es mehr Bücher und Schulen gibt.

Niemand, der mit eigenen Augen die Erfolge von Miſſionsarbeiten unter den uncivilisirten Völkern beobachten konnte, wird anſtehen zu bezeugen, daß die wirkſamſten Bekehrungsmittel, Schulbildung und Predigt, in wohl berechnetem, untrennbarem Zuſammenhange mit einander waren. Die Predigt iſt die uranfängliche und befohlene Verbreitungsweiſe des Evangeliums. Allein ſo deutlich auch die Worte ſind, in welchen ſie den Apoſteln aufgetragen wird, ſo müſſen doch die, welche ihrem Beiſpiel folgen, aber die Mittel nach den Zwecken einrichten wollen, die ganz verſchiedenen Umſtände erwägen, wie ſie das Arbeitsfeld der Apoſtel von

dem ihrigen unterscheiden. Dort war die Bahn bereitet, die Schularbeit überflüssig. Die Juden standen zwar in allgemeiner Bildung gegen die Griechen und Römer zurück; aber den Lehrern, welche unter ihnen mit der Verkündigung der neuen Heilsanstalt aufstanden, waren sie darin gleich. Der jetzige Missionar hingegen geht aus den erleuchtetsten Ländern in die finstersten. Diese Ueberlegenheit bringt eine Pflicht, eine von seiner Hauptaufgabe verschiedene, aber damit genau zusammenhängende Pflicht. Wo immer sein Hauptgeschäft gelungen ist, da kam mit dem Christenthum die Civilisation. Selbst wo sich die Zusammengehörigkeit beider weniger schlagend darlegte, ist der Proceß doch angefangen, wenn auch nur schwach. Die Gesittung bahnt nicht nur den Weg für die Aufnahme der Wahrheit, sondern sie legt den festen Grund, der so nöthig ist, soll das neue Gebäude Bestand haben. Wo die Schulen auch nicht eine einzige Heidenbekehrung bewirkt haben, da brachten sie doch die allgemeinere Einsicht, diesen sichern Vorläufer derselben, und deshalb sind sie unerläßlich. Die Einwendung gegen bloße weltliche Bildung mag in so weit gelten, als sie in einzelnen Fällen dazu dienen kann, die Leute im Bösen weiter zu bringen und ihren Scharfsinn für schlechte Streiche zu erhöhen. Aber in weiterem Kreise hat die Schulbildung diese Wirkung noch nie gehabt; sie hat nie die traurigen Zustände eines Volkes verschlimmert, nie die allgemeine Verschlechterung beschleunigt. Im Gegentheil, während Unwissenheit die lasterhafte Sitte verewigt und der Entartung Dauer gibt, führt tüchtige Bildung durch Weckung persönlicher Energie und Anreiz zur Veredlung in der Minderzahl zuletzt immer zur Aufklärung und Hebung ganzer Völker.

Treten wir den Interessen des Christenthums selbst näher, so muß gesagt werden, daß die Unwissenheit stets der ungünstigste Zustand für seine Annahme und der ärgste Gegner seiner Herrschaft ist. Wer es mit Einsicht ergriffen, mit Kraft entwickelt, bleibend begründet sehen will, der muß sich die wegbahnende Arbeit der Schulen gefallen las-

ſen. Nur durch praktiſche und wiſſenſchaftliche Schulbildung dürfen wir hoffen, allmählig die falſche Philoſophie zu untergraben, auf der der Buddhismus wie der Bramanismus ruht. Sie iſt in den Augen der Eingebornen ſo mit dieſen falſchen Religionen verwachſen, daß ſie erſt weg muß, ehe die chriſtliche Wahrheit findet, wo ihr Fuß ſtehen mag. Andererſeits kann, um den Sieg des Chriſtenthums zu beſtätigen und ſeine Herrſchaft über den Irrthum bleibend zu machen, die Schulbildung allein die Befähigung ſchaffen, auf ſeine Beweiſe einzugehen und die Leute, wie dort die Juden zu Beröa, zu lehren, daß ſie „forſchen, ob „ſich's alſo hielte."

Das Chriſtenthum begann ſeine Laufbahn in den gebildetſten Kreiſen, unter den geiſtig gefördertſten Völkern der damaligen Zeit. Es wollte „alle Völker lehren", und ſein Triumphzug war da am herrlichſten, wo ihm die höchſte Bildung ſchon voraus gegangen war. Seine erſten Gemeinden wurden in den hoch gebildeten Regionen Klein-Aſiens und Griechenlands gepflanzt. In den abgelegenern Bezirken und Dörfern war ſein Gang vergleichungsweiſe ſo langſam, daß vier Jahrhunderte nach der Geburt ſeines Stifters die letzte Zuflucht des Heidenthums bei den Dorfbauern oder paganis war.

Aber es ſind nicht allein die geſittetſten Völker die erſten, welche das Chriſtenthum annahmen; ſie halten es auch am längſten in ſeiner urſprünglichen Reinheit feſt. Weder die Geſchichte noch die neuere Erfahrung liefert ein Beiſpiel von langer Reinerhaltung des Chriſtenthums bei einem rohen Volke. Bei allen europäiſchen Nationen ſeit dem zweiten Jahrhundert nahm es die Farbe und Geſtalt des geſellſchaftlichen Zuſtandes an, in den es hineintrat; es erſcheint unbefleckt oder verunreinigt oder verderbt, je nach der Aufklärung, der Unwiſſenheit oder Verſunkenheit derer, die es zuerſt annahmen.

Zur Reformationszeit war der Fortſchritt des gereinigten Glaubens ganz gleichzeitig mit der Herſtellung der Wiſſenſchaften, und traf mit dem Fortgange der Gelehrſamkeit

zusammen. Dies war Luther's scharfem Auge nicht entgangen und gab ihm die hohe Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Verbreitung tüchtiger Erkenntniß.

In Ceylon und Indien besteht nach Allem, was die Europäer geleistet, die Missionare errungen haben, noch eine weite Kluft zwischen dem Glauben und dem gesellschaftlichen und geistigen Zustande der Heidenchristen, die nicht bleiben darf. Entweder sinkt das Christenthum entartet zu ihnen herab, wie sie sind, oder es hebt ihren Volkscharakter auf seine eigene Höhe empor. Jetzt wird es bei ihnen lediglich durch die Anwesenheit und Wachsamkeit der Fremden, die es gepflanzt, rein erhalten. Denken wir aber an eine Zeit, die wohl kommen wird, da die europäische Missionshülfe ausbleibt, da Indiens Eingeborne ganz auf ihre eigenen geistigen Mittel gewiesen werden, so wird die Frage zur Lebensfrage: Wem soll dann das Christenthum in Indien zur Beschützung und Ausbildung übergeben bleiben? soll es in den Händen eines Volkes seyn, das sittlich und geistig tiefer steht, als andere Asiaten standen, unter denen es welkte und verschwand? oder in denen eines Volkes, das zu der Höhe der europäischen Nationen herangebildet ist, die es seit 2000 Jahren gepflegt und mehr oder minder in der Reinheit behalten haben, in der es von seinem göttlichen Stifter und seinen Jüngern der Menschheit mitgetheilt wurde?

Ich habe schon mehr als ein Mal auf die besondern Eigenthümlichkeiten im Bau des Buddhismus und Bramanismus hingedeutet, die, während sie beide für die Vereinigung von Schulbildung und Predigt angreifbar sind, es nöthig gemacht haben, diese beiden mächtigen geistigen Angriffsmaschinen in verschiedenen Verhältnissen gegen den Einen und den Andern zu gebrauchen. Deutlicher gesagt handelt es sich darum, daß die Bramanenreligion auf einer genauen Naturwissenschaft und auf einer Masse falscher Philosophie und fabelhafter Geschichte ruhen will, die sich dann in alle ihre Glaubenslehren eingedrängt haben; daß hingegen der Buddhismus, der ähnliche Ansprüche macht, doch in langem Zeitlaufe nicht allein Neuerungen in sein

Natur- und Geſchichtsſyſtem eingelaſſen, ſondern, verliebt in ſeine metaphyſiſchen Spitzfindigkeiten, ſeiner Sittenlehre ein Uebergewicht gegeben hat, woran die Hindureligion nicht denkt, und das ihn für Vernunftgründe viel zugänglicher macht.

Ferner iſt unter den Buddhiſten, ſo gewohnt auch die Ausdrücke ihres wiſſenſchaftlich ſeyn wollenden Unſinnes den Ohren noch ſeyn mögen, ſo wenig Lernen und Forſchen, ſo gänzliche Unwiſſenheit und Unbekanntſchaft mit ihren eigenen Theorieen und Combinationen verbreitet, daß ſelbſt die beſte Nachweiſung ihrer Irrthümer in einzelnen Fragen die polypenartige Lebenszähigkeit in dem Reſte ihres Gewohnheitsglaubens nicht leicht zerſtören dürfte. Derſelbe Grad von Offenlegung der inneren Unwahrheit ihrer Grundlehren, der dem Glauben eines Hindu an ſeine Religion den Todesſtoß gäbe, wird ſchwerlich die Zuverſicht eines Buddhiſten erſchüttern, und darum haben die Miſſionare in Ceylon ſich mehr von der Wirkung der Predigt verſprochen, wenn ſie durch die Thätigkeit der Schule und des Seminars unterſtützt wird.

Aber *ohne* die Predigt waren die Erfolge bloßer Schulbildung in Indien, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden, nur äußerſt ärmlich hinſichtlich der Bekehrung zum Chriſtenthum. Sie hat ſehr viel gethan, um auf das Evangelium vorzubereiten: ſie hat Irrthumsgebäude erſchüttert, die Herrſchaft des Aberglaubens aufgehalten, allgemeinere Kenntniſſe über das Chriſtenthum verbreitet, verſtändigere Zuhörer für die Stimme der Wahrheit zugerichtet; aber als Bekehrungsmittel für ſich allein hat ſie ganz und gar nichts geleiſtet. Eine Menge der Hinduchriſten ſind in den Miſſionsſchulen heran gewachſen, aber ihre Bekehrung ging in faſt allen Fällen von beſondern Anregungen außerhalb der Schule aus.

In Jaffna hat die Schularbeit der americaniſchen Miſſionare faſt eine geſellſchaftliche Umwälzung hervorgebracht, und doch zählen ſie von 90,000 ehemaligen Schülern nur 600 Bekehrte. Von dieſen kann vielleicht die Hälfte ihre

Bekehrung blos von der Schule ableiten. Dagegen sind die Fälle gar nicht selten, daß die Schüler ihren Lehrern die saure Mühe damit vergalten, daß sie durch Zweifelsucht und entschiedenen Unglauben noch gefährlichere Feinde der Wahrheit wurden, als das Heidenthum selbst.

Der Prediger Howard Malcolm aus Boston in Nord-America, der im Jahre 1836 eine Untersuchungsreise bei den Missionen in Indien und Burmah, in Siam, Malaya und China machte, beschreibt zuerst, wie weit man mit christlicher Erziehung gegangen sey, und faßt dann den geringen Erfolg für eigentliche Bekehrung in den Worten zusammen: „Das Verhältniß der Bekehrungen zu diesem gro„ßen Heer von Schülern ist sehr klein. Herr Reichardt in „Calcutta, der lange im Dienste der englisch-kirchlichen Mis„sionsgesellschaft gearbeitet hat, versicherte mich, daß von „vielen Tausenden von Knaben, die durch die Schulen der „Gesellschaft gegangen, nur fünf oder sechs bekehrt seyen. „Zu Wepery, einer Vorstadt von Madras, wo die Gesell„schaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß hundert Jahre „lang die Schularbeit fortsetzte, zu Trankebar, wo seit 130 „Jahren christliche Schulen bestanden, war der Erfolg nicht „besser. In der ganzen Stadt Madras, wo Tausende von „Kindern die Missionsschulen besuchen, weiß man nur ein „halbes Dutzend Bekehrte zu nennen. Im englisch-chinesi„schen Collegium zu Malacca, das seit zwanzig Jahren „besteht, sind zwar zwanzig bis dreißig zum Christenthum „übergetreten, aber nur einige wenige wahrhaft bekehrt wor„den. In Ceylon, wo seit 26 Jahren Schulen, und zwar „mit mehr Rücksicht auf Religion, als sonst in Indien, be„standen, hat es vor 1830 wenige Bekehrungen gegeben, „und die seitdem vorgekommenen sind mehr Wirkung der „Predigt und anhaltender Besprechungen, als des Schul„unterrichts gewesen. Aus der schottischen Schule in Cal„cutta, die sechs Jahre lang immer 400 Schüler unter zwei „sich ihnen ganz widmenden Missionaren hatten, sind fünf „oder sechs Bekehrte hervorgegangen. Nicht mehr haben „die Baptistenschulen in Bengalen von den Tausenden in

„ihren Schulen gewonnen. Die zu Tſchittagong, in der „ſeit 16 Jahren ein Miſſionar regelmäßig ſelbſt unterrichtete, „und die immer 200 Kinder zählte, erfreut ſich nur zweier „Bekehrungen. In Arracan hat man gar keinen. Unter „allen bekehrten Birmanen, von welchen ich weiß, verdankt „nicht Einer ſein chriſtliches Leben der Schule. Bei den „Karenen ſind viele Schulkinder bekehrt worden; aber man „ging auch weit mehr darauf, denn auf bloßen Unterricht „aus. Wo man am längſten und ſtärkſten durch die Schule „gearbeitet hat, da haben allerdings viele Hindus das Hei„denthum verlaſſen, aber ohne das Chriſtenthum anzuneh„men. Sie ſind hochmüthige Ungläubige, ſchlimmer als die „Heiden, geworden. Viele von ihnen haben Aemter oder „Stellen in Handelshäuſern bekommen, und üben ſtarken „Einfluß zu Ungunſten aller Frömmigkeit.“

Der Schluß iſt unwiderſtehlich, daß der Schulmeiſter weder fähig noch dazu verpflichtet iſt, den Miſſionar zu erſetzen. Aber die Schulbildung hat auch die gebührende Werthſchätzung nicht verloren, weil ſie nicht zu Stande gebracht hat, was ihre Aufgabe gar nicht war. Als Bahnbereiter und Bundesgenoſſen können die Schulen nie zu hoch geachtet werden. Als unabhängige Macht werden ſie die Erwartung nur täuſchen. Die Predigt, als der eigentliche Schwerpunct der bekehrenden Thätigkeit, kann durch nichts Anderes erſetzt werden, auch nicht durch das Schulweſen. Wenn auch die Schulen allgemein wären und die Bücher ins Endloſe vermehrt würden, das lebendige Wort bliebe doch unentbehrlich, um die Aufmerkſamkeit zu wecken und die allgemeine Wahrheit in die raſtlos wechſelnden Verhältniſſe des Lebens dringen zu laſſen.

In dem Theil Aſiens, wo die Predigt zuerſt auftrat, wurde ſie nicht mit beſonderer Rückſicht auf den beſtehenden Zuſtand der Geſellſchaft geübt. Sie paßt für die Faſſungskraft der menſchlichen Natur in jedem Geſellſchaftszuſtande, in jeder Gegend der Erde, in jedem Wechſel der Zeiten, weil ſie auf das Weſen der Religion ſelbſt und auf die Natur des Menſchen gegründet iſt. Sie hat ſich von allen

Mitteln als das mächtigste erwiesen, um die Theilnahme eines ungebildeten, rohen Volkes zu wecken und sein Nachdenken zu leiten. Merkwürdig genug war die Predigt von jeher ein Hauptgeschäft der Priesterschaft Buddha's. Jeder Tempel hat eine Kanzel, um die sich die Hörer sammeln, denen da die heiligen Bücher ausgelegt werden. Eine Stelle wird im Pali vorgelesen, dann liest ein anderer Priester die singhalesische Erklärung dazu. Den Eingebornen gibt das Anhören nicht blos die erwünschte Bequemlichkeit, sich des Lesens zu überheben, sondern das Interesse, mit dem sie beiwohnen, hat sie mehr oder weniger auf das Anhören öffentlicher Mahnreden der Missionare in ihren Dörfern zubereitet. So klein auch der Erfolg dieser Arbeit war, so darf man doch kecklich sagen, daß von der Gesammtzahl der wahren Bekehrungen in Ceylon immer fünf durch die Predigt entstanden sind, bis Eine durch Schulen oder andere Mittel zu Stande kam.

Die Mission der Brüdergemeinde in Grönland ist ein schlagendes Beispiel von dem Mißlingen der Bekehrungsversuche durch bloßen Schulunterricht. Es war freilich nicht eigentlich Schulwesen, was sie dort einrichteten, aber sie wollten, und zwar unter den günstigsten Umständen und mit erstaunlicher Beharrlichkeit, durch den Verstand aufklärende Besprechungen wirken; aber nicht Einer der Eingebornen verließ seinen häßlichen Aberglauben. Nach Jahre langer vergeblicher Arbeit, weil die Grönländer von den absichtsvollen Unterredungen nichts wissen wollten, griffen sie zu der einfachen, deutlichen Predigt, und augenblicklich zeigte sich der Erfolg. Die nordischen Barbaren wurden sanfte und gelehrige Menschen. Redet man mit den Singhalesen von Sünde und Erlösung, von Zeit und Ewigkeit, so merken sie auf und sind viel zugänglicher, als wenn man mit ihnen über sittliche und häusliche Fragen des Alltagslebens redet.

Wenn aber von Predigt vor den Heiden die Rede ist, so wird freilich der Europäer einen ganz andern Begriff damit verbinden, als der Missionar in Ceylon. Die Mis-

ſionspredigt hat gar wenig mit der feierlichen Rede gemein, die man bei uns an die Gemeinde richtet. Die Zuhörer werden da ſtets mit Mühe bewogen, aus Neugier oder auf Zureden zu hören. Auch dann ſind es nicht leicht mehr als zehn, zwanzig Perſonen auf einmal, und auch dieſen iſt der Gegenſtand ſo neu, ja ſo unfaßlich, daß ſie nicht leicht horchen, noch weniger darüber nachdenken. Das Leben des Wald-Miſſionars in Ceylon iſt voll Verläugnung und Anſtrengung, Gefahr und Krankheit, Täuſchung und Abweiſung. Es kann kaum beſſer als mit den Worten eines der am meiſten apoſtoliſchen Lehrer Indiens, des verſtorbenen Baptiſten-Miſſionars Daniel, geſchildert werden, der am Ende einer langen und ſegensreichen Laufbahn die kleinen Weiler und Walddörfer zum Schauplatze ſeiner mühſeligen aber nicht unglücklichen Arbeit machte. Nachdem er in ergreifender Weiſe den Schmerz geſchildert hatte, ſich bei jedem Verſuche, Gehör bei den Bauern zu gewinnen, kalt abgewieſen zu ſehen, weil ſie nichts Erregendes, Ergötzliches, Erſtaunliches zu hören bekommen, — nachdem er die häufigen, höhniſchen Spottantworten genannt, mit denen die Bitte um Gehör erwiedert wird, ſpricht er folgendermaßen von ſeinem täglichen Leben und Treiben bei Durchwanderung dieſer Waldeinöden: „Ich betrete ein Dorf, gehe von Haus „zu Haus und ſetze mich irgendwo nieder, wenn ich einen „Stuhl dazu bekommen kann; wo nicht, ſo breite ich meine „Matte auf den Boden und ſuche in der einfachſten Sprache, „mit den am meiſten aus dem Leben gegriffenen Gleichniſſen „den Weg des Heils darzulegen. Oft, wenn ich ſie um „Aufmerkſamkeit bitte, ſagen die Singhaleſen: „Was zahlen „Sie uns dafür? wollen Sie uns Arrak geben, wenn wir „Ihnen zuhören?“ Sind ſie nicht ſo grob, ſo erſinnen ſie „einen Vorwand um wegzugehen, und ſchickt man ſie etwa, „um ihre Freunde herzuholen, ſo gehen ſie um nicht wieder „zu kommen. — Wir gehen zu einem andern Hauſe, und „nachdem wir ſo das Wort in einem Dorfe geredet, wan„dern wir ins nächſte. Wir finden oft nichts als Verach„tung, Widerſpruch und Hohn, und jeder Tag in der Woche,

„außer dem Samstag, der dem Studium gewidmet ist, wird „so zugebracht. O! daß ich von verhältnißmäßigem Erfolge „reden könnte! aber der ist uns jetzt noch versagt. Jedoch „wer in Thränen säet, hat die Verheißung einer Freuden„ernte, und wahrscheinlich streuen wir jetzt den Samen für „eine vielleicht späte, herrliche Erntezeit."

Der edle Mann, der dieses schrieb, gehörte zu der ersten Mission, die nach der brittischen Eroberung ihre Arbeit auf der Insel begann: der Baptisten-Mission, die im Frühjahr 1792 in England eine Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums stiftete, und deren Laufbahn auf dem ostindischen Festlande stets denkwürdig in den Jahrbüchern des Christenthums bleiben wird. Sie trug das Evangelium in viele Länder des Ostens, sie übersetzte die Bibel in fünf und vierzig Sprachen, sie druckte eine Million Bibeln und dreißig Millionen andere christliche Schriften zur Vertheilung unter die Götzendiener, sie hat jetzt 9000 Kinder in ihren Missionsschulen und zählt 38,000 Bekehrte als Mitglieder ihrer Kirche in verschiedenen Ländern der Erde. Ihren ersten Besuch in Indien machte sie 1793, und zwanzig Jahre später sandte sie ihren ersten Vertreter in der Person des Hrn. Chater nach Ceylon, dessen Andenken schon durch sein Bemühen erhalten werden wird, die singhalesische Sprache für Europäer durch eine Grammatik zugänglicher zu machen, neben welcher er noch für die Bibelübersetzung arbeitete, das Neue Testament ins Portugiesische übersetzte und sonst noch manche Schriften herausgab, Alles als Vorbereitung für einstige Bibelverbreitung im Lande.

Im Jahr 1814 folgten die Wesleyaner, 1816 die Americaner, 1818 die englisch-kirchlichen Missionare. In der Wahl der Arbeitskreise sahen sie alle darauf, so wenig als möglich die Arbeiten der andern zu stören, und sich mit der Bekanntmachung der großen Wahrheiten des Christenthums innerhalb ihrer Gränzlinien zu begnügen, ohne einen Blick des Neides oder schroffen Parteigeistes auf Andere zu werfen. Die Americaner wandten sich nach Jaffna und nahmen die Arbeit unter den Tamels auf. Die Baptisten

hatten bereits die Arbeit unter den Buddhiſten im Süden angefangen und ſchlugen ihr Hauptquartier zu Colombo auf, von wo ſie ſich allmählig über die nahen Dörfer ausdehnten und öſtlich bis nach Kandy und dem reichen Matelle-Thal vordrangen. Auch zu Matura im Süden haben ſie eine Station. Die Methodiſten nahmen die Seeküſte von Negombo ſüdwärts bis Matura ein. Die Geiſtlichen der engliſchen Kirche ließen ſich etwas mehr nach Juan in den Dörfern von Baddagamma, etliche Meilen nördlich von Galle und zu Cotta, der alten Hauptſtadt des Tieflandes, nieder. An beiden Orten machten die Letzteren die Schulbildung zur Hauptſache und beſonders gründeten ſie zu Cotta eine der für die Inſel wichtigſten Normalſchulen für Lehrerbildung und Erziehung von Predigtgehülfen.

Es iſt bereits auf die auffallende Thatſache hingewieſen worden, daß im Kreiſe der Buddhiſten jede Spur des Chriſtenthums bald nach dem Untergang der holländiſchen Herrſchaft verſchwunden war. Die Gegenwirkung war ſo ſtark, daß bei Ankunft der engliſchen Miſſionare die Leute im Anfange nicht zu bewegen waren ihnen zuzuhören, und daß nach dreijähriger entmuthigender Arbeit auch noch nicht Ein Singhaleſe auch nur Mißtrauen gegen das Götzenthum verrieth.

Ein Buddhiſtenprieſter, der durch die Baptiſten bekehrt wurde und den Namen Theophilus empfing, war der Erſte, der übertrat. Nach etlichen Jahren folgte ihm ein zweiter, der zu einem der Tempel in Kandy gehörte. Es waren dies Leute von ſcharfem Verſtand und verhältnißmäßiger Einſicht, und die Miſſionare haben es ſeitdem auf gemachte Erfahrung hin ausgeſprochen, daß, je mehr die Buddhiſten ihre eigene Religion genauer kennen, deſto mehr denken ſie über das Chriſtenthum nach, was dann für ſie allerdings mehr Hoffnung der Bekehrung gibt, als für ihre phlegmatiſchen, ſchlaffen Landsleute. Unter ihnen iſt auch der Einfluß der Preſſe thätig und die Verbreitung eines trefflichen Buches des Methodiſtenmiſſionars Gogerly: „Beweis für das Chriſtenthum für Buddhiſten“, hat viel

Gutes geſtiftet. Auch dies gibt Hoffnung für die Buddhiſten, und der große Maaßſtab der Verbreitung chriſtlicher Schriften auf der Inſel, deren Seitenzahl ſich im Jahr 1848 auf fünf Millionen belief, wovon 3,657,300 der Baptiſtenpreſſe zu Kandy angehören, ſpricht ſtark dafür.

Allein trotz dieſer ausgeſprochenen Neigung zum Nachdenken über das Chriſtenthum war der Fortſchritt der Baptiſten im Bekehrungswerke ein langſamer und fand nur in beſchränktem Kreiſe ſtatt. Nach zehnjähriger harter und banger Arbeit erfreuten ſie ſich nur dreier kleiner Dorfgemeinden und zählten acht Schulen mit 300 Schülern. Auch da ſtand die Eigenheit der Singhaleſen im Wege. Die Stadtnachbarn ſchlagen die Schulbildung hoch genug an, beſonders wenn ſie ſo viel engliſchen Unterricht mit umfaßt, als man bedarf, um etwa eine Anſtellung bei der Regierung zu erlangen. Aber auch dieſe nimmt man nicht ohne Bedenken aus chriſtlichen Händen an. Die Kaſte, obwohl von den heiligen Büchern verworfen und vom Volke ſelbſt, ſo oft man davon ſpricht, verabſcheut, beſteht doch in andrer Weiſe durch die unbedingte Verehrung gegen jeden angebornen oder erworbenen Rang. Jeder Diſtrict, jedes kleinſte Dorf hat ſeinen Häuptling, dem mehr Geburt als Vermögen dieſe Stelle gibt, und von ihm herab geht eine Stufenleiter der Verwandtſchaft und Verbindung, die auch den Grad des Einfluſſes beſtimmt. In den Dörfern iſt dieſe Gewohnheit ſo allgemein und das Bedürfniß, ſich in Claſſen zu theilen und zu irgend Jemandem als dem Höheren emporzublicken, ſo tief gewurzelt, daß es durch alle Stufenunterſchiede des Lebens und der Beſchäftigung durchgreift; ja in etlichen Dorfſchaften mußten die Miſſionare zwei Schulmeiſter anſtellen, auch wenn für Einen nicht genug zu thun war, weil alles Lehrergeſchick den Mangel an Rangeinfluß nicht erſetzen konnte, weshalb dem gewandten Lehrer ein anderer von Rang an die Seite geſtellt werden mußte. War in einem Dorf kein brauchbarer Lehrer zu gewinnen, ſo half es nicht, einen andern aus der Ferne zu holen. Er hatte hier keinen Einfluß und konnte keine Schüler herbeiziehen.

Ja die Macht der Kaſte wurde offen ausgeſprochen. Die Kinder eines Wellala (einer Adelsfamilie) durften um keinen Preis in die Schule eines Lehrers von geringerer Kaſte gehen. Das ſind Hinderniſſe, die heute noch in urſprünglicher Kraft fortdauern; und in den rein ſinghaleſiſchen Diſtricten in Matura iſt der Zwang der Kaſte ſo deſpotiſch, daß keine Fähigkeit des betreffenden Mannes hinreicht, um den Mangel des Ranges aufzuwiegen.

Herr Chater ſtarb nach langem nützlichem Wirken 1829. Ihm folgte der bereits genannte treffliche Mann, Herr Daniel. Auch damals war die Erbſchaft an Miſſionserfolg, die er antrat, gering genug, um ihn faſt verzweifeln zu laſſen. Kaum waren 400 Kinder im Unterrichte geweſen. Herrn Daniels erſter Verſuch war die Bekehrung der Mohren (Muhammedaner) in Colombo, für die er ein eigenes Handbuch des Chriſtenthums ſchrieb. „Aber von „Erfolg war nichts zu merken. Die vornehmen Muhamme„daner wieſen das Büchlein ſtolz von ſich, die Geringeren „warfen es mit Verachtung weg, und bis heute hat es in „Ceylon kaum entſchiedene Bekehrungen vom Islam zum „Chriſtenthum gegeben.“

Zehn Jahre wirkte der edle Mann mit der Predigt des Evangeliums und Errichtung von Schulen in den Dörfern um Colombo. Beſonders wurde weibliche Erziehung hier eben ſo wichtig gefunden, als bei den Tameln von Jaffna. Die Frauen der Singhaleſen ſtehen zwar anſcheinend eine kleine Stufe höher in der Geſellſchaft, als die der Hindus, aber groß iſt der Unterſchied nicht, obwohl ſie nicht ganz vom Verkehr ausgeſchloſſen ſind. Die Bauernfrauen haben gar keinen Unterricht empfangen, die der Reicheren kaum einen Vorgeſchmack davon in den geringſten Anfangsgründen. In ihren Häuſern abgeſchloſſen und ohne Gelegenheit über den engen Kreis der paar weiblichen Bewohner eines Singhaleſen-Dörfchens hinaus etwas zu ſehen, wiſſen ſie faſt nichts von der allgemein herrſchenden Glaubensunſicherheit. Sie klammern ſich daher zäh an die Buddha-
; ſie wenden der Prieſterſchaft jeglichen Schutz zu; ſie

besitzen fast Alle rohe Buddhabilder, die sie mit Andacht als Schutzgötter des Hauses anbeten. Ihre frühen Heirathen, der bloße Handel, durch den dieselben abgeschlossen und die Leichtigkeit, mit der sie wieder aufgelöst werden, ihre niedrige Stellung in der Familie des Gatten, wie in der der Eltern — Alles drückt sie selbst bei den Vornehmeren tief hinab. In den Dörfern und Weilern schleppt sich das Weib mit der Haus- und Feldarbeit fast allein; sie müssen auf den Markt laufen und das Wasser aus den Brunnen ziehen, sie das Brennholz sammeln, die Nahrung kochen und die Männer bedienen, wenn sie essen. Zwischen hinein müssen sie auf den Reisfeldern helfen, durch den Koth der gewässerten Aecker waten, den Reis, wenn er über das Wasser heraufwächst, jäten und in der Ernte das Gesammelte heimtragen. Der unermüdliche Missionar sah den Werth der Bildung für ein so vernachlässigtes Geschlecht, und nach drei Jahren war es ihm gelungen, in mehrern Dörfern Mädchenschulen zu errichten und eine höhere Schule für die Vornehmeren beim Fort von Colombo zu eröffnen, die durch seine eigene Frau besorgt wurde.

Der Rest der Lebensgeschichte gleicht ganz der so mancher hingebenden Männer, die dem Christenthum und ihrer Heimath im fernen Osten Ehre gemacht haben. Mitten in einer segensreichen Laufbahn sank die Gesundheit seiner Kinder. Eine Rückreise nach England wurde unerläßlich. Seine Gattin starb auf der Seereise und der vereinsamte alte Mann, als hätte ihn das Unglück nur kühner für neue Anstrengung gestählt, vertauschte bald nachher wieder die Gesittung der englischen Hauptstadt mit der Waldeinöde. Er brachte zwei Jahre in rastloser Wanderung von Dorf zu Dorf zu und durchzog die Küstenlande im Osten Colombos in heißer Arbeit. Er kehrte nach der Stadt zurück, nahm seine Schularbeiten wieder auf, predigte und ließ drucken und starb 1844 reich an Verehrung und an Jahren. Seine letzten Augenblicke waren durch die Liebe aller Redlichen auf der Insel und durch den Dank der Singhalesen für seine menschenfreundliche Arbeit erleichtert.

Zur Zeit ſeines Todes war der Erfolg ſeiner Arbeit und der der Mitverbundenen im Amte, daß in 44 Schulen ſeiner Miſſion 1000 Kinder lernten; aber nach mehr als dreißigjähriger Predigt waren nicht über 200 Eingeborne eigentlich übergetreten. Seitdem iſt das gute Werk, durch den Anſtoß ſeines eigenen Erfolges ermuthigt, weiter gegangen. Die Preſſe hat immerfort Ströme der Belehrung ausgehen laſſen; ein Seminar zu Bildung eingeborner Prediger iſt hinzugekommen und die Predigt des Evangeliums in jedes zugängliche Dorf gedrungen. Auch in die traurigen Schlupfwinkel wußte ſie den Weg zu finden, wo ſich die Ausſätzigen verbargen, um den Anblick ihrer Verſtümmelung den ſchaudernden Blicken der Leute zu entziehen, und in der ekelhaften Gemeinde der Gahalaya's, der erblichen Henker der Kandy-Könige, hat ſie Gehör und Wiederhall gewonnen. Es iſt dies ein ganzes Dorf am Mahawillaganga-Fluſſe, nahe bei Kandy, wo ſich dieſe Leute ſeit undenklicher Zeit angeſiedelt haben, weil ſie zu unrein ſind, um in den Gravet (Umkreis der Feſtung und ihrer Ländereien, ſinghal. Cadawetta, portugieſ. Garvetta, holländ. Gravitta) geduldet zu werden.

Daniel's Nachfolger waren Dawſon und Davies, der Letztere auch ſchon an der furchtbaren Seuche der Inſel, der Ruhr, hinweggeſtorben, ein edler, himmliſch geſinnter Mann. Die Miſſion ſchritt unter ihrer Leitung ſtetig fort. Jetzt umfaßt ſie 130 Dörfer, beſorgt von drei europäiſchen und elf eingebornen Miſſionaren; ſie zählt 35 Schulen mit 850 Schülern und 451 Abendmahlsgenoſſen. Sie ſind äußerſt vorſichtig mit der Taufe und Aufnahme: ſie warten, bis der Wandel ſicheres Zeugniß von der Aechtheit des Glaubens gegeben hat; daher ſind in ihren Gemeinden die Rückfälle ins Heidenthum ſelten geweſen, und leben die Meiſten ihres Bekenntniſſes würdig, oder ſind unbewegt im Glauben geſtorben. Den größeſten Schaden haben der Miſſion die bloßen Namenchriſten gethan, deren Leben ihr Bekenntniß verhöhnt, deren Thaten Andere abſchrecken, Chriſten zu werden. Unter denen, die von ihnen den Unterricht im

Evangelium und seinen Lehren und Geboten empfangen haben, stehen jetzt viele in Ehrenstellen und einträglichen Aemtern, oder in Privatgeschäften, und haben, obwohl sie selbst nicht mit offenem Uebertritt sich zu Christo bekannten, doch die Verehrung gegen dasselbe unter ihren Volksgenossen verbreiten geholfen, die sie selbst eben so sehr dem Beispiele als dem Unterrichte der Baptisten-Missionare verdankten.

Nach den Baptisten traten die wesleyanischen Methodisten auf Ceylon ein. Bei ihrer Ankunft (1814) wurden sie von den englischen Geistlichen, die als Caplane gedient hatten, herzlich begrüßt. Die Oberbehörde, in der Hoffnung, durch ihre Arbeit dem allgemeinen Abfall der Eingebornen begegnet zu sehen, besoldete sie als Lehrer und förderte ihre Zerstreuung im Lande, um an den Hauptorten der nördlichen und westlichen Provinzen Schulen zu errichten. Sie thaten es bei den Tameln von Jaffna, Trincomalli und Batticaloa, und bis zum Jahr 1819 hatten sie schon Schulen in allen größern Orten von Negombo bis Galle. — Zwanzig Jahre lang ging ihr Schulwesen in den Meerprovinzen fort, bis es 1834 an die Regierung überging. Sie ließen sich nicht auf höhere Anstalten ein, weil durch das Regierungs-Collegium in Colombo für die Erziehung der Häuptlings- und Adelssöhne gesorgt war, sondern warfen sich in den Dörfern mit ganzer Kraft auf christliche Elementarschulen.

Gegen Mädchenunterricht stießen auch sie auf die gewöhnlichen Einwürfe; aber sie wurden bald überwunden, und schon früh war es bei ihnen ein Hauptplan, den sie durchführten, auf die Singhalesen durch ihre eigene Muttersprache bildend einzuwirken. Es wurde eine Regel der Beurtheilung ihres Erfolges, ob blos Schulkinder und Männer zu ihren Predigten kamen. „Sobald," sagen sie, „die „Frauen einmal mit Interesse Theil nehmen, haben wir gute „Hoffnung; sind sie einmal die Hälfte oder gar mehr unserer Zuhörerschaft, dann glauben wir unsere Sache so gut „als gewonnen."

Der Unterricht in der Landessprache war bis zu ihrer Ankunft ausschließlich in den Händen der Buddhistenpriester gewesen. Sie lehrten in jedem Tempel (Pansela) auf Ola's (Palmblätter) schreiben und die Legendengeschichten ihrer Religion lesen. Das war aber eine äußerst armselige Schulmeisterei. Denn sie selber stand nur gar wenig über ihren Schülern. Sie haben keine wissenschaftliche Bildung erhalten; sie wissen von Geschichte nichts, als was an der Religion hängt; ihre Heilkunde ist blos aus den alten Sanskritbüchern geholt; ihre Sternkunde, zur träumerischen Astrologie herabgesunken, wird von den Priestern und, sonderbar genug, neben ihnen von den Tamtam-Schlägern (Borrawajo), einer der niedersten und verachtetsten Kasten auf der Insel, getrieben.

Im Jahr 1817 fingen die Wesleyaner mit dem Unterricht in der Landessprache an, in der Hoffnung, die Buddhistenpriester aus diesem Geschäft zu verdrängen. Es ging auch so gut, daß sie noch vor Ende des Jahres über 1000 Schüler zählten, zwölf Monate später diese zu 4000 angewachsen sahen, und seit dreißig Jahren jetzt 21,000 Kinder, Knaben und Mädchen, durch ihre vielen Schulen gegangen sind. Man verlangt für den Eintritt in die Schule keinerlei religiöses Bekenntniß, und während des Aufenthaltes darin keine Theilnahme am christlichen Gottesdienst. Die Bedenken der Eltern wurden geachtet, sobald sie ausgesprochen wurden; aber selten wurden von ihnen oder den Priestern dergleichen nur vorgebracht.

So nachdrücklich aber und weitreichend auch die Arbeiten der Wesleyaner waren, ihre gesammte Wahrnehmung und Erfahrung schließt sich in der Ueberzeugung zusammen, daß, so Schönes die Schule als Vorläufer und Wegbahner des Christenthums leisten mag, sie doch neben der Predigt für die Erwachsenen nur die zweite Stellung einnimmt, indem nur das lebendige Wort der letztern und das schriftliche der Presse den Geist erweckt. Es haben daher die Wesleyaner auch die tiefsten Studien über den Buddhismus und sein Wesen gemacht, sind mit seinen heiligen Büchern am

vertrautesten geworden und haben sich die vollkommenste Kenntniß der Landessprache, so wie der heiligen Sprache, erworben.

Diese gewonnenen Einsichten und Kenntnisse verwandten sie schriftstellerisch aufs Sorgfältigste für das Volk, indem sie in eigenen Schriften die Irrthümer des Buddhismus beleuchteten, und Wahrheit und Kraft des Christenthums ins Licht stellten. Die übrigen Missionare in Ceylon haben es laut und rühmend anerkannt, wie viel die gute Sache des Evangeliums diesen Leistungen der Wesleyaner verdanke.

Die wichtigste, für die Einpflanzung christlicher Erkenntniß möglichste Wirksamkeit sind die Besuche der eingebornen Predigtgehülfen. Ein solcher bringt den ganzen Tag unter den Dorfbewohnern zu, ist ihr Berather in allen Anliegen, ihr Genosse in allen Bestrebungen, ihr Schiedsrichter in allen Streitigkeiten, ihr Freund in jeder Noth; er gewinnt ihr Vertrauen durch seine geistige Ueberlegenheit, und bewahrt ihre Liebe durch die Uebung seiner Liebespflichten. Ich habe oft solche Männer auf meinen Reisen im Lande gesprochen, und durch Niemanden gewann ich einen so tiefen Blick in das Volksleben, seine Gewohnheiten und Bedürfnisse. Es gibt auch keine Arbeiter der Mission, auf die wir mit gleichem Vertrauen hinblicken können, nicht nur für die Verbreitung des Christenthums durch die Insel, sondern auch für die Einprägung der Lehren und das Beispiel der Grundsätze und des Wandels, die selbst denen Achtung für die Religion abnöthigen, welche sonst sie nicht leicht auf sich wirken lassen.

Ueber den Erfolg ihres Wirkens im Ganzen sprechen sich die wesleyanischen Sendboten mit derselben Vorsicht und Bescheidenheit aus, die überhaupt die neueren Missionen vor dem täuschenden und selbstrühmerischen Wesen der Portugiesen und Holländer so schön abstechen läßt. Die Gesammtzahl der eigentlichen Gemeindeglieder ist bei ihnen etwas über 1000; aber sie machen einen großen Unterschied zwischen ihnen und den bloßen Zuhörerschaften, die weit zahl-

reicher ſind. Die Letztern brauchen nur äußerlich ſich für das Chriſtenthum zu erklären und mit Andacht in den Gottesdienſten zu erſcheinen. Von den eigentlichen Gemeindegliedern dagegen wird ein praktiſcher Beweis ihres Glaubens in einem Leben erwartet, das nicht blos vom Heidenthum ſich abgewendet hat, ſondern auch der bekannten Wahrheit gemäß iſt.

Was die Zahl der Bekehrten betrifft, ſo wird es allerdings auch bei ihnen nicht an Betrügern fehlen; aber die Methodiſten, wie die Baptiſten, haben in ihrer kirchlichen Einrichtung Mittel, wodurch dieſelbe ſo klein als möglich wird. Einmal iſt kein Geldgewinn im Spiele, denn ſie haben keine Aemter zu vergeben, die etwa zur Heuchelei anlocken möchten; auch in Hinſicht auf Rang und Stellung würde das Gewicht eher auf Seite der andern Kirchen fallen, die durch ihre Verbindung mit der Regierung in den Augen der Eingebornen den Vortheil des Schutzes und der Macht haben. Als ein Hauptbeweis aufrichtiger Angehörigkeit an die gewählte Gemeinſchaft iſt es ſicher zu betrachten, wenn die Bekehrten Opfer an Geld für dieſelbe bringen, und dies geſchieht in bedeutendem Maaßſtabe bei den Wesleyanern und Baptiſten. Sie geben viel für Erbauung von Capellen und Predigtſchuppen in den Dörfern, und ſie zahlen die Koſten dieſer einfachen Gottesdienſte. So klein im Ganzen die Summe dieſer freiwilligen Beiträge ſeyn mag, ſie haben einen höheren Werth, weil ſie die Religion als Volksſache erſcheinen laſſen, während ſie geringer geſchätzt wird, wenn Alles umſonſt gegeben und nur von Fremden eingeführt wird.

Die engliſch-kirchliche Miſſion fing ihre Arbeit in Ceylon im Jahr 1818 an, und von damals an bis jetzt haben zwanzig ordinirte Sendboten ihre Kraft, einige auch ſchon ihr Leben derſelben hingeopfert. Ihr Erfolg war eben ſo ausgezeichnet unter den ſinghaleſiſchen Buddhiſten, wie unter den Tamuln von Jaffna. Zu gleicher Zeit mit der Ankunft der Miſſionare unter den Hindus im Norden ließen ſich zwei gleich thatkräftige Männer, die Herren Mayor

und Lambrick (Letzterer der Uebersetzer der in Cotta erschienenen singhalesischen Bibel), unter den Buddhisten von Colombo und Point de Galle nieder. Von dort begab sich Herr Lambrick noch 1818 nach Kandy, um in diesem alten Königreiche, das kürzlich England zugefallen war, die Wiedereinführung des Christenthums zu beginnen, wo seine Kenntniß und fast sein Gedächtniß seit der Vertreibung der Portugiesen (1658) erloschen war.

In keinem Theile Ceylons war der Fortschritt des Christenthums so langsam, oder die Stumpfheit und Gleichgültigkeit des Volkes so entmuthigend, als unter den Bauern der Kandy-Berge. Selbst die wissenschaftliche Weltbildung, die im Niederlande als Mittel Anstellungen zu finden willkommen geheißen wird, hatte für diese Bergbewohner wenig Anziehendes, und es ist seltsam, aber wahr, daß von 200,000 Menschen, die in diesem Hochlande wohnen, nur 159 in den Staatsschulen sich befinden, von denen überdies nur drei und zwanzig Kandyer sind, die übrigen Malayen, Mohren, Singhalesen oder von europäischer Abkunft.

Es brauchte vier Jahre seit Ankunft des ersten kirchlichen Missionars in Kandy, bis man nur an Erbauung eines Schulhauses sogar in der Hauptstadt der neuen Provinz denken konnte, und in dieses kamen nicht die Kinder der Eingebornen, sondern die von Fremden und Ansiedlern. Die ersten Gegenstände der Seelsorge waren die Kaffern beim Schützencorps von Ceylon, und die singhalesischen Gefangenen im Kerker von Kandy. Nur selten ließ sich ein eigentlicher Kandyer zum Hören der Predigt herbei. Zehn Jahre vergingen, bis es nur etwas besser aussah, und selbst da blieb die Zahl der Kinder in den paar Schulen der nahen Dörfer noch klein, und jede Kleinigkeit reichte hin, sie am Kommen zu hindern. In diesen hohen Bergketten sind die tropischen Regen eine Erscheinung, die über jede Vorstellung der Europäer durch die Masse und Häufigkeit des Regens hinausgeht. Die Verdunstung des arabischen Meeres und des weiten bengalischen Golfes, vor den hoch ragenden Gipfel Ceylons gesammelt, stürzt in plötzlichen

Strömen herab, und jedes Bächlein ſchwillt zum Strome, der weithin die Thäler überfluthet. Während dieſer Regengüſſe, oder wenn einer derſelben droht, geht nicht leicht ein Kandyer aus dem Hauſe; die Kinder bleiben daheim und die Schulen ſtehen leer.

Zu andern Zeiten gibt die Reisernte und andere Feldarbeit-genügenden Vorwand zum Wegbleiben, und dieſe Hinderniſſe mit der entſchiedenen Feindſchaft der Buddhiſtenprieſter machten die erſte Arbeit dieſer Miſſion zu einer entmuthigenden Aufgabe.

Noch langſamer war, aber aus tiefer liegenden Urſachen, der Gang der Bekehrungen. Die Kandy-Könige waren von jeher die entſchiedenſten Schutzherren des Buddhismus geweſen, und ihre Politik hatte ſtets das Land ſo ſehr den Europäern verſchloſſen, daß hier der alte Glaube noch unerſchüttert waltete.

Die Gränzen Kandys wurden durch dichte Wälder gedeckt, welche von ihren Bewohnern durch alljährliche Pflanzung einer Anzahl Bäume, einer mit Dornen dicht bedeckten Palmenart, unzugänglich erhalten werden mußten, während jeder Durchgang durch ſorgfältige Pflege der wunderbaren Schlinggewächſe verſchloſſen wurde, die in den ceyloniſchen Wäldern ſo häufig ſind, und aus deren zahlreichen Knoten lange Spieße, ſcharf wie ein Habichtſchnabel, hervorwachſen.

Dieſe und andere ähnliche, von der Natur mit Vertheidigungswaffen ausgeſtatteten Pflanzen bildeten die natürlichen Befeſtigungen Kandys, und in jedem der aus dem Niederland in die Berge hinauf führenden Päſſe waren neben den Dornenpforten Wachen ausgeſtellt, die nach der Beſchreibung von Cox, der ſelbſt neunzehn Jahre lang innerhalb dieſer Pforten als Gefangener lebte, mit von oben herabhängenden Klappthüren geſchloſſen wurden und nur gehoben werden durften, um des Königs Leute durchzulaſſen. Die Pfade aus dem Tieflande herauf waren gewundene Engwege, überall von Höhen beherrſcht, und noch im Jahr 1815 ging die einzige Straße von Colombo nach

Kandy auf weitem Umwege über Flüſſe voll Alligatoren, die man nur auf übergelegten Baumſtämmen paſſiren konnte. In dieſe düſtern Reviere fand ſelten ein Europäer Einlaß, und bis zum Jahr 1818 war die chriſtliche Regierung gegen Miſſionsverſuche im Innern, weil ſie wußte, wie wenig Schutz ſie den Sendboten dort zu gewähren vermochte.

So, hinter ſichere Bollwerke verſchanzt, übten die Buddhiſtenprieſter eine unbeſtrittene Herrſchaft über die Gemüther der Kandyer, und die Letztern, von jeder Berührung mit fremden Lehrern abgeſchloſſen, blieben in ſtarrer Anhänglichkeit an den Volksglauben. Sie ſind heute noch reine Buddhiſten, und unter ihnen weiß man faſt nichts von der Lauheit, die den ſinghaleſiſchen Niederländern möglich macht, den widerſprechenden Namen „chriſtliche Buddhiſten“ zu führen. Bei ihrer eigenen Unwiſſenheit und Unbildung konnten die Bauern in Kandy bei der Ankunft der Miſſionare nicht begreifen, was ihren Kindern der Schulunterricht nützen ſollte. Da das Chriſtenthum keinen Eingang in die Dörfer fand, ſo war es unmöglich dort Schulen zu errichten, weil keine chriſtlichen Lehrer zu finden waren und kein noch ſo brauchbarer Fremder eine Schülerzahl zuſammengebracht hätte. Auch ſind die Dörfchen zu klein, um für eines eine Schule zu brauchen, und zu entlegen von einander, um zu mehreren einen Mittelpunct mit Schule zu haben.

Im Jahr 1813 hatte man es erſt auf fünf Schulen mit 127 Kindern gebracht. Aber die Ausdauer der Miſſionare und der nicht ausbleibende Erfolg trieben es doch auf dreizehn Schulen und etwa 400 Schüler.

Unter ſolchen Hinderniſſen gar an das Wichtigſte, die Mädchenerziehung, zu denken, ſchien geradezu hoffnungslos. Bei den Knaben war wenigſtens der armſelige Vorgang da, daß der Kandyer ſeinen Sohn zum Prieſter in den Tempel ſchickte. Daran dachte Niemand für die Töchter; und woher nun auch eine Lehrerin für ſie nehmen? In der Provinz-Hauptſtadt Kandy gelang es erſt nach zehn Jahren, eine Mädchenſchule der Miſſion zu eröffnen, und

ein Miſſionar ſagt: „Kenntniſſe waren unter dem weiblichen „Geſchlechte etwas ſo Ungewohntes, daß, als einmal ein „kleines Mädchen aus dieſer Schule in ein Dorf ſechs „Stunden von Kandy kam und leſen konnte, die Weiber „des Orts ſich in Haufen um ſie ſammelten, um das Wunder „anzuſchauen.“

Doch der Verſuch wurde gemacht und gelang. Im Jahr 1830 wurde die Mädchenſchule angefangen, und acht Jahre nachher hatte ſie zwanzig bis dreißig Schülerinnen. Die wenigſten freilich waren aus Kandy, die meiſten Fremde, zum Theil Europäerinnen. Sie beſteht noch und iſt in ſtetiger nützlicher Thätigkeit. Herr Oakley, der Miſſionar, mit ſeiner Gattin, pflegen ſie mit ſorglicher Aufmerkſamkeit. Mit gründlicher Kenntniß der Landesſprache ausgerüſtet, gingen die Miſſionare in die abgelegenen Dörfer, um den Eingebornen die chriſtliche Lehre zu verkündigen. Der Reiz der chriſtlichen Sittenlehre, lebendig dargeſtellt am Muſter ihrer Lehrer, hat zwiſchen den Bauern und den Sendboten des Evangeliums ein gegenſeitiges Vertrauen, das an herzliche Freundſchaft gränzt, geſchaffen. Aber immer noch iſt der Einfluß der Prieſter im Verein mit der Macht der Häuptlinge groß genug, um nur Wenige zu eigentlichem Bekenntniſſe des Chriſtenthums heraustreten zu laſſen.

Eine auffallende Thatſache iſt es, daß die redlichſten und zahlreichſten Frager nach Wahrheit und nach chriſtlicher Erkenntniß die Prieſter ſelbſt ſind. Herr Oakley hat ſie fleißig in ihren Tempeln aufgeſucht und oft ihrer fünfzig auf einmal den Glauben und die Gebote des Evangeliums ausgelegt. Sie ſind in Schaaren in ſeine Wohnung gekommen, um weitern Unterricht zu ſuchen; aber man mußte dennoch einſehen, daß ihre Fragen mehr von theologiſcher Wißbegier als von Beſorgniß für ihre eigene Religion oder gar von ernſtlichem Zweifel an ihrer Aechtheit herkamen.

Allein das Werk des Unterrichts ſchreitet fort und breitet ſich aus. Es gibt jetzt ſchon viele einzelne Lehrer in den Dörfern. Schulen gibt es in verſchiedenen Revieren, wo die Eingebornen ſie freundlich anſehen. Wenn gleich

nur wenige Kandyer darin ſind, ſo hat doch der Strom der Erkenntniß ſeinen Lauf und findet ſeinen Weg nach allen Richtungen hin.

Europäiſche Anſiedler haben ſich ſeit 10 — 12 Jahren in großer Zahl im Berglande niedergelaſſen und die dichten Urwälder, die Behauſung des wilden Elephanten und des Elenthiers, in große Kaffeepflanzungen umgewandelt. Die Geſittung iſt an die Gränzmark jedes Kandy-Dorfes gerückt und damit der Unterricht wichtig geworden, weil die Pflanzer wohl erzogene Gehülfen und Knechte eifrig ſuchen.

Dieſe geſellſchaftliche Umwälzung hat freilich mancherlei Reibung mit dem ſinghaleſiſchen Bauern den in ſeine Einſamkeit gedrungenen und ſeine alten Sitten angreifenden Fremdlingen gebracht; aber ſie hat in noch höherem Maße gute Folgen gehabt. Sie hat der Miſſion eine Bahn gebrochen und einen Schutz geboten, und ich glaube, die Aufklärung wird bei der großen geiſtigen und leiblichen Spannkraft des Bergvolkes einen noch viel raſchern Weg gehen, als ſie ihn im Niederlande gegangen iſt.

Von den Miſſionsſtellen der kirchlichen Geſellſchaft im Niederlande war die erſte, wenn auch nicht die größeſte und wichtigſte, die zu Baddegamima, einem Dorfe im Süden etwa vier Stunden nördlich von Point de Galle. Trotzdem, daß hier ſeit 200 Jahren Europäer wohnten, ſind die Leute in dieſem Theile der Inſel bis heute noch durch die Zähigkeit des Feſthaltens am heimiſchen Aberglauben ausgezeichnet. Der Diſtrict Matura, öſtlich von Galle, iſt noch das Bollwerk des Buddhismus, und mehr gegen Norden herrſcht der Dämonendienſt und die Teufelstänzerei in außerordentlichem Grade und war immer eine Verlegenheit für die chriſtlichen Miſſionsarbeiten von den Portugieſen und Holländern an bis zu den Britten herab.

In dieſem ſo hoffnungsarmen Lande wurde die erſte für die Singhaleſen allein beſtimmte biſchöfliche Kirche auf Ceylon von der Miſſion erbaut. Im Jahr 1824 weihte ſie Biſchof Heber von Calcutta ein und das Dorf

Baddegamma, in dem ſie ſich erhob, war ſeit mehr als dreißig Jahren der Schauplatz unabläſſiger Bemühungen ihrer Prediger.

Neben ihren eigenen Schulen übernahmen die Miſſionare die Aufſicht über ſolche, die die Regierung gründete. Ihre Befähigung zu wirken wurde erhöht, ihre Berührung mit den Eingebornen vermehrt, und während ſie mit Kraft und Erfolg ihr eigenes Werk trieben, gaben ſie auch den Arbeiten Anderer Nachdruck und Schwung.

Im Jahr 1822 hatten ſie 160 Schüler, wovon mehr als ein Drittheil Mädchen waren. In den ſieben folgenden Jahren wuchs die Zahl auf 275 Kinder. Ein Theil derſelben erhielten als Koſtſchüler ihre ganze Erziehung von den Miſſionaren und gediehen ſo, daß mehrere der tüchtigſten Studenten des Collegiums in Cotta aus der Schule zu Baddegamma hervorgegangen waren. Biſchof Turner von Calcutta, der im Jahr 1831 hinkam, war von der eigenthümlichen Faſſungsgabe der Singhaleſen in ihrer Kindheit überraſcht. Leider pflegt dieſe ſchöne Eigenſchaft gegen das männliche Alter hin zu verſchwinden. Der Miſſionar, der den Biſchof herumführte, ſagte: die Jungen ſeyen zum Theil „ſpitzig wie Nadeln“ und geben viele Hoffnung für die Zukunft.

Die geſellſchaftliche Umgeſtaltung, wie ſie das Werk der Schule wurde, zeigte ſich dort ſo bemerkenswerth, wie ſonſt auf der Inſel. Es hatte ſchon vor der Ankunft der Miſſionare, von der Regierung unterhalten, ein Schulweſen dem Namen nach beſtanden, aber es war oberflächlich und ungründlich geweſen. Die Schulmeiſter nahmen ihre Gehalte ein und ließen das Amt liegen. Vom Mädchenunterricht hatte man ſo wenig gewußt, daß „vor der Ankunft der „Miſſionare keine Nadel im Diſtrict geſehen worden war“. Nach vierzehn Jahren war das Volksſchulweſen zu den umliegenden Dörfern vorgedrungen; die Schüler laſen gedruckte Bücher ſo fertig als ihre Olah-Handſchriften; fünfhundert Kinder ſammelten ſich täglich in den Schulen; viele Tauſende hatten die Grundlehren des Chriſtenthums

inne und die Mädchen im Seminar waren so geschickt, daß der Verkauf ihrer Näharbeiten einen Theil der Kosten der Anstalt deckte.

Der Mudliar oder eingeborne Districtbeamte spricht sich (1840) über diese Veränderungen so aus: „Zwar sind die Leute noch immer unwissend und gleichgültig, und meinen, „die eine Religion (das Christenthum) sey so gut wie die „andere (der Buddhismus); aber im Ganzen steht doch „Alles besser. Die in der Schule gewesenen sind zwar „nicht Alle fromm, aber sie bauen bessere Häuser, sie be„nehmen sich besser, sind fleißiger, werden von den Leuten „mehr geachtet, werden bessere Ehemänner und auch mit „mehr Zartheit von ihren Weibern behandelt."

Ungeachtet all dieser Einleitungen zur Bekehrung gibt es aber doch wenige Bekehrte. Ein Fragen ist rege. Die Priester besuchen die Missionare und laden sie in ihre Tempel ein, um sich in Streitfragen über das Christenthum mit ihnen einzulassen. Die lebendig Ueberzeugten sind selten und das Häuflein der Communicanten ist klein neben den Schaaren, die der Predigt zuhören.

Von den Stationen der kirchlichen Mission ist die wichtigste zu Cotta, einem volkreichen Districte, nur eine Stunde Weges von Colombo, dem ehemaligen Sitze eines Fürstenhauses, das vor der portugiesischen Eroberung im sechszehnten Jahrhundert dieses ganze Niederland-Gebiet beherrschte. Im dichten Buschwalde findet man noch die Trümmer ihrer Paläste und Gebäude, während die dichte Bevölkerung, die einst der Herrschersitz um sich sammelte, noch jetzt in den zahlreichen Dörfern und Weilern wimmelt. Die Priester errichteten unter dem pflegenden Schutze der Könige von Cotta mehrere größere Niederlassungen in der Nähe. Manche stehen noch, und der Buddhismus zeigt hier eine Miene ernsthafter Ueberzeugung und reger Thätigkeit, wie sonst nirgends im Westen der Insel. Die Bewohner der umliegenden Ebene sind meist „christliche Buddhisten" und bekennen die „Regierungs-Religion". Herr Lambrick erzählte, daß er einmal einen Bewohner von Cotta nach

ſeiner Religion gefragt habe. Er antwortete, es ſey die Religion Buddha's. „Ihr ſeyd alſo kein Chriſt?“ — „O ja, freilich bin ich einer; ich bin ein Chriſt und zwar „noch von der reformirten holländiſchen Religion.“ Als Biſchof Heber (1825) wegen Uebelſtandes der Taufen heidniſcher Kinder um eine amtliche Vorſchrift gefragt wurde, erklärte er dieſelbe auch in dem Falle für unzuläſſig, wenn dieſe Eltern chriſtliche Erziehung verſprechen, ohne dafür gehörige Bürgſchaft zu geben. Wenn der Vater ein Chriſt, die Mutter Heidin ſey und die Leute in außerehelichem Umgange leben, räth er, die Taufe nicht zu verweigern, wenn Jener chriſtliche Erziehung zuſage, weil er ja noch zugänglich für die Gnadenmittel ſey, während er zweifelt, ob daſſelbe auch im umgekehrten Falle thunlich wäre, wenn nur die Mutter eine Chriſtin ſey. Das Kind mußte in ſolchem Falle von einem chriſtlichen Pathen oder Freunde erſt an Kindesſtatt angenommen werden. Seyen es Kinder aus gemiſchter Ehe von Heiden und Chriſten, ſo hänge viel vom Character und Wandel des chriſtlichen Theils der Eltern für die Entſcheidung über Zuläſſigkeit der Taufe ab. Wenn die Eltern Chriſten aber heidniſchem Aberglauben ergeben ſeyen, ſo ſey die Taufe nicht zu weigern, beſonders wenn ein chriſtlicher Pathe für die Erziehung verantwortlich gemacht werden könne. Bloße Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit der Eltern dürfe noch weniger hindern. Wiedertaufe römiſch-katholiſcher Kinder, deren Eltern zur evangeliſchen Kirche übertreten, wird eben ſo wenig verlangt, als die Taufe ſolcher Kinder auf Verlangen der katholiſchen Eltern verweigert werden darf.

Die oben geſchilderten Vortheile ließen Cotta als geeigneten Ort einer Arbeitsſtelle erſcheinen und ſie wurde im Jahr 1823 beſetzt. Die Gegend iſt herrlich. Das Dorf liegt gerade an den großen Zimmtgärten, die Colombo umgeben. Ein Arm des durch die Ebenen ziehenden Fluſſes dehnt ſich hier zu einem See aus, deſſen ruhiger Waſſerſpiegel von Wäldern und ſchönen Gewürznelken und Kokospalm-Pflanzungen umgeben iſt.

Hier begann die Mission ihre Arbeit mit Oeffnung einer Schule und mit Predigt in den Dörfern umher. Im Jahr 1828 waren der Kinder 297, und man durfte es wagen, auch eine Mädchenschule zu gründen, die 25 Schülerinnen zählte. Auch hier war die Stumpfheit der Erwachsenen, die durch die furchtbarsten Drohungen des göttlichen Wortes nicht erschüttert, durch die lieblichsten Verheißungen nicht angelockt wurden, das erste Hinderniß. Da für die Aufnahme in die Schule kein christliches Bekenntniß gefordert wurde, so litt der Schulbesuch an unaufhörlichen Unterbrechungen durch die Dorffeste und buddhistischen Feierlichkeiten.

Im Jahr 1834 waren es 350 Schulkinder, ein Sechstheil davon Mädchen. Bald hatten die Eingebornen den Nutzen des Unterrichts für die Letzteren so gut eingesehen, daß in mehrern Dörfern auf ihren Wunsch Mädchenschulen entstanden, in welchen neben dem gewöhnlichen Unterricht auch Nähen und Spitzenmachen gelernt und die Vorbereitung für die glückliche Führung des Hauswesens gegeben wurde. Es ging Alles so schön voran, daß sechszehn Jahre nach dem Anfange der Mission über 900 Knaben und 400 Mädchen täglich in den Schulen sich sammelten und zwar in neunundzwanzig Dörfern um Cotta her. Im Jahre 1840 waren es 1700 Kinder, und jetzt wird die beharrliche Arbeit der Missionare durch den Anblick von 2000 Kindern, worunter 500 Mädchen, in 71 Schulen belohnt. *)

In Verbindung mit der Mission und als ein ihr unentbehrliches Glied wurde (1827) ein Collegium für höhern Unterricht zur Bildung von Schulmeistern und Predigtgehülfen gestiftet. Die Zöglinge sollen aus den hoffnungsvollsten Schulknaben aller Stationen gewählt werden und eine höhere Bildung erhalten. Sir Edward Barnes legte den Grundstein, und 1829 fing die Anstalt ihre Thätigkeit mit zehn Studenten an.

*) Auch diese Zahl ist seitdem schon wieder überschritten, es sind jetzt 2400.

Von damals bis jetzt hat „die chriſtliche Anſtalt“ von Ceylon ihre Laufbahn im Segen beſchritten und auffallend glücklich und erfolgreich gewirkt. Von allen Puncten der Inſel her, wo immer die Miſſionare wirkten, ſammelten ſich ihre Zöglinge. Die Tameln von Jaffna, die Singhaleſen des Niederlandes, die Kandyer aus den Bergen ſind hieher gekommen, um Schätze von Wahrheit und Licht zu gewinnen, und mit Einſicht befrachtet heimzukehren und ſie ihren Landsleuten zuzuführen. Ich habe den Prüfungen der höhern Claſſen beigewohnt, und war nicht weniger erfreut als erſtaunt über die Erfolge, die ich ſehen durfte. Die Studenten dieſes morgenländiſchen Collegiums legten einen Umfang wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, eine Tüchtigkeit in geſchichtlicher und claſſiſcher Bildung zu Tage, wie ſie ſelten von weit berühmteren europäiſchen Anſtalten übertroffen wird.

Die Geiſtlichen, die ſeit dreißig Jahren den bisher geſchilderten Arbeiten oblagen, legten zuweilen die Früchte ihrer Forſchungen über Sprache und Litteratur Ceylons dar, und einige der ausgezeichnetſten Kenner beider gehörten in ihre Reihe. Die Preſſe half dem Schulzimmer, und eine Druckerei, die an Umfang nur gegen die americaniſche in Jaffna zurückſteht, war lange zu Cotta thätig und lieferte Millionen von Blättern voll Licht und Belehrung für die Eingebornen.

Hier wurde die „Cotta-Ueberſetzung“ der Heiligen Schrift gefertigt, die durch ihre Ausdrücke die Gefühle der höhern Claſſen der Singhaleſen ſo ſehr dadurch verletzte, daß ſie die Ehrennamen wegließ, die dort jeder Rangſtufe beigelegt werden.

Zu den Aufgaben der anglicaniſchen Miſſion bei Tameln und Singhaleſen gehören ſowohl engliſche Schulen, als ſolche in den Landesſprachen und Koſtſchulen, wo der Unterricht noch weiter geht, weil er auf die Anſtalt in Cotta vorzubereiten hat. Auch hier hat ſich die Gleichgültigkeit der Eingebornen gegen Unterricht in ein eifriges Streben ver-

wandelt, ihren Kindern ihn zuzuwenden, ſo daß ſie mit Freuden Schulgeld dafür zahlen, während Anfangs faſt keine Schüler zu bekommen waren. Man könnte ſo viele Anſtalten mit Zöglingen füllen, als nur die Mittel der Miſſionsanſtalt errichten könnten.

Eigentliche Feindſeligkeit von Seiten der Buddhiſten oder ihrer Prieſter kommt nicht vor. Obwohl die Letztern neuerdings ſich mehr aufgerafft, um Tempel zu bauen, Feſte zu feiern, ſo gilt dies doch viel mehr der Wiederbelebung und Ausbreitung des eigenen Glaubens, als einem Angriff gegen das Chriſtenthum. Grobe Unſittlichkeit verſchwindet allmählig, nicht blos in den Dörfern bei Cotta, ſondern ſo weit die Wirkung der Miſſion reicht. Es iſt eine allgemeine Wahrnehmung, daß Trunkenheit und andere Laſter anfangen mit Verachtung angeſehen zu werden, daß der Diebſtahl abnimmt, die Lüge weniger im Schwange geht, weil man ſich ihrer zu ſchämen beginnt. In den Kerkern zu Colombo waren nur 16 Verbrecher, die leſen, 68, die leſen und ſchreiben konnten, und 221, die gar nicht unterrichtet waren. Von 300 Gefangenen waren 30 Proteſtanten, 40 römiſche Katholiken, 33 Muhammedaner, 39 Hindus, 158 Buddhiſten. Von 200 Gefangenen, die leſen und ſchreiben konnten, waren nur 31 in Schulen der Regierung, nur 26 in den Miſſionsſchulen, 5 in den Schulen anderer Leute, aber 138 in denen der heidniſchen Schulmeiſter und Buddhiſtenprieſter geweſen.

Von einer bleibenden ehelichen Verbindung hatten die Singhaleſen vorher nichts gewußt. Vielmännerei, die jetzt nur noch in abgelegenern Gegenden und in Kandy beſteht, war noch vor nicht gar langer Zeit in den Meer-Provinzen allgemein. Noch immer zwar wird die Ehe nicht ihres Weſens würdig behandelt; aber ſie gilt jetzt doch als eine heilige und dauernde Verbindung. Abgeſchiedene Frauen und verlaſſene Kinder werden ſelten. Die zarteren Beziehungen des Familienlebens werden in einem Grade werthgeſchätzt, wie dies den Vorfahren des gegenwärtigen Geſchlechts unbekannt war.

Der gewerbliche und materielle Fortſchritt der Singhaleſen in der Nähe chriſtlicher Gemeinden iſt unbeſtreitbare Thatſache. Allein da er ſich beſonders in der Nähe der europäiſchen Anſiedlungen zeigt, ſo wirken hier noch andere Urſachen neben dem Chriſtenthum, obwohl andererſeits nicht zu läugnen iſt, daß die Wirkung des letztern nur zu oft durch die Unſittlichkeit und das verderbliche Beiſpiel gewiſſenloſer Europäer gelähmt wird.

Für die Erhöhung des Lebensgenuſſes und die leibliche Verbeſſerung haben europäiſches Capital und brittiſche Unternehmung viel gethan. Von den Städten und Colonieen iſt dieſer Einfluß in die entlegenern Dörfer gedrungen. Neue Arbeitswege ſind eröffnet, neue Kräfte entwickelt worden. Jeder Miſſionar, im Norden wie im Süden, hat dieſe Veränderungen wahrgenommen. Aber es gibt noch andere Wechſel derſelben Art, die blos von der Miſſionsarbeit herrühren. Die Miſſionare haben die Singhaleſen gelehrt, die dargebotenen Gelegenheiten zu benützen; von ihnen lernt der Eingeborne Mäßigkeit und Erſparniß in der Haushaltung, vernünftigen Genuß an die Stelle unſinniger, üppiger Verſchwendung zu ſetzen. Es iſt ein beſonderer Charakterzug des Singhaleſen, daß er ſich leicht in Schulden ſtürzt, und es iſt nicht übertrieben, wenn man ſagt, daß die Hälfte der Zeit damit zugebracht wird, am einen Orte Geld zu entlehnen, um am andern Schulden damit zu zahlen. Die großen Anläſſe dazu ſind Hochzeiten und Feſte, bei welchen unverhältnißmäßige Summen vergeudet werden. Nicht ſelten wird der Feſtgeber in Folge derſelben ſein Leben lang mit Gläubigern und Schuldanwälten, mit raſch anwachſenden Wucherzinſen, mit Verlegenheiten, Advocaten, Rechtsſtreiten und Ruin zu kämpfen haben. Gegen dieſe Unart haben die Miſſionare viel gethan, indem ſie, ſo weit ihr Wort Einfluß übte, Sparſamkeit empfahlen und unſinniger Verſchwendung entgegen traten. So hat das Chriſtenthum ſich eben ſo heilſam für die körperliche wie für die geiſtliche Hebung des Volkslebens gezeigt; es hat gelehrt, daß Gewöhnung an vernünftiges Nachdenken und aufmerkſame

Beobachtung die beſten Gehülfen des Fleißes ſind; es hat neue Anregungen zur Thätigkeit, und dem Ertrag der Arbeit Werth und Sicherheit gegeben. Es hat den albernen Hochmuth vermindert und die Selbſtachtung gehoben; ſtatt der trägen Abneigung gegen das Neue hat es Luſt zur Verbeſſerung gebracht, und es gibt keine Miſſionsſtation im Innern, in deren Nähe man nicht die erwachende Thatkraft des Volkes in der Verſchönerung der Wohnungen, dem Entſtehen von Straßen, der Erweiterung der Gärten, der allgemeinen Ausdehnung des Landbaues wahrnimmt.

Die Erfolge der Arbeit für die Verbreitung des Chriſtenthums ſind weit nicht ſo unbefriedigend, als ſie der blos gelegentlichen Beobachtung ſcheinen mögen, die blos auf handgreifliche Erfolge ſieht; denn ſo klein auch der zählbare Gewinn in der Anzahl eigentlicher Bekehrter ſeyn mag, die Bewegung iſt einmal im Gange und wird auch hierin Neues leiſten. Es ſind lebendige Kräfte ins Volk gepflanzt, die eben ſo ſehr höher angeſchlagen werden müſſen, als die handgreiflichen Erfolge, als der Baum mehr werth iſt, denn ſeine Erſtlingsfrüchte.

Uebrigens ſind ſelbſt die eigentlichen Erfolge nicht ſo klein, wenn man das Alter und die Macht des Aberglaubens in Betracht zieht, der vorher den Boden beſetzt hielt; wenn man an die früheren mißlungenen Verſuche der Chriſtianiſirung und an den Volkscharakter der Singhaleſen, an die beſchränkten Mittel und die geringen Hülfsquellen denkt, womit die Miſſionen ins Feld rücken mußten. Die gewonnene Erfahrung iſt auch für etwas zu rechnen. Die Miſſionare werden ſich nicht mehr den Täuſchungen hingeben, durch welche ihre Vorgänger irre geführt wurden. Sie kennen ihre Gegner genau und wiſſen nun die Waffen zu wählen; ſie ſind klar darüber, auf welchem Wege man zum Ziele kommt.

Noch mehr aber: der alte Aberglaube iſt untergraben; das Fundament der Volksirrthümer iſt erſchüttert; die Thatſache iſt über allen Zweifel erhoben, daß man zwar veraltete Anſichten wieder auffriſchen kann, aber ein veralteter Aber-

glaube nicht zum zweiten Male eine lebendige Macht wird; denn auf ihm liegt der ſchmachvolle Schatten entdeckten Betrugs. An die Stelle des Götzenthums tritt nur allzu oft der Unglaube; aber das Heidenthum ſelbſt, einmal entlarvt und um ſeine Achtung gebracht, gewinnt ſeine Herrſchaft über die Gemüther nie wieder.

Die Geſammtzahl der Bekehrten in Ceylon mißt nicht den Grad der Fortſchritte des Chriſtenthums; ſowohl darum nicht, weil ſie gar nicht das einzige Kennzeichen iſt, als darum nicht, weil das Verfahren mit der Aufnahme in die Gemeinde und die nachherige Kirchenzucht in verſchiedenen Kirchen und Miſſionsgeſellſchaften, ja bei den Miſſionaren einer und derſelben Geſellſchaft, ſehr verſchieden ſind. Außerdem ſind die Miſſionare ſelbſt gar nicht blind gegen die Thatſache, daß unter ihren Heidenchriſten ſich Viele befinden, deren Leben und Geſinnung mit ihrem Bekenntniſſe im Widerſpruch ſtehen, und die zwar nicht den Namen Betrüger verdienen, aber doch auch nicht wahre Chriſten heißen dürfen. Hinſichtlich dieſer darf man nicht vergeſſen, aus welcher Geſellſchaft ſie nur kaum eben herausgeriſſen wurden und welche ſittlich faule und unreine Luft ſie zu athmen gewohnt waren. Das chriſtliche Leben und ſeine Characterzüge wachſen viel langſamer als chriſtlicher Glaube und das Chriſtenbekenntniß. Noch lange nach der Erſcheinung einer wahren, aufrichtigen Bekehrung treten üble Gewohnheiten, die zugleich volksmäßig und erblich ſind, treten abergläubige Anſichten, die ſich mit der einfachen Wahrheit durchaus nicht vertragen, hervor. In England ſind noch jetzt die Spuren des Heidenthums nicht verſchwunden, das dem Chriſtenthum vorausging. Wir brauchen daher nicht zu erſchrecken, wenn die Singhaleſen neben den neu ergriffenen chriſtlichen Lehren oft ihre langgewohnte Ehrfurcht gegen die uralten Buddhaſitten verrathen oder noch vor dem Schrecken des Dämonendienſtes ſchaudern.

Politiſche Wechſel geſchehen gewöhnlich raſch und ſind das Werk einer einzigen Urſache; ſittliche Umgeſtaltungen wickeln ſich nach und nach und aus zahlloſen zuſammen-

wirkenden Kräften. Das Naturgesetz in allen den großen Naturwirkungen ist allmähliges Wachsthum. Die Philosophie, die Naturwissenschaft, die Kunst, alle sittlichen und geistigen Entwicklungen des Menschen gehen Schritt für Schritt, und unter dem Einfluß des Christenthums selbst geht der Gang der Gesittung, obwohl durch seine Macht geleitet und überwacht, seinen sichern Weg nach den ewigen Gesetzen gesellschaftlicher Entwicklung, wie sie die Allmacht Gottes festgestellt hat.

Der Schritt mag langsam und ungleich seyn, aber es geht vorwärts und der Erfolg kann rasch am Ziele anlangen. So wird es, das ist meine feste Ueberzeugung, mit der jetzigen Bewegung nicht allein in Ceylon, sondern in ganz Indien gehen. Ein großer Theil der bisherigen Arbeit war nur anbahnend; aber bereits nimmt man die Wirkungen wahr, und nach allen bekannten Gesetzen gewinnt eine einmal in Bewegung gesetzte Kraft durch ihren eigenen Lauf an Geschwindigkeit und Nachdruck der Wirkung. Wenn einmal die Zeit da seyn wird, da sich die gewaltigen Massen Indiens zugleich in volle Bewegung setzen, dann läßt sich der Erfolg nicht berechnen. Aber beim Blick auf die Größe der Operationen, die schon lange im Gange sind, auf die Macht und Zusammenwirkung der ins Feld gerückten Kräfte, darf man wohl annehmen, daß die letzten Siege des Christenthums unvergleichlich schneller vor sich gehen werden, als die ersten Kämpfe und Eroberungen; daß der Pflüger den Säemann einholen und das Prophetenbild verwirklicht werden kann von einer Nation, die an Einem Tage geboren wird.

Ich kann mich nach längerem Verweilen bei dem Gegenstande nicht von ihm trennen, ohne mein entschiedenes Nein den erschreckenden Ansichten des Abbe Dubois entgegen zu rufen, der das indische Götzenthum für unveränderlich hält und aus dem bisherigen geringen Erfolge der Missionsarbeit auf dem indischen Festlande den verwegenen Schluß zieht, das Christenthum habe seine östliche Gränze bereits erreicht, die Zeit der Bekehrung sey vorüber und Gottes Wort hinsichtlich der Hindus schon erfüllt. Ich schaudere

unwillkührlich vor dem grauenhaften Gedanken hoffnungsloſer Verwerfung von hundert Millionen menſchlicher Weſen in unſerm indiſchen Herrſchergebiete zurück, und was ich um mich her in Ceylon werden ſehe, das gibt mir Gründe genug, dieſe Anſicht abzuweiſen. In der Geſchichte des Bramanismus ſelbſt kommen Neuerungen vor; in dem jetzigen Götterdienſte der Hindus ſind unzweifelhafte Spuren verſchiedener Wechſel, die er durchgelebt hat. Ehemals gab es Thieropfer für Brama, jetzt darf kein Lebendiges getödtet werden. In dem berühmten Heldengedichte Ramajana, das die Eroberung von Ceylon feiert, wird ſogar des Kuhopfers gedacht. Auch der Buddhismus enthält ſolche Spuren, und nicht immer war es mit der Heilighaltung des phyſiſchen Lebens wie jetzt. Ein früherer Buddha, Sakya Muni, ſoll nach einem der heiligen Bücher an Unverdaulichkeit durch den Genuß von Schweinefleiſch geſtorben ſeyn; ja er ſoll ſich in einen gebratenen Haſen verwandelt haben, um den Hunger eines Bramanen zu ſtillen.

Blicken wir aber blos auf Ceylon, ſo iſt unläugbar, daß der Racen-Unterſchied die Religion vor Verſchmelzungen mit andern Religionen ſchützt, weil kein Tamel je Buddhiſt wird, kein Singhaleſe ſich zum Bramanismus bekehrt; — daß aber dennoch beide mehr oder weniger dem Einfluſſe des Chriſtenthums nachgegeben haben und ihr Götzendienſt nichts weniger als unveränderlich iſt.

Nur ſo viel kann dem Abbe zugegeben werden, daß von allen aſiatiſchen Religionen, nur den Islam ausgenommen, der Bramanismus am kühnſten dem Chriſtenthum die Spitze bietet. Aber vom Buddhismus kann, wenigſtens wie es jetzt in Ceylon ausſieht, nicht daſſelbe geſagt werden. Der Buddhismus hat die unreine Mythologie der Hindus von ſich geworfen und den Verhack der Kaſte aus ſeinem Wege geräumt, hinter dem der Bramane die Einfachheit des Chriſtenthums verhöhnt und ſich vor ſeiner Liebesthätigkeit ſchützt. Die Kaſte iſt, beſonders in Kandy, weniger im Niederlande, ein Hinderniß für den freien Lauf der Bekehrung; aber der bekehrte Buddhiſt hat auch von

dieſer Seite nicht die furchtbare Strafe des Abfalls zu fürchten, wie der Hindu, der mit Einem Schlage Verwandtſchaft und Freundſchaft, Beſitz und Erbrecht, ja jegliche Stellung in der geſitteten Gemeinſchaft verliert. Der Buddhiſt, wenn er die heiligen Bücher des Chriſten aufſchlägt, bebt nicht, wie der Hindu, unwillkührlich ſchon davor zurück, daß der Stifter deſſelben der Sohn eines Zimmermanns und der Freund von Fiſchern war; er ſchaudert nicht, wenn er lieſt, daß das erwählte Volk den Tempel Jehovahs mit dem Blute von Ochſen und Farren heiligte und daß der Patriarch das heilige Kalb ſchlachtete, um es den Engeln vor ſeinem Zelte vorzuſetzen.

Während der Hindu in der Verſunkenheit ſeines heilig geſprochenen Sinnenlebens die geiſtige Keuſchheit des Evangeliums verachtet, iſt der Buddhiſt für ſeine höhere Sittenlehre ſchon gewonnen, auf den Anſpruch ſeines göttlichen Urſprungs vorbereitet. Er entſetzt ſich nicht bei dem Gedanken, mit dem Pariah und dem Kaſtenloſen in denſelben Himmel zu kommen; auch ſind in ihm die zartern Menſchengefühle nicht durch die Unmenſchlichkeit eines Glaubens erkaltet und verjagt, der alle geſelligen Gefühle auswurzelt, um Vorurtheil und Verachtung zu religiöſen Tugenden zu erhöhen.

Was geſchehen iſt und noch geſchieht, das beweist, daß der Götzendienſt nicht unbeſiegbar iſt und daß das Chriſtenthum, ſtatt ſeine Sendung ſchon erfüllt zu haben, zu keiner Zeit ſo ſicher auf dem Wege zum Triumph war.

Die Mittel dazu ſind ſchon vor die Augen des Leſers getreten: ſchriftmäßige Bildung der Jugend, geiſtige Veredlung der Erwachſenen, die Wirkung der Predigt und Druckerpreſſe auf Alle. Keines allein wird die Wirkung thun, ſie müſſen zuſammentreffen. Beſonders reicht bloße geiſtige Anregung nicht aus; es muß die Einführung in das Evangelium nebenher gehen. Um dieſes Zuſammenwirken zu ermöglichen, ſind eingeborne Arbeiter unentbehrlich, und um dieſe zu bekommen, muß man mit der Schulbildung auf den Punct gehen, wo aus dem Schüler der

Lehrer wird. Die Hirten, welche die Apoſtel über die bei den Heiden gepflanzten Gemeinden ſetzten, waren Eingeborne des Landes. Das Chriſtenthum hörte dadurch auf ein fremdes Gewächs zu ſeyn, es wurde eine Landesanſtalt und als ſolche gehegt und gepflegt. Nur Angehörige können dem Hindu das lebendige Muſter des practiſchen Chriſtenthums vor Augen ſtellen, das der europäiſche Miſſionar nur in Umriſſen zu zeichnen vermag; nur ſie wiſſen ſo genau den Gewohnheiten der Zuhörer ſich in ihrer Predigt anzuſchmiegen, als man muß um ihr Vertrauen zu gewinnen und auf ihre Anſchauungen und Lebensanſichten einzuwirken. Nur ein Lehrer aus dem eigenen Volke und mit der Sprache deſſelben vertraut, kann dieſelbe ſo gänzlich beherrſchen, daß er ihre metaphyſiſchen Philoſophieen zurückweiſen und die Richtigkeit ihres beſchaulichen Götzendienſtes darzuthun vermag. Ein Europäer bedarf vieljährigen Sprachſtudiums, ehe er es wagen kann, mit ihnen auf die feinen und unklaren Unterſchiede einzugehen, die ſie zwiſchen der Schöpfung und dem Hervorgehen der Welt, dem Weſen und den Eigenſchaften des Stoffes, der Vernichtung und dem Erlöſchen des Geiſtes zu machen pflegen, und doch hängt an dieſen und ähnlichen Feinheiten das Geſetz und die Weisheit des Buddhismus. Die apoſtoliſchen Reformatoren der Neuzeit haben ſämmtlich die großen Siege ihrer Lehren unter ſolchen erſtritten, deren Sprache ihnen vertraut war. Europäer und fremde Miſſionare können einzelne Bekehrungen bewirken oder den Weg für größere Glaubensumwandlungen bahnen, aber wenn je ein Luther und Wickleff der aſiatiſchen Reformation in Ceylon erſtehen wird, ſo kommt er ſicherlich nicht von den europäiſchen Univerſitäten, ſondern aus den Erziehungsanſtalten von Jaffna oder den Seminarien von Cotta und Colombo.

Missions-Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1851.

Deutschland & Schweiz.

1. Brüdergemeinde. 1732.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 286

Stationen:		
	Grönland	4
	Labrador	4
	Nordamerica	5
	Westindien	38
	Mosquitoküste	1
	Guiana	8
	Südafrica	9
	Neu-Holland	1
		70

Einnahmen im J. 1850: 137,394 fl.
Ausgaben: 121,359 fl.

2. Ostindische Missions-Anstalt zu Halle. 1705.

(Hat keine eigene Mission mehr.)

3. Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel. 1816.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 54
Katechisten: 26

Stationen:		
	Ostindien	11
	West-Africa	2
	China	2
		15

Einnahmen im J. 1850: 123,843 fl.
Ausgaben: 119,136 fl.
Zöglinge in der Missionsanstalt 28
" " " Voranstalt 18

4. Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen. 1828. *

Arbeiter und Arbeiterinnen: 63
Nationalgehülfen: 23

Anmerkung. Von den mit * bezeichneten Gesellschaften ist Mangels neuen Berichtes der vom vorigen Jahr wieder aufgenommen worden.

Stationen: Süd-Africa 16
Borneo 4
China 1
21

Einnahmen im J. 1850: 68,826 fl.
Ausgaben: 59,542 fl.

5. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin. 1824.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 29
Stationen: Süd-Africa 9
Einnahmen im J. 1850: 42,868 fl.
Ausgaben: 40,863 fl.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin. 1822.

(Kein Bericht).

7. Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin. 1836. *

Arbeiter: 47
Stationen: Ostindien 9
Neu-Holland 1
Tschatham-Insel 1
Nord-America 3
14

Einnahmen im J. 1850: 12,383 fl.
Ausgaben: 11,926 fl.

8. Berliner Missionsverein für China. 1850.

Arbeiter: 1
Station: China 1

9. Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig. 1836.

Arbeiter: 7
Stationen: Ostindien 7
Nord-America 1
8

Einnahmen im Jahr 1850 auf 1851: 30,725 fl.
Ausgaben: 21,963 fl.
Ueberschuß: 13,984 fl.

10. Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen. 1836. *

Arbeiter: 9
Stationen: Neuseeland 3
West-Africa 1
4

11. Chinesische Stiftung in Cassel. 1849. *

Arbeiter: 1
Station: China 1
Einnahmen im J. 1850: 1481 fl.
Ausgaben: 1145.

Niederlande.

12. Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam. 1797.

Arbeiter: 21
Stationen: Molukken 4
Celebes 8
Java 3
15

Einnahmen: 89,981 fl.
Ausgaben: 81,626 fl.
Ueberschuß: 8,355 fl.

England.

13. Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. 1647.

(Kein Bericht).

14. Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums. 1701.

(Kein Bericht).

15. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1792.

Missionare: 40
Eingeborne Prediger: 118
Hülfslehrer: 176

Stationen: Ostindien 57
Westindien 80
West-Africa 3
Europa 1
141

Einnahmen: 228,780 fl.
Ausgaben: 221,508 fl.
Schuld: 69,018 fl.

16. Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.) 1816.

Europäische Arbeiter: 10
Eingeborne Prediger: 14
Stationen: Ostindien 5
China 1
6

Einnahmen: 24,202 fl.
Ausgaben: 15,852 fl.

17. Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft. 1786.

Arbeiter: 415, wovon 205 hauptsächlich unter Heiden, Negern und Bekehrten aus dem Heidenthum, und 210 unter Europäern und brittischen Colonisten.
Stationen: in Irland, auf dem europäischen Continent, in West-Africa, Süd-Africa, Indien, Australien, Neuseeland, Inseln der Südsee, Westindien, Nord-America.
Einnahmen i. J. 1850: 1,255,940 fl.
Ausgaben: 1,365,206 fl.

18. Londoner Missionsgesellschaft. 1795.

Arbeiter: 168
Stationen: Süd-Africa 31
Mauritius 2
Westindien 12
Guiana 12
Indien 20
China 4
Inseln der Südsee 26
107

Einnahmen: 816,345 fl.
Ausgaben: 787,508 fl.

19. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1800.

Europäische Missionare 135, eingeborne 21; sonstige europäische und eingeborne Arbeiter und Arbeiterinnen 1597.
Stationen: West-Africa 17
Ost-Africa 1
Mittelmeer 3
Indien 52
China 4
Neuseeland 22
Westindien 1
Guiana 1
Nord-America 6
107

Einnahmen: 1,347,035 fl.
Ausgaben: 1,256,818 fl.

20. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 84, worunter 47 bekehrte Israeliten.
Stationen: England 3
Palästina und Egypten 5
Nord-Africa 1
Asiatische Türkei 2
Europäische Türkei 4
Oestreich u. Italien 3
Polen 4
Herzogthum Posen 2
Preußen 4
Schlesien 1
Schweden und Dänemark 1
Rheinprovinz 3
Holland 2
35

Einnahmen: 386,812 fl.
Ausgaben: 352,538 fl.

21. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.

Arbeiter: 17.

Missionen in England, Frankreich, Holland, Rußland und Deutschland.

Einnahmen: 47,904 fl.
Ausgaben: 48,592 fl.

22. Kirchliche Mission für Borneo. 1846.

Arbeiter: 1.

Station: Borneo 1.

23. Patagonische Missionsgesellschaft. 1851.

Arbeiter: 2.

Station: Feuerland 1.

24. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.

Kein Bericht.

25. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.

Arbeiter: 25.

Stationen:		
	Westindien	8
	Süd-Africa	3
	Persien	1
		12

Ausgaben im J. 1850: 123,069 fl.

26. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1824.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 13.

Stationen: Ostindien 4

Einnahmen: 63,518 fl.
Ausgaben: 40,014 fl.

Judenmission:

Arbeiter: 6.

Stationen:		
	Cotschin	1
	London	1
	Deutschland	4
		6

Einnahmen: 33,515 fl.
Ausgaben: 24,696 fl.

27. Mission der freien Kirche Schottlands. 1843.

Missionare: 25.

Eingeborne Prediger: 11.

Stationen:		
	Ostindien	5
	(Nebenstationen 10)	
	Süd-Africa	3
		8

Einnahmen: 185,775 fl.
Ausgaben: 207,532 fl.

Judenmission.

Arbeiter: 18.

Stationen:		
	Pesth	1
	Lemberg	1
	Amsterdam	1
	Constantinopel	1
		4

Einnahmen: 68,060 fl.
Ausgaben: 55,755 fl.

28. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.

(Kein Bericht.)

29. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.

(Kein Bericht.)

30. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.

Arbeiter: 6. Nationalhelfer: 2.

Stationen: Ostindien 3.

Judenmission:

Arbeiter: 4.

Stationen:		
	Deutschland	2
	Damascus	1
		3

Für die Heidenmission:

Einnahmen: 24,097 fl.
Ausgaben: 22,862 fl.

Für die Judenmission:

Einnahmen: 13,754 fl.
Ausgaben: 15,338 fl.

31. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Lehrerinnen: 14.

Stationen:		
	Süd-Africa	3
	China	1
	Singapor	1
	Ostindien	5
		10

Einnahmen: 17,568 fl.
Ausgaben: 15,702 fl.

Frankreich.

32. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.*

Arbeiter: 19.

Stationen:		
	Süd-Africa	13
	Westindien	1
		14

Einnahmen: 50,583 fl.
Ausgaben: 66,107 fl.

Dänemark.

33. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.
(Kein Bericht.)

Schweden.

34. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.*

Arbeiter: 7 (5 Schullehrer und 2 Reisekatecheten).
Stationen (Schulen): in Lappland 5.
Einnahmen: 9717 fl.
Ausgaben: 5373 fl.

35. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.
(Kein Bericht.)

Norwegen.

36. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Arbeiter: 4.

Stationen:		
	Süd-Africa	2

Einnahmen von 1849/50: 5,706 fl.
Ausgaben: 16,920 fl.
Vermögen: 15,032 fl.

Nord-America.

37. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.

Europ. Missionare außer Europa: 41
Nationalprediger u. Gehülfen: 96.
Außerdem eine Anzahl Lehrerinnen nebst den Frauen der Missionare.

Stationen:		
	China (Nebenst. 4)	2
	Hinterindien (Nebenst. 60)	9
	Vorderindien	4
	West-Africa (Nebenst. 2)	1
	Nord-America (Nebenst. 8)	11
	(Nebenst. 74)	27

38. Americanische Missionsgesellschaft. 1810.
(Board of Foreign Miss.)

Arbeiter und Arbeiterinnen: 402, (worunter 15 Aerzte).
Eingeb. Prediger u. Gehülfen: 158.

Stationen:		
	West-Africa	4
	Süd-Africa (Nebenst. 6)	11
	Griechenland	1
	Unter den Juden	2
	" " Armeniern (Nebenst. 11)	5
	Syrien (Nebenst. 3)	5
	Assyrien	2
	Nestorianer	3
	Ostindien (Nebenst. 9)	28
	Borneo	1
	China	3
	Sandwichinseln (Nebenst. 3)	19
	Nord-America	26
	(Nebenst. 34)	110

Einnahmen: 687,256 fl.
Ausgaben: 712,076 fl.
Schuld: 109,998 fl.

39. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Norden. 1819.

Arbeiter (?).
Stationen unter den Indianern Nord-Americas, in Oregon und Californien, in Deutschland, Süd-America, China und Liberia.
Einnahmen: 316,178 fl.
Ausgaben: 329,158 fl.

40. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Süden. 1845.

Arbeiter: 212, unter Deutschen, Indianern, Gefarbten, in China und Californien.
Stationen: unter den Indianern 27.
China 1
28
Einnahmen: 159,658 fl.
Vorschuß: 51,487 fl.

41. Mission der bischöflichen Kirche in Nord-America. 1835.*

Arbeiter (?)
Stationen: Griechenland 1
West-Africa 5
China 1
7
Einnahmen: 94,256 fl.
Ausgaben: 97,803 fl.

42. Mission der presbyterianischen Kirche. 1837.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 144, worunter auch Eingeborne.
Stationen: Nord-America 8
West-Africa 5
Ostindien 10
Siam 1
China 3
Judenmission 3
30
Einnahmen: 347,711 fl.
Ausgaben: 350,214 fl.

43. Freiwilligen-Baptisten-Mission. 1833.*

Arbeiter und Arbeiterinnen: 4.
Stationen: Ostindien 2.
Einnahmen i. Jahr 1850: 11,083 fl.

44. Südlicher Baptisten-Missionsverein. 1845.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 28.
Stationen: China 2
West-Africa 10
12
Einnahmen: 54,462 fl.
Ausgaben: 35,400 fl.

45. Siebenter-Tag-Baptisten-Missionsgesellschaft. 1842.

Arbeiter: 2.
Station: China 1.
Ausgaben: 9932 fl.

46. Missionsverein für die Indianer. 1842.

Arbeiter: 33.
Stationen: Nord-America 6.
Einnahmen: 50,614 fl.
Ausgaben: 49,534 fl.

47. Americanischer Missionsverein. 1846.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 43.
Stationen: West-Africa 1
Jamaica 5
Nord-America 3
Sandwichinseln 1
Siam 1
11
Einnahmen: 86,660 fl.
Ausgaben: 85,946 fl.

48. American. lutherische Mission. 1837.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 7.
Stationen: Ostindien 4.

49. Mission der presbyterianischen Kirche in Neuschottland. 1848.

Arbeiter: 1.

Stationen: Neue Hebriden 1.

50. Presbyterianische Mission von Jamaica.

Arbeiter: 2.

Stat.: Alt-Calabar (West-Africa) 1.

51. Australische Missionsgesellschaft in Sydney. 1851.

(Kein Bericht.)

Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Die Missionare (4) haben in dem sehr volkreichen Bezirk Sankiu, zuerst durch Nationalgehülfen, dann durch ihren eigenen Besuch, seit etwa zwei Jahren eine kleine Gemeinde gesammelt, mit Einschluß des Gehülfen aus 20 Personen, nämlich 8 Männern, 9 Frauen und 3 Knaben, bestehend.

Hinterindien und Archipelagus.

Die Karenenmission. (37) Den vergleichungsweise raschen Gang dieser Mission beschreibt einer der in dem Werke betheiligten Missionare, wovon Folgendes ein kurzer Auszug ist. „Vor 23 Jahren war Maulmain noch eine Wildniß. Die Karenen waren damals für den weißen Fremdling ein unbekanntes Volk. Nicht Einer aus diesem zahlreichen Geschlecht an der Tenasserimküste hatte wohl je einen Schimmer des göttlichen Lichtes erblickt oder einen Laut der frohen Botschaft vernommen. Die Provinzen von Amherst, Tewoy und Mergui, deren Flächeninhalt 30,000 Quadratmeilen (engl.) beträgt mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen, außer den Schaaren, die in den Schluchten des weitentfernten Jomagebirges wohnen, waren noch ganz von der dicken Finsterniß des Aberglaubens und der Abgötterei umhüllt. — Man gehe jetzt südlich über den Ji, den Tewoy und den langen Tenasserim, und man wird finden, daß allen diesen Flüssen entlang, von der Mündung bis zur Quelle, nebst fast allen ihren Nebenflüssen, das Evangelium wirksam geprebigt, Gläubige getauft, Gemeinden gestiftet, Kirchen gebaut, Gehülfen versandt, Waldschulen errichtet und wie wir hoffen Seelen gerettet worden sind. Auf den nahen Inseln, den stamesischen Bergen und im Thungjinthal sind ebenfalls Viele zu Gott bekehrt worden. Die tiefen finstern Schlünde waren Zeugen mancher Taufhandlung und haben oft vom Lobgesang der Christen wiederhallt. Beide Stämme dieses wilden Geschlechts haben eine Schriftsprache erhalten nebst einer bedeutenden Zahl werthvoller Bücher. Im Seien-Karen ist das Neue Testament nebst einem Sechstheil des Alten Testaments vollendet. — Die Karen-Mission hat drei Hauptstationen: Maulmain, Tewoy und Mergui, auf denen zehn Missionsfamilien und ein lediges Frauenzimmer vertheilt wohnen. Zwei thätige Missionsgesellschaften sind mit der Karenmission verbunden: eine in Tewoy, die andere in Dong-Jahn, einer großen Pwo-Niederlassung, 25

Meilen nördlich von Maulmain. Waldschulen sind's etwa 30, Kost- oder Vorbereitungsschulen 3, und 2 theologische Seminare. Es sind gegen 30 geordnete Gemeinden mit 15 oder mehr verbundenen Stationen, zwischen 30 und 40 Gehülfen und 6 ordinirte Pastoren. — Außer dem, was für die Karenen geschehen ist, wurde auch unter den Selongs eine Gemeinde von 42 Gliedern gesammelt, ihre Sprache in Schrift gebracht und einige Elementarbücher für sie gedruckt. — Jetzt sind mit der Karenmission etwa 1664 getaufte Gläubige verbunden, und in Rangun und Umgegend noch weitere 1500." — Bei der Jahresversammlung der Karen-Pastoren im December 1850 fand sich, daß es damals nicht weniger als 44 Gemeinden gab, unter der Pflege von 48 eingebornen Predigern. Im Lauf des Jahres waren 529 Personen getauft worden — meist von den Karen-Pastoren. Nur 14 waren von der Gemeinschaft ausgeschlossen worden, während 151 in ihre ewige Ruhe eingegangen waren. 123 Personen sehen der Taufe entgegen. Außer diesen Gemeinden gibt es noch viele hin und her zerstreute Christenhäuflein. Sonntagsschulen sind unter ihnen eingerichtet, und Alle helfen mehr oder weniger zum Unterhalt ihrer eigenen Prediger.

Miss. Kincaid (37) in Rangun schreibt unterm 11. August 1851: „Wir haben Ursache Gott zu danken für die Gunst, die Er uns vor den Heiden hat finden lassen, und daß Er ein weites Thor für die Predigt des Evangeliums vor uns aufgethan hat. Im April war noch Alles dunkel und düster; die schlimmsten Befürchtungen schienen nur zu wohl begründet. Was konnten auch Missionare unter einer Regierung thun, die sich gegen alle Fremden so unerbittlich hart erzeigt? Wie konnten wir hoffen für das Evangelium zu arbeiten, wenn selbst fremde Kaufleute unaufhörlich belästigt, einige in ihren eigenen Wohnungen gefangen gehalten, andere in den gemeinen Kerker geworfen werden? So dachten Alle, als wir in Maulmain ankamen. „Ihr lauft in des Löwen Rachen!" sagten uns Viele, als wir nach Rangun gingen. Dies schien sich auch bei unserer Ankunft hier ganz zu bestätigen. Die Tyrannei in ihren häßlichsten Formen erschien hier als die Regel, nicht als Ausnahme. Man erklärte mich für einen Gefangenen, und zu reden und ohne Begleitung eines burmanischen Beamten auszugehen war mir untersagt. Natürlich beachtete ich dieses Verbot nicht. So stand es am 20. April. Am 1. Mai waren wir in unsrer eignen Miethwohnung, hatten unsre Bücher ausgelegt und unsre Apotheke geöffnet; wir begannen unsre Krankenheilungen, predigten das Evangelium und lehrten Alle die kamen. Am 3. Mai kam ein königliches Schreiben, das uns willkommen hieß und die Hoffnung aussprach, wir möchten geneigt seyn im Lande zu bleiben. Von diesem Tage an haben wir ohne die geringste Belästigung gearbeitet. — Am 1. Juli gingen wir in des Statthalters Wohnung und trafen da etwa 25 — 30 Beamtete und Diener im Audienzsaal. Sie fingen unter sich über den Zweck

unſrer Sendung, den Character unſrer Bücher und die Eigenthümlichkeiten unſrer Religion zu reden an und ſagten allerdings viel Wahres. Dann fingen ſie an uns Fragen vorzulegen, unter andern die: ob wir nicht Jeſus-Chriſtus-Leute ſeyen? „Das ſind wir,“ erwiederte ich — „und nun will ich euch auch ſagen warum.“ Hierauf gab ich ihnen in etwa 20 Minuten die Grundzüge der chriſtlichen Religion an, ohne im Geringſten unterbrochen zu werden.“ —

Von den chriſtlichen Karenen, welche öſtlich von Rangun wohnen und unter großen Bedrückungen ſchmachten, ſagt Miſſ. Kincaid unterm 28. Auguſt: „In allen ihren Wohnungen halten ſie Morgen- und Abendandacht und haben ſonntäglich in jeder ihrer Kirchen vier Mal Gottesdienſt. Ung Ban iſt der einzige ordinirte Geiſtliche öſtlich vom Irawaddi, und ſein Bezirk erſtreckt ſich von Prom bis ans Meer, etwa 100 Stunden lang von Nord nach Süd. In dieſem Bezirk ſind 30 Kirchen und etwas über 1000 Gemeinglieder mit 10 Hülfspredigern. Ung Ban muß alle dieſe Gemeinden beſuchen um zu taufen, das Abendmahl zu halten und die Kirchenzucht zu beaufſichtigen.“ — In Bezug auf das, was noch für die Karenen gethan werden ſollte, ſagt derſelbe Miſſionar: „Ein ordinirter Geiſtlicher ſollte mit 4 oder 5 Gehülfen ſich in der Nähe der Stadt Tung U, etwa 45 Stunden nordöſtlich von hier niederlaſſen. Die Karenen ſind in jener ganzen Gegend ungemein zahlreich und haben wiederholt um Lehrer gebeten. Ein anderer ordinirter Geiſtlicher mit mehreren Helfern ſollte in der Provinz Prom ſeyn, um das Evangelium in jener Gegend und nördlich bis an den Salwenfluß hin zu verkündigen. Jetzt haben ſie einen Helfer in jener Provinz und zwei Kirchen. In der weſtlichen Provinz Dalla, innerhalb 8 Stunden von Rangun, und bis 50 Stunden gegen Baſſein hin gibt es viele Karenen. Aus dieſer Gegend kommt ein Bote um den andern mit der Bitte um Lehrer, da ſie von dieſer vom Untergang der Sonne hergebrachten Religion gehört haben und ihre Landsleute ſie gerne annehmen. Die Felder ſind weiß zur Ernte, aber der Arbeiter ſind wenige. Die erwähnten Felder umfaſſen ein Gebiet von 100 Stunden Länge und 35 St. Breite, und ſind nicht in den Pantanan- und Baſſein-Provinzen inbegriffen, die ſich zwiſchen dem Irawaddi und dem Joma-Gebirge hinziehn. Dort ſind die Kirchen zahlreicher und wirkſamer und ſeit einigen Jahren weniger gedrückt. Es ſind dort 4 oder 5 ordinirte Geiſtliche und etwa 25 Helfer. — Seit wenigen Wochen ſind 50 Karenen getauft worden. Von allen Seiten ergeht der Ruf: Kommt herüber und helft uns.“ — Unt. 21. Aug. ſchreibt Dr. Dawſon: „Unſere Stellung iſt gegenwärtig ſo gut, als wir ſie nur hoffen durften. Die Leute kommen immer noch haufenweiſe zu uns. Dabei geben ſie nicht die mindeſte Furcht zu erkennen, ſondern kommen und gehen, wie es ihnen beliebt. Die öffentlichen Beamten gehen ihnen hierin ſogar mit ihrem Beiſpiel voran. Viele von dieſen beſuchen uns mit ganzen

Zügen von Begleitern und mit ihren Amtsabzeichen. Auch besuchen uns zuweilen mehrere ihrer angesehnsten und einflußreichsten Priester, jeder mit einem Gefolge von Schülern." — Unterm 8. Oct. schreibt Kincaid: „In meinem letzten Briefe erwähnte ich nur kürzlich den Umfang des Gebietes, die Zahl der Gemeinen und Glieder auf der Ostseite des Irawaddi. Die Zahl der Kirchen (Gemeinden) auf der Westseite des Flusses ist 46 mit eben so vielen Predigern. Keine Gemeinde hat weniger als 150 Mitglieder, mehrere haben über 300. — Der Statthalter einer Provinz zwischen Bassein und Dana-Bo ist nach Ava gegangen und hat mit dem König eine Besprechung gehabt in Bezug auf die Bedrückung der Karenen um der Religion willen. Er berichtete, die Karenen seyen nicht zu bewegen, ihre „weißen Bücher" und ihre Religion aufzugeben, und durch Bedrückung zwinge man sie nur zur Auswanderung, wodurch die Regierungseinkünfte beeinträchtigt werden. Der König befahl, die Karenen nicht zu belästigen und ihre Prediger Abgabenfrei zu halten. Seitdem hätten Geldbußen und Verpfändungen in diesem Bezirk gänzlich aufgehört." — „Ich habe so eben nach Maulmain um vier Kisten Bücher geschrieben, indem Alles was wir hatten bereits fort ist." — Die Missionare Kincaid und Dr. Dawson bereiten sich zu einer Reise nach Awa, wohin sie ihrer Instruction zufolge nach der Regenzeit zu gehen hatten, vor.

Celebes. (12) Missionar Rooy begleitete voriges Jahr Missionar Riedel auf einer seiner jährlichen Reisen zu den Strandorten seines Districts, wo Christengemeinden aus den Alfuren sind. Er erzählt viel Erfreuliches von dieser Reise. Vor allen ausgezeichnet fand er den Ort Kombei, von dem er sagt: „Die Gemeinde von Kombei zeichnet sich aufs günstigste unter den Strandgemeinden aus. Dafür gebührt der Dank vornehmlich dem wackern Häuptling und dem frommen Lehrer. Letzterer, noch in der Blüthe des Lebens, widmet seine besten Kräfte der Ausbreitung des Reiches Gottes, dem er selbst mit Leib und Seele angehört. — Wirklich auffallend ist der Unterschied zwischen Kombei, wie es noch vor wenigen Jahren war und wie es jetzt ist. — Als Bruder Riedel den Ort zum ersten Mal besuchte, war auch noch keine Spur von Gesittung zu sehen. Die Menschen lebten beinahe wie die Schweine, welche sie ziehen, fast ohne Kleidung und in allem Schmutz, zudem in geistlicher Finsterniß und im dummsten Aberglauben. Wenn jetzt zur einfachen Bretterhütte getrommelt wird (eine Kirche ist im Bau) um den Weg zur Seligkeit zu vernehmen, so erscheint Alles mit gereinigtem und aufgeputztem Haar, in reiner schwarzer, blauer oder weißer leinener Kleidung, theils baarfuß, Einige aber auch mit Schuhen oder Pantoffeln an den Füßen, in der einen Hand ein reines weißes Tuch, in der andern ein Gesangbuch oder das Neue Testament. Damals, bei Br. Riedels erstem Besuch, konnte selbst das Dorfoberhaupt ihm keine andere Ruhestätte anweisen als den

bloßen Boden. Tritt man jetzt in ihre Wohnungen, so ist keine, in der Einem nicht ein Stuhl oder eine Bank, wenn auch der einfachsten Art, angeboten werden kann, keine, wo nicht ein Tisch zu finden wäre, und obschon unsre Gesellschaft aus zehn Personen bestand, die hier und dort ihren Einzug hielten — Alle fanden eine anständige Schlafstelle. So ist es in ihren äußeren Umständen. Noch größer aber ist die Veränderung im Geistigen."— In Ranawanko ward Riedel durch den Anblick einer seit dem vorigen Jahre ohne sein Wissen errichteten Kirche sehr angenehm überrascht, die er dann auf das dringende Verlangen der Gemeinde durch Halten des Abendmahls einweihte. Auch taufte er dort 30—40 Erwachsene und Kinder.

Ober- und Nieder-Indien.

Calcutta. (27) Am 12. Nov. 1851 ist den drei ältesten eingebornen Katechisten: Dschagad Iswar Bhatdiargja, Prosunna Kumar Tschattergja und Lal Behari De, in feierlicher Versammlung das Predigtamt übertragen worden — nachdem sie zuvor ein sehr ehrenhaftes Examen in Hebräisch, Griechisch, Kirchengeschichte und Theologie bestanden und die vorgeschriebene Zahl von Reden vor dem Presbyterium zu großer Zufriedenheit gehalten hatten.

Missionar Ewart (27) schreibt von einer Preisaufgabe, welche ein junger Babu (Hindu) ausgeschrieben „über die Vorzüge des Christenthums und die Unhaltbarkeit des Hinduismus". „Der Gegenstand der Aufgabe wurde den Mitbewerbern erst an dem zur Eingabe anberaumten Tage bekannt gemacht, und außer Papier, Tinte und Federn und Lichtern des Abends, wo es nöthig wäre, wurden ihnen keine Hülfsmittel zugestanden. Das Ergebniß war: mehrere sehr vorzügliche Aufsätze, außer einer Anzahl noch sehr ehrenhafter, wovon einige die Arbeit von Zöglingen der zweiten Jahresclasse des Collegiums. Der beste Aufsatz war von Bischwambhar Tschandra, der noch kein Christ ist; und die zweitbesten von Schiba Tschandra Banurdschja, einem der christlichen Zöglinge, und von Radschandra Tschandra Tschandra, welchen dreien Jedem ein Preis zuerkannt wurde. Keiner der Mitbewerber ließ dem Hinduismus die geringste Schonung widerfahren. Alle, vornehmlich die drei genannten, setzten seine Albernheiten ohne alle Verhüllung blos. Alle gestanden der Religion der Bibel unbedingt die Krone zu, — und zwar keineswegs ohne Angabe der Gründe, sondern auf solche Beweisgründe hin, die sie für geeignet erklärten, allen vernünftigen und redlichen Forderungen zu entsprechen, und auf Grund seines Lehrsystems, welches alle Bedürfnisse des gefallenen Menschen mehr als jedes andre befriedigt."

Dacca. Missionar Bion* (15) schreibt unterm 31. October 1851 an seine Gesellschaft: „Es muß Ihnen bekannt seyn, daß der HErr meine schwachen Bemühungen, Seelen für Ihn zu gewinnen, gesegnet hat, und daß ich vor vier Jahren eine Gemeine von 40 Seelen hatte. Nach unserer Taufe verließen uns

jedoch Alle und schienen entschlossen zu seyn, nie wieder zu uns zurück zu kehren. Es macht mir daher Freude, Ihnen melden zu können, daß die meisten um Wiederaufnahme gebeten haben. Ihrer vier wurden im letzten Februar getauft, und am 12 dieses war es mir vergönnt, fünf weitere bei meiner Nebenstation Dajapur im Fluß unterzutauchen. Noch sind 8 bis 10 Taufbewerber in Dajapur, von denen Alle, nur Einer ausgenommen, zu meiner vorigen Gemeinde gehörten.

Vorderindien. Madras. Am 30. Sept. 1851 taufte Missionar Grant (27) drei der älteren Schülerinnen der Hindu-Mädchenschule. Eine andere, älter als diese, hatte sich mit ihnen um die Taufe beworben, wurde aber von ihren Eltern in Gewahrsame gehalten und dann von Madras entfernt. Auch die Getauften hatten, wie gewöhnlich in solchen Fällen, von ihren Verwandten schwere Anfechtungen zu bestehen, in denen sie aber glücklich überwanden.

Am 12. Dec. 1851 ertheilten die Missionare (27) den drei eingebornen Katechisten Radschagopahl, Wenkataramia und Ettarabschulu die Ordination zum Predigtamt.

Am 30. October tauften die Missionare der Kirche Schottlands (26) vier Hindumädchen von den gefördertsten Schülerinnen, was wie immer die Folge hatte, daß der Schulbesuch sofort bedeutend abnahm, nämlich bei den Mädchen um etwa ein Viertel, meist der ältern, und wohl noch in größerm Verhältniß bei den Knaben.

Manaargudi (17) Zwei Mal war die Schule der Wesleyaner durch gottlose Hand in Asche gelegt worden. Dann aber erhielten sie ein dauerhaftes Gebäude von Backsteinen von einem Eingebornen geschenkt, wie folgender Brief desselben an den Missionar Little bezeugt: „Manaargudi, den 22. Nov. 1851. Geehrter Herr! Da das mit Stroh bedeckte Schulhaus Ihrer Mission schon zwei Mal verbrannt worden ist, so entstand der Wunsch in mir, an dessen Stelle ein dauerhaftes mit Ziegeln bedecktes Gebäude zu errichten, das für hundert Knaben Platz gewährte, welche Englisch und Tamel lernen wollen. Darum habe ich dies Gebäude aus Beiträgen von mir und einigen Andern vollenden lassen, und habe nun das Vergnügen dasselbe der Wesleyanischen Missionsgesellschaft zu übergeben, die es, wie ich hoffe, für ihre Mission gebrauchen wird. Seine Länge ist 55 Fuß, seine Breite 30 Fuß. — Ihr ergebener T. Rungiah.“ —

Die Station Combaconum ist von der Londoner Missionsgesellschaft an die lutherische Mission von Leipzig übertragen worden. Die Station zählt etwa 150 Seelen. Im Bericht von dieser Uebernahme heißt es: „Durch den Gewinn dieser Station ist nun die Verbindung aller unsrer Missionsplätze am Kaweristrom hergestellt; von Tritschinopoli bis Trankebar und Porelar reicht eine lutherische Missionsgemeinde der andern die Hand, und Combaconum, als einer der Hauptsitze des Bramanismus, mit seiner ungemein stark bevölkerten

Umgebung, ist so recht eigentlich der Mittelpunct einer bedeutungsvollen und aussichtsreichen Missionsarbeit. Bereits hat auch in mehrern Dörfern um Combaconum die Mission festen Fuß gefaßt, und zwei derselben sind schon mit Capellen und Schulgebäuden versehen. Die Gemeinde (150 Christen) selbst hat gegen ihren bisherigen Missionar den Wunsch ausgesprochen, der Mission in Trankebar übergeben und somit ihrer alten Mutterkirche wieder einverleibt zu werden." —

Armenier. (38) Miss. Schneider in Aintab schreibt in seinem Tagebuch unterm 24. September 1851: „Die Brüder, die nach Maraſch gingen, sind so eben von da zurück gekehrt. Kurz vor ihrer Ankunft daselbst hatte eine Anzahl angefangen sich im Freien zu versammeln. Am ersten Sonntag waren es sechs, am folgenden 30, am dritten 60. Als die Armenier diese rasche Zunahme bemerkten, ließen sie mehrere dieser Leute schlagen und ihrer drei wurden in den Kerker geworfen, aber nach einigen Tagen wieder frei gegeben. Nach Allem was ich vernehme, ist die Zahl derer, die das Evangelium lieben, groß, und Viele sehnen sich nach Gewissensfreiheit. Zehn Personen haben sich in einer Bittschrift an den Statthalter als Protestanten unterschrieben." — Es werden zwei Missionare gewünscht um in Maraſch Posten zu fassen. Auch von andern Orten kommen fortwährend erfreuliche Nachrichten von Ueberhandnahme evangelischer Erkenntniß.

Missionar Dwight besuchte im October 1851 von Constantinopel aus Nicomedia und Ababaſar. Sonntags den 26. October predigte er in Nicomedia und sagt bei diesem Anlaß: „Die Aufmerksamkeit der Zuhörer (etwa 100) war sehr groß. Mehrere ehrwürdige Greise waren zugegen. Unter diesen war Einer mit einem langen Bart, den ich noch nie gesehen hatte, da er erst seit meinem letzten Besuch den Protestanten beigetreten ist. Er war ein Wartabed der armenischen Kirche und eine Zeitlang agirender Bischof von Arabkir gewesen. Während seines Dortseyns nahm er auf Befehl des Patriarchen Matteos seinen Leuten alle protestantischen Bücher weg, deren er habhaft werden konnte; einige verbrannte er, andere aber behielt und las er; und durch diese gingen ihm die Augen über die Irrthümer seiner Kirche auf. Bald darauf legte er seine dortige Stelle nieder, kam nach Nicomedia, trat auch sein Wartabed-Amt ab, und schloß sich als demüthiger Schüler der Wahrheit an die Gläubigen an. Er hält sich nun seit zwei Jahren zu den Protestanten und nährt sich durch Handel."

Syrien. Im October 1851 besuchte Missionar Thomſon (38) von Sidon aus die Protestanten des Dorfes Raſchajah und sagt davon in seinem Tagebuch unterm 14. October: „Wir hatten gestern Abend ein Zimmer voll aufmerksamer Zuhörer. — 15. October. Ich besuchte unter andern F. R. und unterhielt mich eine Stunde mit dem Alten und seinen vier Söhnen über das Evangelium. Hier hauste vor fünf Jahren der große griechische Patriarch, als er

die Proteſtanten zu vernichten und den Fortgang des Evangeliums aufzuhalten kam. J. R. war damals ſeine rechte Hand im Werke der Verfolgung — jetzt ſind er und ſeine Söhne erklärte Proteſtanten, und in demſelben Zimmer, in welchem der Patriarch mit ſeinen Trabanten ſich über die wirkſamſten Mittel berieth, das Evangelium von Hasbaia auszurotten, war es mir nun vergönnt, dieſer Familie Chriſtum zu verkündigen.“ — Während Thomſon in Raſchajah war, gaben 58 Männer, die ſich ſeit Kurzem als Proteſtanten bekannten, dem Emir eine Bittſchrift ein, daß ſie geſetzlich als ſolche anerkannt werden möchten.

Unterm 25. November ſchreibt Thomſon, es ſeyen 30 neue Namen als Proteſtanten in Hasbaia unterzeichnet worden. In Ibel hätten 62 eine Bittſchrift unterzeichnet, als ſolche anerkannt zu werden, und noch Mehrere ſeyen bereit, ihnen nachzufolgen.

West-Africa. Goldküſte. M. Freeman (17) in Cape Coast erzählt in ſeinem Schreiben vom 19. Juli und 13. Oct. 1851 eine Begebenheit, welche geſegnete Folgen verſpricht. In dem kleinen Dorfe Aſſafa am Meeresſtrande hatte ſich durch die Wirkſamkeit eines eingebornen Chriſten, welcher drei Jahre zuvor dort ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte, nach und nach eine kleine Gemeinde von 30 Gläubigen gebildet. Ein Theil derſelben hatte zwiſchen Aſſafa und Mankaſim, und in unmittelbarer Nähe des heiligen Waldes, ein Stück Land angebaut, in deſſen Mitte ſie ein ſogenanntes Pflanzerdörfchen, aus einigen Hütten beſtehend, anlegten. Vor einigen Monaten nun begingen ſie die Unklugheit, in dem nahen Fetiſchwalde einen Pfahl umzuhauen. Sofort beſchloß der Häuptling von Mankaſim, von den Fetiſchprieſtern angeſtachelt, für dieſen Frevel am Heiligthum der Fetiſche Rache zu nehmen. Er ließ die Chriſten durch eine bewaffnete Schaar überfallen, ſchlagen, gefeſſelt in Gewahrſam bringen, das Pflanzerdörfchen in Aſche legen und ihr Eigenthum zerſtören. Die Regierung in Cape Coaſt ſchlug ſich jedoch ins Mittel, zog den gewaltthätigen Häuptling von Mankaſim zur Verantwortung, erlegte ihm eine Buße auf und ließ die gefangenen Chriſten in Freiheit ſetzen. Einige begaben ſich hierauf nach Cape Coaſt, Andere in das benachbarte Dorf Anamaba, wo eine Chriſtengemeinde iſt. — Bald brach durch Anſtiften der Fetiſchprieſter gegen die nach Anamaba Geflüchteten eine neue Verfolgung aus. Die zwei Angeſehenſten unter ihnen wurden in der Nacht mißhandelt und mit Gewalt aus ihren Wohnungen und aus dem Dorfe vertrieben. — Der Oberhäuptling von Mankaſim, Eddu, wurde abermals mit einigen ſeiner Unterhäuptlinge nach Cape Coaſt beſchieden, und ihm ein Erſatz für den den Chriſten von Aſſafa zugefügten Schaden auferlegt. Anfangs verweigerte er trotzig den Gehorſam gegen ſeine Obrigkeit. Erſt als er nach einigen Wochen Widerſtands mit einem militäriſchen Ueberzug bedroht wurde, legte er ſich

aus Ziel und erſchien mit einer Schaar Bewaffneter in Cape Coaſt zur Verantwortung. Die verfolgten Chriſten und viele Beamtete und Häuptlinge erſchienen zu gleicher Zeit vor dem Statthalter zum Verhör. Es ergab ſich nun, daß nur drei der Chriſten ohne Mitwiſſen der andern den Pfahl im Fetiſchwalde umgehauen hatten, ein Verbrechen übrigens, das von Heiden ſchon oft ungerügt begangen worden war. Als die Verfolgten befragt wurden, gaben ihrer viele die Gründe an, warum ſie Chriſten wurden. Unter ihnen war ein bekehrter Fetiſchmann, Namens Edumazi, welcher ſagte: „Ich war ſelbſt ein Fetiſchmann und verſtehe alle geheimen Bewegungen der Fetiſchleute, und es gibt keinen Gott, der das Leben geben oder nehmen kann, außer dem großen Jehovah, der alle Dinge geſchaffen und die Menſchen mit Heilmitteln verſehen hat. Daß ich mein Fetiſchgeſchäft wohl zu verrichten verſtand, können Alle bezeugen, die mich in meinem vorigen tollen Lauf gekannt haben; daß aber Götter im Walde bei Mankaſim waren, glaubte ich in der That.“ — Hierauf erzählte er weiter, wie er zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt ſey, und berief ſich dabei auf einen anweſenden Fetiſchmann, ſeinen Freund, Namens Kwaſi-Kuma, welcher dann, ebenfalls zum Reden aufgefordert, das von Edumazi über die Schliche und Kniffe der Fetiſchprieſter Geſagte beſtätigte. Er ſagte, er ſey ſelber ein Fetiſchmann und kein Chriſt, er habe ſich aber über das Verfahren ſeiner Mitbrüder und über die Art und Weiſe, wie ſie Eddu zur Verfolgung der Chriſten und zu ſeinem Widerſtreben gegen die Obrigkeit gereizt hätten, ſo entſetzt, daß er ſich vorgenommen habe, zur Enthüllung von Handlungen behülflich zu ſeyn, an denen er ſich ſelbſt nur zu lange betheiligt habe. Dann meldete er, wie dieſe Prieſter ſeit ihrer Ankunft in Cape Coaſt mit Eddu angelegentlichſt die Vergiftung von drei Perſonen in Cape Coaſt und Anamabu beſprochen hätten, die er mit Namen nannte, angeſehene Leute, die ſie nur darum aus dem Wege ſchaffen wollten, weil ſie ihren Uebelthaten entſchieden entgegen traten. — Dieſe Enthüllung verurſachte unter den anweſenden Haufen eine außerordentliche Aufregung. — Das Urtheil gegen Eddu war, daß er, außer dem Buß- und Erſatzgeld für die Chriſten, als Bürgſchaft für ſeinen Gehorſam gegen die Obrigkeit und für den Frieden mit den Chriſten 15 Unzen Gold (2160 Gulden) für drei Jahre im Schloß von Cape Coaſt zu hinterlegen habe. — In Folge des Zeugniſſes von Kwaſi Kuma von der Verſchwörung der Fetiſchprieſter wurde faſt der ganze Trupp derſelben in Verhaft genommen und am 29. Auguſt zum Verhör gezogen. Dies geſchah im Beiſeyn von Eddu und der Häuptlinge. Kwaſi Kuma's Ausſage fand volle Beſtätigung, und mehrere dieſer Volksbetrüger wurden, nachdem ſie ſelbſt bekannt hatten, daß das ganze Fetiſchweſen nur Betrug ſey, wegen der großen Verbrechen, deren ſie ſchuldig befunden wurden, verurtheilt, öffent-

lich gepeitscht zu werden und fünf Jahre lang in Ketten zu arbeiten. Die anwesenden Häuptlinge, so unerwartet über ihren bisherigen Glauben an die Fetische enttäuscht, gaben ihre herzliche Beistimmung zu dem Urtheil. Sie sagten: „Was sollen wir nun thun wenn wir krank werden?“ „Das Beste wäre wohl, wir gingen Alle in die Schule.“ — Als Folge dieser Begebenheit bemerkt Missionar Freeman: „Der heilige Wald, zuvor Gegenstand der tiefsten Verehrung, wird jetzt als ein Schauplatz gräulicher Betrügereien angesehen. Die Verfolgten haben frohen Muthes ihr Dörfchen wieder zu bauen angefangen und singen in ihren Pflanzungen von Plantanen heilige Siegeslieder. — Eddu begab sich bald nach seiner Rückkehr nach Mankasim bei einem gewissen Anlaß in den Fetischwald unter dem Vorwand, wie gewöhnlich den großen Fetisch zu befragen. Er that wie gewöhnlich Fragen und erhielt Antworten; und während dies vorging, fielen eine Anzahl Männer, die sich hinter der Stelle, von wo die Antworten kamen, versteckt hielten, über die Redenden her und nahmen sie gefangen.

In einem spätern Brief vom 6. Dec. schreibt Miss. Freeman: „Der Einfluß des Fetischs scheint gänzlich zu Grunde gerichtet. Wir werden genöthigt sein, nächstes Jahr mehrere neue Stationen in jenem Theile des Districts anzulegen, um dem geistigen Bedürfniß von Hunderten und vielleicht Tausenden, die jetzt ihre Götzen wegwerfen, zu entsprechen.“

Süd-Africa. Miss. Livingston (18) der vor zwei Jahren den großen See Ngami im Innern von Africa (zwischen dem 19ten und 20sten Grad südlicher Breite) entdeckte, ist im vorigen Jahr (1851) noch weiter gegen Norden, bis an den großen Strom Sescheke und zu der Stadt desselben Namens (17 0 28′ südl. Br.) vorgedrungen. Miss. Livingston beschreibt diese Gegend als von vielen Flüssen durchschnitten, und sagt: „Allen diesen Flüssen nach wohnt eine dichte Bevölkerung eines kräftigen schwarzen Menschengeschlechts. Das Land ist reich an Korn und Honig und die Leute zeigen viel mehr Fertigkeit in Eisenarbeit, Flechtwerk und Töpferei als irgend ein südlicher Stamm.“ Leider hatten seit einem Jahre die Portugiesen von Westen her den Sclavenhandel zu betreiben begonnen. Livingston meint aber, daß wenn ein Missionar sich bleibend unter ihnen niederließe, es ihm leicht gelingen würde, die Leute zu Verzichtung auf diesen Handel zu veranlassen. Eine eigenthümliche Plage dieses Landes ist ein sehr giftiges Insect, Zizi genannt, dessen Biß dem Rindvieh tödtlich ist.

Labrador. (1) Im vorjährigen Bericht von Labrador heißt es von Hebron: „Aus der Zahl der aus Säglek hinzugekommenen Heiden erhielten mehrere im Frühjahr die heilige Taufe, nach welcher sie ein herzliches Verlangen bezeugt hatten.“ Die große Veränderung, die sich mit den Leuten von Säglek überhaupt zugetragen hat, machte den Brüdern viele Freude. — (Siehe M.-Ztg. 1849, Heft 1, S. 140. und 1850, Heft 1, S. 186—187.)

Nord-America. Neufundland. Miſſionar J. Brewſter (17) in Twillinggate erzählt in ſeinem Brief vom 30. October 1851 von einer über mehrere Theile der Inſel ſich verbreiteten Erweckung, die in einer Fiſcher-Familie angefangen hatte, welche durch das Vorleſen der Bibel unter Ermahnung und Gebet eines in derſelben angeſtellten Netzflickers zur Erkenntniß ihrer Sünden und des Heils in Chriſto gekommen war.

Guiana und Weſtindien.

Surinam. (1) Dieſe Miſſion hat in der letzten Hälfte des vorigen Jahres ſehr ſchwer am herrſchenden gelben Fieber gelitten, woran auch acht Miſſionsarbeiter, vier Brüder und vier Schweſtern, aus der Zeit gingen. Während dieſer Trübſalszeit aber durften die Brüder am 12. October 33 erwachſene Neger durch die Taufe in die chriſtliche Gemeinſchaft aufnehmen und am Sonntag darauf empfingen 25 Kinder die heilige Taufe.

Jamaica. Miſſ. John Vaz (17) in Port Antonio ſchreibt unterm 8. Januar 1852 von drei Perſonen, die er neulich durch die Taufe in die Kirche Chriſti aufgenommen habe. Zuerſt einen jungen Israeliten, dann einen Muhammedaner und eine heidniſche Negerin.

Neuſeeland. Miſſionar Thomas Buddle (17) in Auckland ſchreibt unterm 9. Oct. 1851: „Die Anſtalt für Eingeborne in den Dreikönigen iſt eine der intereſſanteſten Gegenſtände in unſerer ganzen Miſſion. Herr Reid iſt für dieſes Werk ganz vorzüglich geeignet; ich fürchte nur er überarbeite ſich. Außer ſeinen Unterrichtsgeſchäften hat er ein großes Landgut zu beaufſichtigen und die Schüler zur Arbeit anzuhalten. Sie haben im Laufe des Jahres 106 Morgen Landes eingefriedigt; mehrere der älteren Knaben können pflügen und eggen, graben und einhecken, und andere lernen das Zimmerhandwerk: ſie haben die nöthigen Bauten aufgeführt. Die Mädchen machen, flicken und waſchen unter Frau Reids Aufſicht ſowohl der Knaben als ihre eigenen Kleider. Der Ruhm unſrer Anſtalt ruft manche angeſehene Beſuche herbei, und Einige bezeugen, ſie allein ſey ſchon der Reiſe nach Neuſeeland werth."

Inſeln der Südſee. Die amerikaniſche Miſſionsgeſellſchaft (37) hat unlängſt eine neue Miſſion auf den Mikroneſiſchen Inſeln, ſüdweſtlich von den Sandwichsinſeln, nahe am Aequator, angefangen, wo das Evangelium noch nie gepredigt worden iſt. Die Eingebornen ſollen ein ſanftes friedliebendes Volk ſeyn, bei dem das weibliche Geſchlecht höher gehalten wird als unter allen andern Heiden. Sie haben keine Götzen, keine Tempel, weder heilige Tage noch Prieſter, ſondern verehren nur die Geiſter ihrer Ahnen. Sie haben von Schiffern gehört, welche große Veränderungen auf den Sandwichsinſeln ſtattgefunden haben und um Miſſionare gebeten, die kommen und ihre Lage verbeſſern ſollten.

Judenmissionen.

Im Blick auf die Vertreibung der Missionare (27) aus Ungarn und Gallizien (Miss.-Ztg. 1851, H. 4, S. 182) heißt es im Bericht der Committee: „Nie stand es bei diesen Missionen hoffnungsvoller, als zur Zeit da sie gewaltsam unterdrückt wurden. In Pesth war der Betsaal gedrängt voll der andächtigsten Zuhörer, und in den letzten paar Monaten hatten sich 7 oder 8 Personen an die Gläubigen angeschlossen. Erst am Vorabend der Abreise der Missionare zeigte sich's, bis zu welchem Grade Gott ihr Werk gesegnet hatte, indem da sehr erfreuliche Bekehrungen an den Tag kamen und sich bei sehr Vielen ein großes Bedauern über die Entfernung der Lehrer kund gab. Noch lebt diese Mission in einer großen blühenden Schule. Auch in Lemberg hatte die Mission festere Wurzeln zu schlagen begonnen; und Manche, die den Tag der Heimsuchung versäumt hatten, suchten angelegentlich noch mit dem Botschafter Christi zu sprechen, nachdem er den Befehl zur Abreise erhalten hatte."

Die Missionare der schottischen Staatskirche (26) in Deutschland haben sich in eine Conferenz vereinigt, in der Absicht, ihre Arbeiten um so wirksamer betreiben zu können, und sie sind ermächtigt worden, eine gleiche Zahl von Pastoren zu ihrem Beistand zu erwählen, nämlich für jeden ihrer Districte Einen. Die Conferenz soll jährlich drei Mal zusammen kommen zu gemeinsamer Besprechung und Gebet, und um Gelegenheit zu haben einander ihre Erfahrungen mitzutheilen und ihre Brüder in schwierigen Vorkommenheiten um Rath und Hülfe anzusprechen.

Inhalt

des ersten Heftes 1852.

Seite.

Vorwort 5

Etwas zum Titelbilde 8

Erster Abschnitt. Das Mittelalter und die Portugiesenzeit. — Nestorianische Christen im sechsten Jahrhundert in Ceylon. — Verschwinden des Christenthums zwischen dem sechsten und sechszehnten Jahrhundert. — Berichte früherer Reisender. — Portugiesische Eroberung im Jahre 1505. — Sonderbare Mittel zur Bekehrung der Singhalesen. — Der h. Franz Xavier, der Apostel Indiens. — Bekehrung der Hindus. — Bekehrung der Buddhisten. — Stand des Christenthums bei Ankunft der Holländer im Jahre 1638 9

Zweiter Abschnitt. Die holländische Zeit. — Treubruch am Könige von Kandy. — Holländische Verfolgung der Römischkatholischen. — Gegenwärtiger Zustand der Portugiesen in Ceylon. — Die Einführung der reformirten Staatsreligion. — Außerordentliche Nachgiebigkeit der Eingebornen. — Mittel zur Bekehrung der Buddhisten. — Schulwesen der Holländer. — Kirchenwesen in Ceylon. — Maaßregeln gegen den Buddhismus. — Abnehmen des Christenthums. — Wachsender Einfluß der röm. Katholiken. — Mißlungene Einführung der reformirten Staatsreligion. — Ursachen des Mißlingens 24

Dritter Abschnitt. Die brittische Zeit. — Anfängliche Vernachlässigung der Eingebornen. — Allgemeiner Rückfall ins Heidenthum. — Der niedrige Charakter der Regierungschristen. — Die englische Kirche. — Die römisch-katholische Kirche und ihr Fortschritt. — Die holländisch-reformirte Kirche im Sinken. — Wiederherstellung des Protestantismus unter den Singhalesen. — Erster Eintritt der Missionare. — Die Londoner Missionsgesellschaft 1804. — Die Baptisten 1812. — Die wesleyanischen Methodisten 1814. — Anglicanische Mission 1818. — Die Tamuls. — Die americanischen Missionare 41

Seite.

Vierter Abſchnitt. Der Bramanismus und die evangeliſche Miſſion. — Großartigkeit, Geheimniß und Macht des erſtern. — Die heiligen Bücher. — Die großen Stützen, Kaſte und Wiſſenſchaft. — Mythologie. — Hoffnungsloſes Ritual. — Schiwa-Verehrung. — Falſche Naturanſchauung. — Wirkungen des Schulunterrichts der Miſſionare. — Koſtſchulen und Collegien. — Weibliche Erziehungsanſtalten. — Ausgezeichneter Erfolg der letzteren. — Geſellſchaftliche Hebung der Tamuln. — Allgemeine Ergebniſſe 58

Fünfter Abſchnitt. Der Buddhismus und Dämonendienſt. — Nationalcharakter der Singhaleſen. — Gleichgültigkeit gegen alle Religionen. — Der Buddhismus und ſein Urſprung. — Sein Alter und ſein weites Herrſchaftsgebiet. — Lebensgeſchichte des Gotama Buddhu. — Seine Menſchwerdung. — Seine Religion. — Seelenwanderung. — Buddhiſtiſche Naturanſicht. — Buddhiſtiſche Lehre vom Zuſtand nach dem Tode. — Lehre vom Schickſal und der Nothwendigkeit. — Prieſterſchaft und ihre Privilegien. — Verſchiedene Buddhiſtenſecten. — Dämonenverehrung und ihr Urſprung. — Religiöſe Gebräuche und Prieſter 97

Sechster Abſchnitt. Sittlicher und geſellſchaftlicher Zuſtand der Singhaleſen. — Fortſchritte des Chriſtenthums. — Die Baptiſten-Miſſion. — Die Wesleyaner. — Die engliſch-kirchliche Miſſion. — Ergebniſſe. — Ausſichten in die Zukunft 129

Miſſions-Zeitung 177

Lith. v. E. Kaufmann in Lahr.

DIE STADT BATHURST AUF DER INSEL St MARY IM GAMBIA - FLUSS.

Jahrgang
1852.
Zweites Quartalheft.

Die Entwicklung
der
evangelischen Missionen im westlichen Africa.

Dritte Abtheilung.

Die Mission in Sierra Leone
und ihre Tochter-Missionen.

(Mit einer Abbildung von Bathurst im Gambia.)

Erſter Abſchnitt.

Urſprung der wesleyaniſchen Miſſion. — Ihr Anfang in Sierra Leone. — Verfehlte Fula-Miſſion. — Erſte Miſſionare auf der Halbinſel. — Feſte Arbeit. — Der fromme Statthalter. — Die Götzen im Sacke. — Tamba's Bekehrung. — Ablöſungen. — Zunahme der Gemeinde. — Arbeitsvertheilung. — John Crown. — Freudiger Empfang der Miſſionare. — Todesfälle und raſche Wechſel der Arbeiter. — Wirkung derſelben. — Negergebet für die Miſſionare. — Der Morgenſtern Africas. — Hoffnung und Erfüllung. — Schatten. — Bekehrung eines Muhammedaners. — Todesfälle und abermalige ſchnelle Wechſel. — Ausdehnung der Gemeinde.

Die Wesleyaner oder engliſchen Methodiſten konnten bei dem regen Eifer und der warmen Liebe, die in den Angehörigen dieſer evangeliſchen Partei von jeher brannten, gegen ein Elend, eine Hülfsbedürftigkeit und eine Möglichkeit der Hülfe nicht gleichgültig bleiben, wie ſie der Anblick von Sierra Leone zugleich dem Chriſtenherzen entgegenbot. Miſſion war ſchon ſeit 1769 die Loſung dieſes chriſtlichen Vereines geweſen, und John Wesley und Dr. Coke hatten ſchon Oceane durchkreuzt, um den Heiden oder verkommenen Chriſten das Wort des Heils zu bringen, lange ehe man an Geſellſchaften und regelrechte Miſſionsarbeiten in der engliſchen Heimath dachte. Schon 1763 waren Wesleyaner nach America gegangen und hatten mit großem Erfolg dort gepredigt; 1769 wurde es zur ernſten Frage, wen man dorthin ſenden ſolle, um die Arbeit zu erweitern.

Dies war der Anfang der Miſſionen dieſer Abtheilung der evangeliſchen Kirche. Im Jahr 1786 ſegelte Dr. Coke mit drei Miſſionaren nach Neuſchottland hinüber — die erſte eigentliche Ausſendung. Stürme trieben ihn nach Weſtindien und die Negermiſſion der Wesleyaner trat ins Leben. Daß von den Negern im Weſten des atlantiſchen Oceans der Blick und die That zu denen im Oſten deſſelben gelenkt wurde, iſt leicht begreiflich. Doch kam der Anlaß für die Arbeit in Sierra Leone von anderer Seite.

Wir ſahen, daß die Neger-Colonie in Sierra Leone einen ſtarken Beſtandtheil aus Neuſchottland (Nova Scotia) im brittiſchen Nord-America erhielt und daß dieſer Zuſatz der Bevölkerung ein ſchlimmes Element der Unzufriedenheit und lange dauernden Gährung in dieſelbe brachte. Doch waren unter dieſen Neuſchottländern auch fromme Seelen, durch die wesleyaniſchen Sendboten in Nord-America bekehrt. Sie ſchloſſen ſich gleich nach ihrer Ankunft (1792) zu einer wesleyaniſchen Gemeinſchaft zuſammen, hielten Gottesdienſte nach der Weiſe derſelben und wählten aus ihrer Mitte einige Prediger. Der Wandel und die Predigt blieben nicht ohne Wirkung. Die Zahl der Angehörigen wuchs, und bald wurde ein Predigthaus nöthig, das 400 Zuhörer faſſen konnte. Eigentliche Mitglieder waren es damals 223, und von ihnen gingen Bitten auf Bitten an die Leute der wesleyaniſchen Gemeinſchaft in England, beſonders den feuereifrigen Dr. Coke, um einen Miſſionar für die Halbinſel. Ihm lag jetzt dieſelbe und überhaupt Africa ſo am Herzen, daß er es zu einem beſtändigen Strebeziel machte für dieſen Erdtheil zu thun, was er für America gethan und noch immerwährend that. Sein Streben ging auf eine Miſſion im Fula-Lande, außerhalb der Colonie, und es gelang ihm (1796) etliche wohlunterrichtete Handwerker aus der Zahl der Wesleyaner für die Sache zu gewinnen. Allein man war damals noch zu wenig geübt in der Wahl der Perſonen, noch zu wenig bekannt mit den richtigen Wegen zur Arbeit unter den Heiden; es war auch in der ganzen Sache noch zu wenig Nachdruck, indem nicht die Conferenz der Wes-

leyaner, ſondern ein Verein aus verſchiedenen religiöſen Gemeinſchaften an der Spitze ſtand. Man wollte eine Colonie bei den Fula-Negern gründen, ſie Ackerbau und Handwerke lehren, und wählte daher die Arbeiter zu ſehr nach dieſer äußerlichen Rückſicht. Sie reisten mit dem trefflichen Statthalter Macaulay nach der Colonie, und dieſer wollte ſie ſogar an den Ort ihrer Beſtimmung im Fula-Lande begleiten. Allein ſchon auf dem Reiſewege war über ihren chriſtlichen Charakter gegründeter Zweifel entſtanden, und als es galt, Sierra Leone zu verlaſſen, da erklärten die Meiſten, zum Theil durch ihre Frauen angeregt, weil man unkluger Weiſe verheirathete Männer zu dieſem erſten Verſuch gewählt hatte, nicht gehen zu wollen, und es zeigte ſich überhaupt, daß die Wahl der Arbeiter keine glückliche geweſen, aber auch daß es zu ſolchen Miſſionen außerhalb Sierra Leone noch nicht Zeit ſey. Die rückkehrenden Sendboten traf die verdiente Schmach, und nur Einer, der aber auch ganz allein geſtanden hatte, rettete ſeinen Ruf als wahrer Chriſt durch dieſe Feuerprobe hindurch.

Dem edlen Dr. Coke „blutete das Herz aus allen Poren", wie ſein Lebensbeſchreiber ſagt, über dieſes Mißlingen. Aber er ließ die Hände nicht ſinken, ſondern trug der wesleyaniſchen Conferenz den Plan vor, eigentliche Miſſionsarbeit ſtatt der Coloniſirung in Weſt-Africa zu beginnen. Er wurde angenommen und Archibald Murdock und William Patten dazu erwählt. Allein ſie gingen nicht ab, ſondern arbeiteten in Irland, Murdock ſpäter in Weſtindien. Bis zum Jahr 1808 wurde Weſt-Africas nicht mehr ausdrücklich gedacht, und auch da wurde nur von der Nothwendigkeit eines Predigers für Sierra Leone, wenn der geeignete Mann ſich finde, geredet. Es fehlte an Mahnungen nicht, denn die kleine Heerde von Sierra Leone bat wiederholt um Hülfe. Allein das frühere Mißlingen hatte ängſtlich gemacht, und Niemand bot ſich freiwillig an, in ein ſo gefährliches Klima wie Sierra Leone ſich zu wagen. Erſt 1811 gelang es, in Herrn George Warren (als Prediger) und deſſen Gehülfen Rayner, Healey und Hirſt

(als Schulmeiſter) die Männer zu finden, die mit Freudigkeit die Hand an den Pflug legen wollten. Glücklich angelangt, wurden ſie von dem Statthalter und dem Caplan der Colonie, Herrn Ryländer, freundlich empfangen, am freudigſten aber von der kleinen Gemeinde, der ihr Erſcheinen eine Gebetserhörung war. Ihre Capelle wurde gedrückt voll, als Herr Warren zum erſten Male darin predigte, und wurde bald zu eng. Sünder wurden zu Gott bekehrt, die Gemeinde wuchs nach innen und außen — aber leider ſtarb Warren nach ganz kurzer Wirkſamkeit. Seine Lücke blieb lange offen und war um ſo fühlbarer, als auch Rayner nach Europa heimkehrte und als kurz nachher der edle Dr. Coke auf ſeiner Reiſe nach Oſtindien ſtarb, wodurch Africa ſeinen wärmſten Fürſprecher verlor. Im Jahr 1816 wurde die Lücke durch Herrn William Davies wieder ausgefüllt, und er begann auch ſogleich ſeine Arbeit an der Gemeinde. Ein Schulhaus wurde in Freetown gebaut und Frau Davies wirkte im Segen unter dem weiblichen Geſchlechte. Allein nicht lange ſollte der treue Miſſionar ſich dieſer edlen Gehülfin erfreuen: ſie ſtarb noch vor Ende des Jahres, während er ſelbſt langſam vom Klimafieber ſich erholte. Die erſte merkliche Bekehrung eines Schwarzen war ein ſüßer Tropfen in dieſen Leidenskelch. Durch die chriſtliche Freundſchaft des Herrn Butſcher wurde dem Vereinſamten der Schmerz der Wittwerſchaft erleichtert. Mit dieſem edlen Streiter Chriſti ging Davies nicht ſelten früh Morgens aus der Stadt, um benachbarte Dörfer zu beſuchen und ſtärkte ſich mit ihm an den Stimmen des Gebets und der Dankſagung, die aus den Hütten der Neger ſich vernehmen ließen. Einmal ging der edle Statthalter Maccarthy ſelbſt mit ihm nach Kiſſeytown und ließ die Leute zur Predigt zuſammenrufen. Da unter einem Schuppen kniete während der Liturgie der Statthalter auf den feuchten Thonboden und ſprach die Antworten, die in derſelben der Küſter zu ſprechen hat, zum ſchönſten Beiſpiel für die Heiden. Einmal als Butſcher und Davies zuſammen in einem der Dörfer geprediget hatten, ging der Häuptling

deſſelben von Haus zu Haus und ſammelte die Grigris ſeiner Leute in einen Sack. Am Mittag brachte er ſie, dieſe ledernen, hörnernen, papiernen Zaubermittel mit den arabiſchen Worten darauf herbei, ließ Reiſig, Stroh u. dgl. zuſammen tragen und verbrannte die ganze Wirthſchaft. Ein Dorfbewohner klagte laut: „Wer mich jetzt machen „Grigri, mich zu bewahren?“ Da ſagte ihm ein alter Mann: „Schweig du! Mich denken, dieſe Dinge uns vor „groß Feuer ſchützen und können ſich ſelbſt nicht ſchützen „vor Verbrennen vor meinen Augen. Mich nicht länger „ein Thor. Mich weiß Mann Gott ſuchen, mich Maſſa „Jeſus ſuchen mich zu bewahren.“ Es war ein ſchönes Verhältniß zwiſchen der engliſchen Kirche der Colonie unter dem weitherzigen Butſcher und den Wesleyanern. Vereint genoſſen und reichten ſie das heilige Abendmahl, in der Kirche und in der Capelle; wöchentliche Betſtunden wurden in der wesleyaniſchen, der Baptiſten-Capelle und in der der Lady Huntingdon gehalten. Die Schulen gingen in reichem Segen fort und es war ein herrlicher Tag, als Butſcher und Davies an Einem Tage 105 Kinder der befreiten Africaner tauften.

Im Jahr 1816 kam Samuel Brown mit ſeiner Gattin dem überlaſteten Miſſionar zu Hülfe. Es war Zeit, denn Davies hatte nicht blos in Freetown, auch in Leopold, Congo-Town und andern Niederlaſſungen zu predigen. Ein Beſuch dieſer Art, den er bei Johnſon in Regentstown machte, hatte die Frucht der Bekehrung Tamba's, des von uns oft genannten nachherigen Gehülfen. Bei der Predigt weinte er laut und blieb in der Kirche als die Andern weggingen, ſichtlich entſchloſſen nicht zu ruhen, bis er den Frieden Gottes erlangt hätte. Als ihm der Miſſionar am andern Morgen begegnete, fragte er ihn: „Nun, Tamba, wie geht „es dir heute? was fühlt dein Herz heute?“ „Mein Herz“, ſagte Tamba, „mein Herz jetzt nicht hier leben.“ „Wo denn, „Tamba?“ „O Maſſa, Herz nun ganz oben leben.“ —

Solche Erquickungsmomente waren, wie überhaupt in Sierra Leone, nur die kurzen Strahlen der Sonne aus

dunkeln Wolken. Bald ſammelten ſich dieſe wieder. Butſcher ſtarb; ihm folgte die treue Jüngerin Jeſu, Frau Brown; Davies mußte krank nach England gehen (1818). Um jene Zeit ſchrieb Herr Brown nach Hauſe:

„Wir haben 150 förmliche Gemeindeglieder, 44 auf „Probe, die alle richtig wandeln. Etwa 90 gehören zu „den Neuſchottländern, 20 zu den Maronen, 40 zu den be„freiten Negern; die Probeleute ſind ſämmtlich von den letztern. „Daß die Frömmigkeit der Africaner gleich erleuchtet, kräftig „und ſtetig iſt, wie bei Europäern, kann und will ich nicht „ſagen. Aber man darf auch nicht vergeſſen, daß ſie nicht „von allen Seiten Lichtſtrahlen des Evangeliums aufnehmen, „und der Morgenſtern iſt doch aufgegangen in ihren Herzen. „In der Soldatenſtadt und der Portugieſenſtadt haben wir „ſchöne regelmäßige Verſammlungen; unſere Hauptcapelle „kann die Zuhörer nicht faſſen und die Maronen bauen in „ihrem Quartier jetzt ein ſteinernes Kirchlein.“

Er hatte allen Grund, um Verſtärkung der Miſſion durch weitere Arbeiter zu bitten. Sie wurde ihm in der Perſon der Herren Baker und Gilliſon noch zu rechter Zeit zu Theil, ehe er ſelbſt zuſammen ſank (1819), indem immer neue Fieberanfälle und allzu angeſtrengte Arbeiten ihn tief heruntergebracht hatten. Die wesleyaniſche Miſſionsgeſellſchaft faßte um jene Zeit den weiſen Beſchluß, die Miſſionare für Sierra Leone nur auf drei Jahre auszuſenden und dann ſie auf geſundere Stationen zu verſetzen. So wurde Herr Brown, um ſein Leben zu erhalten, für St. Vincent in Weſtindien beſtimmt. Es wurde ihm, wie er ſelbſt ſagte, ſehr ſchwer, ſich loszureißen, denn nach ſeiner Thränenſaat war jetzt eben eine Freudenernte in der wahren Bekehrung von 20—30 Heiden eingetreten. Allein er folgte dem Rufe ſeiner Vorgeſetzten und ließ das Werk in den Händen der neu eingetretenen Brüder.

Als er das Feld verließ, war es in folgendem Stande

Fünf Plätze zu regelmäßiger Predigt befanden ſich in Freetown und in zwei Africaner-Dörfern. Am öſtlichen Ende von Freetown befand ſich das Haupt-Verſammlungs-

haus, ein hölzernes Gebäude mit einem Grasdache, immer mit Bänken verſehen, das 3 — 400 Zuhörer faßte. Der Grund zu Erbauung von Capelle und Predigerwohnung war im Beſitz der Miſſion und der Bau der erſtern ſchon angefangen, auch 200 Pfund Sterling (2400 Gulden) für den Weiterbau geſammelt. In jenem Hauſe wurde am Sonntag zwei Mal, am Mittwoch ein Mal gepredigt, am Montag ein Kindergottesdienſt, jeden Morgen und zwei Mal auch Abends eine Betſtunde gehalten. Hieher ſtrömten die Neger aus den Dörfern und mußten oft in der heißen Sonne draußen ſich niederlaſſen, um das Wort des Lebens zu hören. — Am weſtlichen Ende der Stadt wohnten die Maronen und die befreiten Africaner. Da wurde früh Morgens auf der Straße, ſpäter in der Hütte eines Negers gepredigt. Nicht wenige Seelen wurden da für Chriſtum gewonnen. — Congotown iſt eine Zahl zerſtreuter Hütten, meiſt von Congo-Negern bewohnt, deren ſich Herr Brown kräftig angenommen hatte. Sie ſelbſt bauten eine Capelle, um Schule und Gottesdienſt zu erlangen. Ein Eingeborner arbeitete an der Schule und die Predigt fand regelmäßig ſtatt. Die Soldatenſtadt umfaßte wohl 600 Erwachſene und war der Wohnort der freien Schwarzen, die im Militärdienſte ſtanden. Auch hier fing die Predigt unter freiem Himmel an und dauerte ein ganzes Vierteljahr ſo, bis ein bedeckter Ort gewonnen wurde. Die Stumpfheit der Heiden ſtellte hier große Hinderniſſe in den Weg, aber unabläſſige Arbeit der Liebe überwand ſie. Lange ſtand der Miſſionar an, dieſe in grober Fleiſchesluſt, in dumpfem Aberglauben, in grauenhafter Unwiſſenheit lebenden Menſchen, unter die er oft hineintrat und bei denen es ſo äußerſt ſchwer wurde, ſich nur verſtändlich zu machen, zu taufen. Da kam Einer derſelben, John Crown, einmal zu ihm und erzählte, wie bei der Taufe ſeines Kindes ſein Herz ergriffen worden; wie er im Buſche, in ſeinem Hauſe, wo er ging und ſtand, unabläſſig um Vergebung ſeiner Sünden zu Jeſu gebetet habe; wie ihm Alles eingefallen ſey, was er gethan; wie er vor Angſt nicht mehr habe eſſen

und ſchlafen können; wie ſein Weib und ſeine Kameraden ihm vergeblich zugeſprochen, ſich keine Sorgen zu machen; und wie er einmal vom Gebet im Buſche heimkehrend, plötzlich von aller Angſt los und mit Freude erfüllt geworden ſey; daß er in ſeinem Lande Honig, im Lande der Weißen Zucker gegeſſen habe, aber das, was er erfuhr, viel ſüßer geweſen ſey, als beide; daß er ſo etwas, ſeit ſeine Mutter ihn geboren, nie gefühlt und es ihm lieber ſey, als wenn ihm der Statthalter ein ganzes Haus voll Kleider gegeben hätte. Er war voll Dankes, daß ihn Gott hieher gebracht. Er wurde ein geſegnetes Werkzeug für Viele um ſich her, und eine Gemeinde wurde um ihn geſammelt.

Die Portugieſenſtadt hat ihren Namen davon, daß ihre Bewohner aus den Händen der Portugieſen befreite Neger ſind. Dorthin kam der Miſſionar, ließ eine kleine Glocke erſchallen und ſammelte dadurch die Neger um ſich und predigte dann an einer Hütte unter freiem Himmel. Bald konnte er einen Predigtſchuppen errichten und eine Schule bilden. Die Arbeit war geſegnet.

Im Ganzen brachte das Jahr 1817 nicht weniger als hundert feſte Gemeindeglieder. Dieſes ſchöne Arbeitsfeld betraten Baker und Gilliſon mit Freuden; aber bald hatte den Letztern das Fieber hinweg gerafft. Der einſame Baker aber ſtand in ſeliger Freude unter ſchweren Krankheitsleiden da, weil eine köſtliche Erweckungszeit ſeinen Muth ſtärkte. Raſch wurde die Zahl der Gemeindeglieder auf 330, auf 400 gebracht, und in mancher Woche 20 — 30 Seelen zu Jeſu Chriſto lebendig bekehrt. Ja Baker dachte, da eben damals in Gambia ein brittiſcher Poſten angelegt wurde, an eine Miſſion in jener Gegend und reiste auch in der That dahin ab, als Miſſionar Huddleſtone mit ſeiner Gattin und Herr Lane die ſchöne Arbeit in Freetown in ihre Hände genommen hatten. Der Letztere wurde zwar bald nach dem Gambia verſetzt, aber er kam von dort wieder zurück — freilich faſt nur um ſein frühes Grab zu finden. Ihm folgte Huddleſtone nach wenig Monaten (1823). Seine Arbeit war eine ſehr geſegnete geweſen und die Zahl

der Gemeindeglieder war unter ihm gewachsen. Bei den Maronen und in der Portugiesenstadt waren stattliche Capellen erbaut worden. Eine Zeitlang war die Heerde nun verwaist, aber im Jahr 1824 kamen Piggott und Harte, deren Ankunft so geschildert wird:

„Nie konnten zwei Missionare freudiger empfangen „worden seyn; die Nachricht ihrer Ankunft war schnell ver„breitet; es war ein lieblicher Anblick, die armen Schwarzen „von einem Hause zum andern rennen zu sehen, um den „Brüdern und Schwestern die frohe Kunde zu bringen, „wobei sie Augen und Hände zum Himmel erhoben und „Gott lobten und priesen."

In die Stimmen des Lobes mischten sich jedoch noch vor Ende des Jahres die Thränen der Trauer. Der edle fromme Harte sank ins Grab. Aber Piggott schritt muthig im Werke fort, die gesunkene Zahl der Mitglieder zu heben und nach allen Seiten das Wort Gottes zu verkündigen. In Congotown errichtete er eine Sonntagsschule. Im April 1825 konnte er schreiben: „Der HErr war uns wieder „gnädig trotz meiner Einsamkeit und verdoppelten Sorge „und Mühe. Das letzte Vierteljahr hat uns wieder neun „Bekehrte gebracht, die ihren Glauben mit redlichem Wandel „zieren. Ich sehe bessern Tagen entgegen."

Missionar Dawson, der eigentlich für den Gambia bestimmt war, half ihm kurze Zeit das Netz ziehen und durfte Zeuge von der Taufe mehrerer Muhammedaner seyn, mußte aber auch in Freetown seine Gattin begraben. Er konnte im Jahr 1827 erst auf seine Station abreisen, während Piggott nach England heimkehrte und von den Missionaren Courties und May auf der Halbinsel abgelöst wurde.

So heilsam dieser rasche Wechsel für die Ersparung unschätzbarer Menschenleben und Kräfte für eine Gesellschaft war, die wie die wesleyanische Missionsgesellschaft dieselben auf so vielen Arbeitsstätten in der Heidenwelt oder auch in der Heimath verwenden konnte, so günstig sich für denselben die Lage der Dinge in Sierra Leone stellte, wo die englische

Sprache ſchnell die herrſchende wurde und keine Zeit mit Erlernung ſchwieriger Landesſprachen verloren ging, ſo hatte die Sache doch auch ihre Nachtheile. Der Miſſionar, der ſich bewußt iſt, nur für wenige Jahre an einen Ort geſendet zu ſeyn, wird wohl nicht weniger gewiſſenhaft in Verwendung von Zeit und Kraft ſeyn, wenn er überhaupt der rechte Mann iſt, als wäre er für Zeitlebens in ſein Feld geſtellt; er wird ſogar bei der Kürze ſeiner Arbeit trachten, den engen Zeitabſchnitt recht mit Thaten des Glaubens auszufüllen; er wird wagen, was mancher Andre nicht wagen würde. Allein er wird andererſeits den weit ausſehenden, Jahrzehende fordernden Arbeiten der Miſſion, der Erziehung für das Lehr- und Predigtamt, der langſamen ſittlichen, geiſtigen, bürgerlichen Umgeſtaltungen, die ein ſo weſentliches Element der Miſſion ſind, ſich weniger hinzugeben wagen, weil ihm die kurze zur Predigt des Evangeliums hier am beſtimmten Ort vergönnte Zeit zu koſtbar dazu iſt. Er wird zwar bald den Neger in ſeinem gebrochenen Engliſch nothdürftig verſtehen, aber er wird nicht eben ſo fließend in dieſer Sprache zu reden und ſie allmählig durch Annäherung an das reinere Engliſche zu verbeſſern und zu veredeln wiſſen. Und ſo werden die vielen Sprachen, die ſich hier in das Engliſche miſchen: das Franzöſiſche, Portugieſiſche, die Joloff, Mandingo, Fula, die Timmani, Serrawulli und Kru, und die fünfzig Dialekte des innern Africa doch ein Hinderniß ſeiner Wirkſamkeit bleiben. Darum, es darf wohl geſagt werden, hat die wesleyaniſche Miſſion in Sierra Leone auch nie die volle Vergleichung mit der engliſch-kirchlichen auszuhalten vermocht, bei der die Regel gilt, daß die Miſſionare zwar nach Zwiſchenräumen von vier bis fünf Jahren zur Erholung nach Europa zurückkehren, aber auch, daß ſie Sierra Leone bleibend angehören.

Courties und May hatten jedoch ihre Frucht, denn während ihres kurzen Wirkens wurde die Zahl der Gemeindeglieder, die (gewiß nicht ohne Einfluß des raſchen Wechſels der Arbeiter) ſehr geſunken war, um mehr als 50 wieder vermehrt, und eine ſichtbare Erweckungszeit war angebrochen. Allein wie kurzſichtig ſind der Menſchen Gedanken! wie

ſicher ſchien für die ununterbrochene Leitung der Gemeinden geſorgt, da Courties und May, ohne vom Fieber ergriffen worden zu ſeyn, ſich dem Ende ihrer Laufbahn in dieſer Miſſion mit vollen Kräften näherten und ihre Nachfolger Munro und Peck ſchon auf dem Wege waren (1828). Nachdem ſie glücklich in die Nähe ihres Beſtimmungsortes gekommen, war die erſte Kunde, die der Lootſe an Bord brachte, daß May vor ſechs Wochen geſtorben ſey. Peck erzählt von ihrer Aufnahme: „Nie werde ich das Gefühl „vergeſſen, das mich durchdrang, als ich zum erſten Mal „in einer ſchwarzen und farbigen Gemeinde ſtand und predigte. „Die Nachricht von unſrer Ankunft hatte ſich ſchnell verbreitet „und wir waren von zahlreichen uns begrüßenden Negern „umringt. Courties forderte einige zum Gebete mit uns auf, „und die Einfalt und Innigkeit ihres Gebetes hätte härtere „Herzen als die unſrigen gerührt. Wir verſtanden nicht Alles, „aber die Hauptſache verſtanden wir wohl: „O HErr Jeſu, „ſegne unſere neuen Prediger! Du haſt Sadrach, Meſech „und Abednego im Feuerofen bewahrt; Du haſt ſie über „das große Waſſer gebracht, ſegne ſie, HErr; ſegne ihr „Leben, HErr, mache ſie nützlich; ſegne ihre Väter und „Mütter, ihre Brüder und Schweſtern und Freunde, die ſie „verlaſſen haben. Segne die große Geſellſchaft, die ſie ſendet. „Die große Geſellſchaft für Africa beten, HErr; nun Africa „auch für ſie beten u. ſ. w.“ —

Am folgenden Sonntag waren die Neuangelangten noch Zeugen von der raſtloſen, freudigen Thätigkeit des Miſſionars, und Herr Peck fing ſeine Arbeit in der Portugieſenſtadt und bei den Maronen an. Es war Zeit geweſen, daß neue Arbeiter kamen, denn eine Partei von Methodiſten hatte den Negern geſagt: „Es kommen keine weißen Prediger „mehr, die Geſellſchaft ſchickt keine mehr, weil ſie alle ſterben; „kommt lieber zu uns.“ Ein Neger bemerkte darüber: „Wie „werden ihre Herzen jetzt brennen; Gott ſey Dank! Er uns „Prediger ſchicken, viele, viele.“ Peck knüpft an dieſe Erzählung die Bemerkung an: „Sollte je der Miſſionsgeiſt „ſo abnehmen, daß die Unglücksweiſſagung jener Leute

„wahr würde? Nimmermehr. Ich würde mehr als mein „armes Leben an dieſe Colonie wagen. Wilberforce nennt „ſie den „Morgenſtern Africas". Das iſt ſie: die Dämme„rung eines hellen, glorreichen Tages des Evangeliums „für das elende Africa; eine ſtrahlende Sonne im Aufgang, „die ihr Licht nach allen Seiten gehen läßt. — Seelen „werden gerettet, die Pforten der Hölle fangen an zu zittern, „die Bosheit iſt groß, aber der HErr wirkt mit Macht. „Wir haben alle Ausſicht auf weitgreifende Erweckungen: „ein Geiſt des Gebets und der Erwartung geht durch die „Gemeinde. Es bedarf offenbar nur einiger entſcheidender „Schritte und ſtärkerer Anſtrengungen von uns, mit dem „Beiſtand des Glaubens und Gebets unſrer Freunde, um große „und herrliche Erfolge zu erleben. In einer Predigt Bruder „Munro's fand ein Mann den Frieden Gottes, und ſein Lob „war ſo gewaltig, daß der Prediger aufhören mußte. „Ein Anderer wälzte ſich im Sündenſchmerz am Boden „ſo heftig, daß er Bänke umwarf. Dieſe Aeußerungen „des Gefühls ſind freilich heftig und ungewohnt. Seit „den drei Wochen unſeres Aufenthalts haben bereits Zwölf „die Vergebung ihrer Sünden gefunden. Wir haben ſechs „Capellen, darunter drei von Stein gebaut, 160 Glieder, „vierzehn Claſſenführer und ſiebenzehn Claſſen. Die Führer „verfahren buchſtäblich nach Wesley's Regel und ſehen „wöchentlich alle ihre Pflegbefohlenen. Bleibt Einer von „der Claſſe weg, ſo gehen ſie ihm nach, um zu ſehen, „wo es fehlt, und ihr Eifer in Gewinnung neuer Mitglieder „iſt erſtaunlich. Jeden Morgen um 5 Uhr halten ſie eine „Betſtunde in den 6 Capellen. Wir haben 6 Hülfsprediger. „Einen derſelben hörte ich über die Worte predigen: „Ihr „müſſet von Neuem geboren werden". Er ſagte: „Es heißt „nicht: ihr ſolltet von Neuem geboren werden, nicht: es wäre „beſſer, ihr würdet von Neuem geboren, nicht: ihr könntet „von Neuem geboren werden, ſondern: „ihr müßt" — „und wenn es nicht geſchieht, ſo kommet ihr in die Hölle." „Meine Arbeit iſt folgende. Sonntag Morgens um 6 Uhr „gehe ich zu meiner Claſſe, faſt eine Stunde von hier; um

„10 Uhr predige ich bald dort, bald in der Stadtcapelle; „um 2 Uhr gehe ich in die Sonntagsschule, denn wir sind „die einzigen Lehrer für etwa 50 Kinder; um 6 Uhr predige „ich noch einmal. Am Montag lehre ich die Kinder singen; „am Dienstag, Mittwoch und Freitag Abend predige ich; „am Sonnabend bespreche ich mich mit den Classenführern. „Bruder Munro hat so ziemlich das Gleiche. Dann haben „wir noch zwei Wochenschulen zu beaufsichtigen."

Die freudigen Erwartungen, welche diese Mittheilung aussprach, wurden bald (schon im Anfange des Jahres 1829) erfüllt. Unter den Maronen entstand eine herrliche Bewegung und viele wurden lebendig erweckt; in der Portugiesenstadt wurden 21 erwachsene Africaner getauft. Nach allen Seiten wuchs das Werk, und die Missionare ernteten, was ihre Vorgänger gesäet hatten. Noch immer war Herr Courties in der Colonie, wartend auf Gelegenheit zur Heimreise. Sie kam, aber zu spät. Todtkrank wurde er an Bord gebracht und dort in sein Bette gelegt, in dem er bald starb. Das Schiff ging nachher unter. —

Eine besondere Freude der Zurückgebliebenen war die Bekehrung Momadu's, eines stolzen Muhammedaners, dessen Gewinnung die Negerchristen für unmöglich gehalten hatten, und doch war sie hauptsächlich das Werk ihrer einfachen Einwendungen gegen die Lehren des fanatischen Moslems.

Diese freundlichen Aussichten wurden plötzlich tief überschattet durch die in England angelangte Nachricht, daß Peck und Munro Beide von einer furchtbaren Fieberseuche weggerafft worden seyen. Sie starben unter brüderlicher Pflege der englisch-kirchlichen Missionare. In welchem Geiste diese jungen Männer starben, zeigt die Aeußerung Munro's, einige Tage vor seinem Tode, gegen seinen gleichfalls kranken Amtsgenossen: „Wenn der HErr uns Beide „wegnähme, ehe wir nach England zurückkämen, welches „herrliche Zusammentreffen würde das im Himmel geben!" „O ja," war die Antwort, „herrlich wäre das, da wollen „wir oft von Sierra Leone reden. Aber die armen Leute

„zu Hauſe werden ſehr bekümmert ſeyn. Aber Gott wird „ja Alles recht machen.“

So ſchwer dieſer Schlag die Hoffnungen der Miſſionsfreunde in England traf, er vernichtete doch ihren Glaubensmuth nicht. Es war Regel, nur Freiwillige für Sierra Leone zu nehmen, und ein Solcher fand ſich im Angeſicht des Todes ſeiner Vorgänger an Miſſionar Keighbley, der im Februar 1830 auf der Colonie eintraf. Er traf die Gemeinde blühend und durfte damit beginnen, mit 200 Schwarzen und Farbigen das Mahl des HErrn zu feiern. Er ſchrieb im nächſten Jahre: „Ein Muhammedaner in der „Portugieſenſtadt iſt wahrhaftig zu Gott bekehrt worden. „Vor elf Monaten hatte ich ſein Kind zu taufen, was ich „ohne Anſtand that, weil ſeine Gattin zu unſerer Gemeinde „gehörte. Als ich vor der Taufe die Eltern anredete, begann „der Vater zu zittern und war offenbar von der Macht „Gottes ergriffen. Seitdem bin ich dem Manne mit wach„ſamer Sorge nachgegangen und hatte immer die Freude, „ihn redlich zu finden. Er ſchien zuerſt von ſeinem eigenen „Gefühle überraſcht: „Schon ſieben Jahre mich zu Momed „(Muhammed) beten und nichts fühlen, nichts ſehen; mich „zu Jeſus beten, mein Herz fühlen.“ Er fand vollen Frie„den mit Gott und behielt ihn.“ Im Jahr 1838 wurde er Claſſenführer, und im folgenden Jahre verſank er im Strome, als ſein Kahn (er war ein Fiſcher) von einem Windſtoß umgeworfen wurde. Es waren ihrer Mehrere, alle Chriſten. Als er dem Verſinken nahe war, ſagte er den Andern, die noch gerettet wurden: „Ich gehe in die „Herrlichkeit.“

Miſſionar Ritchie kam ſeinem Amtsgenoſſen um die Zeit zur Hülfe, und es ging im Segen fort, bis 1832 Keighbley nach Weſtindien, und an ſeine Stelle Herr Maer berufen wurde. Die Geſammtzahl der eigentlichen Gemeindeglieder war auf 4—500 gewachſen. Auch Ritchie ging, und Clarke trat an ſeine Stelle (1833). Damals fing man mit der Erweiterung dieſer Miſſion an. Eine Schule wurde in Wilberforce eröffnet. In Wellington, das damals

3000 Seelen zählte und keinen Missionar hatte, wurde ein Arbeiter aufgestellt; für Wilberforce, Murray, Shilling wurde dasselbe gewünscht. Zwei neue Missionare wurden unerläßlich, ja mehr als dies, da Clarke (1834) starb. Ihm folgte Crosby im Amt, dem bald Herr Sanders nachfolgte. Während die Zahl der Zuhörer und Gemeindeglieder bis auf 11,000, die der Schulkinder bis auf 900 wuchs, mußte in Folge eines Streites die Capelle in der Maronenstadt aufgegeben werden. Herr Patterson war als dritter Missionar eingetreten. Allein jetzt zog das gelbe Fieber wie eine giftige Wolke über die Halbinsel, und sämmtliche Missionare, Maer, Crosby und Patterson, erlagen demselben, und nur Sanders blieb noch stehen, zu dem Dove, der früher im Gambia gewirkt, und Badger als Verstärkung kamen, doch nur um ihm', dem tief Geschwächten, die Heimkehr nach England möglich zu machen. Nichtsdestoweniger fanden sich immer neue Arbeiter, Männer und Frauen, die ihr Leben nicht theuer achteten um Christi und der armen Heiden willen. Herr Edwards ging hin, um bald zurückzukehren; Herr Fleet, der schon auf dem Wege seine Gattin verlor, folgte ihm bald; Frau Dove erlag dem Klima auf der Halbinsel; Herr Jehu ging gleichfalls in diese Arbeit, um fast sogleich ins Grab zu sinken. Dafür durften Dove und Badger vier Jahre lang dort fortarbeiten. Um jene Zeit besuchte Missionar For von Gambia die Colonie, und fand in Freetown, in Wellington, Hastings, Glouceſter und Regent, sowie in andern Dörfern die Gemeinden blühend, die Gesammtzahl derselben in die Tausende gewachsen, und zu King-Towns-Point eine Anstalt zur Bildung eingeborner Prediger errichtet. Auch eine Presse, die eine Zeitung herausgab, trat damals in Thätigkeit.

Im Jahr 1843 kehrten die Missionare Dove und Badger nach Sierra Leone zurück, womit das bisherige Verfahren, die Arbeiter nicht wieder dahin zu senden, durchbrochen wurde. Ihnen folgten Raston, Wayte und Griffiths, während Missionar Quick und Amos von

da heimkehrten. Die Arbeiter waren jetzt nicht mehr in Freetown zuſammen, ſondern auf verſchiedene Stationen vertheilt. Auch in York war eine Station errichtet worden. Jetzt war der Strom breiter geworden; faſt jedes Jahr kamen neue Sendboten, theils um die von Tod und Krankheit geriſſenen Lücken zu füllen, theils aber, um die Macht der Arbeit zu verſtärken.

Wir ſchließen dieſe Miſſion, bei der wir die Einzelheiten, um nicht Aehnliches zu wiederholen, übergangen haben, mit der Darſtellung des Standes der Miſſion im Jahr 1850.

Damals ſtand in Freetown und den Umgebungen an der Spitze der Station und der ganzen Miſſion auf der Halbinſel Thomas Raſton, um welchen ſich die Miſſionare Lewis, Hart, Wright und Garry, die Letztern Neger, ſchaarten; in Haſtings, Wellington und Umgegend wirkte Charles Knight, ein eingeborner Miſſionar; in York, Plantanen-Inſeln u. ſ. w. war H. Decker, gleichfalls ein Eingeborner, im Segen thätig.

Die Hauptſchwierigkeit war damals, hinreichende Räume für den Gottesdienſt zu gewinnen, weil die Gemeinden raſch anwuchſen. In Freetown waren 1200 Seelen, und kaum für 600 Raum in der Kirche; in Graßfield daſſelbe Verhältniß für 1400 Angehörige; in der Gibraltar-Capelle dieſelbe Noth. Die Eingebornen hatten 700 Pfund Sterling zuſammengebracht, um ihr abzuhelfen, aber es reichte nicht. Die Anſtalt für Nationalgehülfen ſtand in ſchöner Blüthe; in den 18 Sonntags- und 16 Wochen-Schulen waren über 3000 Schüler geſammelt, in den Gemeinden über 5000 Seelen in der Pflege der Miſſion, die Gotteshäuſer von mehr als 8000 Negern beſucht.

Zweiter Abschnitt.

Die Ausbreitung der Mission. — Tamba und Davis. — Die englisch-kirchliche Mission im Timne-Lande. — Land und Volk. — Hänsel's Reise und vergeblicher Missionsversuch. — Thompson's Sprachарbeiten. — Neue Reisen. — Anfang der regelmäßigen Arbeit. — Versprechende Aussichten. — Bedeutende Hindernisse. — Sinken der Hoffnung. — Neue Möglichkeiten. — Der Gambia-Fluß. — Colonie und Missionsanfänge. — Eröffnung der wesleyanischen Mission. — Unterhandlung mit den Häuptlingen und Niederlassungssorgen. — Erste Bekehrung. — Todesfälle und Befestigung der Mission in St. Marys. — Erwerbung der Macarthy-Insel. — Wirkung auf Heiden und Muhammedaner. — Die neue Station auf Macarthys. — Die Civilisationsversuche der Quäker. — Fortgang in St. Marys. — Todesfälle. — Die Missionarwaise als Missionsprediger. — Neuer Anfang in Macarthys. — Der Lindor-Verein. — Fortschritt. — Nationalgehülfen. — Mac Brair's und For's Arbeiten. — Gefährliche Predigtreise. — Seuche. — Tod und wilde Thiere. — Die Reise nach Boudu. — Das Boudu-Land. — Negerfürsten. — Wechsel. — Der Aufruhr. — Die Erziehungsanstalt. — Aus For's Tagebuch. — Kemmingtan. — Neue Arbeiten und Verstärkungen. — For's Heimkehr. — Jetziger Stand der Mission.

Rücken wir nun von dem Hauptlager in Sierra Leone aus mit den Kriegsschaaren fort, die in die Länder des Feindes ihre Einfälle machten und sich in denselben festsetzten.

Die ersten dieser Versuche hatte Johnson in der herrlichen Blüthezeit von Regentstown im Gebiete der Scherbro-Neger der Halbinsel gemacht, und wir haben dieselben bereits geschildert. Es waren William Tamba und William Davis recht zu dem Zwecke, ihre heidnischen Landsleute aufzusuchen (1819), in die Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft genommen worden. Man hatte dem Erstern folgende Fragen vorgelegt und seine Antworten darauf erhalten:

Frage. Wünschest du unter deine heidnischen Landsleute zu gehen?

Antwort. Ja.

Fr. Wozu?

A. Um Gott-Palawer zu reden.

Fr. Kannſt du das thun?

A. Nicht aus mir ſelbſt, nur wenn mir Gott hilft.

Fr. Denkſt du, Er werde dir helfen?

A. Ja, wenn ich Ihn darum bitte.

Fr. Denkſt du nicht, du habeſt es jetzt beſſer? Viele fromme Männer ſind von der Welt mißhandelt worden. Du könnteſt gefangen und als Sclave verkauft oder gar umgebracht werden.

A. Ich weiß freilich nicht, was geſchehen wird. Wenn ſie mich tödten, ſo tödten ſie mich. Ich weiß, warum ich gehe.

Fr. Glaubſt du, es ſey Gottes Wille, daß du geheſt?

A. Ich kann das nicht beweiſen, ich bin voll Furcht.

Fr. Was fürchteſt du?

A. Ich bin voll Verlangen zu gehen und ihnen zu ſagen, was Gott für mich gethan hat. Aber manchmal fürchte ich, es könnte aus meinem argen Herzen kommen und ich nichts Gutes ſtiften.

William Davis wurde ähnlich befragt:

Fr. Willſt du unter deine Landsleute gehen?

A. Ja, ich möchte ihnen von Jeſus Chriſtus ſagen. Wenn ich an den Zuſtand denke, worin ſie ſind und worin ich auch war, ſo bin ich traurig, möchte gehen und ihnen ſagen; aber ich bin voll Zweifels.

Fr. Seit wann iſt es dir ſo zu Muthe?

A. Seit Jeſus zuerſt auf mein Herz wirkte, ſeit zwei Weihnachten.

Fr. Wagſt du allein unter deine Landsleute zu gehen?

A. Nein, in meiner eigenen Kraft kann ich es nicht.

Fr. Denkſt du nicht, ſie werden dich fangen und zum Sclaven machen?

A. Ja, das kann wohl geſchehen; aber wenn Gott mit mir iſt, ſo macht es mir keine Angſt.

Fr. Wenn du in Noth kommſt oder verachtet und verhöhnt wirſt, kannſt du es um Chriſti willen dulden?

A. Ja, das hat nichts zu ſagen; ich kann ſchon von ihnen ausgelacht werden; wenn Chriſtus mit mir iſt, ſo kann ich es wohl ertragen.

Fr. Viele Jünglinge aus Africa ſind in England geweſen und dort gebildet worden; wenn ſie aber wieder heim kamen, wurden ſie bald Heiden. Denkſt du der Verſuchung dazu widerſtehen zu können?

A. Mit eigener Kraft nicht, aber mit Gott wohl.

Die leitende Committee in London gab dem Plane, auch außerhalb der Colonie zu arbeiten, ihre Zuſtimmung, aber mit dem Vorbehalte, daß Eingeborne nicht allein zu bleibender Niederlaſſung unter den Heiden ausgeſendet werden.

Auch der von den Miſſionaren in der Colonie gefaßte Entſchluß kam jedoch, da die ſchon geſchilderten Nothzeiten über dieſelbe hereinbrachen, und man nur aufs Nothwendigſte für die bereits geſammelten Gemeinden zu ſorgen vermochte, erſt ſpäter in Ausführung.

Es war das Timmani- oder Timne-Land, welches zunächſt (1833) ins Auge gefaßt wurde. Dieſes Land gränzt unmittelbar im Oſten, jenſeits des Mündungsſtromes Sierra Leone, an die Colonie, und ſeine Bewohner ſind in beſtändigem Verkehr mit ihr. Major Laing, der es im Jahr 1822 bereiſte, nimmt ſeine Erſtreckung von Weſt nach Oſt auf 20 deutſche Meilen, die von Süd nach Nord auf 12 deutſche Meilen an. Nördlich ſtößt es an die Mandingo- und Limba-Lande, ſüdlich an Bullom und Kuranko, öſtlich an das Letztere und weſtlich außer dem Meer und den Bullom an Sierra Leone. Es iſt in vier Herrſchaftsgebiete getheilt, deren Häuptlinge, ohne jedoch viel zu bedeuten, den Königstitel führen. Die Südſeite des Sierra-Leone-Fluſſes mit den Zweigen deſſelben, die man Port Lokko und Rokelle nennt, ſind von den Timmani bewohnt, das alte Gebiet der Bullom, in welches ſie erſt aus ihren mehr im Innern gelegenen Sitzen hervorgebrochen ſind. Auch am Scarcies-Fluſſe haben ſie ſich erobernd niedergelaſſen.

Laing nennt ſie ein verſunkenes, laſterhaftes, träges und geiziges Volk. Der Timmani iſt ſprüchwörtlich ein

Schurke und Feind ehrlicher Arbeit, ſein Weib eine liederliche Dirne. Daß ſie ſo ungaſtlich ſind, wie Laing behauptet, wird von Winterbottom widerſprochen. Uebrigens mag auch durch den Sclavenhandel, der bei ihnen ſeit dem Beſuche des letztern Reiſenden ſehr zugenommen hat, ihre Moralität noch bedeutend geſunken ſeyn und Laing doch Recht behalten. Mütter boten ihm ihre Kinder zum Kaufe an, je für 10 Stangen (Eiſen, welches das Geld dort iſt) oder 18 Gulden das Kind, und ſchimpften ihn, als er ſie nicht kaufte. Die Religion der Timmani iſt das bekannte Zauberweſen (Fetiſchismus). Jedes Dorf hat in einiger Entfernung ſein Grigrihaus mit Schädeln, Muſcheln, Bildern u. dgl., wo die böſen Geiſter wohnen. Man verſammelt ſich nach jedem Todesfalle im Palawerhauſe und unterſucht ſeine Urſache; und faſt immer iſt Tod durch das rothe Waſſer oder Sclaverei das Schickſal einiger Unglücklicher, welche die Zauberer als die Urheber bezeichnen. Seit Abſchaffung des Sclavenhandels muß der Teufel der Mörder ſeyn, den man dann durch reichliche Opfer zu verſöhnen ſucht. Die Leiber verſtorbener Häuptlinge werden in Todtenhäuſer gebracht, die niemals geöffnet werden, in die man aber durch kleine Oeffnungen Lebensmittel und Palmwein wirft, um die Verſtorbenen zu nähren. Man hält auch Todtenmahle, wobei ein Theil der Speiſen und Getränke auf den Boden geworfen und dadurch geopfert wird. Glückliche Tage und Dinge und das Gegentheil, heilige Orte wie die dunklen Wälder auf den Bergen und das Wachen über ihre Haltung durch den geheimen Purrah-Bund durchziehen das Leben des Negers auch dort mit Furcht und Aberglauben. Auch ein Weiber-Bund beſteht, das Bondu, dazu dienend, Verbrechen der Weiber ans Licht zu bringen, und die Gottesurtheile durch Gift ſpielen dabei eine große Rolle. Die Timmani gehen faſt nackt. Tragen ſie Kleidung, ſo iſt es ein Stück Tuch, das ſie ſelbſt fertigen.

In dieſes Land, unter dieſes Volk war Miſſ. Hänſel im genannten Jahre beauftragt zu reiſen, um für eine neue Miſſion den Ort da zu ſuchen. Er wurde von Pa Suba,

dem alten Häuptling von Magbelli, freundlich aufgenommen, und ließ ſich bei ihm nieder, um die Landesſprache zu erlernen. Er traf dort eine Anzahl Handelsleute aus Sierra Leone, die er ſogleich zu einer geregelten Zuhörerſchaft am Sonntag ſammelte. Allein eigene Krankheit, unregelmäßiges Erſcheinen der Zuhörer und der völlig heidniſche Aberglaube der Muhammedaner, was die dortigen Timmani-Neger ſind, ließ es zu nichts Rechtem kommen. Dazu kam, daß der alte Häuptling ſich als gänzlich wortbrüchig und unzuverläſſig zeigte; daß das Mißtrauen der Neger, die in ihm einen Gegner des Sclavenweſens erwarteten, ihm alle Hinderniſſe in den Weg legte, weil ſie fürchteten, die Sclaven werden, einmal unterrichtet, zu nichts mehr taugen. Er mußte durch immer neue Geſchenke ſich die Möglichkeit des Bleibens auf dem neuen Poſten erkaufen, konnte nur mit Mühe ſich eine Art von Wirkungskreis offen halten, und wurde dabei durch ſchlechte Wohnung und Nahrung mit jedem Tage ſchwächer. Eine kürzere Rückkehr nach der Colonie ſtärkte zwar Muth und Kraft wieder ſo weit, daß er bis in die Mitte 1834 aushalten konnte; aber als ihm nun auch in längerer Wartezeit die lügenhafte Unſicherheit der Häuptlinge immer neu entgegentrat, als vollends ſeine armſelige Wohnung mit andern Hütten des Dorfes von einer Feuersbrunſt verzehrt wurde, da gab er das hoffnungsarme Unternehmen wieder auf.

Drei Jahre blieb dieſe Miſſion liegen. Endlich 1837 nahm die Committee der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft Hrn. W. C. Thompſon in ihre Dienſte, um einige Bücher der Heiligen Schrift in die Timmani-Sprache zu überſetzen, und ſolche Schriften in ihr und über ſie abzufaſſen, die es dem Miſſionar erleichtern ſollten, ſich dieſer Sprache zu bemächtigen. Ein Jahr ſpäter hatte er bereits die elf erſten Capitel des erſten Buches Moſe zum Drucke bereit, eine Anzahl chriſtlicher Lieder überſetzt, die kirchlichen Morgen- und Abendgebete druckfertig übertragen, ein Wörterbuch geſammelt. Man hatte den Eingebornen Stücke dieſer Arbeiten vorgeleſen, die wohl verſtanden und mit Erſtaunen aufgenommen

worden waren. Die Miſſionare Weeks und Graf, die Herren Stedman und Thompſon reisten im Timmani-Lande und wurden überall freundlich aufgenommen, und Herr Thompſon hielt ſowohl in Freetown, als im Innern, wöchentlich mehrere Male religiöſe Verſammlungen für die Timmani, in denen ein Verlangen nach Büchern ſichtlich geweckt wurde. Im Jahr 1840 war der unermüdliche Thompſon mit ſeinem Wörterbuch in drei Bänden, ſeiner Sprachlehre und andern Arbeiten fertig, und unterrichtete die Miſſionare Schlenker und Denton nebſt zwei Schulmeiſtern in dieſer Negerſprache. Noch im December fing er mit ihnen zu Port-Lokko, etwa 20 Stunden im Nordoſten der Colonie, eine Miſſion an. Die Bevölkerung und die Lage des gewählten Mittelpunctes ſchien Gutes zu verſprechen, denn er lag an der Straße vom Innern nach der Colonie, welche die Goldhändler einſchlagen, und die Dörfer Port-Lokko, Robatt und Santugo, nahe beiſammen, zählten 2500 Einwohner. Eine Schule mit Wohnhäuſern der Miſſionare wurde gebaut. Natürlich war mit dieſen Bauarbeiten, mit dem weitern Erlernen der Sprache, mit fernerer Ueberſetzung der Heiligen Schrift und der engliſchen Liturgie das erſte Jahr hingegangen, ohne daß Weiteres hatte geſchehen können, als daß man 20—30 Kinder im Leſen und Schreiben unterrichtete und Gottesdienſt in der Landesſprache hielt, dem von den Durchreiſenden Viele, von den Angeſeſſenen Wenige beiwohnten. Die tiefſte Wirkung hatten wohl die religiöſen Geſpräche mit Einzelnen gethan; aber ſie gerade ließ ſich am wenigſten ermeſſen und beſchreiben. Es waren aufs Gerathewohl ausgeſtreute Samenkörner.

Im Anfang des Jahres 1841 wurde ein neuer König oder Ali Kali gewählt und gekrönt. Den Titel Ali Kali führt der jedesmalige Oberhäuptling. Mit ihm ſchloß der Statthalter von Sierra Leone einen Handelsvertrag gegen die Sclaverei. Im folgenden Jahre konnte man zwar von einer etwas gewachſenen Schülerzahl und beſſerer Ausrüſtung der Miſſionare, von einer fortwährend freundlichen Auf-

nahme der Prediger, auch wenn sie in den Hofräumen der Häuptlinge vor versammeltem Volke ihr Zeugniß ablegten, aber noch nicht von Früchten reden; vielmehr trat der Islam, der hier herrscht, immer gewaltiger als zähes Hinderniß hervor. Herr Denton mußte (1842) diese Mission verlassen, und an seine Stelle Missionar Schmid treten. Er fand die Dinge noch in demselben Stande, und bei den genannten Predigten 50—60 Neger aufmerksam gesammelt. Ali Kali sagte einmal nach einer solchen Rede: „Alles, was „er sagt, ist sehr gut, und wenn wir jetzt nicht thun, was „er uns sagt, so werden wir einst uns wiedersehen und zu „einander sprechen: „Ach! warum haben wir nicht gethan, „was uns damals weiß Mann sagen?" Sie sind in dies „Land gekommen, weil sie Gottes Werk lieben, und darum „haben sie ihre Heimath verlassen."

In einem folgenden Jahre wurde von bedeutenden Hindernissen der Mission gemeldet; von der Nothwendigkeit, die Missionsgebäude auszubessern; von einem Streite der Timmani und Susu um ein Stück des Bullom-Landes; von der Masern-Seuche und von der nothgedrungenen Heimreise Schlenker's.

Erst im Jahr 1845, nachdem Schmid und Ehemann eine Reise durch die innern Gebiete gemacht, wurden dieser Mission ihre Erstlingsfrüchte in der Taufe zweier Schulknaben geschenkt. Die Zahl der Schüler hatte sich auf 48 gehoben. Ein muhammedanischer Priester, Soliman Bundu, war damals durch eifriges Forschen in der Schrift dem Reiche Gottes nahe gekommen, und Ali Kali fortwährend an den Pforten des Eingangs in dasselbe. Aber der Schritt über die Schwelle war Beiden zu schwer.

Seit einigen Jahren ist der Gang dieser Mission noch dunkler geworden. Die Gunst der Häuptlinge nahm ab, seit Ali Kali gestorben war; die Kinder wurden ohne Ursache aus der Schule genommen; der Muhammedanismus trat feindlicher auf; innerer Zwist störte immer von Neuem; es wurde immer klarer, daß man weit besser gethan hätte, im heidnischen, nicht im moslemischen Theile des Landes

ſich niederzulaſſen. Man fing ſchon an über das Aufgeben dieſes Poſtens zu berathen, als ein neuer Umſtand davon abrieth. Schlenker erhielt (1850) eine Einladung der Häuptlinge vom Groß- und Klein-Scarcies-Fluſſe, zu ihnen zu kommen und Schulen zu errichten. Er reiste dahin und wurde zu Mungke von König und Volk recht herzlich aufgenommen, auch von dem Negerfürſten Satan Saib zu Wula freundlich bewirthet und weiter geleitet, von wo aus er nach Kambia kam und die Ueberzeugung mit nach Hauſe brachte, daß die zwei letztern Orte höchſt einladende Plätze für eine Miſſionsſtation ſeyen. So könnte dieſe Timmani-Miſſion noch ein Segen für jene Lande werden, und das lange Harren wäre nicht umſonſt geweſen.

Wenden wir uns zu einer andern weſt-africaniſchen Miſſion, die von Sierra Leone ausging. Es iſt die der Wesleyaner im Gambia, in deſſen Nähe ihnen ſchon, meiſtens für kürzere Zeit, die engliſch-kirchliche vorausging.

Vom Gambia-Fluſſe kam die erſte Kunde nach Europa im Laufe der Entdeckungen der Portugieſen an Africas weſtlicher Küſte. Prinz Heinrich, der edle, fromme Entdeckungsfürſt, ſandte Cadamoſto 1454 aus, um ihn zu erforſchen. Allein der Negerhandel, den auch der Prinz noch begünſtigte, weil er in demſelben Irrthum hinſichtlich deſſelben lebte, wie die edelſten ſeiner Zeitgenoſſen, verderbte gleich die erſten Bemühungen. Man legte Forts und Factoreien an, theils um ihn menſchlicher, theils um ihn ſchwunghafter zu betreiben. Die Portugieſen waren im Beſitz des Stromes und bauten an ihm, weit ins Innere hinein, ihre Handelshöfe. Gold und Neger wurden gegen portugieſiſche Waaren eingetauſcht. Im ſiebenzehnten Jahrhundert gelang es den Engländern, am Strome Fuß zu faſſen. Seine Mündungsarme enthalten mehrere kleine Inſeln, deren eine, St. James, 12 Stunden vom Meere, von ihnen beſetzt wurde. Im Jahr 1688 eroberten ſie die Franzoſen und zerſtörten die engliſchen Befeſtigungen. Die africaniſche Handelsgeſellſchaft nahm nachher dieſen Poſten wieder auf. Gegenüber der Inſel auf dem nördlichen Flußufer liegt die handelsreiche Negerſtadt

Dſchillifri, und nahe derſelben, etwas ſtromabwärts, die franzöſiſche Factorei Albradar. Die engliſch-americaniſchen Kriege am Ende des vorigen Jahrhunderts ließen den Beſitz des Gambia zwiſchen den Engländern und Franzoſen öfters wechſeln; auch Goree und Senegal tauſchten manchmal den Herrn. Der Handel im Gambia blieb in engliſchen Händen, und Fort James der Hauptort. Als 1816 die erſtern Beſitzungen an Frankreich bleibend zurückgegeben wurden, blieb der Gambia den Engländern, und eine neue, beſſere Niederlaſſung wurde auf der kleinen, nur ſechs Stunden im Umfang betragenden, vier Stunden vom Meere an dem Südufer des Stromes, von dem ſie nur durch den ſchmalen Sarra oder Auſter-Creek getrennt iſt, gelegenen Inſel St. Mary gegründet. Man kaufte ſie von dem Könige von Combo, und die Kaufleute aus Goree ſiedelten ſich ſogleich hier an. Am nordöſtlichen Ende der Inſel wurde die Stadt Bathurſt, zu Ehren des Colonialminiſters Lord Bathurſt ſo genannt, oder vielmehr nur die Wohnung des Anführers der 50 engliſchen Soldaten und deren Kaſerne, nebſt etlichen leichten Kaufmannshäuschen, erbaut, an deren Stelle allmählig die ſchönen und geſchmackvollen Gebäude traten, die jetzt dieſe Stadt unter den über den Häuſern wehenden Palmbäumen ſo reizend erſcheinen laſſen. Fort James zerfiel jetzt in Ruinen. Im Jahr 1820 zählte Bathurſt ſchon 1000 Einwohner, und Herr Hughes wurde als Geiſtlicher von Sierra Leone dorthin geſandt, nachdem längere Zeit Kapitän Grant ſelbſt für ſeine Soldaten den Gottesdienſt gehalten hatte. Schade nur war es, daß die Franzoſen gegen den Vertrag die oben genannte Factorei bauten und von da den Sclavenhandel betrieben, den die Engländer auszuſchließen gekommen waren. — Seitdem iſt die Bevölkerung über 3000 gewachſen. Der edle Statthalter von Sierra Leone, Sir Charles Macarthy, empfahl den Ort der wesleyaniſchen Miſſionsgeſellſchaft zur Errichtung einer Station, und im Februar 1821 landete Miſſionar Morgan in der Colonie, wo er von den europäiſchen Beamten und Kaufleuten freundlich empfangen wurde, ſogleich

zu predigen begann, aber von den Eingebornen einen ſo traurigen Eindruck erhielt, daß er geneigt war, „ſie als un„ter dem Menſchen ſtehende Weſen zu betrachten, denen er „durch ſeinen Dienſt nichts nützen könne.“ Er wünſchte, lieber wieder heimkehren zu dürfen, als er einige Tage vergeblich verſucht hatte, ihnen einen Begriff von dem Zwecke ſeines Kommens beizubringen. Allein die Ankunft ſeines Mitarbeiters Miſſ. Baker, der ſchon einige Jahre auf Sierra Leone im Segen gewirkt und ſich das Negerengliſche angeeignet hatte, hob ſeinen Muth, als er ſah, wie deſſen Worte in dem den Negern verſtändlichen Dialekte ihre Seelen ergriffen und ſie als ein nichts weniger denn hoffnungsloſes Feld erſcheinen ließen. Es waren Auswanderer aus Sierra Leone darunter, und um dieſe bildete ſich bald ein Kern von Seelen, die fragten: „Was muß ich thun, daß ich ſelig „werde?“

Tontabar, ein Negerdorf am Südufer des Fluſſes, war zur Station vorgeſchlagen. Morgan reiste hin, weil Baker krank war, und erhielt von dem Häuptling die Erlaubniß, ſich in ſeinem Lande anzuſiedeln, jedoch mit dem bedeutſamen Zuſatz: „Baue dein Haus ſo nahe an den Fluß, als „möglich, damit du gleich in den Kahn ſpringen kannſt, „wenn einer meiner Leute dir etwas zu Leide thun wollte.“ Das hieß doch wohl: „Ich kann dir keinen Schutz ver„ſprechen.“ Dem gemäß wurde dann auch ein anderer Ort gewählt. Sie wandten ſich an den König von Combo, und brachten ihm ein mit einem Scharlachtuche ganz bedecktes Pferd zum Geſchenke, worauf er ihnen die Niederlaſſung in ſeinem Gebiete geſtattete. Aber nirgends wollten ſeine Unterthanen ſie zu Nachbarn haben; ſie drohten ſogar wegzuziehen, weil „die Weißen Kinder ſtehlen und ſie zu Scla„ven machen.“ So wanderten die Miſſionare weiter, und kamen mit Einbruch der Nacht in Madanari an, wo ein alter Neger, der in der Colonie bekannt war, ihnen erlaubte, an ſeiner Hüttenthüre auf einem Lager von Palmblättern zu ſchlafen, ihnen aber nur ein wenig ſchmutziges Waſſer 's Nahrung bieten konnte. Nach einer durch die Moski-

tos ſchlafloſen Nacht erhoben ſie ſich rathlos, weil ſie ohne Obdach und Heimath, die Regenzeit dem Einbruch nahe, unter wilden Menſchen ſich fanden. Doch wählten ſie dort eine erhabene Stelle, nur 3 Stunden von Bathurſt, zur Niederlaſſung. Sie holten ihre Werkzeuge, fällten Bäume und bauten ſich mit Hülfe der Eingebornen ein Haus, während welcher Arbeit ſie bei dem alten Neger wohnten. Sie ſchilderten ihr Thun und Laſſen in einem Briefe ſo: „Wir „können noch nicht predigen, weil wir erſt die Sprache ler„nen müſſen. Jeden Samſtag gehen wir im Kahne nach „Bathurſt und kehren am Montag zurück. Dort halten „wir Verſammlung unſerer Claſſe, hören den Caplan pre„digen, halten ſelbſt am Sonntag Nachmittags eine Predigt „vor etwa 100, und Abends vor 200 Zuhörern, beſuchen „zwiſchen hinein die Armen und kaufen am Montag für „unſere Anſiedlung das Nöthige ein.“ Von den Mandanari-Negern ſagt Baker: „Sie ſind ſchlimm genug, als „Gebieter ſtolz, übermüthig und grauſam, als Diener faul, „heuchleriſch und äußerſt unredlich. Es ſcheint der Mu„hammedanismus hat ſie vollends zu den ſchlechteſten Leu„ten gemacht, und die Meiſten glauben ſich vollkommen zu „Trug und Diebſtahl an den Weißen berechtigt. In dieſem „Königreiche hat man übrigens Gewiſſensfreiheit. Der „König iſt Heide, und die meiſten Bewohner des Dorfes „ebenfalls; aber ins Heidenthum ſind die ſchlimmſten aber„gläubiſchen Anſichten des Islam gemiſcht.“ — Für das Land mußten ſie 20 Dollars (50 Gulden) jährlich bezahlen. Ein Haus von Balken, Bambus, Zweigen und dann mit Lehm beworfen ſollte ihr Schulhaus ſeyn; ſie bauten es mit eigenen Händen. — Herr Morgan erzählt, daß er damals in Bathurſt von einer armen Negerin beſucht worden ſey, die ihm ſagte: „O Maſſa! mein Herz ſehr in Angſt, ich „verlorene Sünderin.“ Er wies ſie zu Jeſu, und als er ſie am andern Morgen in der Verſammlung voll Freude ſah, erzählte ſie auf Befragen: „Mich ging in den Wald, „mich Kniee beugen auf den Boden und mich beten, beten „bis alle meine Laſt weggehen und mein Herz voll Freude,

„und dann ich beten für meinen armen Mann, daß Maſſa „Jeſus ihn ſelig machen.“ — Dies war der Erſtling der Miſſion.

Endlich konnten ſie in ihr neues, nichts weniger als bequemes Haus einziehen; aber jetzt war auch Baker von Handarbeit und Sorge, wie von dem trotz der höhern Lage ungeſunden Orte ſo angegriffen, daß ein Fieber nach dem andern ihn befiel. Herr Morgan dagegen, der friſch aus Europa gekommen war und eine ſtarke Geſundheit hatte, trug die Arbeit unter der glühenden Tropenſonne wohl, war nur täglich ſehr ermüdet, was er einen Vortheil nannte, weil man ſonſt bei den ſchlechten Einrichtungen nicht hätte ſchlafen können. Allein auch dieſer Starke erlag und mußte, vom Landesfieber befallen, in einen Kahn gebracht und nach Bathurſt geführt werden, wo er zwei Monate im Militärhoſpitale lag und die ganze gefährliche Regenzeit krank blieb. Während derſelben ſtarb der wackere Caplan Hughes und ſeine Frau. Es war auch für Baker hohe Zeit, daß Miſſionar Bell aus England kam, ihn abzulöſen. Er kam nach Weſtindien und Nord-America, arbeitete aber nachher noch lange in England.

Herr Bell kam (1822) als ein ganz geſunder Mann, und Morgan konnte ihn durch ſeine Erfahrung vor Arbeit im Freien warnen. Kaum war er 6 Wochen da, ſo ſtarb er. Glücklicherweiſe erreichte die Nachricht von ſeinem Tode noch Sierra Leone, ehe Baker von dort abreiſen konnte, und ſo wurde von dieſem und Huddleſtone beſchloſſen, deſſen Gehülfen Lane dem alleinſtehenden, kränkelnden Morgan zu Hülfe zu ſenden. Dieſer wurde in ſeiner körperlichen Schwäche doch ermuthigt, weil er einen Amtsgenoſſen hatte. Sie gingen nach Mandanari, aber nur um zu ſehen, wie ungeſund und ſchlimm durch den Mangel an gutem Waſſer die Lage des Miſſionshauſes war, und daß ſie ohne Kenntniß der Mandingo-Sprache nichts anfangen konnten. In Bathurſt mietheten ſie ein Haus, um wenigſtens bei den einigermaßen Engliſch Verſtehenden etwas zu wirken. Aber auch an dieſem geringen Wirken wurden ſie durch Krankheit

gehindert, und Herr Lane mußte nach Sierra Leone zurückkehren, um dort zu ſterben. Jetzt konnte vollends für Morgan von einer Rückkehr nach Mandanari nicht die Rede ſeyn, da überdies St. Mary genug zu thun gab.

Im Jahr 1823 fuhr Major Grant, der Commandant der brittiſchen Niederlaſſung, den Fluß hinauf, um einen Ort für eine weitere Handelsanſiedlung zu ſuchen, und zugleich die verſchiedenen Häuptlinge zu ſprechen. Morgan ging mit, um die Miſſionszwecke zu fördern. Die Häuptlinge alle wünſchten die neue Anſiedlung in ihrem Gebiete zu haben, und ſchilderten daher die ferner wohnenden Neger aufs Schlimmſte. Man kam bis Kantalikunda bei den Waſſerfällen von Barrakunda, 200 Stunden vom Meere. Die Lemonen-Inſel, in der Mitte zwiſchen St. Marys und jener Stadt, im Gebiete des Königs von Kattaba, wurde gewählt. Den König fand man im Kampfe mit einem jungen Häuptling, Namens Kemmingtan, deſſen Vater der König den Kopf abgeſchnitten, und der nun unter dem Vorwand der Blutrache ſich eine Herrſchaft zu erobern ſuchte. Er weigerte ſich den Major zu beſuchen, weil er kein Grigri habe, das ihn ſchütze, wenn er ſo nahe an den Fluß gehe. Die Lemonen-Inſel oder Dſchanſchamberry wurde dem König von Kattaba abgekauft, die brittiſche Flagge aufgepflanzt und die Inſel von nun an Macarthy-Inſel, nach dem edeln Statthalter von Sierra Leone, genannt. Ein kleines Fort wurde erbaut und ein Paar ſchwarze Soldaten hineingelegt. Herr Morgan übernahm ein Stück Land und beſchloß, unter dem größeſten Mahagonybaum, den er je geſehen, ſeine Hütte zu errichten. Die zu erbauende Stadt erhielt den Namen Fort St. George.

Um jene Zeit hatte Morgan bei ſeinem Predigen in den Straßen, wohin er ging, um die Heiden eher herbei zu locken, theils den Schmerz, die Verſunkenheit der Neger, die faſt ſtets betrunken waren und in allen Laſtern lebten, wahrzunehmen, theils aber auch die Freude, einen Neger vom Joloffen-Volke, der durch das Evangelium ergriffen wurde, in die chriſtliche Wahrheit tiefer einleiten zu dürfen. Einen

Andern konnte er ſogar taufen. Mit einem muhammedaniſchen Marabut (Prieſter und Heiligen) hatte er Unterredungen über das Chriſtenthum, das in ziemlichem Grade ſeinen Verſtand überzeugt hatte, obgleich ſein Herz noch feſt am Koran hing. Die Gründe ſeiner Ueberzeugung waren theils die Sittenlehren des Chriſtenthums, theils ſeine Duldſamkeit, während die Muhammedaner, wenn ſie eben ſo viel Macht im Lande hätten, wie die Chriſten haben, gewiß die Letztern alle umbringen würden — die Bemühungen gegen den Sclavenhandel und der unentgeltliche Schulunterricht der Miſſion ohne Anſehen der Perſon. Er war ſehr erſtaunt, als er einige Chriſten aus ſeinem Volke ihre Erfahrung innern Friedens durch das Blut Chriſti ausſprechen hörte. Der Mann wohnte bei dem Miſſionar, um mehr Unterricht zu empfangen. Er fing an zu fühlen, daß er ein armer Sünder ſey, und daß ſeine Meinung von ſeiner Gerechtigkeit, weil er den Koran leſen gelernt und ſich ſtarker Getränke enthalten habe, vor Gott nicht viel gelten könne. Er war erſchüttert, aber er wußte nicht, was er thun ſollte; denn um Chriſt zu werden bedurfte es ſtarker Ueberzeugung, da er ſicher ſeyn durfte von den Marabuts vergiftet, jedenfalls von ſeinem Vater enterbt zu werden, wenn er nicht von der Miſſion ſich bald trennte.

Herr Morgan ging auch in die Häuſer der Eingebornen und lud die Sclaven zum Hören des göttlichen Wortes ein. Sie kamen ſo zahlreich, daß er in Todesangſt war, der Boden möchte brechen und die ganze Verſammlung in das Magazin hinabſtürzen, über welchem ſich die Capelle befand. Er predigte engliſch, und jener junge Bekehrte dolmetſchte in die Joloffenſprache. Nach der Predigt hatte er ein Geſpräch mit dem Marabut, der auch dabei geweſen, über Erbſünde und Sündenvergebung. Die erſtere kannte er, die letztere aber nur ſo, daß er meinte, während dieſes Erdenlebens wiſſe kein Marabut von Vergebung ſeiner Sünden, oder gar von einem ſo ſeligen Gefühl derſelben, wie die Bekehrten es ausſprachen. Er meinte, jenſeits werde die wirkliche Sünde um des Glaubens an Muhammed

willen verziehen; die Erbsünde aber müsse man wegwaschen, und daher sey es gebräuchlich Beine und Füße zu waschen, weil sie den ersten Menschen zum verbotenen Baum getragen, die Augen, welche die verbotene Frucht sahen, die Hände und Arme, welche sie pflückten, die Nase, welche sie roch, den Mund, welcher sie aß, und die Kniee, mit denen Adam und Eva sich unter dem Baum beugten. Das Herz, meinte er, bedürfe freilich der Waschung am meisten, aber da sie nicht möglich sey, so müsse man eben thun was man könne. Diese Unterredung fand in Gegenwart etlicher Joloff-Neger statt, die noch nichts vom Evangelium wußten. Einer derselben kam nachher und bat um Unterricht. Aus jenem bekehrten Joloffen wurde bald ein Gehülfe in der Predigt des Evangeliums.

Es war Zeit, daß dem eifrigen Arbeiter Hülfe kam, damit er sich auf dem neuen Posten, Macarthys-Insel, niederlassen, und doch die Gemeinde zu Bathurst in sichere Hände geben konnte. Es geschah. Missionar Hawkins mit seiner Gattin übernahm die letztere, und die Frau errichtete sogleich eine Mädchenschule (1824).

Jetzt ging Morgan sogleich an Errichtung der neuen Station. Er wohnte mit zwei Schulknaben in einer armseligen Hütte und predigte in der Kaserne bei furchtbarer Hitze den schwarzen Soldaten und etlichen andern Personen, einer kleinen aber aufmerksamen Gemeinde. Der König von Kattaba kam auf die Insel und versprach seine Söhne zum Unterricht zu schicken. Es war eine furchtbare Hitze, die es oft unmöglich machte in der Hütte zu bleiben, oft aber auch draußen noch erstickender war als drinnen. Nur der Gedanke, daß es ja Andere um des Geldes willen auch aushalten, stärkte die Ausdauer. Da mit dem Einbruch der Regenzeit das im Bau begriffene Haus nicht fertig war und Morgan beständig an Wechselfiebern litt, so ging er nach St. Mary, wo das Missionshaus eben fertig geworden war.

Die edlen Quäker, denen Africa am Herzen lag, kamen damals auch an den Gambia. Herr Singleton war im

Jahr 1822 dort und in Sierra Leone geweſen, um zu Gunſten des Schulweſens zu wirken, und jetzt ſendeten dieſe Freunde etliche von der berühmten Hannah Kilham in England gebildete Schwarze heraus, von Hannah Kilham, Smith, Thompſon und ſeiner Schweſter begleitet, um beſonders den Ackerbau die Neger zu lehren. Auch Morgan ließ ſich noch in der Handhabung des Pfluges unterrichten, um für dieſe Seite der Geſittung etwas thun zu können. Auch dieſes ſchöne Unternehmen edler Menſchenfreunde ſcheiterte am Klima. Alle Theilnehmer ſtarben, nur die Frauen kehrten nach England zurück; Hannah Kilham nur, um etwas ſpäter in ihren freundlichen Bemühungen für Africa auf der Rückreiſe von Liberia nach Sierra Leone ihr Grab in der großen Tiefe zu finden.

Wie froh waren die Miſſionare, endlich auf St. Marys ein Miſſionshaus, ordentlich gebaut und eingerichtet, zu beſitzen, wo ſie beide wohnen, und in dem ſie zugleich ihre Schulen und Verſammlungen halten konnten. Es war aber auch dieſe Förderung ihrer Geſundheit ſehr nöthig, da Hawkins in der Woche fünf Mal regelmäßig zu predigen und dazu noch andere Verſammlungen zu halten hatte, und da er und ſeine Frau jetzt vom Klimafieber befallen wurden. Wie gut war es, daß jetzt Morgan in Bathurſt ſich befand. Er hoffte bald nach Macarthys-Inſel zurückzukehren; ſtatt deſſen mußte er nach England heimkehren, weil ſeine Kraft raſch unter den Anſtrengungen und Fiebern dahinſank. Sein Troſt war, daß er eine Gemeinde von 30 Seelen nach vierjähriger Arbeit unter der Leitung ſeiner Freunde zurücklaſſen konnte. Er hatte im Sinne nach Afrika zurück zu gehen; allein die Committee beſchloß anders, weil er nur ſehr langſam ſich erholte. Mancher Leſer mag vielleicht die Zahl der Bekehrten, die nicht einmal alle wahre Kinder Gottes genannt werden konnten, für die Arbeit, Angſt, Sorge und Mühe ſehr klein finden. Die Committee in London maß die Dinge anders mit dem Maaße des Heiligthums. Obwohl das Jahr 1825 hinging, ohne daß ſie neue Sendboten an den Gambia ſchicken konnte, ſo war ſie doch ſtets darauf

bedacht, und das Anwachsen der Arbeit in Gemeinde und Schule zu Bathurst, das Leerstehen der neuen Station auf Macarthy gab ihr dazu den besten Anlaß. Jetzt war aber die Dienstzeit des Hrn. Hawkins vorüber, und er wurde von dem zuerst schon für den Gambia bestimmten, aber durch Umstände zuerst nach Sierra Leone gekommenen Missionar Dawson abgelöst. Auch er arbeitete im Segen, denn nach einem Jahre konnte er nicht allein melden, daß die Zahl der Abendmahlsgenossen auf 47 gewachsen, sondern auch, daß ihrer Viele einen Ernst zeigen, Andern das Heil nahe zu bringen. Es war zeitige Hülfe, als (1828) Missionar Marshall im Gambia ankam. Er faßte mit seiner Gattin die Arbeit rüstig an; aber schon im Jahr 1830 sank er ins Grab, und seine Gattin folgte ihm, eben an die heimathlichen Gestade zurückgekehrt, im Tode. Es waren in diesem Jahre sechs Arbeiter in West-Afrika entschlafen. Auch diese Beiden gingen jedoch nicht dahin, ohne Spuren segensreichen Wirkens zu hinterlassen. Die Mission stand leer, und nur ihr kleines Kind, das Frau Marshall mit nach England gebracht, und das ein treues Negermädchen Sally pflegte, wurde der Berufer eines neuen Missionars. Das Negermädchen sollte nach Newcastle zu des entschlafenen Missionars Bruder reisen, und in London im Missionshause einsprechen. Dies geschah an einem kalten Octobermorgen im Jahr 1830 in Hatton-Garden, wo damals das Missionshaus stand. Zu der Zeit waren einige junge Männer in London, um sich von der Committee prüfen zu lassen und ihre Bestimmung als Missionar zu erhalten. Sie waren im Missionshause und fühlten sich von dem kleinen Wesen und seiner Liebe zu der treuen schwarzen Pflegerin tief ergriffen. Diese schloß das arme Kind in die Arme, netzte es mit ihren Thränen und erzählte dabei auf die rührendste Weise von dessen Eltern und von ihrem Heimathlande. Unter den Jünglingen war Hr. Moister, dem diese Worte und Scenen zu Herzen gingen, und der nach ernstlichem Gebet sich gedrungen fühlte, mit dem Blick auf das verlassene Arbeitsfeld zu sagen: „HErr, hier bin ich, sende mich.“

Und er ward geſendet. Das Negermädchen trug recht ein Bild Africas nach England.

Sie war Anfangs im Hauſe des Oheims des jungen Richard Marſhall ſehr ſcheu und mißtrauiſch und hielt es nicht aus, wenn das Kind aus ihren Augen war; es brauchte mehrere Wochen, bis ſie ſich von der Sicherheit deſſelben überzeugte und bis auch ihr Herz aufging. Sie war eine Ebu-Negerin und erzählte, daß ſie noch einen kleinen Bruder habe; daß nach dem Tode ihrer Mutter der Vater ſie verkauft. Sie ſchilderte die Leiden des Sclaventriebs an die Küſte, den Jammer auf dem Schiffe, die Befreiung. Oft ſeufzte ſie tief und rief aus: „Arm Sally kein Vater, kein Mutter, kein Heimath. Richard gut Vater, gut Mutter und viel Schweſter und Freund, mich jetzt nicht fürchten, arm klein Richard da laſſen", und dann drückte ſie das Kind an das Herz und weinte. Sie kehrte nach dem Gambia zurück, war dort eine chriſtliche Gattin eines wackern Negers und ſtarb im Frieden Gottes.

Herr Moiſter reiſte mit einer Gattin, die ſich dazu mit ihm verband, ab, und kam im März 1831 glücklich in St. Marys an, wo ihn die Neger mit Jubel empfingen, ihn und ſeine Frau aus dem Bote ans Ufer trugen, ihnen die Hände küßten und vor Freude weinten. Der erſte Sonntag war ein herrliches Dankfeſt in der Gemeine.

Bald beſuchte Moiſter die Inſel Macarthy, die ſeit Morgan's Abreiſe kein Miſſionar mehr betreten hatte. Er konnte jetzt St. Marys verlaſſen, weil die wackeren Gehülfen Pierre Sallah und John Cupidon in ſeiner Abweſenheit das Werk fortführten. Er wurde von dem einzigen Weißen auf der Inſel, dem Lieutenant Shaw, aufs Herzlichſte empfangen, predigte, that was er konnte und wurde bei ſeiner Abfahrt von den Eingeborenen dringend gebeten, wieder zu kommen oder einen Lehrer zu ſenden. Die Arbeit in St. Marys litt etwas Noth, weil die Mandingo's ein nahes Fort mit Uebermacht angegriffen, einige Soldaten, darunter auch den Kapitän eines Handelsſchiffes, getödtet, deſſen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen herumge-

tragen hatten und nun durch herbeigerufene Kriegsschiffe dafür blutig gestraft wurden. Ihre Absicht war die Zerstörung der brittischen Niederlassung gewesen. Die Gemeinde wuchs zwar auf 61 Seelen, aber die Angst und Unruhe, wie der Militärdienst der Gemeindeglieder, hinderten die regelmäßige Arbeit. Erst als das kleine Fort Banapoint wieder erobert und der Friede hergestellt war, konnte Moister wieder und zwar diesmal mit einem der eingeborenen Lehrer und den nöthigen Schulmitteln nach der obern Station gehen, wo er sogleich (1832) ein Landstück kaufte und ein Negerhaus zum Gottesdienste erbaute, worin Cupidon predigen und Schule halten sollte. Dieser begann seine Arbeit, und Moister konnte wieder abreisen. Am Ende des Jahres durfte er von der Aufnahme von 24 Gemeindegliedern, von überfließend großen Versammlungen, von einem unter den Eingeborenen wohnenden Geiste des Forschens nach dem Wege des Heils, von Cupidon's gesegneter Arbeit auf Macarthy's-Insel, von Liloy, einer kleinen Gemeinde dort, melden. Diese günstigen Nachrichten ließen an weitere Unternehmungen denken. Missionar Dove sollte zu den Fula gehen und Missionar Fox an die Stelle Moister's treten, dessen africanische Dienstzeit vorüber war (1833). Moister ging nach England, bald darauf nach Ostindien, von wo er nach vierzehnjähriger Arbeit als Vorsteher der südafricanischen Missionen in die Capstadt versetzt wurde.

Missionar Dove ließ sich auf Macarthys-Insel nieder, um von da aus für die Fula im Innern zu wirken, die dort, ohne eigenes Land zu besitzen, als Hirten unter den sie bedrückenden Mandingo-Negern leben. Mittheilungen über sie, welche Herr Morgan nach seiner Heimkehr an Dr. Lindoe von der anglicanischen Kirche, der sich schon längst mit West-Africa beschäftigte, gemacht, und die ihren Weg an manche Herzen gefunden hatten, führten im Jahre 1833 zur Bildung eines Vereines von evangelischen Christen verschiedener Gemeinschaften in Southampton, dessen Zweck war, eine Bildungsanstalt für Fula-Neger zu stiften, um eingeborene Missionare für das Innere heranzuziehen.

Gerade der gedrückte Zuſtand der Fula, ihre oftmalige Verkaufung als Sclaven, ihr friedliches Leben, ihre geringe Betheiligung beim Sclavenhandel, ihr gewerblicher Sinn, die Aehnlichkeit ihrer Geſichtsbildung mit der europäiſchen mit der Sage, daß ſie von Weißen abſtammen, und ihre freundliche Geſinnung gegen dieſe, endlich der Umſtand, daß nur wenige von ihnen Muhammedaner ſind, ſchien dieſes Volk für ein ſolches Unternehmen beſonders zu empfehlen. Der neue Verein übernahm den Unterhalt eines Miſſionars und der beiden Nationalgehülfen Sallah und Cupidon auf ſich. Der Miſſionar ſollte unter den zerſtreuten Fula reiſen, Schulen errichten, predigen. Die Leitung der Sache aber ſollte in den Händen der wesleyaniſchen Miſſionsgeſellſchaft bleiben. Miſſionar Dove ging ſogleich daran, die nöthigen Gebäude zu errichten. Die Regierung gab 600 Acres Land auf der Inſel dazu. Die Arbeit war ſo geſegnet, daß Dove gleich im erſten Vierteljahre 30 Paare trauen, 92 Erwachſene und mehrere Kinder taufen, 72 Seelen zur Probe aufnehmen konnte und daß es ihm gelang, regelmäßige Predigt zu Broko bei den Fula und zu Dſchamela bei den Mandingo einzurichten. Zu gleicher Zeit wuchs in St. Marys die Gemeinde unter Herrn Fox auf mehr als 200 Seelen; zur Predigt war die Capelle zu klein; die Schule floß über. Im Jahre 1834 wurden abermal fünfzig Seelen der Gemeinde hinzugethan und täglich meldeten ſich neue zur Aufnahme. Die Arbeit ging freudig voran; Eingeborene halfen wacker das Netz ziehen; Gebetsverſammlungen in den Häuſern der Neger wurden gehalten; Unterredungen mit einzelnen Seelen kamen täglich vor. Das beſte Bild wird uns ein Brief geben, den Herr Fox damals ſchrieb:

„In jeder neuen Mittheilung über die Sache der Ge„meinde hier darf ich weitere Fortſchritte melden. Im letzten „Vierteljahr hat uns der HErr wieder 61 Seelen gegeben, „die in unſere Gemeinde eintreten wollen. Die Schule geht „vorwärts, es fehlt nur an Büchern. In der Soldaten„ſtadt mußte ich die alte Capelle abbrechen und eine doppelt ſo große bauen, faſt ganz auf Koſten der Gemeinde. Zu

„Melville-Town am andern Ende der Insel, wo ein Dorf „befreiter Africaner liegt, habe ich auch ein Kirchlein gebaut, „das sich regelmäßig mit verlangenden Hörern füllt. Auch „zu Berwick-Town, Fort Bullen, gegenüber der Insel am „festen Lande, geht das Werk Gottes voran. Dort soll „eine Capelle erst noch gebaut werden, denn eine kleine Ge„meinde ist gesammelt und wir predigen da sonntäglich. „Auch eine Schule sollten wir haben, weil ein Mandingo„dorf nahe liegt. Ein zweiter Missionar sollte hier noth„wendig seyn; denn an vier verschiedenen Orten muß ge„predigt werden. Ich habe zwar einen Gehülfen, aber auch „so reicht die Kraft nicht hin für Alles. Vielleicht wäre „dieser, William Joaf, dazu zu gebrauchen. Nur ist „er ein Sclave. Auch meine sonstigen Gehülfen sind Sclaven. „Der Statthalter erklärte mir zwar: so lange sie hier auf „der Insel wohnen, sind sie frei, denn hier gibt es keine „Sclaven; sobald sie aber die Insel verlassen, kann man sie „einfangen. Er wünschte, daß sie bei ihren Herren bleiben „und daß man sie um eine mäßige Summe loskaufe. Meh„rere haben es selbst gethan, allein es fordert Jahre, um „die vorgeschossene Summe von dem Wochenlohne zurück„zuerstatten. William Joaf ist verheirathet, hat Kinder, „ist ein geschickter Zimmermann. Wäre er frei, so stände „er äußerlich ganz gut, und da er seit neun Jahren Ge„meindeglied, seit 5 Jahren Predigtgehülfe ist, so würde er „wohl einen Hülfsmissionar abgeben. Seine Frömmigkeit „ist musterhaft, seine Predigtgabe bedeutend. Aber wie soll „ich die andern Predigtgehülfen frei machen, die mitten in „der brittischen Colonie noch Sclaven sind? Unsere Freunde „in Irland haben Pierre Sallah losgekauft; sollten sich „in England nicht Freunde für die andern finden? Be„sonders würde ich Amado Gum und John Gum da„zu empfehlen."

In seinem Tagebuch spricht er das wärmste Lob Gottes aus, daß die Gemeinde in einem Jahre auf 353 Seelen gewachsen war.

Herr Dove meldete eben so Erfreuliches von seiner

Arbeitsſtätte. „Viele," ſagt er, „von meinen Leuten geben „genaue Rechenſchaft davon, daß und wie ſie zur Vergebung „ihrer Sünden gelangt ſind und leben in ſeligem Frieden „Gottes. Daß wir nicht umſonſt arbeiten, zeigt ſchon die „Zahl unſerer 102 Gemeindeglieder. Die Zeit ſcheint mir jetzt „gekommen, um unter den Fulas eine Claſſe zu bilden. Ich „werde nächſtens diejenigen in die Hürden ſammeln, die „redlich begehren dem zukünftigen Zorn zu entrinnen. Unſre „Schule im Fula-Dorfe Broko geht gut: die Kinder lernen „fleißig und die Alten wünſchen, wieder jung zu ſeyn, um „auch noch das Buch Gottes leſen zu lernen. Dieſe Schule „iſt den Fula der ſtärkſte Beweis zu Gunſten der Miſſion. „ — Ich habe einen tüchtigen Fula als Dollmetſcher: eine „große Gnade Gottes; denn man könnte wohl alle Dörfer „am Gambia aufſuchen, ehe man einen zweiten von dieſer „Brauchbarkeit fände.

„Die Brüder Cupidon und Sallah predigen wöchent„lich einmal in der Joloff-Sprache ihren Landsleuten. Wir „haben einen frommen Akau-Neger, der einer Claſſe ſeiner „Landsleute, der befreiten Africaner vorſteht. In Broko „haben wir zwei Predigtorte, aber leider keine Capelle. „Bisher ſchützten wir uns gegen die ſenkrechten Sonnen„ſtrahlen unter großen Tabba-Bäumen. Für die Regen„zeit wird es aber nicht ausreichen.

„Der Islam ſcheint mir im Abnehmen. Die arabiſchen „Bibeln, Pſalmen und Teſtamente ſind ſehr geſucht und „manche gehen oft tief ins Innere, Hunderte von Stunden „weit. In Kantalikunde bot ein Marabut drei Ochſen für „eine Bibel. In verſchiedenen Geſprächen mit Buſchnies „und Marabuts höre ich immer die Anerkennung, daß das „Chriſtenthum zuletzt ſiegreich bleiben werde. Sie geſtehen „zu, daß der Chriſt glücklich ſey, während in ihrem Herzen „kein Friede iſt, ſondern ſie trotz ihrer äußerlichen Heiligkeit, „ihren Waſchungen, Niederwerfungen, ihrer täglich zwei„maligen Gebete, ihrer Wiederholung des Korans, ihrer „Roſenkränze, Grigris, Amulete u. ſ. w., irdiſch, fleiſchlich, „teufliſch bleiben. Einer ſagte, er trüge aus der Moſchee

„keinen Trost nach Hause, und ein Marabut rief beim An„blick des frommen Eifers unserer Leute aus: „Was be„deutet das Alles? und es ist doch nur Ein Gott und „Muhammed sein Prophet.“

„Kürzlich kam die Schreckensnachricht Kemmingtan sey „in der Nähe und im Begriffe die Insel anzugreifen. Die „Hörner erschollen, die Glocke wurde geläutet, die Kanonen „geladen, Alles war auf seinem Posten, die Besitzthümer „wurden ins Fort geflüchtet, die Weiber jammerten, wir „aber warfen uns auf den HErrn. Es war eine unbe„schreibliche Scene. Da kam die Kunde, daß Kemmingtan's „Sohn allerdings in der Nähe sey, aber um Frieden zu „schließen.“

Einen Begriff von der Arbeit eines dortigen Missionars gibt Fox, wenn er einen Sonntag auf St. Marys beschreibt:

„Oft bin ich am Abend so müde, daß ich mich lieber „auf den Bretterboden als ins Bette lege, was ich aber „nachher zu büßen habe. Am Sonntag habe ich 5 Uhr „Morgens Gebetstunde in der Capelle, um halb 8 Uhr Ge„bet mit den Soldaten in der Kaserne, um 10 Uhr Gebet „und Predigt in der Capelle, wobei in dem niederen Ge„mach und der Ueberfüllung die Hitze fast unerträglich zu „seyn pflegt; um halb 12 Uhr predige ich als Caplan in der „Kirche; um 2 Uhr fahre ich nach Berwicktown, Fort „Bullen oder gehe nach Melville, um zu predigen und „Classenversammlung zu halten; um 6 Uhr predige ich „wieder hier, woran sich immer Betstunde, Gemeindever„sammlung oder das heilige Abendmahl schließt. In der „Woche ist jeden Morgen um 5 Uhr Betstunde, die ich aber „wegen Kränklichkeit nicht immer selbst besuchen kann; um „halb 7 Uhr geht es in die Schule. Dazwischen fallen „die Taufen, Trauungen, Krankenbesuche, Begräbnisse. Je„den Morgen habe ich Predigt oder Betversammlung.“

War es da zu verwundern, wenn nur eiserne Kraft länger unter solchem Klima dem Erliegen widerstand? Wie wohl that unter solchen Umständen der Besuch eines Man-

neß, wie Admiral Warren, der mit seinem Kriegsschiff Iris die Insel besuchte und seine Bewunderung über die Leistungen der Mission öffentlich aussprach; auch, als ihm Amado Gum einen schönen von ihm gearbeiteten Stock zum Geschenke gemacht, das Geld für die Freikaufung dieses wackeren Christen anbot. Wie willkommen mußte die Nachricht seyn, daß das Committee 500 Pfund St. (6000 Gulden) zum Bau einer neuen Capelle genehmigt hatte, an der auch sogleich Hand angelegt wurde. Noch größer war die Freude, als im Frühjahr in Missionar Wilkinson und seiner Gattin die langersehnte Hülfe eintraf, worauf For mit seiner kranken Frau einen Ausflug nach den Cap-Verde-Inseln zur Heilung ihrer Gesundheit unternahm. Allein die Schwäche hob sich nicht und er mußte nach England gehen, jedoch in der Absicht, auf sein geliebtes Arbeitsfeld wieder zurückzukehren.

Noch in demselben Jahre (1835) traf er mit Missionar Mac Brair wieder auf seinem Posten ein. Der letztere, der in Malta und Egypten gearbeitet hatte und des Arabischen sehr kundig war, sollte in Macarthy mithelfen und sich besonders mit Uebersetzung der heiligen Schrift in die Fula-Sprache und andere Negerdialekte beschäftigen. For hatte seine kranke Gattin in England gelassen und war selbst nach einem dortigen Aufenthalte von nur 50 Tagen zu seiner geliebten Heerde zurückgeeilt, die ihn mit Sehnsucht erwartet hatte und mit Wonne und Jubel wieder begrüßte. Er trat gleich in seine Arbeiten wieder ein, und reiste dann mit Wilkinson in das Mandingo-Dorf Dschilliki, dasselbe, in dem Mungo Park auf seinem berühmten Reisen ins innere Africa gelandet hatte. Dort predigten sie aufmerksamen Zuhörern und schlugen die Errichtung einer Schule vor, was mit Freude aufgenommen wurde. Eine Reise zum König in Barra wurde auch gemacht, um seine Zustimmung dazu zu erhalten.

Mac Brair hatte sich bald überzeugt, daß die Mandingo-Sprache die bei weitem herrschende, und auch die von den Fula gesprochene und verstandene sey, und sich

daher entſchloſſen, an ihre Bemeiſterung ſich zu wagen. Da Herr Dove jetzt nach Hauſe zurückkehrte, ſo wurde Fox nach Macarthy verſetzt, mußte aber in der erſten Zeit noch zwiſchen dort und Bathurſt ſeine Kraft vertheilen. Herr Mac Brair fing an, ſeine einſame Lage ſchmerzlich zu fühlen. Die furchtbare, quälende Hitze des Tages, der nicht erfriſchende, ſondern unruhige und ermattende Schlummer der Nacht, der Mangel an ſo vielen gewohnten Bequemlichkeiten, die Unbrauchbarkeit und Unzuverläſſigkeit der eingebornen Diener, die ihn nöthigten, ſelbſt nach dem Meiſten zu ſehen, das Alles plagte ihn hinreichend, aber doch nicht wie der Schmerz der Einſamkeit. Auch die Nahrung war nicht, wie ſie der Geſundheit diente. An Arbeiten des Geiſtes war nicht zu denken, denn die Hitze machte ſo matt, daß „ſelbſt Eſſen eine groſſe Anſtrengung wurde.“ Als nun gar noch eine wüthende Rotte Schwarzer, einen Europäer an der Spitze, über die Miſſionsniederlaſſung herſtürzte und unter wildem Geſchrei John Cupidon's Haus zerſtörte, da ſchien das Maaß faſt voll zu ſeyn. Fox eilte an Ort und Stelle, aber es war unmöglich, gehörigen Erſatz des Schadens und Genugthuung gegen die Feinde zu erhalten. Man mußte ſich längeren Druck gefallen laſſen.

Mac Brair hatte jetzt ſein Hauptgeſchäft vollzogen und ging nach England, um das Evangelium Matthäi in der Mandingo-Sprache, nebſt Wörterbuch und Grammatik, durch die Preſſe zu fördern (1836), und Herr Fox blieb an ſeiner Stelle. Von da zog er häufig in die Negerdörfer hinaus nach Kojaja und nach dem Wohnort des Königs von Kattaba, der über die kleine Zahl ſeiner Weiber (er hatte ſieben) klagte und den Beſucher anbettelte; nach Broko, wo er mit den Marabuts redete; Ausflüge, bei welchen er da und dort Spuren des im brittiſchen Gebiete noch immer getriebenen Sclavenhandels antraf. In einer ſeiner Gebetsverſammlungen betete ein Neger: „Jeſus, rette alle unſre „Seelen! wenn man ſein Auge verliert, kann man mit dem „andern ſehen; wenn man die Hand verliert, kann man mit „der andern arbeiten; aber wenn man die Seele verliert, ſo

„verliert man Alles.“ Bei einem Beſuch des Königs von Kattaba mit Gefolge, wobei ſich dieſe Leute höchlich freuten, auf Stühlen ſitzen zu dürfen, und der König Tabak bettelte, ſprach ihm For von einer Miſſion in ſeinem Lande, wozu er aber ein Stück Landes geben müßte. Er antwortete: „Ueber dieſes muß ich mich beſinnen; aber was das andere „betrifft (dabei zählte er an den Fingern), einer, zwei, drei „u. ſ. w., zehn Miſſionare können kommen.“ — In der Regenzeit goß ihm das Waſſer in die Stube, und ſeine Geſundheit ſank; er wurde tief ergriffen von dem Gefühl der Einſamkeit. „Da ich weder Frau noch Amtsgenoſſen, „weder Arzt noch Krankenwärter in dieſer eintönigen Wild„niß hatte, ſo war ein Krankheitsanfall nichts Angenehmes; „ich verlor oft den Muth ein wenig. Aber ich habe den„noch dem HErrn zu danken; denn in den ſchlafloſen Fieber„nächten, wenn meine Knaben oft feſt ſchliefen, und ich nur „Katze und Hund, eine brennende Kerze und ein Glas Waſ„ſer zu ſichtbaren Geſellſchaftern hatte, fühlte ich mich oft „ſelig in der Nähe des HErrn.“

Bald jedoch konnte er wieder predigen und in die Negerdörfer hinaus reiten, und die Muhammedaner beſuchten ihn je und je. So kam einmal ein geſcheidter Mohr, der eben erſt von Medina in Arabien mitten durch Africa hergereist war. Er war erſtaunt, als ihm auf der Charte die durchwanderten Länder und Mekka, die Heimath ſeines falſchen Propheten, gezeigt wurden. Er erzählte, daß er elf Monate zur Reiſe gebraucht, daß zwei mitreiſende Freunde in der Nähe von Abeſſinien ermordet worden ſeyen, und daß er zehn Tage ohne Anhalten fortgereist ſey, um einem wilden Stamme zu entgehen. Auf die Frage, warum er ſo weit hergereist ſey? meinte er: „Blos um einen Gang zu ma„chen.“ Er wollte den Senegal und Gambia ſehen. Ein arabiſches Teſtament, das ihm gegeben wurde, las er fließend. — Auch Ueberſetzungsarbeiten nahm For in dieſer Zeit an die Hand. Die zunehmenden Fieberleiden nöthigten ihn nach St. Marys zu gehen, wo er demungeachtet für den kranken Wilkinſon gleich in die Arbeit trat. Die Miſſion an beiden

Orten umfaßte jetzt (1837) mit den Schulkindern 700 Seelen, die im nächſten Jahre ſich noch um 100 vermehrten.

Wir können nicht die einzelnen Tritte und Schritte des Miſſionars weiter verfolgen. Lieber ſetzen wir einige Briefe hieher: die einen von Fox, die andern von Wilkinſon. Einer war in Folge eines Ausfluges geſchrieben, bei dem Fox die Ruinen mehrerer Dörfer ſah, die von Raubſchaaren zerſtört worden.

„Ich preiſe die Barmherzigkeit Gottes, die mich und „meinen Gehülfen John Cupidon vom plötzlichen Tode er„rettet hat. Auf dem Wege an dieſe Orte begegneten wir „einigen Fula-Negern, welche den Ertrag der letzten Regen „einernteten, um ſie nach Macarthy zu flüchten. Als ſie „unſere Pferde ſahen, ließen ſie Alles liegen und liefen in „den Wald, um ſich zu verſtecken, weil ſie meinten, wir „ſeyen die Feinde. Da dies mehrmals vorkam, ſo meinten „Cupidon und der letzte Fula, dem wir begegneten und der „uns erkannte, es dürfte gefährlich ſeyn, noch weiter zu rei„ſen, weil noch manche Leute in der Ernte ſeyen und auf „uns ſchießen würden, ohne uns zu erkennen. Das hatte „Cupidon vorher ſchon geſagt, und ich bat daher den Fula„Mann, uns zu begleiten, damit ſeine Landsleute ſehen, daß „von uns nichts zu fürchten ſey. Er that es gerne und „wir rückten vorſichtig dem Dorfe näher und waren eben „unter einem Baume, als hinter uns einige Leute im Korn„und Baumwollenfelde unſere Pferde ſahen, und Einer in „der Meinung, wir ſeyen Plünderer, ſogleich ſeine Flinte „auf mich oder meinen Begleiter anlegte. Eben wollte er „ſchießen, als er die ihm bekannte Stimme unſers Beglei„ters hörte und rief: „Wer iſt da?“ Der Mann rief ſo„gleich: „Der weiße Prediger iſt da.“ Jetzt kamen die „Leute hinter den Bäumen hervor, und wir waren geſichert.“

Die Arbeit dieſer Miſſion war eine vielfache; denn es galt nicht nur zu predigen, zu taufen, zu trauen, Kranke zu beſuchen, Todte zu begraben, ſondern auch zu bauen, Arbeiter zu beaufſichtigen, indem die Miſſion hunderte von Tagelöhnern auf ihren Feldern, bei ihrem zahlreichen Vieh-

ſtand beſchäftigte; es galt, als eine Art von Obrigkeit Streite zu ſchlichten, als Arzt zu wirken und Arzeneien weit umher auszutheilen; es galt, mit den wandernden Fula zu reden, theils wenn ſie nach der Inſel kamen, theils wenn er ſie auf ihren Wegen aufſuchte, um ſie zur Anſiedlung bei der Miſſion zu bewegen; mit den Königen und Häuptlingen zu verhandeln und ſo oft beſchwerliche Reiſen zu machen; endlich auch noch in weitere Fernen hin das Land und Volk zu erforſchen. Und das Alles mußte Ein Mann thun, in kurzer Zeit, weil die Regenzeit Vieles verbot, geſchwächt von Anſtrengung und Krankheit. Bei einem Beſuche nach St. Marys (1837) wurde ihm auch noch die ernſte Aufgabe, einen zum Tode verurtheilten Soldaten vorzubereiten, durch die es gelang, den Sünder vor Gott zu beugen und zum Verlangen nach Gnade und Vergebung zu leiten, daß er mit Hoffnung des ewigen Lebens ſtarb. Eine furchtbare Seuche brach damals in Weſt-Africa aus, die viele Europäer hinraffte. Fox aber wirkte unerſchrocken fort und hatte die Freude, das Miſſionshaus, Cupidon's Wohnung und eine 200 Fuß lange hölzerne Brücke über einen Flußarm, der zwiſchen ſeine Felder hereingriff, fertig zu bringen, und ſeine Pflanzungen gedeihen zu ſehen.

Herr Wilkinſon ſchrieb im Auguſt 1837, daß das gelbe Fieber noch immer ſeine Opfer fordere, und daß er von grauſenhaften Bildern des Todes und der Krankheit umringt ſey, daß aber das Werk des HErrn in Schule und Gemeinde fortſchreite, und er nur der unzureichenden Größe und des baufälligen Zuſtandes mehrerer der kleinen Capellen zu gedenken habe. Kaum aber hatte er dieſen Brief geſchrieben, als er ſelbſt ein Opfer der ſchrecklichen Seuche wurde, die Jeden hinwegnahm, der einmal von ihr befallen wurde. Inzwiſchen hatte Herr Fox in Maxarthy mit den Thieren der Wildniß zu kämpfen, indem bald Affen und Flußpferde ſeine Pflanzungen verwüſteten, bald Elephanten in ſeine Nähe kamen, bald das Brüllen des Löwen, das Geheul des Wolfes und des Leoparden ihn auf ſeinen Wanderungen erſchreckte. Damals geſchah es, daß gewade gegen-

über dem Missionshause am Festlande ein Mann aufgestellt war, der nach den Kähnen auszusehen hatte, die dort über den Fluß führen. Seine Hütte war nahe an einer Baumgruppe. Da kam einmal ein eigenthümliches Geschrei eines Affen von einem der Bäume her. Sein Knabe lief hin, um zu sehen was es sey, und fand unten am Baume einen großen Leoparden, der seine Augen auf den Affen richtete, weshalb dieser so jämmerlich schrie. Das reißende Thier wandte sich plötzlich und ergriff den armen Knaben. Ein Mandingo-Neger, der das Jammergeschrei des Kindes hörte, eilte mit einem Schwerte hin und befreite es; aber der Leopard sprang auf ihn zu und riß ihm einen Theil des Kopfes an der Scheitel weg. Beide, Knabe und Mann, wurden ins Hospital gebracht, nachdem der Leopard die Flucht ergriffen, und starben an ihren Wunden.

Als die Nachricht von Wilkinson's Tode ankam, eilte Fox nach St. Mary, mitten in die Seuche hinein, die bis nach Macarthy noch nicht hinaufgereicht hatte. Jedermann rieth ihm ab, allein er mußte gehen, weil die kranke Wittwe seines Freundes und die Gemeinde Hülfe bedurfte. Auch der Statthalter war gestorben, und überhaupt nur noch wenige Weiße am Leben. Selbst krank bewegte er sich unter den Kranken und Sterbenden ohne Furcht und Ansteckung, und kehrte, nachdem er an den Sterbebetten geweilt, wieder nach seiner Station zurück. Nicht weniger als sechs Aerzte und die meisten Europäer waren ins Grab gesunken.

Neue Missionare kamen (1838): Herr Wall für Fort St. Marys, Herr Swallow als Gehülfe für Fox auf Macarthy. Dort war Amado Gum, hier waren Sallah, Cupidon und Joaf als Gehülfen thätig. Als der eine Feind ruhte, wurde der andere lebendig. Der Krankheitszeit folgte gesundere Luft, aber der Krieg brach wieder unter den Negern los. Einige Krieger aus Bambarra und ein fanatisch-moslemischer Fulá-Häuptling von Futa Dschallon zogen auf Raub aus, brannten die Dörfer nieder, schleppten die Einwohner in Sclaverei, so daß von Bondu und Dschamalli Alles nach Macarthy flüchtete. Der furcht-

bare Häuptling empfing Herrn For zu Broko, und beſuchte ihn nachher auf der Station. Dies gab Anlaß zur Niederlaſſung der erſten Fula-Familie auf dem Boden der Miſſion.

Um jene Zeit machte For eine Reiſe nach Bondu. Zuerſt ging es zu Schiffe nach Fattatenda am obern Gambia, wo in früherer Zeit eine blühende brittiſche Factorei beſtanden hatte. Hieher kommen Karawanen aus dem Innern mit Häuten, Goldſtaub und Elfenbein. Der Handel wird durch die Bettelei der Eingebornen ſehr erſchwert, und beſonders iſt der Rum, dieſer Fluch Africas, der Gegenſtand, um deſſen willen die Eingebornen das Handelsſchiff in Schaaren beſuchen und ſich nicht abtreiben laſſen, bis ſie welchen erhalten haben. Man iſt hier wohl 250 Stunden vom Meere. Das Land iſt bergig, felſig und ſchön. For predigte hier früh Morgens unter einem Baum, und Cupidon ſprach das Gebet; etwa 20 Mandingo-Neger hörten zu. Die Geſpräche mit Einzelnen, die lieber Tabak als das Wort Gottes haben wollten, waren nicht eben erfreulich. Er miethete von da Führer und Träger, um nach Madina und von da nach Bondu zu reiſen. Allein ſchon in dem kleinen Mandingo-Dorfe Bantonding machten die Führer Halt, weil es ihre Heimath war. Er predigte dort, und die Muhammedaner ſprachen ihr Amen! zu ſeinem Gebete, mit den Händen gegen die Stirne ſchlagend, worauf ein alter Marabut, der mit zugehört hatte, in die Hand ſpuckte und damit übers Geſicht fuhr. Als man abreiſen wollte, war ein betrunkener Mandingo-Krieger willens mitzugehen, was der Alkayd oder Dorfvorſteher nicht für rathſam hielt. Dies wurde der nöthigende Anlaß, die Nacht da zu bleiben. Am andern Morgen ging es nach Subakunda, einem Mandingo-Platze, deſſen Bewohner ſämmtlich Dſchulas, d. h. Goldhändler ſind. Sie erhalten das Gold aus Bambuk und Bambarra, und tauſchen es in Fattatenda gegen europäiſche Waaren aus. Auch hier mußte man wieder bleiben. Die Muhammedaner waren aber äußerſt freundlich gegen den fremden Lehrer. Sie ſind mit Grigris ganz bedeckt. Endlich am dritten Tage kam man in Madina,

der Hauptstadt von Wulli, auf schmalen Pfaden durch dichtes Waldland an. Da erfuhr er von dem Sandi, einer Art von Minister, daß der König seine Geschenke schwerlich annehmen werde, weil kein Rum dabei sey, und daß er ihm die Reise nach Bondu erst in einigen Tagen gestatten könne, wenn ein Streit zwischen ihm und dem Almamy (Fürsten) jener Stadt beigelegt seyn werde. Der Minister war übrigens ganz betrunken. Es war aber Alles nur auf größere Geschenke abgesehen, und da Fox fest blieb, sandte der König bald dem Reisenden eine Mahlzeit. Ein besseres Geschenk an den Sandi führte bald zur Audienz beim alten König, und dieser gab die Reise nach Bondu völlig frei. Nachdem man sich von der Belagerung der Bettler losgemacht, ging es Abends weiter nach Barrakunda, wo man über Nacht blieb. Madina war noch wie zu Mungo Park's und Major Gray's Zeiten (inzwischen hatte kein Europäer sie betreten), eine Stadt von 1200 Einwohnern, bettelhaften und diebischen Menschen. In Barrakunda, wo die Reisenden fast nichts zu essen fanden, weil die Einwohner sehr arm sind und selten Fleisch genießen, predigte er das Wort etlichen Marabuts; und als er von Jesu Christo, dem Gekreuzigten, sprach, sprang Einer auf und rief den Andern zu: „Hört, „jetzt ermahnt er uns!" Ein angesehener Mann aus dem Bondu-Lande sollte der weitere Führer der Reisenden seyn. Er verweilte aber mehrere Tage in Barrakunda, und so mußten sie das Osterfest in diesem elenden Dorfe zubringen, bis sie endlich über zerrissenen Kieselboden nach Bambako, der Residenz Mantamba's, des Oberhauptmanns der Armee von Bondu, gelangen konnten. Auch hier galt es wieder Warten, bis der betrunkene General seine Empfangstänze ausgeführt und Geschenke gegeben und empfangen hatte. Dort sah er mehrere Albino's (weiße Neger). Es waren Schwestern, kränklich aussehend, aber stark. Man sagte ihm, daß Niemand sie heirathen werde. Nur List und Eile konnte die Reisenden von der scheinbar freundlichen Festhaltung durch den Mantamba befreien. Sie reisten durch mehrere ummauerte Fula-Städte nach dem Mandingo-Platze Kanipe.

Hier durften ſie wenigſtens ungeſtört weiter reiſen, nachdem ſie gute Nahrung genoſſen. In Dirma, einem ſchmutzigen, von Jaloffen und Teucolors (Mandingo) bewohnten Städtchen, wurde Nachtquartier genommen. Deſto ſchlimmer war es am andern Tag in Walufarra, wo es an Nahrung und gutem Waſſer gebrach. Nicht einmal vom mitgebrachten Zucker konnte man genießen, weil die Bienen ſich in Schwärmen darauf ſtürzten, wie ſie auch die Pferde am Trinken hinderten. Erſt in Tambakunda konnte man ſich wieder ein wenig ſtärken. Nach einem durch die Erſchöpfung der Waaren zu Geſchenken (weshalb man nach Fattatenda um Weitere ſenden mußte) verurſachten Aufenthalt, ging es durch eine thierreiche Gegend, in der man im Freien übernachten und dabei die Elephanten und Löwen um ſich hören mußte, näher auf Bondu-Land zu. Denn mit der Stadt Kotſchair verließ man Wulli und betrat in Ruday das Reich Bondu. Auch hier noch fanden ſich die wandernden Horden der Fula-Neger, die kein eigenes Land beſitzen. Die nächſte Stadt war Dſchuma, ein Hauptſitz moslemiſcher Frömmigkeit, Unwiſſenheit und Unreinlichkeit. Bei der Abreiſe von da umgaben die Einwohner die Karawane, und der Prieſter faßte beide Hände des Miſſionars, indem er einen Segen über ihn ſprach. Mehr als hundert Leute begleiteten ihn, ſo daß er inmitten eines dichten Gedränges ritt und unaufhörlich Hände ſchütteln mußte, bis er endlich ermüdet mit einem Abſchiedsgruß davonjagte. Er war überdies halb krank von den ſchlechten Nachtquartieren. Und nun ging's durch armſelige Dörfer fünf Tage lang nach Bulibany. Es war Sonntag; allein da der Almamy oder Herrſcher von Bondu (Imam) eben noch in einem nahen Städtchen ſein Hauptquartier hatte, um am folgenden Morgen auf einen Streifzug auszugehen, ſo war keine Zeit zu verlieren. Eine Meldung bei ihm wurde durch den Beſuch eines Prieſters erwiedert; die Audienz fand ſtatt. Herr For fand ihn von 250 Räthen, Kriegern und Prieſtern umgeben, auf einem großen, ummauerten Hofe, wo für ihn ein Zelt aufgeſchlagen war.

„Es wurde mir ein Schaffell in der Nähe des schwarzen „Monarchen angewiesen, auf das ich mich mit meinem Dol„metscher niedersetzte, und ihm in so wenigen Worten als „möglich Zweck und Absicht meiner Reise darlegte. Ich „sagte ihm, als Prediger des Evangeliums aus England, „am Gambia wohnend, sey ich begierig, etwas von Land, „Volk und Sprache zu wissen, die an meinen Wohnort „gränzen, um so bald als möglich neue Missionen anzu„fangen. In dieser Absicht habe ich die Königreiche Barra, „Nyani und Wulli besucht, und freundliche Gesinnung „der Könige erlangt; in derselben Absicht komme ich zu ihm.

„Der Almamy fand meinen Zweck recht gut, wünschte „aber mit seinen Aeltesten zu wissen was ich lehren wollte, „ob es die Religion Muhammed's sey; worauf ich mit „Nein antwortete, weil ich von Muhammed nicht ein Wort „in der Bibel finde. Dies führte zu einer Reihe von Fra„gen: „Sehet Ihr nach Osten, wenn Ihr betet? Wie lange „ist es seit der Geburt Mosi's? Wie lange ist es seit Mu„hammed den Koran schrieb?" u. dgl. Dann mußte ich „in der Kürze den Inhalt meiner Predigt angeben. Ich „hatte eine schöne arabische Bibel in der Hand und begann: „Der Inhalt dieses Buches ist u. s. w. Ich schilderte die „Schöpfung der Welt, den Fall des Menschen, das Ver„derben der menschlichen Natur, die Nothwendigkeit der „Wiedergeburt, Gottes Liebe zu den Menschen in der Hin„gabe seines Sohnes, Buße, Glauben, Heiligung, Himmel „und Hölle und Gericht. Die Versöhnungslehre war ihnen „etwas so Neues und Fremdes, daß der Almamy selbst, „als ich dabei verweilte, trotz seines Wunsches, daß ich un„unterbrochen rede, mich durch die Ausrufe unterbrach: „„Was sagt er? Gottes Sohn sterben? das kann nicht „wahr seyn!" Ich erklärte ihm dieses große Geheimniß „der Gottseligkeit so gut als möglich, und versicherte ihn, „daß es ein theures, werthes Wort sey, dessen Wahrheit „ich längst zu meiner Beseligung an meinem Herzen erfahre, „daß Gott Seinen Sohn für die Schwarzen wie für die „Weißen habe bluten und sterben lassen, weil bei Ihm kein

„Anſehen der Perſon ſey. Es war mir eine heilige Luſt,
„dieſen Leuten die Ueberlegenheit des Chriſtenthums über
„das unſinnige und verderbliche Syſtem des Islam darzu-
„legen. Der Almamy wollte hierauf wiſſen, was Gott
„ihnen befohlen und was Er verboten habe. Das gab mir
„eine herrliche Gelegenheit, bei den zehn Geboten zu ver-
„weilen, wobei ich mich beſonders bei Ehebruch, Mord,
„Diebſtahl und Sabbathſchändung aufhielt. Zu meinem
„Befremden ſagte der Almamy, er finde das Alles vortreff-
„lich, aber ihre eigene Religion ſey ihnen doch lieber. Ich
„verſicherte ihn, daß er ſehr im Irrthum ſey, wenn er Mu-
„hammed Chriſto vorziehe, und daß der Irrthum gefährlich
„ſey, indem der Gerichtstag ihm die Wahrheit deſſen, was
„ich geſagt, zu ſpät beweiſen werde. Der Almamy erklärte
„in ſeiner ſchließlichen Antwort, wie ſie Alle ſich freuen,
„mich zu ſehen; wie ſie mich lieben; wie ich jeden Theil von
„Bondu beſuchen könne, ſo oft es mir gefalle. Wenn ich
„eine Miſſion anfangen wolle, ſo ſolle ich nur den Ort
„wählen und dann kommen und es ihm ſagen. „Aber,"
„fügte er bei, „wir können unſre Religion nicht verlaſſen,
„wir müſſen Muhammed folgen." Es war mir ein beweg-
„licher Anblick, dieſe Menſchen vor mir zu ſehen, die ver-
„ſicherten, Gott zu lieben, und doch ihre Spieße, Feuerwaffen,
„vergifteten Pfeile und Schwerter an der Seite hatten, um
„jeden Augenblick losbrechen zu können. Ich ſah mich ge-
„drungen, dem Almamy die Sünde dieſes Treibens vorzu-
„halten, und drang aufs Wärmſte in ihn, ſeinen Kriegsplan
„aufzugeben.

„Es war ein kritiſcher Moment. Ich war inmitten
„einer Rotte halbwilder, bewaffneter Menſchen. Der Al-
„mamy ſelbſt hatte einen Spieß zur Rechten und eine Doppel-
„flinte zur Linken. Mein trefflicher Dolmetſcher meinte, ich
„würde in Noth kommen, wenn ich etwas gegen den Krieg
„ſagte; ja er fürchtete, es könnte mich im Augenblick oder
„nachher das Leben koſten. Aber es war mir, als würde
as Wort Chriſti an ſeine erſten Jünger: „Fürchtet euch
ht vor denen, die den Leib tödten können", zu mir ge-

„sprochen, und ich forderte ihn auf, dem Almamy jedes „meiner Worte zu dolmetschen, denn wenn ich jetzt zu den „Füßen dieses Fürsten falle, so werde mein Blut der Same „der ersten Christengemeinde in Bondu seyn. Es war Sonn„tag, und ich der erste evangelische Missionar in diesem „Lande. Ich war fest entschlossen, auf Gefahr meines Le„bens meine Stimme gegen die Gottlosigkeit dieser Raubzüge „zu erheben, deren traurige Folgen ich mehr als ein Mal „mit meinen Augen gesehen hatte. Da standen 250 Krieger, „welche die fürstliche Residenz verlassen hatten, ihren Gebieter „an der Spitze, und nur noch rathschlagten, welchen Ort „sie überfallen wollten; die nur noch warteten, bis die von „allen Seiten herbeiströmende Verstärkung beisammen sey, „um dann über die friedliche Bevölkerung eines Dorfes oder „Städtchens herzustürzen, sie zu packen, in Sclaverei zu „schleppen oder auf der Stelle niederzumetzeln.

„Als ich daher mein Hauptgeschäft beendigt und den „Almamy mit einigen Stücken feinen Zeuges, etwas Tabak „und einer in Golddruck gebundenen arabischen Bibel be„schenkt, und ihm für seine gütige Aufnahme und Erlaubniß „zur Gründung einer Mission gedankt hatte, sagte ich in „der ehrerbietigsten Weise: „Noch habe ich eine Bitte vor„zubringen, ehe ich gehe; ich habe gehört, daß der Almamy „in den Krieg ziehen will, und bin überzeugt, daß es Gott „wohlgefallen würde, wenn er das unterließe, in seinen „Palast zurückkehrte und im Frieden lebte."

„Der Almamy fragte, warum ich seinen Kriegszug „nicht gerne sehe? Ich sagte: „Weil es eine Sünde ist „und so viel Elend zur Folge hat. Ich habe so eben aus „dem Worte Gottes die zehn Gebote vorgelesen, von denen „eines lautet: „Du sollst nicht stehlen", das andere: „Du „sollst nicht tödten", und der Almamy will beides thun." „Der Almamy und seine Räthe lächelten halb spöttisch und „bemerkten, es seyen nicht die guten Leute, die sie tödten „wollen, sondern die, welche nicht zu Gott beten. Dieser „Krieg werde Gott gefallen und er werde ihn dafür beloh„nen. Wenn er selbst im Kampfe fiele, so würde er in den

„Himmel kommen und eine viel höhere Seligkeit dafür ge-
„nießen. Ich ſäumte nicht ihm zu ſagen, daß er ſich da-
„rin irre, auch ihn zu fragen, was denn aus den armen
„Sündern werden ſollte, die er plötzlich in die Ewigkeit
„hinunterſchleudern wolle? Dieſer Frage wich er aus und
„bald hernach gab er mir die Hand zum Abſchied, wobei
„ich ihm ſagte, ich werde ihn ſchwerlich mehr anders als
„vor dem Richterſtuhle Gottes ſehen, bat ihn auch noch ein-
„mal dringend, nicht in den Krieg zu ziehen. Ich verließ
„das Lager und wünſchte nun ſehr, da ich den ganzen Tag
„nichts gegeſſen hatte, etwas zu bekommen. Im Dorfe war
„nichts zu haben, und ich mußte zum Almamy ſenden und
„ihm ſagen laſſen, ich möchte nach Bulibany zurückkehren,
„ſey aber hungrig; worauf er mir eine Kalabaſſe voll Honig
„ſchickte. Bald hernach kam ein Bote von ihm und fragte,
„ob ich mehr von dem ſchwarzen Band beſitze, das ich um
„den Hals trug und das dem Fürſten gefallen habe. Ich
„verſtand ihn, nahm das Band ab, wickelte es zuſammen
„und ſchickte es dem hohen Herrn. Er hatte mir aber zu-
„gleich ſagen laſſen, daß er mich noch einmal zu ſprechen
„wünſche, und ſo wurde ich abermals ins Lager unter die
„Räuberhorden geführt. Er wiederholte mir ſeine Erlaub-
„niß zur Niederlaſſung und fragte mich wegen des Krieges,
„ob die Engländer nicht auch zuweilen einen führen? Ich
„ſagte ihm, es ſey ſchon lange kein ſolcher mehr geweſen,
„man vermeide ihn ſo lange als möglich, und wenn man
„die Nothwendigkeit nicht mehr umgehen könne, ſo führe
„man ihn ganz anders als in Africa. Auch wiederholte
„ich meine dringenden Vorſtellungen gegen den Raubzug
„mit Hinweiſung auf Gottes Gericht.

„Wir kehrten eben nach der Stadt zurück und begeg-
„neten etwa 20 Mädchen, die gekochte Speiſen in das Lager
„trugen. Ob meine Vorſtellungen gegen den Krieg etwas
„gefruchtet haben oder nicht, wage ich nicht zu ſagen; aber
„zu meinem und zu Aller Erſtaunen hatte ich kaum meine
„Wohnung wieder erreicht, als der Almamy mit ſeiner
„Kriegerſchaar wieder einrückte, was nach der Ausſage ſei-

„ner Unterthanen sonst nie vorgekommen war, wenn er ein„mal ausrückte. Er schickte mir ein fettes Schaf, und „ich wollte ihn nochmals besuchen, konnte ihn aber nicht „sprechen."

Herr Fox hatte ursprünglich die Absicht gehabt, seine Rückreise über Fort Joseph in Gallam am obern Senegal zu machen, aber er stand jetzt davon ab, weil die Mohren, wahre Wegelagerer, dort die Wege unsicher machten. Eben hatten sie einen armen Fula-Neger ermordet und sein Vieh geraubt, weshalb der Almamy Genugthuung verlangte. Mohrische Abgeordnete waren wegen dieser Angelegenheit gerade in Bulibany und leisteten einen Eid auf den Koran, daß nichts mehr der Art gegen Angehörige von Bondu geschehen solle.

Vor der Abreise ging Fox nochmals zum Almamy, der eben vom Gebet zurückgekehrt war und auf einem großen rauhen Schaffell an seinem Palast in einem an die Moschee stoßenden Hofraum saß, umringt von seinen Räthen, Kriegern und sonstigen Begleitern. Ein Sänger ging vor ihm auf und ab und sang mit lauter Stimme sein Lob. Der Missionar mußte sich nieder in seine Nähe setzen und der Almamy zog die ihm geschenkte arabische Bibel heraus, die er sehr bewunderte, aber nicht lesen konnte. „Schon das „befremdete mich," sagt Hr. Fox, „noch mehr aber, daß kei„ner der Priester im Stande war zu lesen. Zufällig war „ein Jaloff von Senegal da, der sie fließend las. Ich bat „den Almamy, sich von diesem Manne täglich einen Ab„schnitt vorlesen zu lassen. Er fragte mich wieder, warum „er nicht in den Krieg gehen sollte, und ob die Engländer „nicht oft Krieg führen? und ob es wahr sey, was er vor „ein paar Jahren gehört, daß die Weißen, als sie Kemming„tan's Stadt zerstört haben, einige ihrer Kanonen zurückge„lassen? Ich sagte ihm, Kemmingtan habe ein brittisches „Handelsschiff räuberisch überfallen, und man habe deshalb „seine Stadt zusammengeschossen und allerdings nachher etliche „kleine Geschütze zurückgelassen. Er schenkte mir zum Ab-

„ſchied wieder eine Kalabaſche voll Honig und verſprach mir „einen Führer durch ſein Land.

„Am Abend hatten wir ein längeres Geſpräch mit „unſerem Dſchati (Hauswirth), einem Theil ſeiner Familie „und etlichen Nachbarn über den Vorzug des Chriſtenthums „vor dem Islam, woran Cupidon Theil nahm. Da man „auf das Ceremonielle zu ſprechen kam, fragte er, ob denn „Gott nicht Alles erſchaffen habe, die Thiere wie den Men„ſchen. Dies bejahten ſie natürlich. „Gut," ſagte Cupidon, „„und ſprach der Allmächtige nicht über all ſein Werk, daß „es ſehr gut war?" Auch darauf erfolgte ein: Ja. „Wa„rum nahm ſich denn Muhammed heraus zu behaupten, „Schweinefleiſch ſey keine erlaubte Nahrung für den Men„ſchen?" — Es wurde darauf die Stelle: Das Reich Got„tes iſt nicht Eſſen und Trinken, ſondern Gerechtigkeit, Friede „und Freude im Heiligen Geiſt, hingewieſen. Unſer Haus„wirth ſah zuletzt ein, daß ein reines Herz unerläßlich und „daher eine Wiedergeburt nöthig ſey."

Das Bondu-Land zwiſchen Futa-Torro im Nordweſten, Kadſchange im Nordoſten, Bambu im Oſten, Dentilla und Tenda im Süden und Wulli im Weſten iſt etwa 40 Stunden lang und breit und liegt ſo zwiſchen Senegal und Gambia, daß viele Handelswege durchgehen. Es iſt Waldland, aber etwas bergiger als Wulli und waſſerreicher, für alle Tropenprodukte geeignet. Die Hauptſtadt liegt am nordöſtlichen Ende. Die Bewohner ſind eine Miſchung von Fula, Mandingo, Teucolor und Serra-Wulli. In der Hauptſtadt gibt es auch Jaloffen, Mohren und Bambarra-Neger. Es muß nach den vielen Städten und Dörfern und den zahlreichen Wegen ſehr bevölkert ſeyn. Die Fula-Sprache herrſcht vor, auch wird viel Mandingo und Serrawulli geſprochen. Die Hauptſtadt Bulibary liegt auf einer über eine Stunde im Umfang habenden Ebene und hat eine zehn Fuß hohe im Zickzack gebaute mit Baſtionen verſehene Ringmauer, mit kleinen Thürmen, Schießſcharten und Thoren. Der Palaſt des Almamy iſt ein feſtungsartiges Gebäude von ſtarkem Gewölbe mit dicken Lehmmauern, um mehrere innere Höfe

hergebaut und dient auch als eine Art von Zeughaus. Die Wege hinein sind für den Fremdling schwer zu finden. An den Eingängen stehen Wachen. Das Dach ist flach, mit dem stärksten Palmholz bedeckt und auf demselben Mörtel. Auf der Brustmauer des Daches stehen etliche Kanonen. Eine Ringmauer und starke Bastionen schützen ihn. Alle Wände sind sehr dick; das ganze Gebäude aber nur siebenzehn Fuß hoch. Die Moschee ist nur ein Lehmgebäude mit Gras gedeckt, steht frei nach dem Palaste. Es werden hier fünfmal am Tage Gebete gehalten; aber nur der Almamy mit den Marabuten geht hinein, die Andern bleiben außen stehen. Der wehmüthig klagende Ton des Gebets läßt eher ein Hospital mit seinen Operationen als ein Haus zum Lobe Gottes vermuthen. Die Häuser der Stadt sind zum Theil viereckig mit flachen Dächern, aus Lehm gebaut; die meisten aber sind rund mit Kegeldächern. Die Stadt mag 2000 Einwohner zählen. In den Dörfern und Städten ist gewöhnlich eine Moschee oder des etwas und eine Schule. Der Almamy ist Alleinherr im Lande. Die Herrschaft vererbt sich im Mannsstamme nach der Erstgeburt; selten aber geht ein Thronwechsel ohne blutigen Streit vor sich, weil die einflußreichsten Familienglieder jeder für sich die Herrschaft erstreben. Auch der Almamy Saada war nicht der rechtmäßige Thronerbe, obwohl aus der königlichen Familie, und war lange Zeit der Oberbefehlshaber der Truppen gewesen, ehe er (1837) den Thron bestieg. Er ist zugleich der höchste Richter des Landes, soweit der Koran als Gesetzbuch nicht ausreicht, und verfügt Strafen bis zur Erdroßlung, Hungertod, Abhauung der Hände. Krieg, oder vielmehr Raubzüge gegen die heidnischen Nachbarn, die der Muhammedaner als fromme Uebungen ansieht, kommen fast alle Jahre in der trockenen Zeit vor. Man überfällt die Feinde unversehens, mordet, raubt und begeht alle Grausamkeit. Manchmal kommt es auch zu eigentlichen Kriegen mit Schlachten zwischen zwei Völkern. In einem solchen war auch Bulibary zerstört worden, und nur der Palast, den die Leute verzweifelt vertheidigten, unerobert ge-

blieben. Weit umher aber lag das Feld voll Leichen, die man da verfaulen ließ. Der Almamy war im Zuge gegen Kaarta, während der König dieses Landes seine Hauptstadt verwüstete. Er eilte zurück und schlug ihn. Oft schließen diese Fürsten für solche Nationalkriege auch Bündnisse mit den Nachbarn. Die Rückreise des Herrn Fox war im Ganzen gleicher Art mit seiner Hinreise nach Bondu. Die Reise hatte wenigstens gezeigt, daß es für Missionare nicht unmöglich ist, ins Innere von Africa zu dringen und das Wort von Christo zu predigen.

Nach seiner Rückkehr besuchte er den König von Kattaba wieder, um von Landabtretung für die Fula-Mission mit ihm zu reden, weil die 6000 Acres von der englischen Regierung nicht ausreichten. Die Schwierigkeit war übrigens nicht, Land zu erhalten, sondern Schutz im Anbau desselben zu haben, und den konnte die brittische Colonie nur auf der Insel selbst gewähren; der König von Kattaba aber vermochte kaum sich selbst gegen die Räuberhorden zu schützen. Gerade damals (1838) stürzte sich eine dieser Horden um die andere auf die armen Fula-Neger. Wie es bei solchen Zügen herging, beweist der Fall, daß Kemmingtau, dessen Sohn von den sich vertheidigenden Fula erschossen wurde, dem Führer derselben den Leib aufschlitzte, und ihn so lebendig am Boden mit Pfählen befestigen ließ. Es war daher unmöglich in den Fula-Dörfern etwas zu wirken. Man durfte sich dafür schönen Fortschrittes in der Gemeinde selbst trösten: „Unser Gotteshaus ist wohl ge„füllt, unsere Gliederzahl wächst. Bei einem Liebesmahl war „es ergreifend zu hören, wie einige der befreiten Africaner „mit über ihre schwarzen gefurchten Wangen niederströmen„den Thränen von dem sittlich verkommenen Jammerzustand „ihrer Verwandten und Freunde sprachen und wie froh „und voll Dankes sie waren, daß sie im Genusse körperlicher „Freiheit und noch mehr der geistigen Freiheit leben dürfen, „wozu uns Christus befreiet hat." —

Bald trat nun wieder eine Krankheitszeit ein und Missionar Wall in St. Marys starb, weßhalb Fox seine

Stelle einnahm. Nach einiger Zeit ging Swallow mit seiner Gattin zur Erholung nach Goree, wo sie kaum zurück waren, als Herr Moß mit seiner Gattin als neuer Arbeiter für Macarthy's-Insel eintraf, dem Herr Parkinson für St. Marys folgte. Jetzt konnte Swallow nach England zurückkehren. Auch Herr Peard mit seiner Gattin war abgereist, um in die Gambia-Mission einzutreten, aber er litt Schiffbruch und versank mit seiner treuen Lebensgefährtin in den großen Ocean. Frau Moß fand in Africa ein frühes Grab. Desto erwünschter war die Ankunft des Herrn Spencer mit dem Auftrag, die Leitung des Ackerbaues in die Hände zu nehmen. Jetzt schienen die Stationen so versorgt zu seyn, daß auch Fox dem Heimrufe, der an ihn nicht nur von den Seinigen, sondern von der Committee ergangen war, folgen konnte. Er schloß seine Geschäfte ab und verließ Macarthy. Als er aber in St. Marys ankam, fand er die Stadt im Aufstand, indem etliche Africaner und entlassene Soldaten ein Schiff weggenommen hatten und sich weigerten es herauszugeben. Herr Parkinson hatte sich alle Mühe gegeben, die Leute zu friedlicher Herausgabe zu bewegen, aber umsonst. Sie forderten, daß die Obrigkeit das Schiff, das seinem Eigenthümer unrechtmäßig von einem Europäer weggenommen worden, mit Beschlag belege, und nur an die Behörde wollten sie es abgeben. Die Obrigkeit bedurfte, wenn sie unter die aufgeregte Masse hineinging, fast des Schutzes des Missionars, der überall freundlich aufgenommen wurde. Die Missionare, besonders Fox, brachten es dahin, daß das Schiff zurückgegeben wurde. Nun aber mußten sie Zeugen seyn, wie ungerecht die Behörden in der Sache verfuhren. Der Besitzer des Schiffes, für welchen die Neger gehandelt hatten, erhielt die Anweisung, das Schiff im Nothfall mit Gewalt zu behaupten, und dennoch strafte man die Leute, welche dieselbe im Voraus ausgeführt hatten.

Mit der frischen Aufnahme der Arbeit in Gambia war in dem Vereine, der sich für die Fula-Neger gebildet hatte, auch der Beschluß gefaßt worden, in Macarthy eine

Erziehungsanſtalt für die Söhne von Königen und Häuptlingen der am Gambia wohnenden Völkerſchaften zu errichten. Für dieſen Zweck beſuchte Fox noch die Könige von Barra und Combo, um zu hören, ob ſie geneigt wären, ihre Kinder derſelben zu übergeben. Endlich kam der Tag ſeines Abſchieds von Africa, der ihm um ſo ſchmerzlicher wurde, weil auch der ſchon erkrankte Spencer mit ihm ſchon wieder die ihm ſo lieb gewordenen Geſtade verlaſſen mußte.

In England kam er gerade zu rechter Zeit an, um der großen hundertjährigen Jubelfeier der Stiftung der wesleyaniſchen Gemeinſchaft, die zu Liverpool gehalten wurde, beizuwohnen und da zu ſeinem großen Schmerze zu ſehen, daß Niemand ſich meldete, um am Gambia in die Lücke zu treten. Er konnte nicht anders, als nochmals ſeine Dienſte anbieten. Kurz nachher traf die Nachricht ein, daß Parkinſon und ſeine Gattin bereits ihr irdiſches Tagewerk vollendet hatten. Sie lagen beide zugleich krank und er war bereits todt und begraben, als ſie noch immer nach ſeinem Befinden fragte und in der Aufregung des Fiebers erzwingen wollte ihn zu ſehen. Sie ſtarb ohne die ſchmerzliche Kunde von ſeinem Tode zu wiſſen. Jetzt eilte er um ſo mehr, die Miſſion wieder zu beſetzen. Hr. James und Hr. Engliſh wurden mit Fox und ſeiner Gattin ausgeſendet. Mit ihnen ging Hr. Crowly als Schulmeiſter und Kakauta Sonko, der Sohn des verſtorbenen Königs von Barra. Nach gefährlicher Reiſe kamen ſie (1840) glücklich ans Ziel und fanden Miſſionar Moß wohl, aber den Nationalgehülfen Joaf bereits entſchlafen.

Moß und James gingen nach Macarthy und Fox ging auf die Erbauung eines neuen Schulhauſes in Bathurſt los. Nach der obern Station reiſte er zur Grundlegung der neuen Erziehungsanſtalt. Es wurde jetzt auch dort das hundertjährige Jubelfeſt gefeiert, und die Gemeindeglieder gaben 100 Pfund (1200 Gulden) Beiträge für die Miſſion bei dieſem Anlaß. Er übernahm zugleich wieder das Amt eines Colonial-Kaplans. Nicht lange, ſo ſtarb

Miſſionar James; und nicht lange hernach mußte For ſeine geliebte Gattin zu Grabe geleiten. — Dieſer Schlag der Hand Gottes war nicht der größeſte Schmerz, den er um jene Zeit zu tragen hatte. Er mußte auch mit falſchen Anklagen kämpfen, die von einer Seite ausgingen, woher ſie nicht erwartet werden durften. Er ließ ſich aber weder durch das eine noch das andere hindern, im Werke ſeines HErrn fortzuſchreiten. Das neue Schulhaus, das er bauen ließ, ſtieg empor. Mit Miſſionar Moß, der nach England heimkehrte, konnte er ſein mutterloſes Kind nach Hauſe reiſen laſſen von einer africaniſchen Wärterin gepflegt, wie einſt Miſſionar Marſhall's Kind nach Hauſe kam und einen Miſſionar erweckte. Seine Aufgabe wurde es nun, die Anſtalt in Macarthy zu gründen, und Baugeſchäfte nahmen ihn das ganze Jahr 1841 in Anſpruch. Endlich ſtand das Gebäude da und er mußte nach Bathurſt zurück, weil Herr Engliſh nach Weſtindien berufen und Herr Crowley von ſeinem Schulamte abgetreten war. Es war dringend Verſtärkung nöthig; aber nur Ein Mann, Miſſionar Symons, kam, wo drei ein dringendes Bedürfniß waren.

Die Wirkſamkeit des einzigen erfahrenen Arbeiters auf dieſem Felde ſchildert ſein Tagebuch von 1842 ſo:

„Ich kam in Macarthy an und ſprach mit Hrn. Swal„low, der mitgehen wollte, von unſern Beſuchen bei den „Königen von Kattaba und Wulli. An dem falſchen und „verzweifelten Räuber Kemmingtan beſchloſſen wir vorbei zu „gehen. — Swallow konnte nicht mitreiſen, weil Krankheit „ſeines Kindes ihn nach Bathurſt nöthigte. Ich ging allein „zum König von Kattaba, wurde von ihm, ſeiner Frau „und ſeinen Söhnen freundlich aufgenommen und hatte eine „lange Unterredung mit ihnen. Es handelte ſich um die „Erziehung der Prinzen in der Anſtalt. Die Eltern waren „willig, zwei Söhne auch, aber noch mußte Einer gefragt „werden, der in die Sache zu reden hatte. Dieſer kam, „ſaß eine Weile und hörte; dann ſtand er auf und ging mit „der Erklärung es nie zugeben zu wollen. Jetzt trat auch

„der Söhne einer zurück. Ich redete dem König zu, hielt „ihm die Vortheile für ſich, für Land und Leute vor, ſtellte „ihm die Ungültigkeit des Einſpruchs der Söhne vor, und „er erklärte von neuem: ſie ſollen gehen.

„Herr Richard Lloyd bot mir freundlich ſeine Begleitung zu einem Beſuche bei Santigeba, dem Häuptling „von Unter-Nyani in Kattaba an, und wir kamen in ſeinem „Kahne Morgens ſehr früh in Janimaru an, ſchickten ſogleich einen Boten an den König, der uns Pferde, Bedeckung und eine Muſikbande entgegenſandte. Seine Hauptſtadt Nyabantang iſt eine hübſche Stadt mit Ringmauern „von drei muhammedaniſchen Fula-Orten umgeben. In der „Hauptſtadt ſelbſt wohnen Mandingo und Jaloffen, ein ſichtlich begabtes Völklein, deſſen Kinder aber nackt umhergehen. „Könnte man hier eine Miſſion errichten, man würde bald „tüchtige Nationalgehülfen heranbilden. Der König iſt ein „geſcheidter Mann. Kaum hatte ihm Herr Lloyd unſere „Abſichten in der Jaloffſprache geſagt, ſo erwiederte er: „ich „durchſchaue es ganz, es iſt ein ſehr uneigennütziger Plan!“ „Einen ſeiner Söhne verſprach er ſogleich, wenn er vorher „diejenigen dafür gewonnen, die mitzuſprechen haben. Als „ich um eine Miſſion bei ihm herumredete, ſagte er: „dagegen läßt ſich gar nichts ſagen, Ihr könnt kommen, wenn „es Euch beliebt.“ Er meinte, wenn er nur jünger wäre, „da ginge er ſelbſt noch in unſere Anſtalt. Seine Wohnung war eine kleine Hütte ohne Fenſter und Rauchfang, „mit zwei engen Eingängen, und ſtand voll von Leuten. „Wir wurden in einen der Höfe geführt, wo ein Mahl für „uns bereitet war. Er kam auch, erwiederte unſern Beſuch, „rauchte dabei ſeine Pfeife, wiederholte uns ſeine Verſicherungen und wollte uns durchaus über Nacht behalten, was „ich aber ablehnen mußte, da der folgende Tag ein Sonntag „war.- Sein Bruder und ſeine erſten Diener begleiteten uns „zurück. Den Weg machten wir mit friſchen königlichen „Pferden. Santigeba gilt als der wahre Herrſcher von „Kattaba. In der Umgebung ſeiner Stadt wohnen wohl „10,000 Seelen nahe beiſammen, die zwar verſchiedenen

„Stämmen angehören, aber alle Mandingo sprechen. Welch „ein Missionsfeld!

„Ich machte mich dann doch auf, um Kemmingtan „zu besuchen. Mehrere Herren von Macarthy begleiteten „mich bis Fatota, wo sie mich mit den besten Wünschen „für meine Sicherheit verließen. Ich fuhr noch weiter strom„aufwärts, sandte dann einen Boten an den König, der „mich in Wulli wieder treffen sollte. In Futatenda riethen „mir die Kaufleute, meine Reise zu verschieben, da das Land „in Kriegsunruhe sey. Viele Weiber und Kinder aus „Wulli hatten sich mit Hausgeräthe und Korn hierher ge„flüchtet, wo sie in 20—30 Gruppen unter Bäumen woh„nen und Gehege um sich machen. Es war wieder eine „Räuberschaar in eine Fula-Stadt eingebrochen, um Vieh „und Sclaven wegzutreiben. Die Fula schlagen gerne ihre „Zelte bei festen Städten auf, um vor noch unbarmherzigeren „Feinden sicher zu seyn, mußten aber dafür den Beschützern „Milch und Butter, auf Verlangen sogar ihr Vieh geben, „sonst würde es ihnen mit Gewalt abgenommen. Diesmal „hatten die Krieger von Madina die Stadt Bambako über„fallen und diese sich dafür an einer Fula-Stadt bei der „königlichen Residenz entschädigt, wo sie außer dem Vieh „55 Sclaven erbeuteten. Der zu Madina wohnende Kö„nig von Wulli forderte Herausgabe des Geraubten, aber „man wandte sich von Bambaks aus an den Almamy von „Bondu, von dem jetzt 200 Reiter und 100 Fußgänger sich „in Bambako befanden. Es ist jedoch zu hoffen, daß die Sache „durch ein Palawer friedlich geschlichtet werde. — Kemmingtan „ließ mir sagen, daß es ihn freuen würde mich zu sehen und „daß er mich abholen lassen würde. Inzwischen hatte der König „von Wulli mir Begleiter nach Madina entgegengeschickt. Auf „meinem früheren Wege kam ich mit meinem Dollmetscher La„ming Buri und meinem Diener Wassa neben den drei vom „König gesandten Männern glücklich nach Madina, wo ich von „Vielen als der weiße Priester sogleich wieder erkannt und herz„lich begrüßt wurde. Ich wohnte wieder bei dem Minister „Sandi und erhielt den Besuch des Thronerben Patenbirang „und andrer wichtiger Personen, worauf ich mit meinem Ge-

„ſchenke vor den König geführt wurde. Ich legte ihm mei„nen Zweck auseinander, worauf er ſagte: „Das iſt ſehr „gut; du ſollſt einige meiner jüngeren Söhne haben, du „kömmſt zwar zu ungünſtiger Zeit, aber ſobald das Pala„wer vorüber iſt, werde ich meine Zuſage erfüllen.“ Er „gab mir zum Abſchiede die Hand. Ich ſprach mit ſei„nen zwei älteſten Söhnen noch über die Sache und drang „in den Thronerben, ſeine Kinder zu ſchicken. Auch er lobte „die Sache ſehr und verſicherte, ſobald der König ſeine Kin„der geſchickt haben werde, gedenke er es auch zu thun. „Nach weiteren Geſprächen mit dem Volke, die ich mit Ge„ſang und Gebet ſchloß, warf ich mich auf eine Matte auf „dem warmen Sande inmitten des Lärmes der Trommeln „und des Tanzes.

„Jetzt ging es auf Dunkaſin, die Reſidenz Kem„mingtan's, los, vor welchem ſich mein Begleiter entſetzlich „fürchtete. Wir erreichten die Stadt hungrig und müde. „Mir war es bei allem Ernſte der Lage ſehr wohl zu „Muthe. Nach einiger Ruhe ließ ich mich zu Kemmingtan „führen und hatte eine Unterredung mit dieſem harten Sün„der. Er hatte wirklich die Miene der Bosheit und der „entſchloſſenen Schlechtigkeit. So lange ich zu ihm ſprach, „ſah er mich gar nicht an, ſondern ſpielte mit einer Dop„pelflinte, und es war mir gar nicht leid, als er das ge„fährliche Spielzeug aus der Hand legte. Er antwortete „nicht, was er aber gewöhnlich erſt bei einer zweiten Unter„redung that. Er ſchickte mir nachher eine gute Mahlzeit.

„Am andern Morgen ließ ich mich früheſtens bei ihm „melden. Er empfing uns höflich und hatte ſogar die Her„ablaſſung mich anzuſehen. Er bemerkte: viel Reden helfe „nichts, was er aber ſage, das ſey ſein Ernſt; es freue „ihn mich zu ſehen; mein Zweck ſey ein ganz guter, aber „ihm noch ſo neu und fremd, daß er nicht verſprechen „könne, ſeine Kinder zu ſchicken; doch wolle er darüber nach„denken, und ſo oft ich einen Boten an ihn ſenden wolle, „werde er mit derſelben Achtung, wie ich ſelbſt, behandelt „werden. Ich gab ihm eine arabiſche Bibel und andere „Geſchenke und nahm nach einiger weiteren Unterhaltung

„Abschied. Er gab uns Pferde und ließ uns nach Futa-„tenda begleiten. Auf der Rückreise durch Madina sprach „ich den König von Wulli wieder, der mir seine Zusagen „erneuerte. Wir gelangten hungrig und müde nach Futa-„tenda, von wo aus ich, da die Fahrzeuge noch nicht segel-„fertig waren, noch den Häuptling von Bodori auf der „Südseite des Flusses besuchte, an dem ich einen unwissenden, „verdorbenen alten Mann kennen lernte, bei dem mit un-„serer Sache nichts zu machen war."

Einige Wochen nach diesen Reisen waren bereits etliche königliche Zöglinge in der Anstalt unter der Pflege der Herren Swallow und Symons. Daß der Reisende Gott ganz besonders für den glücklichen Ausgang seines Besuches in Dunkasin zu danken hatte, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß Kemmingtan ein Ungeheuer war, das sich des Thrones von Ober-Nyani durch die Ermordung zweier seiner Brüder bemächtigt hatte, deren Leichname er den Adlern zum Fraße gab, und daß er diesen Thron seitdem durch eine Reihe ähnlicher Gräuelthaten behauptet hatte. Mehr als ein Mal kam es vor, daß wenn einer seiner Boten eine schlimme Nachricht heimbrachte, er nur die Muskete nahm und ihn niederschoß, und einmal, als ein Marabut seine Wuth gegen sich rege machte, ließ er ihm, weil man diese Heiligen nicht tödten darf, Hände und Füße abhauen und sich so zu Tode bluten, wobei er dann sagte: „Gott „hat ihn getödtet, ich habe ihm blos die Glieder abgehauen." Dazu kam noch, daß Kemmingtan schon öfter auf seinen Raubzügen nahe bei Macarthys-Insel gewesen war, und einmal sogar ein brittisches Fahrzeug weggenommen hatte, ohne daß die Behörden es bis dahin zu friedlicher Zurückgabe hatten bringen können. Es war deshalb einer der letzten Statthalter in einem Kriegsschiff mit Truppen den Fluß hinauf und dann in Booten so nahe als möglich gegen Dunkasin herangefahren. Sie waren dann zu Lande mit etlichen Kanonen vorgerückt, bis sie Dunkasin erblickten, und nun, ohne erst für Nahrung und Wasser zu sorgen, sogleich zum Angriff schritten. Sie schossen auch wirklich

eine Breſche in die Ringmauer. Da erwachte aber der Löwe in ſeiner Höhle; das Feuer wurde tüchtig erwiedert; mehrere Soldaten fielen und etliche Europäer wurden verwundet. Die Truppen waren matt, hungrig, ohne Waſſer; die Hülfstruppen unter Mantamba aus Wulli drangen nicht verſprochenermaßen durch die Breſche ein, und ſo mußte man eilig den Rückzug antreten, den Mantamba mit 500 Mandingo-Negern deckte, ſonſt wäre wohl kein Einziger davongekommen. Kemmingtan eroberte die Kanonen, ſtellte ſie auf ſein Fort und bot nun vollends aller Welt Trotz.

Ein ſpäterer Statthalter wünſchte mit den umwohnenden Herrſchern friedlich zu ſtehen, ſandte an Kemmingtan eine Einladung nach Macarthy, um die Sache freundlich abzumachen und erhielt eine ablehnende Antwort. Ein Officier war nebſt einem Kaufmann Geſandter an ihn geweſen. — Bald nachher gab es einen Streit zwiſchen Kemmingtan und dem König von Kattaba, und dem Letztern wurde eine kleine brittiſche Truppe unter demſelben Officier, weil er als brittiſcher Verbündeter betrachtet wurde, zu Hülfe geſchickt. Das konnte Kemmingtan nicht reimen und ſchwur nun in ſeinem Zorn gegen die Engländer, den erſten Kopf eines Weißen, deſſen er habhaft werden könnte, zum Grigri zu machen. Seitdem war jeder Verkehr mit Kemmingtan unterblieben, und eine Zeitlang ſogar der Handel auf dem obern Gambia abgebrochen geweſen, weil man Ermordung der Schiffsmannſchaften fürchtete. For war der erſte Weiße, der dem furchtbaren Häuptlinge wieder nahe trat. Darum wollte ihn auch erſt Niemand als Dolmetſcher begleiten, und die allgemeine Meinung war, er würde nicht wieder von Dunkaſin zurückkehren. Nicht allein aber wurde er freundlich behandelt, ſondern 18 Monate nach ſeinem Beſuche kam ein königlicher Zögling von Dunkaſin in die Anſtalt zu Macarthy.

In der Unterredung mit dem Könige hatte ſich gezeigt, daß er klar wußte, wie For weder ein Officier, noch ein Kaufmann, ſondern ein Bote des Friedens ſey. Gleichwohl konnte es ihm nur bei dem Gedanken an Den, der bei den *Seinen* ſeyn will alle Tage bis an der Welt Ende, wohl

bleiben, wenn er dieſem Unhold auf ſechs Fuß Entfernung gegenüber ſaß, von ſeinen Kriegern umringt, keinen Augenblick wiſſend, ob nicht die geladene Doppelflinte in ſeiner Hand für ihn beſtimmt war. Einmal fragte ihn der Häuptling, warum er denn den Umweg über Wulli gemacht habe, um zu ihm zu gelangen? war aber zufrieden, als Fox von ſeinen Geſchäften in Wulli und der Annehmlichkeit der Flußreiſe ſprach. Seinem Negerdiener Waſſa hatte Fox in Madina vorgeſchlagen, dort zu bleiben und ihn zu erwarten. Aber der treue Menſch hatte geantwortet: „Nein, Maſſa, „ich muß mit Dir gehen. Wenn Kemmingtan Dich tödten, „er auch mich tödten.“ Ich ſagte ihm, daß ich nicht erwarte, daß er uns tödte, aber vielleicht werde er uns als Geißeln für den Erſatz der an ſeiner Stadt erlittenen Beſchädigung behalten, und dann möchte es viel Geld koſten, uns loszukaufen.

Nachdem dieſe Arbeiten gethan waren, bedurfte Fox ſehr der Erholung, und machte zu dem Ende eine Fahrt nach Sierra Leone. Auf dem Wege ſah er die portugieſiſche Niederlaſſung in Biſſao am Rio Grande, ein bekanntes Sclavendepot. Da ſah er die armen Schwarzen in Ketten, und die Freien in ſchamloſer Verſunkenheit; da ſah er die Züge der Schwarzen aus dem Innern ankommen, und das Sclavenſchiff zu ihrer Aufnahme bereit liegen; da erblickte er den Reichthum und die Ueppigkeit im Hauſe des großen Händlers mit Menſchenleben.

Nach ſeiner Rückkehr ging die Zeit bis 1843 in den oft geſchilderten Arbeiten, Leiden und Wechſeln hin, bis er mit dem Statthalter Ingram wieder eine Reiſe ins Innere machte. Sie galt von Seiten des Statthalters einem abermaligen Verſuch, mit Kemmingtan zu einer Auseinanderſetzung zu kommen. Aber der ſchlaue Häuptling antwortete mit ſchönen Worten und vermied jeden nähern Verkehr. Er kam nicht, auch kein Bote von ihm, nach Futatenda, wo man ihn erwartete. Dagegen ſchloß man mit den Häuptlingen von Bankobata, einer nahen Stadt der Dſchulos in reich angebauter Gegend, und von Chakunda Verträge gegen den

Sclavenhandel, die aber wenig Wirkung thun werden, da die Eingebornen dabei lächeln, wohl wiſſend, daß mittelbar der engliſche Handel ihn fördert, daß er mit allem Handelsverkehr in Africa tief verwachſen iſt. — Kantalikunda war dies Mal der letzte erreichte Punct am Fluſſe. Dort wurde ein Kru-Mann vom Schiffe des Statthalters ans Ufer gelockt, überfallen, gebunden und fortgeſchleppt, weil der Statthalter keine Geſchenke gegeben hatte, und konnte nur mit Mühe durch den alten Häuptling des Landes wieder frei gemacht werden. Es verbreitete ſich das Gerücht, die Leute beabſichtigen entweder den Statthalter (Ingram) oder den Miſſionar (Fox) zu fangen, um eine große Loskaufungsſumme zu erlangen.

Kaum zurückgekehrt, mußte er Frau Swallow ſterben ſehen. Ein Schulmeiſter, Hr. Lynn, und bald darauf die Miſſionare Godman und Parſonſon, kamen an; Swallow und Fox aber ſollten jetzt die Miſſion verlaſſen. Im Mai 1843 ſegelten ſie über Goree ab. Dort angelangt bekam Fox Schwierigkeiten, weil er einen kleinen Negerknaben, Sohn eines Gemeindegliedes in St. Marys, mit ſich genommen. Eine Mulattin war die frühere Beſitzerin ſeiner Eltern geweſen, die ſich aber längſt freigekauft und ſeit Jahren am Gambia gewohnt hatten. Nichtsdeſtoweniger machte die Mulattin Anſprüche auf den Knaben. Der Zollbeamte ließ den Knaben feſtnehmen und wollte ihn der Mulattin ausliefern; die Gerichte ſprachen in gleichem Sinne, und der Werth des Knaben mußte an die Mulattin bezahlt werden.

Die erſte Nachricht, die Fox nach ſeiner Ankunft in England von dem Miſſionsfelde erhielt, in dem er zehn Jahre des Tages Laſt und Hitze getragen hatte, war die vom Tode des Hrn. Symons (1844), während Hr. Godman und Parſonſon vielfach litten, ſo daß der Letztere Erholung in der Heimath ſuchen, und Hr. Chapman für ihn eintreten mußte. Nicht lange, ſo ſtarb auch der treffliche Lehrer zu Bathurſt, Hr. Lynn (1846), und es trat überhaupt wieder eine Zeit der unterbrochenen Arbeit ein, weil

auch Hr. Godman und Chapman nach England heimkehren und der wieder auf seinen Posten eingetretene Parsonson allein stehen mußte, bis an Hrn. und Frau Davie ihnen Hülfe kam; Meadows und Lean folgten ihm nach, denn lange ließ sich die Mission mit so schwachen Kräften nicht halten. Allein der Letztere kam nur hin, um zu sterben. Im Jahr 1848 kam auch Parsonson zurück, um künftig in Süd-Africa zu wirken; dagegen wurde Hr. Badger, der in Sierra Leone im Segen gewirkt hatte, an die Spitze der Gambia-Mission gestellt, und holte, da Pierre Sallah und John Cupidon in Folge eines Mißverständnisses mit dem Missionar sich zurückgezogen hatten, in Sierra Leone an May und Leigh zwei tüchtige schwarze Arbeitsgehülfen, mit denen er im Anfang des Jahres 1849 auf der Colonie eintraf.

So war denn im Jahr 1850 der Stand der dortigen Mission folgender:

Auf St. Marys, in Bathurst mit Barra Point war Badger mit seiner Gattin und Meadows; auf Macarthy waren die zwei Nationalgehülfen thätig; die Mission in Ngabantang in Unter-Nyani, die erst zu errichten beschlossen worden, stand ohne einen Arbeiter. Man hatte in fünf Capellen regelmäßig zu predigen, wozu noch zwei weitere Gehülfen im Dienste waren; es waren in drei Sonntagsschulen 490 Schüler, in drei Wochenschulen 521 Schüler zu unterrichten, was durch 52 regelmäßige oder nur abwechselnd arbeitende Lehrer und Lehrerinnen geschah. Die Zahl sämmtlicher Gemeindeglieder war mit den erst nur zur Probe Aufgenommenen 600, die der regelmäßigen Besucher des Gottesdienstes, natürlich mit Einschluß der Gemeindeglieder, 1250, so daß das gesammte Personal der Mission doch auf über 2000 Seelen sich belief. Wahre christliche Frömmigkeit war der Charakter der Mehrzahl der Angehörigen, was sich in den reichlichen Beiträgen für die Mission als Frucht derselben, wie in den innigen, warmen Aeußerungen in den Classen-Versammlungen und in den herzlichen Gebeten der Schwarzen darlegte. Nicht minder konnte es

als ein bedeutender Fortſchritt betrachtet werden, daß ohne Abnahme der Schülerzahl ein Schulgeld eingeführt wurde. Ein Krieg, der zwiſchen den Mandingo-Negern und der brittiſchen Regierung der Colonie ausbrach, nebſt der Blatternſeuche, hinderten die Entwicklung der obern Station.

Im Jahr 1851 iſt der Schritt zur Errichtung einer Station in Beringbing, der Stadt des Königs von Barra, geſchehen, aber noch war kein Miſſionar zu bleibendem Wohnen daſelbſt angelangt. Herr Meadows wirkte inzwiſchen daſelbſt. Seitdem iſt die Miſſion in dieſem Stande geblieben.

Dritter Abſchnitt.

Entſtehung der Miſſion in Cape Coaſt. — Land und Colonie. — Ihre Rettung vor den Holländern. — Die chriſtliche Negergeſellſchaft. — Anfang der Miſſion. — Todesfälle und Segen der Arbeit. — Erſte Samenkörner in Kumaſi. — Freeman's Ankunft. — Miſſion in Kumaſi. — Freeman's Heimreiſe und ihre Früchte. — Todesfälle, Verſtärkungen und Fortſchritt. — Brooking's Berichte aus der Hauptſtadt von Aſhante. — Die Predigt in Jabin. — Ausſichten. — Das Klima im Innern. — Neue Arbeiter und Arbeiten an der Küſte. — Die Nebenſtationen. — Friſches Leben in den Gemeinden. — Die Verfolgung in Aſſafa. — Kampf und Sieg. — Der geſtürzte große Fetiſch. — Der Bericht des Statthalters über die Miſſion in Kumaſi. — Der Aſhante-Prinz als Katechiſt. — Der Stand der Miſſion.

Wir folgen, obwohl die Miſſionsunternehmungen der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft von Sierra Leone aus zum Theil etwas früher fallen, dem einmal angefaßten Faden der wesleyaniſchen Arbeiten, und wenden uns nach der ſüdlicheren Küſte von Weſt-Africa. Dieſe, die Goldküſte, die Elfenbeinküſte und die Sclavenküſte zunächſt umfaſſend, wurde von den Portugieſen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt, und bald hernach entſtanden an ihr die befeſtigten Anſiedlungen aus Europa.

Es waren die Popo-, Akkra-, Faute- und Ashante-Neger, deren Leben und Treiben wir in einem frühern Hefte geschildert haben. Es war hier gegangen, wie in so vielen Colonieen, welche die Portugiesen zuerst angelegt, die Holländer ihnen abgenommen und weiter entwickelt hatten, daß sie zuletzt in die Hände der Engländer fielen und dadurch für die evangelische Missionsarbeit zubereitet wurden. Cape Coast Castle wurde der Mittelpunct der brittischen Colonial-Herrschaft an diesen Gestaden. Das Fort steht auf einem 20 Fuß über die Meeresfläche emporragenden Fels, und bietet vom Meere her einen stattlichen Anblick, denn es ist durch seine Magazine und Kasernen ein umfangreiches Gebäude. Hinter dem Castell liegt die Negerstadt, von demselben nur durch einen viereckigen Paradeplatz getrennt. Sie hat neben den Hütten auch etliche stattliche Häuser, zählt etwa 5000 Einwohner, unter denen zwölf europäische Kaufleute wohnen. Es sind vier Beamte da und ein Präsident des Colonialrathes. Die steinernen, nach europäischer Art gebauten Häuser sind achtzehn an der Zahl. Die Wohnungen der Eingebornen sind schlechter, aber doch ziemlich dauerhaft. Das Schloß bildet ein unregelmäßiges Viereck mit Bastionen an den Ecken, und ist durch achtzig Kanonen geschützt. Zwei Drittheile der Schloßmauer bespült die unermüdliche Meeresbrandung, der Rest ist gut gedeckt. Das Ganze ist dreistöckig, hat innere Höfe, die Wohnung des Statthalters u. s. w. Der Grund, worauf es steht, ist ein dreiseitiges Vorgebirge. Die meisten Festungswerke wurden von den Holländern nach Vertreibung der Portugiesen erbaut. Der englische Admiral Holmes zerstörte 1661 die Citadelle, und der Friede von Breda schied die Colonie England zu. Als der holländische Admiral De Ruyter im Jahr 1665 die englischen Factoreien an der Küste zerstörte, widerstand dieser Platz all seinen Anstrengungen, obwohl er ihn mit nicht weniger als dreizehn Kriegsschiffen angriff. Die africanische Handelsgesellschaft, die durch ein Privilegium von 1672 geschaffen wurde, verstärkte die Festungswerke noch um ein Bedeutendes. Im Jahr 1757 versuchten die Fran-

zoſen mit drei großen Kriegsſchiffen das Schloß in ihre Gewalt zu bekommen. Damals war ein Herr Bell als Statthalter da, der zeigte, was ein entſchloſſener Mann mit geringen Mitteln vermag. Es fehlte ihm an Munition wie an Soldaten für die paar armſeligen Geſchütze der Feſtung; aber er wußte auf die erſte Kunde von der Annäherung des franzöſiſchen Schiffsbefehlshabers De Kerſin ſich Schießbedarf von den Kaufleuten zu verſchaffen, etwa 50 Europäer von Handelsſchiffen anzuwerben; er warf eine Batterie auf, deckte ſie mit etlichen alten Kanonen, nahm 1200 Neger in ſeine Dienſte und wußte durch ein wohl gerichtetes Feuer der franzöſiſchen Flotte den Eindruck beizubringen, daß es beſſer für ſie ſey, den Weg nach Weſtindien zu ſuchen.

Die jetzigen Truppen ſind Neger unter einem europäiſchen Commandanten; ſie gelten für eine gute Miliz. — Der Handel des Platzes iſt ein lebhafter Umtauſch von Goldſtaub, Elfenbein, Farbhölzern und Palmöl gegen europäiſche Manufacturwaaren. In der Nähe befinden ſich noch mehrere Forts. Auch hieher wurden durch die Erfolge in Sierra Leone die Blicke der Miſſionsfreunde gezogen.

Im Jahr 1834 wurde der Anfang einer Miſſion auf der Goldküſte in Cape Coaſt Caſtle beſchloſſen; aber erſt 1835 kam der erſte Miſſionar der wesleyaniſchen Geſellſchaft, Herr Joſeph Dunwell, daſelbſt an. Etliche Eingeborne, die bereits durch Europäer für die Aufnahme des göttlichen Wortes zubereitet waren, empfingen ihn mit Freuden; dem Statthalter und den Beamten war er gleichfalls eine willkommene Erſcheinung.

Der ausgezeichnete Secretär der wesleyaniſchen Miſſionsgeſellſchaft, Dr. Beecham, beſchreibt die Entſtehung der Miſſion ſo:

„Es war im Herbſt 1834, als die Committee der „wesleyaniſchen Miſſionsgeſellſchaft ſich veranlaßt ſah, einen „Miſſionar zu einer Unterſuchungsreiſe nach der Goldküſte „zu ſenden. Einige eingeborne Jünglinge, die in der Re„gierungsſchule zu Cape Coaſt Caſtle die engliſche Bibel „leſen gelernt hatten, wurden von ihrem Inhalt ſo ergriffen,

„daß sie beschlossen, regelmäßig zu gewissen Stunden zum „Lesen derselben zusammen zu kommen, und mit dem Wesen „des Christenthums sich näher bekannt zu machen. Sie „nannten sich: „Versammlung zur Förderung christlicher „Erkenntniß", und stellten den Grundsatz an die Spitze: „„Da das Wort Gottes die beste Regel für christlichen „Wandel ist, so stellen wir keine andere auf; aber die Schrift „muß ernstlich durchforscht werden, und das wird mit der „Hülfe des heiligen Geistes und im Glauben an Jesum „Christum zu unserer Erleuchtung und zum Finden des „ewigen Heilsweges führen."

„Die Bildung dieser Gesellschaft fand im October 1831 „statt, und im Jahr 1833 erhielt Herr William De „Graft, einer der ersten, welche die Heilige Schrift mit „Gebet und im Drange nach Wahrheit lasen, zu Dix Cove „an der Küste, wo er damals wohnte, von seinen jungen „Freunden zu Cape Coast die Bitte, er möchte eine geeignete „Person nach England senden, um eine Anzahl Neue Te„stamente zu kaufen. Bald nachher kam der treffliche Capitän „Potter, Befehlshaber eines Handelsschiffes, nach der „Küste, und an diesem glaubte De Graft den Mann zu „diesem Auftrage gefunden zu haben. Er war auch der „rechte Mann; denn erstaunt über diese Bitte eines einge„bornen Jünglings, erkundigte er sich nach der Gesellschaft „und fragte, ob denn da die Arbeit eines Missionars nicht „willkommen wäre? De Graft antwortete: „Das wäre „freilich herrlich, aber das wird nicht zu erlangen seyn." „Capitän Potter ging nach Cape Coast und lernte da die „Mitglieder des Vereins kennen. Er besprach sich mit dem „Präsidenten Maclean, und reiste in der Hoffnung ab, mit „einem Prediger des Evangeliums und den nöthigen Bibeln „wieder zu kommen.

„Bei seiner Ankunft in Bristol theilte er sogleich der „wesleyanischen Missions-Committee in London mit, welche „offene Thüre er in Africa gefunden, und erbot sich, einem „Missionar auf seiner nächsten africanischen Reise freie Ueber„fahrt zu geben, um sich an Ort und Stelle umsehen zu

„konnen, und ebenſo verſprach er, ihn koſtenfrei zurück zu „bringen, wenn er dort die rechten Anknüpfungen nicht fände. „Das ſchöne Anerbieten wurde angenommen und Herr Dun„well dazu beſtimmt. Als er an der africaniſchen Küſte „ankam, kamen gleich fünfzig Eingeborne an Bord, und er„kannten mit Freuden den Capitän. Am andern Tage kam „der König der Fante-Neger, Namens Freeman, in ſeinem „Rock und blauen Beinkleidern und dreieckigem Hute an „Bord, eine rothe Cocarde auf letzterm und durch einen „bunten ſeidenen Regenſchirm bedeckt. Als Herr Dunwell „ans Land kam, lernte er bald die ſechszehn Glieder des „Vereins kennen und ſah wohl, daß hier die ſchönſte An„knüpfung einer Miſſion bereits vorliege. Bald nachher „bei einem Gegenbeſuche, den er dem König erſtattete, ſah „er auch die nackten Eingebornen, die ihn als den „Gott„mann“ mit dem „großen Palawer“ mit ſtaunender Erwar„tung anſahen. Er erhielt Beſuche von den Häuptlingen „der Küſte, über welche die Kunde von der Ankunft des „Gottmannes mit Blitzesſchnelle geflogen war. Auf die „Frage an einen derſelben, ob er ſich freuen würde, wenn „ein Miſſionar bei ihm ſich anſiedelte, warf er ſich nieder, „ſtreckte die Arme aus und rief: „Du mein Vater, mein „Bruder!“ Mit beſonderer Freude nahm er wahr, daß „manche Schwarze ein wenig leſen und ſchreiben konnten. „Er ſah auch noch andere Theile der Küſte, unter An„derm den Theil, wo vor einigen Jahren die Mannſchaft „eines Briſtoler Handelsſchiffes von den Schwarzen ermor„det und das Fahrzeug ausgeraubt worden war. Endlich „gelangte man nach Cape Coaſt.“

Dort fing Herr Dunwell ſogleich ſeine Arbeit an und fand ſchönen Eingang. In kurzer Zeit hatte er 40—50 Perſonen, die ſich aufnehmen laſſen wollten. Alles bot den erfreulichſten Anblick dar. Er beſuchte mehrere der umliegenden Plätze, wie Anamabu, und fand überall herzliche Aufnahme. Man mußte in Cape Coaſt Caſtle an ſchleunigen Bau einer Kirche denken, weil jedes Zimmer für die Verſammlungen zu klein wurde. Aber mitten in dieſe ſchö-

nen Hoffnungen und Plane griff, wie ſo oft in Weſt-Africa, die Hand des Todes hinein; Herr Dunwell ſank dahin und hinterließ eine Heerde ohne Hirten. „Traurige Nach„richt in der Stadt,“ ſchrieb ein Neger, „der Hirte iſt weg, „der arme Miſſionar iſt todt.“ So tief aber die Trauer war, die junge Gemeinde zerſtreute ſich nicht. „Der Miſ„ſionar iſt todt, aber Gott lebt noch,“ ſo ſprachen ſie in einer gleich nach ſeiner Beerdigung gehaltenen Verſammlung. Auch die Committee in der Heimath war nicht entmuthigt; ſie beſchloß auf die Bitte der Gemeinde, jetzt zwei Miſſionare auszuſenden, was große Freude in Africa verurſachte. Bald wurde Herr Wrigley mit ſeiner Gattin, und nachher noch Herr Harrop mit Frau geſendet, während die chriſtlich geſinnten Neger Beiträge zu einem Kirchlein ſammelten. Es war im September 1836, daß der Erſtere anlangte und zu ſeinem Erſtaunen fand, daß trotz der fünfzehnmonatlichen Verwaiſung der Gemeinde die Zahl der Gläubigen gewachſen und der Einfluß des Chriſtenthums ins Innere gedrungen war. Die erſte Arbeit des neu angekommenen Predigers mußte der Bau des Gotteshauſes ſeyn. Schon zählte man damals 150 Angehörige der Gemeinde. Allein die Freude war kurz; kaum erholte er ſich von einem Fieberanfall und wurde durch die Ankunft des neuen Gehülfen erquickt, als dieſer mit ſeiner Gattin vom Fieber ergriffen wurde und ſtarb; beiden folgte Wrigley's Gattin, und er ſelbſt ſtand mit blutendem Herzen allein der großen Ernte gegenüber. Er ließ jedoch die Hände nicht ſinken, ſondern handelte nach ſeinem Looſungswort: „Wir ſind ſchwach, aber wir „fahren fort,“ bis auch er noch im erſten Jahre nach ſeiner Ankunft ein Opfer des Klima's wurde. Er nahm die ſüße Hoffnung mit ſich aus der Zeit, daß in Kumaſi, der Hauptſtadt des blutigen Aſhante-Reiches, ein Same des Lebens ausgeſtreut werden könne. Ein Mitglied der Gemeinde zu Cape Coaſt war da geweſen, und hatte mit den Söhnen des Königs in einem Hauſe gebetet; ja er war auf Einladung des Königs mit mehrern ſeiner Genoſſen im Palaſt geweſen, wo ſie ſangen und beteten. Es war

freilich um ſo ſchmerzlicher, daß durch ſeinen Tod (November 1837) der Mann hinweggenommen war, der im Stande war einer neuen Arbeit den kräftigen Anſtoß zu geben. Es war dies die traurige Zeit, da in ganz Weſt-Africa nur noch zwei wesleyaniſche Prediger da ſtanden.

Allein die Glaubenskraft der heimathlichen Gemeinde ließ ſolche Trauerzeit nicht lange dauern. Nach Cape Coaſt kam Miſſionar Freeman mit ſeiner Gattin, und fand die Gemeinde über 400 Seelen ſtark, die 100 Kinder in den Schulen nicht gerechnet, und, was noch werthvoller war, es waren etliche Eingeborne mit in die Arbeit einzutreten bereit und fähig. Dies diente dazu, den neu angelangten Miſſionar, als er das Haus betrat, wo in ſo kurzer Zeit vier treue Knechte Chriſti ihr Leben ausgehaucht hatten, von denen er wenigſtens den Letzten noch in kräftiger Arbeit auf der Küſte anzutreffen hoffte, einigermaßen zu ermuthigen, daß er rüſtig an die Arbeit ging. Als ihn das Landesfieber ergriff, ſank ſeine Gattin neben ihm ins Grab, und kaum war dieſe tiefe Wunde etwas geſtillt, ſo ging es mit Macht in die Arbeit. Von allen Seiten kamen Aufforderungen, Miſſionare und Lehrer zu ſchicken, aus einer Entfernung von bis 40 Stunden Weges. Kumaſi aber war das große Ziel ſeiner Wünſche; dort wollte er die Fahne des Kreuzes wehen laſſen. Er that es, und der Frühling 1839 ſah den erſten europäiſchen Sendboten des Evangeliums in der blutgetränkten Hauptſtadt. Nachdem er dort die erſten Fäden für eine künftige Miſſion angeſponnen, arbeitete er an der Küſte fort, bis im Jahr 1840 Herr und Frau Mycock nebſt Miſſionar Brooking ihm zu Hülfe kamen. Jetzt konnte er ſeines Herzens Wunſch ausführen, nach England zurück zu eilen, und begleitet von dem treuen Eingebornen William De Graft die Noth und das Elend des Aſhante-Volkes, die Wichtigkeit einer Miſſion bei ihm, die Ausſichten auf ihr Gelingen den Chriſten der Heimath ans Herz zu legen. Er ließ ſie die gräßlichen Scenen anſchauen, in welchen Tauſende armer Sclaven oft tagelang in der Gluthitze der Sonne, ein Meſſer durch beide Wangen

geſtochen, ſtehen mußten, ſchweigend, blutend, zitternd vor Schmerz, aber ſtumpf dem Augenblick entgegenharrend, da ihnen der Kopf abgeſchnitten wurde; er führte ſie an den Leichnamen vorüber, denen er ſo oft auf ſeinem Wege begegnet war, von armen Knaben und Mädchen, die man den grauenhaften Fetiſchen geopfert hatte; er ließ ſie hinein blicken in die Schauerſcenen, die täglich dort das Leben mit Mord erfüllen, in die lebende Sclaverei, in welcher Hunderttauſende dem großen Herrſcher huldigten; er hieß ſie überlegen, welche Gnadenzeit für dieſes gewaltige Barbarenreich gekommen ſey, das eben jetzt ein dunkles Verlangen nach etwas Beſſerem in ſich ſpürte; er breitete vor ihnen die Charte jener Regionen aus, und gab zu fühlen, welch ein beherrſchender Einfluß zum Verderben der Seelen von dem Herrſchervolke ausgehe, und welche Lebensſtröme von ihm ausgehen würden, wenn es ſelbſt Jeſu Chriſto unterthan würde. Er fand ein Echo für ſeine Klagetöne und ſeine Aufrufe, und durfte mit zwei verheiratheten Mitarbeitern Hesk und Shipman und drei ledigen Brüdern Watſon, Walden und Thackwray, nebſt ſeiner eigenen zweiten Gattin und ſeinem Gehülfen De Graft nach der neuen Heimath zurückkehren.

Mit heißen Gebeten wurde dieſe Schaar muthiger Krieger des HErrn von den Freunden Africas begleitet, und glücklich kam ſie auf dem entſcheidenden Felde (Februar 1841) an. Allein abermals wurde jener Vertrauen auf Zahl und Menſchenkraft gedemüthigt. Raſch nach einander ſanken Thackwray, Walden und Frau Freeman ins Grab, und Mycock und Hesk mußten heimkehren. Nichtsdeſtoweniger ging Freeman, dem zwei in England gebildete Prinzen des Aſhante-Herrſchers anvertraut waren, mit ihnen und Miſſ. Brooking alsbald nach Kumaſi, fand bei dem Könige freundliche Aufnahme, erhielt einen Platz zum Bau eines Hauſes und konnte, Herrn Brooking zurücklaſſend, nach der Küſte zurückkehren. Dort wuchs die Gemeinde in Kraft und Zahl, und Anamabu war jetzt bleibend als Station beſetzt. Die Mühen und Schmerzen der Miſſion blieben dieſelben, denn

auch von den neu angelangten Brüdern William Allen, Wyatt und Rowland ſtarb der zweite, nachdem er nur neun Wochen in Africa gelebt und nur zwei Mal gepredigt hatte, zu Cape Coaſt; der dritte aber zu Kumaſi, das erſte Opfer der dortigen Miſſion (1842), und ihnen folgten bald im Tode Herr Shipman und Frau Watkins, die mit ihrem Manne und Miſſionar Chapman nur ſoeben die Küſte betreten hatte. Der Letztere hatte kürzlich die öſtliche Station Brittiſch-Akra zu ſeinem Arbeitsfelde gemacht, und dort eine kleine Gemeinde um ſich geſammelt, auch bereits in der Fante-Sprache Mehreres gearbeitet, das für nachfolgende Miſſionare wie für die Schulen nützlich werden ſollte. Kaum waren wieder neue Arbeiter nach der mörderiſchen Küſte in den Perſonen der Herren Annear, Greaves und Martin abgegangen, als die Kunde vom Tode des Miſſionar Watkins einlief. Brooking hatte nach England gehen müſſen, während Chapman ſeine Stelle in Kumaſi einnahm, und kehrte jetzt mit ſeiner Gattin nach der Küſte zurück. Jener hatte inzwiſchen folgende Nachricht in die Heimath gehen laſſen (1844):

„Unſre Ausſichten geben uns noch immer das Recht „zu erwarten, daß in nicht ferner Zeit die Bemühungen um „die Bekehrung der Aſhante mit Erfolg werden gekrönt wer„den. Allerdings wird es nicht ohne Widerſtand von Ei„nigen und ohne geduldige und umſichtige Beharrlichkeit „von Seiten derer geſchehen, die in Kumaſi zu arbeiten haben.

„Unſere Verſammlungen ſind in ſtetigem Wachſen, be„ſonders haben wir am Sonntag Nachmittag ſehr gute „Hörer des göttlichen Wortes um uns. Ihre Aufmerkſam„keit ermuthigt ſehr, und zuweilen beweiſt die Thräne im „Auge, daß die Kraft des herrlichen Evangeliums ſich zu „fühlen gibt. Außer denen, die ich ſchon nannte, hat ein „angeſehener Häuptling, Adu Oſai, angefangen, ſich einer „Claſſen-Verſammlung anzuſchließen. Er hielt ſich regelmäßig „an die Gnadenmittel und ich glaube, er ſucht aufrichtig „und demüthig ſein Seelenheil. Die zwei jungen Männer, „von denen ich kürzlich ſprach, zeigen immer noch ein ſtarkes

„Verlangen, recht vertraut mit den großen Wahrheiten zu „werden, durch die ſie ſelig werden können. Einer von ih„nen hat vor einigen Tagen ſeinen Ernſt dadurch bezeugt, „daß er ſeinen Fetiſch ins Feuer warf, den Fetiſch, auf den „er ſich von Kindheit auf verlaſſen hatte. Dies geſchah „unter bemerkenswerthen Umſtänden. Als die Genoſſen des „jungen Mannes hörten, was da geſchehen ſollte, verſam„melten ſie ſich um den erſten Fetiſch, der in Kumaſi aus „Gewiſſensgründen zerſtört werden ſollte, untergehen zu „ſehen. Alles war bereit; da wurden einige große Trom„meln herbei gebracht, und da der Gott über der ihn erwar„tenden Flamme hing, ſchlug einer, das Signal mit der „Todestrommel des Königs nachahmend, ſeine Trommel „nach der wohlbekannten Weiſe: „Schlagt ihn nieder! ſchlagt „ihn nieder! ſchlagt ihn nieder!“ In dieſem Augenblick er„griff die Flamme das lang verehrte Bild, während im „Moment ſeines Fallens eine andere Trommel antwortete: „„Nieder!“ Mögen alle falſchen Götter in Aſhante ſo enden! „Außer den wenigen, die ſich an uns offen angeſchloſſen „haben, gibt es in der Stadt Viele, die überzeugt ſind, das „Chriſtenthum werde ſein großes Werk vollführen und mit „Beſiegung aller Hinderniſſe die herrſchende Landesreligion „werden. Immer wieder habe ich dieſe Ueberzeugung aus„ſprechen gehört. Vor einigen Tagen beſuchte mich nach „Beendigung einer Koſtüme zu Bantama, ein alter viel„geltender Häuptling. Er erzählte mir im Vertrauen, zu „Bantama ſey zwiſchen dem König und Andern viel von „der Miſſion die Rede geweſen, und ſey die entſchiedene „Ueberzeugung Aller ausgeſprochen worden, unſere Abſichten „und Zwecke ſeyen ganz gut und es liege im eigenen Intereſſe „uns jegliche Aufmunterung zukommen zu laſſen. Der Alte „fügte bei: es wurde noch viel geſagt, aber ich kann es „dir jetzt nicht ſagen. Warte ein wenig und verliere den „Muth nicht. Ich bin alt und grauhaarig, aber ich hoffe „deinen Sieg noch zu erleben.

„Im letzten Monat beſuchte ich Jabin, um auch dort „das Evangelium zu predigen. Ehe ich Kumaſi verließ,

„ſchickte der König einen Boten an die Königin Sarwi, daß „ich ſie beſuchen werde. Die ehrwürdige alte Frau war „ſehr erfreut, daß ich ſie und ihre Leute nicht vergeſſen habe. „Sie verſammelte alle ihre Leute, um ihren guten Willen „zu zeigen, an 9—12,000, die mir einen feierlichen Em„pfang bereiten ſollten. Am Morgen nach meiner Ankunft „machte ich der Königin meine Aufwartung, um ihr zu „ſagen, warum ich komme, und ſie um Erlaubniß zu bitten, „ihrem Volke zu predigen. Sie gab ſie mit Freuden, und Nach„mittags 3 Uhr predigte ich unter einem ſchönen Bananen„baum vor etwa 1400 Leuten, die mit geſpannter Aufmerk„ſamkeit zuhörten. Dies wiederholte ich am zweitnächſten „Tage, und am Sonntag predigte ich zweimal, jedesmal vor „6—800 Zuhörern. Da ich am Montag früh wieder nach „Kumaſi abgehen wollte, und dies am Sonntag Nachmit„tag am Schluſſe des Gottesdienſtes ſagte, ſo ſchickte Sarwi „einen Boten und ließ mir ſagen, wie ſehr ſie bedaure, bei „meinen bisherigen Predigten nicht zugegen geweſen zu ſeyn, „und mich erſuchen, nur noch am Montag zu bleiben, da„mit ſie mit ihren Häuptlingen mich hören könne. Natür„lich ging ich auf ihren Wunſch ein und predigte Montag „Nachmittags vor dieſer glänzenden, ſehr aufmerkſamen und „zahlreichen Verſammlung über Römer 5, 6—8. Die Fra„gen, welche nachher von Vielen an mich gerichtet wurden, „bewieſen, daß ſie das Wort nicht blos gehört hatten, ſon„dern auch ſeine ſeligmachende Kraft noch tiefer kennen zu „lernen wünſchten. So lange ich dort war, wurde ich mit „Freundlichkeit überhäuft, indem man mir und meinen Leu„ten Lebensmittel und Anderes brachte.

„Als ich die Stadt verließ, baten mich die Bewohner „dringend ums Wiederkommen. „Das Wort, das du zu „uns redeteſt, iſt gut, laß es uns wieder hören," ſagten ſie, „„wir haben dieſe Dinge noch nie gehört, wir glauben, daß „du die Wahrheit ſagſt und wir möchten ſie lernen. Komme „wieder, aber nur bald!" Wie konnten dieſe Aeußerungen „anders auf mich einwirken, als zu dem erneuerten freudi„gen Entſchluß, mein ganzes Leben dafür hinzugeben."

„Jabin ist aber nicht die einzige wichtige Stadt in der „Nähe von Kumasi, wohin wir jetzt die Botschaft der Gnade „bringen können. Es waltet ringsumher beim Volke ein „Verlangen nach der Sendung eines Missionars. Kann „man einmal dieser Sehnsucht entgegenkommen, so werden „die Erfolge großartig seyn. In der Hauptstadt sind Alle, „die den Gewohnheiten ihrer Väter zu entsagen wünschen, „unter einem starken Banne. Das wäre in den Provinz„städten nicht der Fall, denn hier fühlen sich die Leute in „dem Maaße freier, als sie weiter vom Sitze der Herrschaft „entfernt sind. Sobald einmal die ersehnte Zeit kommt, „da zwei Missionare in Kumasi stehen, so wird ein weites, „großes Feld in Angriff genommen werden können. Eine „Tagereise und weniger von hier befinden sich viele größere „Städte, wo wir das Evangelium ohne allen Widerspruch, „ja mit guter Aufnahme predigen könnten. Aus mehreren „von ihnen sind mir Einladungen zugekommen; aber ich „habe in Kumasi so viel zu thun, daß ich es nicht möglich „machen konnte hinzugehen, so sehr auch mein Herz dar„nach verlangt dahin zu gehen, wo noch ungebrochene Finster„niß herrscht, und mußte die Leute, so viel sie auch nach „der Lehre des Missionars fragen, ihrem Verderben über„lassen. O Land meiner Geburt! christliches England, soll „das so bleiben?

„Die Nachrichten, die wir über das, je weiter man „ins Innere vordringt, gesundere Klima eingezogen, bestä„tigen sich. Nicht nur Europäer, die in beträchtliche Ent„fernungen von der Küste hineingereist sind, sagen es, son„dern auch die Eingeborenen sind derselben Meinung. Auch „die Ashante-Neger klagen über Unwohlsein wenn sie nach „der Küste gehen und rühmen das Gegentheil von den Rei„sen landeinwärts. Es muß dies jeden Missionsfreund „sehr erfreuen, weil es die Hoffnung sichert, daß man in „dem großen Heilswerke für Africa nicht immer die furcht„baren Opfer an Menschenleben wird bringen müssen, welche „die kurze aber traurige Geschichte der Mission an der Küste „auszeichnen. Ich kann mich dafür auf mein eigenes Bei-

„ſpiel berufen. Ich verließ das Krankenlager um hierher „zu reiſen. Vierzehn Wochen lang hatte ich nur einmal „predigen können und war ſo ſchwach, daß ich in den erſten „zwei Reiſetagen nicht ein paar Schritte gehen konnte, um „meine Träger zu erleichtern. Auch in den erſten Monaten „zu Kumaſi war ich noch hie und da krank; das war aber „nicht zu verwundern, denn täglich fiel Regen mit großer „Heftigkeit und das Miſſionshaus war noch ſo wenig aus„gebaut, daß ich mehr als einmal auf dem Krankenbette „liegend mich mit dem Regenſchirm ſchützen mußte. Das „waren doch gewiß ungünſtige Umſtände, und doch erholte „ich mich hier, und in den letzten fünf Monaten war ich „faſt ſo geſund als in England. — Ich ſehne mich, die „ſeligmachende Kraft Gottes hier zu Lande mehr entfaltet zu „ſehen. Wir haben die Ausſicht auf einen Gnadenregen. „Die Wahrheit des Evangeliums wird überall bezeugt; „aber das iſt ja nicht genug, da ewiges Leben von der „Aufnahme Jeſu Chriſti, als des einzigen Heilandes, ab„hängt."

Leider war der Tod unaufhörlich geſchäftig in der Miſſion an der Küſte. Freeman hatte abermals nach England gehen müſſen, und bald nach ſeiner Abreiſe war Hr. Greaves zu Brittiſch-Akkra entſchlafen. Er war Watkins'ens Nachfolger dort geworden und mitten in dem Erntegeſchäfte geſtorben (Juli 1844), denn er hatte dort ein reifes Waizenfeld betreten. Freeman hatte in England ſich ſelbſt und die Miſſion gegen bittere Angriffe, die leider von einer Seite ausgingen, wo man ſie nicht zu erwarten hatte, vertheidigen müſſen, die aber nur dazu dienten, ihn ſelbſt und die Miſſion in Weſt-Africa den Herzen der heimathlichen Freunde theurer zu machen. Als er nach der Goldküſte zurückkehrte, durfte er einen neuen Arbeiter, Henry Wharton, mitnehmen, einen Neger aus Granada in Weſtindien, der, ſelbſt durch die Miſſion zur Erkenntniß Chriſti gekommen, ſchon dort mehrere Jahre in Weſtindien als Miſſionar ſent und ſich nun ſelbſt für Weſt-Africa angeboten hatte. n folgte bald eine kleine Schaar muthiger Streiter: die

Miſſionare Allen mit Frau, Findlay und Addiſon. Die erſtern, wie Frau Brooking, kamen von einem Aufenthalt in England zurück, zu dem ihre Geſundheit ſie genöthigt hatte. Es war für die letztere ſehr ſchmerzlich bei der Landung zu vernehmen, daß ihr Gatte gleichfalls nach Europa gereist und an ihr unbewußt vorüber geſegelt war. Er wurde nachher für Nord-America beſtimmt. Findlay war nur gekommen um ſein Grab zu finden (1846), um ſo ſchmerzlicher für ſeine Brüder, weil er ohne Zweifel an ſeinem Beſtimmungsorte Kumaſi längere Zeit dem Klima widerſtanden hätte; allein er konnte denſelben nicht erreichen; das Fieber ergriff ihn faſt ſogleich nach ſeiner Ankunft auf der Küſte. Auch Annear war durch das Klima zu geſchwächt, um länger an der Küſte zu bleiben, nachdem er in Badagry an der Sclavenküſte unter einem viel härteren Volke als die Fante- und Aſhante-Neger treulich gearbeitet hatte. Er fand eine anderweitige Miſſionsbeſtimmung und kehrte nicht an dieſe Geſtade zurück. Auch die Verſtärkung, die in den Perſonen der Herren Thomas, Harrop und Hillard im Anfange des folgenden Jahres (1847), eintraf, konnte nicht viel helfen, weil dahier die mehrjährigen Arbeiter Allen und Martin, die auf verſchiedenen Arbeitsſtellen dort thätig geweſen waren, Weſt-Africa für immer verlaſſen mußten (1848). Ihnen folgten bald Addiſon und Thomas, wogegen Hr. Hart in die Arbeit eintrat. Auch Hillard trat ſeinen Heimweg an, und ſo fand das Jahr 1850 die Miſſion an der Goldküſte in einem äußerſt geſchwächten Zuſtand in Hinſicht der Arbeitskräfte, während die Zahl der Bekehrten und das Verlangen des Volkes nach evangeliſchem Unterricht in ſteter Zunahme begriffen war.

Ueberblicken wir den Stand dieſer Miſſion in dem genannten Jahre, ſo müſſen wir nur ſtaunen, wie ſie unter dem beſtändigen Wechſel von Kommen und Gehen, unter den ſtets erneuerten Prüfungen durch Krankheit und Tod der Miſſionare und den nie aufhörenden Hemmungen durch die Einlernung neuer Sendboten doch zu ſolcher Kraft und Ausdehnung gelangen konnte. Es waren jetzt außer

Cape Coaſt Caſtle noch die Plätze Commenda, Dixcove, Secundi, Beula, Providence beſetzt. Freeman wirkte dort mit Hart und dem eingeborenen Gehülfen Hagan und dem Katechiſten Dawſon. Zu Anamabu und Akroful war der Katechiſt Laing in Arbeit, wie zu Domonaſi, Abaſa und Donaſi der Katechiſt Brown. Zu Brittiſch-Akkra mit Winneba und andern Orten ſtand Herr Wharton mit dem Katechiſten Salomo.

Einer der Miſſionare ſchrieb um dieſe Zeit: „In dieſem Miſſionsgebiet wirkt der HErr mit uns. Wir ſehen „dies an den neuen und hoffnungsvollen Wirkungskreiſen „die vor uns aufgehen, an dem wachſenden geiſtigen Einfluß den die Miſſion nach allen Seiten hin übt, an den „großen und aufmerkſamen Verſammlungen die auf unſere „Predigt hören, an dem gedeihlichen Stande unſerer Schulen, an den ernſtlichen Gebeten unſerer Gemeindeglieder „um eine Ausgießung des heiligen Geiſtes, an dem Weichen der Fetiſch-Vorurtheile und Koſtüme; wir fühlen es „aber auch in unſern Herzen an der brennenden Liebe zu den „Seelen unſerer ins Verderben eilenden Mitmenſchen, die „nur Gott einflößen und erhalten kann. Zu den hier aufgezählten erfreulichen Zeichen kommt, daß nicht weniger als „ſechs eingeborene Chriſten tüchtig erklärt werden konnten, „als Katechiſten mitzuarbeiten.“

In Cape Coaſt wurden eine Woche lang tägliche Gottesdienſte gehalten, denen die Schwarzen mit tiefer Andacht beiwohnten. Die Nebenorte, welche zu dieſer Station gehören, würden eine noch viel reichere Erndte liefern, wenn es nicht an Arbeitern fehlte. An einem großen Orte, Abakrampa, wurde eine Schule errichtet und der Häuptling empfing die Miſſionare aufs Freundlichſte. Herr Hart ſchreibt: „Zu Abakrampa war ich ſehr erfreut wahrzuneh„men, wie gern die Bewohner das Wort aufnahmen. Wäh„rend ich ſprach, umdrängten ſie das Haus, die Fenſter, die „Thüren, den Hof, bis man faſt nicht mehr athmen konnte, „und während der ganzen Zeit herrſchte die tiefſte Stille.

„Der König hier iſt edel in Geſtalt und Benehmen und „kommt uns auf jegliche Art entgegen.“

Zu Anamabu hatte die Zahl der Gemeindeglieder etwas abgenommen, aber ein neues Leben ſchien aufzugehen. Die Schulen waren ſehr erfreulich, indem nicht nur die Kinder fleißig lernten, ſondern auch tiefere Gnadeneinflüſſe bemerkbar waren. Oeffentliche Prüfungen derſelben lieferten die erfreulichſten Zeugniſſe von Seiten der brittiſchen Beamten.

Auch von Domonaſi heißt es: „Die Gottesdienſte „und die Claſſen-Verſammlungen unſerer Gemeindeglieder „ſind beſucht; die heidniſchen Vorurtheile zerfallen allmählig, „und man hat Grund zu der Hoffnung, daß gewiß noch „allgemein der heidniſche Aberglaube der erhebenden Anbetung „des wahren Gottes Platz machen wird. Nie haben noch „die ſieben Nebenſtationen dieſes Gebietes mit der Haupt„ſtelle erfreulicher ausgeſehen. Wir haben Grund zu glau„ben, daß, wenn die Arbeit einmal zuſammenhängender wer„den kann, das ganze Fante-Land vom Worte Gottes wird „beherrſcht werden.“

Das Gebiet Brittiſch-Akkra litt ſehr unter der unvermeidlichen Abweſenheit eines Miſſionars. Doch geht es immer beſſer. Die Kirchenzucht hat die Gemeinde zwar kleiner, aber auch reiner werden laſſen. Die Gemeinde wandelt richtig und betet ernſtlich. Die Schulen gehen gut. Viele der ältern Knaben kommen in die Claſſen-Verſammlungen und ſuchen die Perle. Vier der Ausgetretenen werden zu Gehülfen zubereitet.

Die neueſten Nachrichten (1851) lauten in Briefen von den Miſſionaren Freeman und Laing ſo: „Die Diſtrikte,“ ſagt der Erſtere, „unter meiner näheren Aufſicht, nämlich „Cape Coaſt, Anamabu und Domonaſi, ſind in ſtetigem „Fortſchritte. Die öffentlichen Gottesdienſte ſind friſch und „lebendig; die Wochenverſammlungen ſind faſt ſo zahlreich „beſucht wie ſie. Wir haben neuerlich vierteljährliche Zu„ſammenkünfte vom ganzen Gebiete eingeführt, wobei Taufe „und Abendmahlsfeier ſtattfindet. Die Betſtunden ſind ſo „lebhaft, daß ſie oft ſtatt um 7 Uhr erſt um 10 Uhr Abends

„endigen. Für die engeren Mitglieder werden am erſten „Dienſtag jeden Monats beſondere Predigten gehalten. „Sonntag Morgens nach der Betſtunde vertheilen ſie ſich „in Gruppen, gehen ſo in den dichten Wald, der an Cape „Coaſt ſtößt, und beten dort miteinander. Dies erfuhr ich „erſt kürzlich, nachdem ſie es ſchon lange ſo gehalten hatten. „Ich ging nämlich früh Morgens nach der Betſtunde ein „wenig in unſerm Induſtrie-Garten ſpazieren und hörte von „Ferne einen angenehmen geiſtlichen Geſang. Als ich dar„nach fragte, vernahm ich, daß das ſchon lange jeden Sonn„tag ſo ſey.“

„Auch in Anamabu geht es voran. Zu Aſſafa ſteht „die kleine Gemeinde inmitten einer Verfolgung, wie ſie in „dieſer Heftigkeit noch keine junge Gemeinde an dieſer Küſte „erlebt hat, rüſtig und kräftig fort. Aſſafa iſt nämlich ein „Dorf etwa 4 Wegſtunden öſtlich von Anamabu am Meeres„ufer bei Mankaſim. Der Wald bei dieſer Stadt gilt den „Umwohnern als der geheimnißvolle Wohnplatz des großen „Fetiſches, daher Mankaſim die feſte Burg des Heidenthums „in dieſem Theile Africas iſt, wohin ſich die Fetiſchmänner „vor dem wachſenden Einfluſſe des Chriſtenthums zurücke„zogen haben.

„Vor einigen Jahren ließ ſich ein eingeborener Chriſt „von Anamabu zu Aſſafa als Jäger nieder, der dem Wilde „auf den nahen Ebenen und in den Wäldern nachging. „Er hielt ſeinen Hausgottesdienſt und erregte dadurch die „Aufmerkſamkeit der Heiden im Dorfe. Viele, und darunter „zwei Fetiſchmänner, wurden wahrhaft bekehrt und zogen „nun unſre Augen auf dieſe junge Gemeinde. Wir beſuchten „ſie, nahmen ſie in die Gemeinde auf und bildeten ſie zu einer „eigenen Geſellſchaft unter der Leitung des Jägers. Sie „fingen an eine kleine Capelle zu bauen; jetzt aber brach „die Verfolgung über ſie los.

„Einige von ihnen hatten zwiſchen Aſſafa und Man„kaſim unmittelbar an dem heiligen Walde ein Landſtück an„gebaut, auf welchem ſie etliche Hütten errichteten, was man „hier zu Lande ein Bauerndorf nennt. Vor einigen Mo-

„naten, als sie dort arbeiteten, tasteten sie, uneingedenk der „Macht heidnischer Vorurtheile, das Waldheiligthum an, „indem sie eine Stange hieben. Darauf folgte eine sehr „unpassende Strafe von Seiten des heidnischen Häuptlings „von Mankasim. Aufgestachelt von den Fetischmännern „der Stadt und Umgegend ging er mit einem Haufen Be„waffneter auf das kleine Christenhäuflein (es waren etliche „dreißig Gemeindeglieder) los und nahm sie, während sie „nichts ahnend an ihrer friedlichen Arbeit waren, gefangen, „peitschte sie, warf sie alle gefesselt ins Gefängniß, brannte ihr „kleines Dörfchen nieder und zerstörte ihr Eigenthum. Jetzt „mischte sich die Regierung von Cape Coast hinein, indem „sie zwar die Unbesonnenheit der Christen tadelte, aber auch „den Häuptling von Mankasim zur Rechenschaft für seine „Gewaltthat forderte. Die Gefangenen wurden natürlich „sogleich in Freiheit gesetzt und der Häuptling mußte eine „Geldstrafe zahlen. Die Christen kamen nach Cape Coast „und Anamabu, wo man ihnen Unterstützung angedeihen „ließ.

„Unter diesen Leiden ist es eine wahre Freude, das „ächt christliche Benehmen dieser Bekehrten zu sehen. Sie „waren ohne alle Bitterkeit gegen ihre Verfolger und bereu„ten ihren Schritt der Annahme des Evangeliums ganz und „gar nicht. Es ist einer von ihnen, ein alter Mann, hier, „den ich nur mit Freuden sehe, weil er immer so heiteren, „fröhlichen Muthes ist.

„Letzten Dienstag Nachts, bald nach Mitternacht, wurde „ich mit der schmerzlichen Nachricht geweckt, die Bekehrten „von Assafa, die in Anamabu wohnen, haben am vorigen „Tage neue Gewaltthätigkeiten erlitten. Die diesjährige „Regenzeit ist sehr schlecht ausgefallen und es regnete nicht „genug, um das Korn an der Küste zur Reife zu bringen. „Die arglistigen Fetischmänner beuteten diesen Umstand „nach ihrem Sinne und zu ihrem Vortheil aus, indem sie „die Heiden beredeten, der große Fetisch halte den gewöhn-

„lichen Regen aus Zorn über den Abfall der Leute zu Aſſafa „vom Heidenthum und über ihre Verletzung des heiligen „Waldes zurück. Ein Haufe bewaffneter Heiden aus den „kleinen Dörfern um Anamabu machte ſich deshalb auf und „kam in die Wohnungen etlicher unſerer Chriſten, bei wel„chen dieſe Bekehrten wohnten, ergriffen dieſe mit roher „Gewalt und jagten ſie aus der Stadt, ehe die Ortsbe„hörde etwas zu ihrem Schutze vorzukehren vermochte. Un„ter dieſen Verjagten war auch der Jäger, der das menſch„liche Werkzeug der geſegneten Umwandlung in Aſſafa ge„weſen war. Er hatte in dem Handgemenge einen ſtarken „Schlag ins Auge und ſonſt noch etliche Beulen davon„getragen und kam nun zu mir die Sache zu melden. Und „dennoch ſprach aus ſeinem Angeſichte die völligſte, freudigſte „Hingabe des Chriſten; und als ich ihm aus Bunyan's „ſchönem Buche die Worte des Wahrheitsſtark nannte: „„Meine Zeichen und Narben trage ich mit mir als Zeug„niß, daß ich Seinen Kampf gekämpft habe, der nun mein „Vergelter ſeyn wird," da ſtrahlte ſein Angeſicht vor Freude."

„Jetzt wurde der Oberhäuptling mit etlichen ſeiner Un„terhäuptlingen vor die Behörde in Cape Coaſt gerufen und „um fünf Unzen Goldſtaub (216 Gulden) geſtraft. Zwar „ſtand nun die Verfolgung ſtill, aber aus dem ſtolzen Be„nehmen Eddu's, des Häuptlings von Mankaſim, ließ ſich „abnehmen, daß etwas bevorſtehe. Er weigerte ſich die Ent„ſchädigung von 14 Unzen und 8 Akie Goldſtaub (628 „Gulden) an die Chriſten für die Zerſtörung ihrer Woh„nungen und Felder zu bezahlen, und als er nun nach Cape „Coaſt vorgefordert wurde, weigerte er ſich zu erſcheinen, „und ſprach ſich dabei ſo aus, daß man wohl ſah, er habe „ſein ganzes heidniſches Volk hinter ſich und ſeine Beſtra„fung ſey eine gewagte Sache. Allein die Regierung mußte „entweder ihr Anſehen erhalten oder ihren ganzen Einfluß „preisgeben, der Barbarei Thür und Thor öffnen und je„den beſſeren Einfluß, der jetzt auf das Volk wirkte, dem „Unterliegen ausſetzen. Die aus Anamabu verjagten Chri-

„sten wurden in das nächste Küstendorf getrieben, dort wie„der verjagt und so von Dorf zu Dorf von den Heiden „herumgehetzt. Sie mußten zuletzt obdachlos umherirren, „bis die Polizei, welche man zu ihrem Schutze ausgesendet „hatte, sie fand und in das Fort von Anamabu brachte, „wo die Volkswuth sie nicht erreichen konnte. In einem „Uferdorfe unterhalb Assafa hielten sich gerade einige Chri„sten in Handelsgeschäften auf und kamen nach ihrer Ge„wohnheit zu Gesang und Gebet zusammen. Die Heiden „erklärten ihnen kurz und gut, daß sie dies zu unterlassen „haben oder man werde sie aus dem Dorfe jagen, und da „und dort hörte man jetzt die Heiden andeuten, daß sie „nächstens diesem „Schulgehen," wie sie es nannten, im „ganzen Lande ein Ende machen würden.

„Durch diese Volksstimmung ermuthigt und durch die „Priester des geheimen Waldorakels aufgereizt, fuhr Eddu „noch mehrere Wochen lang fort die Regierung verächtlich „zu behandeln, bis diese beschloß mit bewaffneter Hand ge„gen ihn einzuschreiten. Die einflußreicheren Eingebornen „am Cape Coast baten um die Erlaubniß, noch einen letzten „friedlichen Versuch bei Eddu zu machen, um ihn zur Ver„nunft und zum Gehorsam zu bringen, ehe es zum Aeußer„sten käme, und dieser Versuch wurde zugestanden und ge„lang. Eddu erschien jetzt in Cape Coast, aber umgeben „von vielen Bewaffneten, mit seinen Häuptlingen und denen „des innern Fante-Landes, und von diesen und den vor„nehmern Eingeborenen von Cape Coast begleitet, trat er „vor den Statthalter im Gerichtssaale. Er hatte anfangs „verlangt, man solle seine Sache außerhalb des Schlosses „im Freien verhandeln, wo er das Geschrei der Masse für „sich gehabt hätte. Allein der Statthalter wies dies zurück.

„Es war eine merkwürdige Verhandlung, die auf Ed„du's eigenes Verlangen, weil er die Strafen für zu streng „und ungerecht hielt, nun vor den vielen heidnischen Häupt„lingen vor sich ging, indem sein ganzes Verfahren gegen „die Christen vom Statthalter noch einmal untersucht wurde. „Zwei und zwanzig dieser Christen erzählten die Verfolgun-

„gen, die ihnen widerfahren waren, und äußerten ſich dabei „in der einfachſten, klarſten Weiſe. Es ging aus ihren An„gaben deutlich hervor, daß nur Drei von ihnen ſich an dem „Götzenwald vergriffen hatten, und daß die Andern dies „nicht gewußt, auch daß ihr Oberhaupt, der alte Akwaſi, „ſie ſogleich deshalb getadelt hatte. Es ergab ſich aber auch, „daß dieſe ſo fürchterlich dargeſtellte Beleidigung in nichts „beſtand, als im Hauen einer Stange zu einem Gehege, „einer Sünde, der ſich viele der umwohnenden Heiden ohne „Bedenken ſchuldig machten.

„Sehr eingreifend war das Zeugniß eines der Chriſten, „der auf einem nicht weit entlegenen Felde arbeitete, als ihm „Jemand zurief, ſein Dorf ſtehe in Flammen. Er eilte her„bei und begegnete Eddu mit ſeiner Bande, wie ſie eben „von ihrem Zerſtörungswerke zurück kamen. Es entſtand „folgendes Geſpräch:

„Heiden (ſogleich beim Begegnen): Biſt du einer der „Uebelthäter?

„Chriſt: Ich verſtehe euch nicht, ich habe nichts Uebels „gethan.

„Heiden: Biſt du ein Chriſt?

„Chriſt: Das kann ich nicht läugnen.

„Dieſe Antwort genügte; ſie fielen über ihn her, zogen „ihn nackt aus, geißelten ihn und ſchlugen ihn in Eiſen.

„Im Verlaufe der Unterſuchung ſprachen ſich Mehrere „über die Gründe aus, warum ſie an das Chriſtenthum „glauben. Das merkwürdigſte Zeugniß dieſer Art legte „Edumazi, ein bekehrter Fetiſchmann, ab. Auf die Frage: „„Warum biſt du ein Chriſt geworden?“ antwortete er „freimüthig: „Ich war ſelbſt ein Fetiſchmann und kenne das „ganze geheime Treiben der Fetiſchmänner; aber es gibt „keinen Gott, der Leben geben oder nehmen kann, als den „großen Jehovah, der die Welt erſchaffen und Arzenei für „den Menſchen hat wachſen laſſen. Was die Geſchäfte eines „Fetiſchmannes betrifft, ſo wurde ich darin durch ein Fetiſch„weib, Namens Obo-Mokama, unterrichtet. Daß ich meine „Sachen gut verſtand, das müſſen die bezeugen, die mich

„in meinem wahnsinnigen Treiben gekannt haben; aber daß „es Götter in dem Walde bei Mankasim gebe, das glaubte „ich fest."

„Er erzählte nun genau, wie er zu dem Zweifel ge„kommen sey, ob der große Fetisch irgend mehr sey, als sein „eigener; wie er zuletzt zu der klaren Ueberzeugung gelangt, „daß Alles nur Menschenbetrug sey, und wie er, empört „über die Lügen und Machwerke der Priester beim großen „Tempel, ihnen dies vorgehalten und ihnen gesagt habe, er „sey entschlossen, ein Christ zu werden, womit sie dann auch „gewußt, daß er ihre schändlichen Schliche verrathen werde. „ „Ich ging nach Hause, ohne, wie gewöhnlich, einen Freund „zu suchen, der mir aber begegnete, mich in sein Haus führte „und nach dem Grunde dieses Benehmens fragte. Ich sagte „ihm, wie es mir ergangen sey und was ich vorhabe, wo„rauf er, auch ein Fetischmann, bat, daß ich Niemandem „davon sage. Er ging dann zu diesen Leuten und fragte „sie, warum sie doch so thöricht gegen mich gehandelt ha„ben? sie sahen ihre Thorheit ein, trugen ihm auf, mich „um Verzeihung zu bitten und mir Geld anzubieten, so viel „ich wolle, um sie nicht zu verrathen. Ich wollte davon „nichts hören und ging sogleich in mein Dorf ab. Der „Name des Freundes ist Kwasi Kuma, er lebt noch und „ist hier im Zimmer. Ich bitte, daß man ihn auffordere „zu erklären ob ich die Wahrheit gesprochen oder gelogen „habe."

„Kwasi Kuma wurde aufgerufen und bestätigte Alles, „was Edumazi gesagt hatte. Er erklärte, er sey selbst Fe„tischmann und noch nicht Christ geworden; aber er sey „über die Intrigen seines Ordens und über die Art, wie „die Priester des Orakels den Eddu aufgereizt und mißleitet „und zur Verfolgung der Christen verführt haben, so er„schrocken, daß er entschlossen sey, zur gänzlichen Enthüllung „dieser Schlechtigkeiten mitzuhelfen. Er klagte hierauf in „bestimmten Worten die Priester von Mankasim als die „Urheber der Widersetzlichkeit Eddu's an, wodurch das Land „dem Untergang nahe gekommen, und enthüllte, daß diese

„Prieſter ſeit ihrer Ankunft in Cape Coaſt mit Eddu darauf „ausgegangen ſeyen, drei einflußreiche und bedeutende Män„ner, die er nannte, durch Gift aus der Welt zu ſchaffen, „weil dieſe Männer entſchiedene Gegner ihres böſen Trei„bens ſeyen.

„Man kann ſich die Aufregung denken, welche dieſe „Angaben unter den Hunderten von Anweſenden machten. „Nachdem Eddu nur Schwaches zu ſeiner Vertheidigung „vorgebracht, zog ſich das Gericht, das außer dem Statt„halter aus Europäern, gebildeten Heiden und einer Anzahl „heidniſcher Häuptlinge beſtand, zur Berathung zurück. Als „es wieder eintrat, beſtätigte der Statthalter vollkommen die „frühere gerichtliche Entſcheidung gegen Eddu, der nun zu „ſeinen Geldſtrafen noch 50 Unzen Goldes (2200 Gulden) „im Schloſſe als Bürgſchaft ſeines Benehmens niederlegen „mußte.

„Auf Kwaſi Kuma's Angabe wegen des Vergiftungs„planes wurden die anweſenden Fetiſchmänner ſogleich feſt„genommen und die Sache ſcharf unterſucht, und endlich „auch in Anweſenheit Eddu's und der Häuptlinge vom ge„wöhnlichen Gerichtshofe verhandelt. Die Beweiſe Kwaſi „Kuma's ließen keinem Zweifel Raum, und da mehrere „dieſer Volksbetrüger offen eingeſtanden, daß ihr Fetiſch nur „das Werk ihrer abgeſeimten Schlauheit, und daß, was „den Namen Fetiſch trage, nur ſchändlicher Betrug ſey, „wurden ſie zur Peitſchenſtrafe und fünfjähriger Zwangs„arbeit in Eiſen wegen ihrer großen Verbrechen verurtheilt.

„Man ſtelle ſich den Grimm der Häuptlinge vor, die „nun aus dem Geſtändniſſe der Prieſter ſelbſt ſahen, daß „die Religion ihrer Väter nur Blendwerk und Lüge gewe„ſen, und die nun die Schmach fühlen mußten, von dieſen „elenden Menſchen ihr Leben lang zum Beſten gehalten und „ausgebeutet worden zu ſeyn. Sie ſtimmten dem Straf„urtheil recht von Herzen bei, fragten ſich aber trübſelig, „als ſie das Schloß verließen: „Was ſollen wir jetzt thun, „wenn wir krank werden? wir würden beſſer thun, Alle „mit einander in die Schule zu gehen.“ Bald nachher wur-

„den die bisher fast angebeteten Volksbetrüger öffentlich vor „dem Schloßthore gepeitscht, und der Lüge des Heidenthums „damit eine furchtbare Wunde geschlagen; denn es stand „jetzt einmal mit seiner Schwäche und Unlauterkeit offen dem „Christenthum gegenüber; seine Rohheit wurde mit der „Sanftmuth des Evangeliums verglichen, und kein Mensch „sprach auch nur ein Wort gegen das Christenthum; jeder „Heide fühlte die Schlacht verloren, seine Religion mit ge„rechter Schmach bedeckt. Der heilige Wald, sonst mit „frommer, abergläubiger Scheu betrachtet, wird jetzt als ein „Geheimniß der Bosheit angesehen. Die Verfolgten haben „ihr Dorf wieder gebaut, und singen in ihren schönen „Plantanen- und Palmenhainen bei der Arbeit in Demuth „ihre Siegeslieder. Sie freuen sich jetzt ihrer Leiden, weil „sie dem Evangelium Frucht getragen. Die Gemeinde ist „im Glauben gestärkt und hat eine herrliche Gebetserhörung „erfahren. Eddu verließ tief niedergeschlagen das Fort, ging „nach Hause, betrat den heiligen Wald unter dem Vor„wande, den Fetisch zu befragen, in Wahrheit aber, um sich „von dem Truge seiner Priester zu überzeugen. Er ging nach „dem Heiligthum und stellte seine Fragen auf die gewohnte „Weise; die Antwort des großen Fetisch erscholl wie immer. „Allein in diesem Augenblicke schlichen seine Bewaffneten von „hinten her und ergriffen die Antwortenden, die Menschen „waren wie sie, nur schlechtere in Grundsatz und Wandel. „Er warf sie sogleich ins Gefängniß."

Der neueste Brief des Herrn Freeman vom 6. December 1851 sagt: „Der Einfluß des Fetisches ist vollkommen „vernichtet; wir werden genöthigt seyn, mehrere neue Arbeits„stellen hier umher zu besetzen, um den dringenden Anfor„derungen der Hunderte, ja wohl Tausende zu genügen, die „ihre Götzen wegwerfen."

Noch haben wir einen Blick ins Ashante-Reich zu werfen. — Der verewigte Sir William Winniett, Statthalter von Cape Coast und der englischen Goldküste, erzählt in seinem Bericht an den Colonial-Minister, der auf Befehl des englischen Parlaments gedruckt wurde, nach-

dem er den pomphaften Empfang geſchildert, den ihm der König von Kumaſi bereitet, wie folgt:

„Sogleich nach der Proceſſion gingen wir in das wes„leyaniſche Miſſionshaus, wo wir von Herrn Hillard, dem „hier wohnenden Miſſionar, Alles bequem für uns einge„richtet fanden. So ſehr mich die Art des Empfanges in„tereſſirt hatte, der mir vom König geworden war, — ſo ſehr „mich die große Maſſe uncivilisirter Menſchen, die unter ſo „völliger Herrſchaft eines Einzigen ſtehen, und der neue „Bauſtyl des Palaſtes in ſeinem Gegenſatze mit dem im„mer friſchen, lieblichen Grün der Bananenbäume betroffen „hatte, ſo muß ich doch ſagen, das Miſſionshaus, dieſe „niedliche, aus dem Tick- oder Edumholze des Landes ge„baute Hütte zog mich faſt noch mehr an. Als ich mich „in dem luftigen, geräumigen Saale in der Abendkühle „nach der Mühe und Hitze des Tages niederſetzte und dieſe „kleine europäiſche Niederlaſſung inmitten der Barbarei, hun„dert Stunden im Innern Africas, anſchaute, wie ſie Tau„ſenden von rohen Heiden die Genüſſe und Segnungen der „Civiliſation vor Augen ſtellt, wie ſie ihnen dieſelbe im Zu„ſammenhange mit der Anbetung des wahren Gottes zeigt, „ſo konnte ich mich des Eindruckes nicht erwehren, welchen „herrlichen Triumph hier Chriſtenthum und Geſittung be„reits erkämpft haben.“

Nachher beſchreibt der Statthalter einen Beſuch, den er vom Könige empfing, und ſagt:

„Er kam durch die Straße hergefahren in dem ſchönen „kleinen Phaeton, den ihm die wesleyaniſche Miſſionsge„ſellſchaft im Jahr 1841 ſchenkte. Ich überzeugte mich mit „Vergnügen, wie werth der König das hübſche und ange„nehme Geſchenk hielt. — Ich ſprach mit dem König auch „über die Miſſion, und war froh zu finden, daß ſie ſich ſein „ganzes Zutrauen geſichert hat.“

Im Laufe des Jahres 1850 fand etwas ſtatt, das von großem Einfluß auf die Aſhante-Miſſion werden kann John Anſa, Neffe des regierenden Königs, iſt in Kumaſi als chriſtlicher Lehrer angeſtellt worden. Er war mit ſeinem

Vetter in England erzogen, und durch die Niger-Expedition in seine Heimath zurückgeführt worden. Nachdem er einige Zeit zu Kumasi zugebracht, kam er wieder nach Cape Coast, besuchte hier regelmäßig die Missions-Kirche und suchte das Heil und Leben im Evangelium mit ganzem Ernste. Nachdem er die Kraft desselben an seinem Herzen erfahren und ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens abgelegt hatte, trat er in die Dienste der Gesellschaft. Als Dolmetscher, Classenführer und Ortsprediger gab er so schöne Proben aufrichtiger Frömmigkeit und Hingabe an die Missionssache, daß er einstimmig zum Katechisten erwählt und nach Kumasi gesendet wurde. Der König nahm ihn als Missionsarbeiter sehr freundlich auf und schenkte ihm volles Vertrauen und seine ganze Achtung. Er schreibt an Herrn Freeman: „Ich „fühle meine Hülflosigkeit und Unwürdigkeit in meiner jetzi„gen Stellung aufs tiefste. Aber ich blicke zu Dem auf, „der verheißen hat, Kraft nach dem Bedürfniß zu geben. „Ich versichere Sie, mein lieber Vater in Christo, ich wün„sche nichts, als mein Leben im Dienste des HErrn zu „opfern. Das Werk hier sieht hoffnungsvoll aus; die Leute „hören das Wort Gottes aufmerksam. Ich predige jeden „Sonntag in der Straße, und Schaaren kommen herzu, den „Heilsweg zu hören, was mich ermuthigt, ihnen recht ernst„lich an die Herzen zu reden. Auch die Häuptlinge, mit „denen ich umgehe, scheinen tiefere Eindrücke empfangen zu „haben. Ich zweifle nicht, daß hier in der Stadt Mehrere „sind, die gerne herausträten und sich an die Kirche Christi „anschlössen, sich aber noch vor ihrem Gebieter fürchten. „Ich glaube aber, diese Furcht wird bald schwinden. Es „wird Sie freuen, zu hören, wie lieb mich die Kinder des „Königs haben; sie kommen täglich zahlreich ins Missions„haus, wo ich ihren zarten Gemüthern die Wichtigkeit des „Christenglaubens faßlich mache. Ich glaube, es kommen „gute Tage über die Ashante-Neger. Möge der HErr sie „bald anbrechen lassen, damit das arme Volk hier den wah„ren, lebendigen Gott und Jesum Christum, Seinen Sohn,

„unſern HErrn, kennen lerne. In unſerer kleinen Gemeinde „ſteht es gut; ihre Mitglieder ſind bekümmert um ihr Heil.“

Die öſtlichen Miſſionen zu Badagry und Abbeokuta ſind in der letzten Zeit faſt unbeſetzt geweſen.

Bedenken wir, daß dieſe verhältnißmäßig noch ſo junge Miſſion doch ſchon 10 Kirchen oder Capellen, nebſt 13 andern Predigtplätzen, und außer den 5 Miſſionaren, 12 Katechiſten und andere eingeborne Gehülfen der Predigt, 54 Schullehrer, über 900 eigentliche Gemeindeglieder, und in den Schulen über 1000 Kinder aufweiſen kann, daß die Geſammtzahl ihrer Angehörigen gegen 5000 iſt: ſo können wir nur ſtaunen über das Werk der göttlichen Gnade, das hier vollzogen iſt, und zuverſichtlich hoffen, daß es noch heller Tag werden wird in dem finſtern Africa.

Vierter Abſchnitt.

Die Bewegung unter den Akus in Sierra Leone. — Miſſionszug und Miſſionsthaten. — Townsend's Unterſuchungsreiſe nach Joruba. — Der König Sodeke. — Wiederfinden Verlorener. — Townsend's Rückkehr und das Heimweh der Negerchriſten. — Miſſionsregungen unter den Haußa-Negern. — Vorſpiele in Abbeokuta. — Anfang der Miſſion in Badagry. — Gollmer, Townsend und Crowther in Joruba. — Verhandlungen im Lager der Häuptlinge. — Kriegsunruhen in Badagry. — Miſſionsarbeiten. — Gollmer's, Smith's, Townsend's, van Cooten's Wirken daſelbſt. — Verſchlimmerung. — Die Umgegend. — Die Herrſcher von Lagos. — Abbeokuta. — Erſte Aufnahme der Eingewanderten und Rückwirkung. — Stellung der Stadt. — Verfaſſung und Sitten. — Schreckverſuche der Prieſter. — Siege. — Haß der Sclavenhändler. — Brief der Häuptlinge an die Königin von England, und Antwort. — Wachsthum in Zahl und Kraft. — Plane der Heiden. — Verfolgung. — Dahomey-Land. — Verfallung und Geſchichte. — Plane gegen Abbeokuta. — Neue Verfolgung. — Kokoko's Umtriebe. — Der Ueberfall aus Dahomey. — Sieg der Egba's. — Vorrücken der Miſſion nach Oſchialla.

Wir kehren abermals nach Sierra Leone zurück. Dort war, wie unſere Leſer bereits wiſſen, unter den befreiten

Africanern, die durch den Dienſt der Miſſion zur Erkenntniß Chriſti gekommen waren, ein Miſſionsgeiſt erwacht, der ſich in der Sehnſucht vieler chriſtlicher Neger ausſprach, nach ihrem ehemaligen Heimathlande zurückzukehren und dorthin dieſelben Segnungen zu tragen, welche ſie der Predigt des Evangeliums zu verdanken ſich bewußt waren. Es traten in dieſer Hinſicht beſonders die Akus oder Egeos, oder die Neger aus dem Joruba-Lande hervor, die auch verhältnißmäßig die zahlreichſten unter den befreiten Negern und überdies für die chriſtliche Wahrheit die empfänglichſten waren. Dieſer rege Sinn für die Miſſion, wie ihn die Miſſionare durch Rückblicke auf ihren frühern Zuſtand und den noch gegenwärtigen ihrer Volksgenoſſen geweckt hatten, äußerte ſich nicht blos in Beiträgen für die Miſſion, die ſie gaben, ſondern auch in dem Beſtreben, ſelbſt hinzugehen und ihr Mögliches zu thun. Es gelang Manchen wirklich das alte Vaterland oder doch die Stadt Badagry an der Sclavenküſte zu erreichen und ſich dort niederzulaſſen. Die Miſſion mußte daher ihrerſeits darauf denken, daß dieſe einmal Geretteten nicht wieder ins Heidenthum zurückfielen, und daß ſie als eine Gemeinde des HErrn unter den Heiden ihr Licht leuchten ließen. Als nun vollends die Niger-Expedition nach Sierra Leone kam, und Miſſionar Schön und Samuel Crowther, ein Eingeborner des Joruba-Landes, der als Sclave befreit, in Sierra Leone erzogen, in England zum Geiſtlichen gebildet und ordinirt war, mit dieſer Expedition abreisten, da war die Freude und Spannung unter den Negerchriſten noch höher geſteigert, und ſie wurde auch nicht beſchämt. Eine Anzahl der Chriſten ging noch in Dienſten der Expedition mit.

Wir brauchen unſern Leſern von den Erfolgen derſelben nichts weiter zu ſagen. Einer derſelben war die Sendung des Miſſionars Townsend nach Badagry an der Sclavenküſte, um zu ſehen, ob die dahin zurückgewanderten Chriſten aus der Colonie vorausſichtlich der Ausbreitung des Evangeliums nützlich ſeyn könnten. Seine Nachrichten erhöhten den Muth für die Errichtung von Miſſionen in

jenen Gegenden. Hören wir, was der Katechiſt, Herr Beal, von den Aku-Negern erzählt:

„März 1842. — Einige einflußreiche Akus redeten mich „auf der Straße an: „Herr, wir haben Briefe an alle „Prediger geſendet und wollen in jedem Dorfe ſammeln, „um die Geſellſchaft um Miſſionare für unſer Land zu bit„ten." — Ich antwortete: „Das freut mich, und ich glaube, „die Geſellſchaft wird es thun." Sie ſagten: „Wir bekümmert um unſere Landsleute, ſie nicht haben das Evange„lium." Ich ſagte ihnen, daß außer Geld auch noch Gebet „nöthig ſey, und dann werde Gott gewiß die Herzen lenken „und den Weg öffnen. An ihren Gebeten, erwiederten ſie, „ſolle es nicht fehlen."

Der Katechiſt Davies meldet, wie ſie zum Gebete die That fügten:

„Eine Verſammlung wurde in der Kirche zu Kiſſey „gehalten. Es war vorher angeſagt worden, daß man da„bei berathen werde, wie man es bald zur Sendung eines „Miſſionars ins Aku-Land bringen könne. Es kamen viele „Leute herbei, und ſobald der Zweck klar dargelegt war, „traten Viele heraus, um für eine ſo heilige Sache ihre „Beiträge zu unterzeichnen. Auch ſelbſt Schulknaben kamen „herbei, um ihre kleinen Kupfermünzen zu geben."

Als Townſend abreiste, um in Badagry und Abbeokuta die Stimmung der eingebornen Häuptlinge zu erforſchen und zu ſehen, wie eine Schaar von Sierra Leone kommender Chriſten mit einem Miſſionar etwa würde aufgenommen werden, da waren die Aku-Neger voll Freude und Theilnahme an dieſem Reiſeunternehmen. Mancher Segensruf wurde dem „weiß Mann, gehen in unſer Land", nachgerufen; man ſtattete ihn zur Reiſe aus und gab ihm auf Koſten der Neger einen Begleiter aus ihrer Mitte zur Seite; ja der Beſitzer eines ſegelfertigen Schiffes, der ſelbſt ein Aku-Neger war, und zu dem man ſchickte, um die Bedingungen der Ueberfahrt zu vernehmen, ſagte zwar zuerſt: „Ja, „ich mich freuen, daß Ihr in mein Schiff gehen; aber ich „nicht guten Platz haben für weiß Mann und ſo Viele mit

„ihm gehen"; als ihm aber Townsend sagte, das habe nichts zu sagen, weil ihm die Gesellschaft so vieler Aku-Leute ein Gewinn in der Sprache seyn würde, da war der Mann vergnügt und sehr bereit, den Missionar umsonst mitzunehmen.

Herr Townsend wurde in Badagry von dem englischen Häuptling Worru freundlich aufgenommen, und erhielt die Zusicherung jeglichen Schutzes für die Neger aus Sierra Leone, die als Engländer betrachtet werden sollten. Dann reiste er nach dem 45 Stunden im Nordosten gelegenen Abbeokuta, einer aus den Resten verschiedener Völker erst neu entstandenen Stadt von 30,000 Einwohnern, deren Häuptling Sodeke damals in jenen Gegenden große Macht hatte. Es war ein wahrer Triumpheinzug, den er im Januar 1843 dort unter Führung des königlichen Prinzen mit bewaffneten Negern hielt; die Straßen und Hausthüren waren voll Menschen, und von allen Seiten tönte ihnen entgegen: „Wie geht es dir, weiß Mann? wie geht es dir, „der du kommst?" Der König empfing ihn inmitten seiner Frauen und Häuptlinge, gab ihm sogleich Geschenke, ließ ihm ein Haus anweisen und Lebensmittel bringen. Der Missionar gab dem Könige gleichfalls ein Geschenk und machte ihn mit der Absicht seines Kommens bekannt, worauf dieser erklärte, die Weißen sollen ihm willkommen seyn; meinte aber, eben deshalb, weil sie zu ihm kommen würden, sey es unnöthig, daß er seine Kinder zur Erziehung nach Sierra Leone schicke, wie ihm Herr Townsend dies angeboten hatte. Den Dank für sein freundliches Benehmen gegen die aus Sierra Leone zurückgekommenen christlichen Neger nahm er sehr gütig auf, und schrieb einen Brief an den Statthalter, um seinerseits für die seinen Landeskindern dort erwiesenen Wohlthaten zu danken und zu erklären, daß er den Sclavenhandel aus seinem Gebiete ausrotten wolle, wenn weiße Missionare recht zahlreich zu ihm kämen, denen er die Kinder in so großer Zahl zum Unterricht geben wolle, daß sie nicht damit fertig werden können, und sogleich einen Platz zu einem Schulhause anbot. Mehrere

von Townsend's ſchwarzen Begleitern fanden verloren geglaubte Verwandte, einer mit großem Jubel ſogar ſeine Gattin, ein anderer entdeckte in einer Frau, von der er auf dem Markte etwas kaufte, ſeine leibliche Schweſter. Er war Vater zweier Kinder geweſen, ehe er geraubt wurde, und vernahm jetzt, daß das Eine derſelben geſtorben ſey, das Andere auch in Sclaverei gerathen und jetzt nach Sierra Leone gebracht worden ſey. Auch dieſes Kind fand er wieder. Denn als er einmal mit einem Freunde von Haſtings nach Waterloo ging, begegnete ihnen eine junge Frau, worauf jener ſagte: „Die iſt auch aus Deinem Lande. Er glaubte es nicht, und ſie fragten die junge Frau um ihre Heimath. Zu ſeinem größeſten Erſtaunen fand er in ihr ſeine eigene Tochter. Sie war verheirathet und wohnte ganz in der Nähe. In Abbeokuta ſprach dieſer Mann, der Mac Cormack hieß, ſeinen Verwandten vom Chriſtenthum, und dieſe verſprachen es anzunehmen, wenn man ſie unterrichte.

Als Townsend nach Sierra Leone zurückkam und ſeine guten Nachrichten mitbrachte, als nun auch noch verlautete, Samuel Crowther ſey aus dieſer Stadt gebürtig und würde gerne als Miſſionar dorthin gehen, da wuchs natürlich die Miſſionsluſt der Neger. Es ging wie ein Lauffeuer durch die Dörfer, und überall hieß es: „Ich gehe nach Joruba! „Viele gehen mit.“

Miſſionar Graf ſchreibt von Haſtings (1843): „Geſtern Abend kam die Nachricht von der glücklichen Rück„kehr Townsend's hier an, und am folgenden Morgen wollte „Jedermann wiſſen, was er für Nachricht mitgebracht, und „ob man gleich Miſſionare nach Joruba ſchicken werde? „Da es gerade Sonntag war, ſo konnten nur Wenige nach „Freetown eilen, um ihn zu bewillkommen und auszufragen. „Aber am Montag in aller Frühe brachen Viele dahin auf „und kamen Abends 11 Uhr mit den drei Mäunern aus „Haſting zurück, die Herrn Townsend begleitet hatten. Da „erhob ſich das ganze Dorf in lebhafteſter Erregung. Alles „ſtrömte nach den Wohnungen der Reiſenden, und die Freu„denſchüſſe und Jubelrufe hörten die ganze Nacht nicht auf.

„Die Nachricht von der guten Aufnahme in Unterſtein (die „Ueberſetzung von Abbeokuta) flog von Dorf zu Dorf und „füllte jeden zum Egga-Stamm gehörigen Neger mit freu„diger Hoffnung baldiger Heimkehr.“

Von dieſem neuerwachten Heimweh ſagt Hr. Davies:

„Unter den Erwachſenen zeigt ſich noch ein ſtärkeres „Verlangen gründlich zu verſtehen was man ſie lehrt, nicht „blos im Intereſſe der eigenen Einſicht, ſondern noch mehr „in dem Gedanken, daß ſie bald das Gelernte Anderen mit„zutheilen haben werden. Erſt geſtern ſagte mir ein Ge„meindeglied: „Herr, ich ſuche zu lernen, was ich bin, da„mit ich, wenn ich in mein Land zurückkehren darf, den Leu„ten dort die Kraft der Religion Jeſu ans Herz legen kann.“

Selbſt Kinder wurden in die Begeiſterung hineingezogen. Miſſionar Graf ſagt:

„Nicht weniger als neun Kinder verließen heute unſre „Schule, um ins Jorubaland mit ihren Eltern abzureiſen. „Sie verlangten ſämmtlich Zeugniſſe von mir, damit ſie „dort gleich in die Schule aufgenommen werden, wenn „man eine errichte. Sie gingen freudig, und doch ver„goſſen einige von ihnen Thränen, weil ſie den Segen der „chriſtlichen Schule verlaſſen mußten.“

Townsend war jetzt für die Neger der merkwürdigſte Mann geworden. Wo er ging und ſtand, waren die Augen der Jorubaner auf ihn gerichtet. Auch die Nufi-Neger gingen in Folge der Mittheilung des Miſſionars Schön über ihr Land in die Miſſionsbewegung ein.

Als Samuel Crowther (1844) zu Freetown anfing in der Jorubaſprache zu predigen, da wurde die Sehnſucht der Angehörigen ſeines Volkes noch weiter angeregt. Eine Schaar derſelben miethete ein eigenes Schiff um 1000 Thlr. (2500 Gulden), um zurückzureiſen. Auch die Hauſa-Neger fingen Feuer, weil Schön jetzt mit Ueberſetzungsarbeiten in ihrer Sprache beſchäftigt war. Er erzählt, daß einer derſelben, der ihn ſonſt oft zu beſuchen pflegte, jetzt aber ſelten kam, auf ſeine Bemerkung: „Es ſcheint, Du biſt nicht mehr „mein Freund, weil Du ſo wenig zu mir kommſt,“ antwortete:

„Ja, Herr, ich bin Euer Freund, aber wenn ich zu Euch „komme, habe ich keine Ruhe mehr. Ich bin wie ein Menſch „am Scheidewege und weiß nicht wohin ich gehen ſoll.“ „Kürzlich,“ ſagt Schön, „beſuchten mich 37 Haußa-Frauen, um „mir ihre Aufwartung zu machen und mir für meine Theilnahme an ihrem Volke zu danken. Sie bemerkten mir, „es ſey nur die Hälfte von ihnen jetzt da, weil mein Haus „ſie nicht alle auf einmal faſſen könnte, die andern werden „ein andermal kommen. Ich las ihnen einige Stellen der „Heiligen Schrift in ihrer Sprache vor und ſprach zu ihnen „von Buße und Glauben. Eine Muhammedanerin unter „ihnen meinte, unſre beiden Religionen ſeyen völlig gleich, „worauf ihr aber eine Abendmahlsgenoſſin von Kiſſey ſagte, „wie ſehr ſie im Irrthum ſey; allerdings gebe es etwas „Gemeinſames, aber das Neue Teſtament widerſpreche doch „gänzlich dem Islam. — Die Leute baten mich, öfters kommen zu dürfen.“

Es gingen gute Nachrichten von dem Katechiſten Andreas Wilhelm ein, der im November 1843 eine Schaar Joruba-Neger nach Badagry und Abbeokuta begleitet hatte, wo er im Januar 1844 ankam, den König Sodeke beſuchte und von dieſem die Verſicherung erhielt, daß er täglich einen Miſſionar und Kaufleute erwarte, auch nochmals gefragt wurde, ob der Miſſionar nicht bald komme? worauf er Wilhelm erſuchte um baldiges Eintreffen deſſelben zu ſchreiben, da nicht blos er, ſondern ſein ganzes Volk darnach verlange. Inzwiſchen that Wilhelm was er konnte, hielt Verſammlungen, ſprach mit Einzelnen, bis endlich, nachdem Townsend in London erſt ordinirt worden war, er mit Miſſionar Gollmer und Miſſionar Crowther nebſt deren Gattinen und vier eingeborenen Lehrern nach Badagry abreiste, ſo daß mit dem Jahr 1845 die Miſſion an der Sclavenküſte und in Joruba beginnen konnte. In Badagry empfing ſie der damals noch dort befindliche wesleyaniſche Miſſionar Annear mit brüderlicher Liebe. Leider kam ihnen dort gleich die Nachricht entgegen, daß ihr warmer Freund Sodeke geſtorben war. Sie wendeten ſich ſogleich an die

gewalthabenden Häuptlinge von Abbeokuta, die in einem noch von Sodeke gegen Adu, die Hauptſtadt der Otta-Neger, aufgeſtellten Lager beiſammen waren.

Dieſes Lager ſollte die Straße offen halten und den Handel ſchützen, weil zwiſchen Badagry und Abbeokuta die Ottas und Adus als berüchtigte Räuber hauſen, die, wen ſie fangen können, als Sclaven verkaufen. Sodeke ließ es vorzüglich errichten, um die Einwanderer aus Sierra Leone zu beſchützen. Es war von einer Lehmmauer mit Schießſcharten umgeben und hatte wohl ½ Stunde im Umfang, weil die Häuptlinge mit Weibern und Kindern und auch die Soldaten mit Familien darin wohnten. Wachthürme waren auf der Seite gegen die Stadt Adu errichtet.

Die Miſſionare reiſten in das Lager. Es ging durch den Badagry umgebenden Moraſt auf ſandigen Wegen nach der Gränzſtadt ihres Gebietes Mo, wo der gewalthabende Häuptling oder Statthalter ſie gut empfing, wie es eben in ſeinem ſchmutzigen, mit rohen Zierrathen, wie Flaſchen, Kalabaſchen, Thiergebeinen und Muſchelſchnüren behangenen Hauſe möglich war. Durch Buſchland, endlich durch Hochwald näherte man ſich dem Lager, eingeholt von verſchiedenen Truppen Soldaten, bis endlich die Reiſenden vor Ogubonna, den Heerführer, der Townsend kannte und ihn vor ſeinem Hauſe erwartete, geführt wurden. „Da ſaß er,“ ſchreibt Crowther, „ein ſtattlicher, ſchlanker, männlicher, „edelgeſtalteter Mann, auf einer Matte am Boden auf dem „viereckigen Platz im Lager, ſeine nackte, zehnjährige Lieblings„tochter neben ihm. Man brachte einen Stuhl und etliche „Pulverfäßchen als Sitze für uns. Der Lärm der Trom„meln und Hörner, das Kommen der Häuptlinge, die er „uns vorſtellte, machten ein Geſpräch unmöglich, bis er uns „ins Haus treten ließ und da fragte, ob wir unſer Haus „(Zelt) mitgebracht hätten? — Auf unſre verneinende Ant„wort war er in Verlegenheit; aber wir riſſen ihn daraus, „indem wir unſer Eſſen fertig machen ließen und vor ihm, „ihn vergebens einladend, auf einem Leopardenfell liegend, „auf unſern Tellern unſer Mahl hielten. Er wollte nicht

„mit uns eſſen, weil er unſre Weiſe nicht verſtehe; dagegen „nahm er eine Taſſe Thee mit Wohlbehagen. Wir hielten „dann mit ſeiner Erlaubniß und in Anweſenheit ſeiner Leute „unſre Abendandacht, und ich betete und erklärte ein Schrift„wort in der Landesſprache, worauf wir ihm ſagten, daß „dies allgemeine Sitte in Sierra Leone ſey. Einige der be„freiten Joruba-Neger laſen nun auch und ſprachen einige „Worte über das Geleſene, und Ogubonna ſah mit Erſtau„nen, was ſeine Landsleute gelernet hatten. Es wurde „uns zuſammen ein Gemach angewieſen, wo wir uns ſo gut „einrichteten, als wir konnten.“

Townsend ſchreibt: „Am andern Morgen beſuchten „uns die Häuptlinge aus dem Lager und erklärten ſich auf „die Mittheilung unſeres Reiſezweckes erfreut und ganz be„reit nach Sodeke's Verſprechungen zu handeln. Nur Schu„moi, der Bruder des verſtorbenen Königs, in deſſen Hauſe „ich früher gewohnt hatte und den ich nun beſuchte, em„pfing uns kalt, ja mit Vorwürfen, daß wir zu Ogubonna „und nicht zu ihm gekommen und keine Geſchenke mitge„bracht hätten. Als dies Ogubonna erfuhr, verſammelte „er einen Rath der Häuptlinge und zwang ihn, uns um „Verzeihung zu bitten. Die Häuptlinge erſuchten uns, „noch eine Zeitlang in Badagry zu warten, da zwiſchen dem „Lager und Abbeokuta das Land im Kriegszuſtande ſey und „dort kein Häuptling von hinreichender Macht ſich befinde, „um uns zu ſchützen; wir thaten es; allein bald folgte uns „die Nachricht von der Auflöſung des Lagers. Die Da„homier hatten, weil ſie Kriegsgefangene zu ihrem Opfer „brauchten, und den Weg nach Lagos an der Küſte für „ihren Sclavenhandel offen halten wollten, das Lager an„gegriffen, anfangs einige Todte und Gefangene verloren, „zuletzt aber ſo gewaltige Angriffe gemacht, daß die Egba's „im jähen Schrecken ihre Weiber und Kinder nach Abbeo„kuta flüchteten und endlich das Lager aufgaben.“ Auch in Badagry ſelbſt wurden die Miſſionare bald auf er„ſchreckende Weiſe daran erinnert, daß ſie im Lande beſtän„digen Krieges lebten. Eines Tages erſcholl das Kriegs-

geſchrei; Weiber rannten umher und flehten zu den Götzen; Männer eilten ſich zu waffnen und Flintenſchüſſe knallten, indem die Iſo-Neger am andern Ufer des Lagunfluſſes herabfuhren und man auf ſie feuerte, freilich ohne ſie treffen zu können. Da das wesleyaniſche Miſſionshaus, wo die Miſſionare als Gäſte wohnten, weit vom Schauplatze des Kampfes lag, ſo galt es nur, die Angehörigen dort zuſammenzuhalten, damit keiner mit hingeriſſen werde. Als man einige Signal-Kanonen nach den feindlichen Kähnen abſchoß, die in langer Linie die Stadt umzogen, da ſchienen die Feinde erſchreckt. Die Badagry-Neger beſtiegen auch ihre Kähne, näherten ſich aber den Feinden kaum auf Schußweite. Trotz des vielen Schießens gab es wenig Schaden. Die Sache lief noch ſo leidlich ab.

Es war inzwiſchen der Bau der nöthigſten Wohnungen und einer Kirche (ein ſchattiger Baum hatte ſie inzwiſchen erſetzt), hinlänglich fortgeſchritten, und ſo konnten die in Badagry zurückgehaltenen Sendboten wenigſtens bald am eigenen Heerde niederſitzen. Es wurde nun täglich gepredigt, oft vor mehreren Hunderten, und die Liturgie in der Jorubaſprache, die Abhörung des Katechismus in ihr, machte großes Aufſehen. Auch erregten die großen engliſchen Buchſtaben, die Crowther den Kindern zeigte, um ſie zum Beſuche einer zu öffnenden Schule anzulocken, großes Erſtaunen bei Jung und Alt. Die Kinder dankten auf dem Angeſichte liegend für das Buchlernen. Auch Townsend und Gollmer waren unermüdlich im Predigen, obwohl ſie es nur durch Dollmetſcher thun konnten, und wurden ſehr gerne angehört. Sie durchwanderten die Abtheilungen der Stadt und verkündigten den Häuptlingen, einmal ſogar in ihrer großen Rathsverſammlung, und dem Volke das Wort des Lebens. Es war gewöhnlich im Hofe eines Häuptlingshauſes, vor deſſen zu mehreren Hunderten verſammelten Angehörigen, wo ſie predigten, und wenn Miſſionar Gollmer ihnen erzählte, wie einſt das Land des weißen Mannes geweſen wie ihr Land, — wie es den Götzen gedient, — wie aber die Miſſionare mit dem Buche gekommen ſeyen und gepre-

digt haben und Alles anders geworden ſey, — wie man die Götzen weggeworfen und den lebendigen Gott angebetet, — wie man Jeſum als den Erlöſer erkannt habe und wie nun Frieden, Glück und Wohlſtand eingekehrt ſeyen: da erklärten ſich die Schwarzen ſehr bereit, ſeine weitere Lehre zu vernehmen.

Zwiſchenein fanden übrigens die Miſſionare doch nöthig, den Stand der Dinge in Abbeokuta ſicher zu erkunden. Sie ſchickten daher den eingebornen Katechiſten William Marſh dahin, der auch wegen der großen Leichenfeierlichkeiten für den König Sodeke dort eintraf. Sein Bericht lautete im Ganzen gut, wenn er gleich Zeuge von Hinrichtungen und von der Einſperrung aller Weiber über acht Tage war; denn, wenn eine Frau in dieſer Zeit auf der Straße getroffen wurde, ſo war ſie ohne Barmherzigkeit des Todes. Den Götzendienſt fand er in voller Blüthe, den Frieden wieder hergeſtellt, Häuptlinge und Volk noch gleich günſtig für die Miſſionare und für die Engländer überhaupt geſtimmt. Auch das Kommen der Miſſionare dankten ſie den Götzen mit Opfern.

Das Jahr 1845 verfloß noch, ohne daß man mit der Miſſion nach Abbeokuta vorrücken konnte. Vielmehr hatten ſich die Miſſionare zu begnügen, in Badagry ihren 60 Chriſten aus Sierra Leone und den 250 Eingeborenen regelmäßige Gottesdienſte zu halten.

Gehen wir nun raſcher voran und ſehen die Miſſion in Badagry, wie ſie nach der Abreiſe der Miſſionare Townsend und Crowther nach Abbeokuta (1846) ſich entfaltet hat. Dort war Miſſionar Gollmer zurückgeblieben und ihm trat nachher Miſſionar Smith zur Seite, der auch ſpäter, während Gollmer zu ſeiner Erholung nach Europa ging, die Station beſorgte. Die Gemeinde hielt in dieſer Zeit feſt zuſammen; die Heiden hörten zum Theil willig, zum Theil aber, durch ihren Zuſammenhang mit dem Sclavenhandel innerlich gebunden, ſehr ungern das Wort Gottes; die Häuptlinge, allmählig an die Miſſion gewöhnt, wurden mehr Bettler als Freunde; der Miſſionar machte

Ausflüge in die benachbarten Städte und Landſchaften und fand überall die Herrſchaft des abſcheulichſten Götzendienſtes, des Menſchenmords, ein Leben der Furcht und Angſt, des Leichtſinns und der Fleiſchesluſt. Da die Miſſion im Ganzen noch in demſelben Stande iſt, ſo geben wir hier nur den neueſten Bericht von derſelben:

„Die Miſſionare Gollmer und Townsend, van Cooten und Huber mit ihren Frauen kamen theils rückkehrend aus Europa, theils zum erſtenmale das Miſſionsfeld betretend (1850) zu Badagry an. Allein das Klima, das ſchon beide frühere Gattinen Gollmer's weggerafft, nahm nach kurzer Zeit Frau van Cooten und nachher deren Gatten hinweg, während auch der Nationalgehülfe Willoughby ihm unterlag. Smith mußte ſpäter nach Abbeokuta gehen, um dieſe Station zu verſtärken, ſo daß Gollmer am Ende allein auf ſeinem heißen Arbeitsfelde ſtand. — Hören wir, was der neuangelangte Miſſionar King von der Station ſagt:

„15. März 1850. Badagry iſt eine große volkreiche „Stadt, aber ihre Bewohner ſind tief geſunken in Aberglauben „und Götzendienſt. Faſt die ganze Stadt, außer einigen Häu„ſern der Vornehmen und den Fetiſchhäuſern, die aus Lehm „gebaut ſind, beſteht aus Bambusrohrgebäuden.

„17. März: Während Herr Smith den Sonntags„gottesdienſt in der Kirche hielt, begleitete ich die Herren „Gollmer und Townsend zur Predigt in die Stadt. Es „kommt den Leuten ganz lächerlich vor, wenn man ſie auf„fordert, zur Kirche zu gehen. Nachdem wir an verſchie„denen Plätzen geſprochen hatten, kamen wir zu einem Hau„fen Leute, die im Schatten etlicher Bäume Palmwein tranken, „während einer Holz zum Verkaufe aufſchichtete. Gollmer „ſagte: „Heute iſt Gottes Tag, und man ſoll nichts „verkaufen.“ Der Mann antwortete: „Iſt Gott heute „nicht und muß ich nicht auch eſſen?“ — „Ich bin der Die„ner Gottes,“ fuhr Gollmer fort, „und geſandt dich als „einen Sünder zur Seligkeit einzuladen.“ Der Mann ſagte: „„Wir müſſen etwas zu eſſen haben, gib uns etwas zu „eſſen, das iſt Alles, was wir brauchen.“ — „Wenn du

„einen Mann heißeſt dir Grigri zu machen, verlangſt du „dann Geld von ihm oder bezahlſt du ihn?“ — „Ich be„zahle ihn.“ — „Und warum verlangſt du von mir Be„zahlung, der ich dir das Wort Gottes umſonſt bringe?“ — „„Aber die Leute in Sierra Leone gehen ja auch nicht alle „in die Kirche und leben auch nicht alle nach deiner Art. „Viele von ihnen ſind nicht beſſer, als wir.“ — Ich unter„brach den Mann mit der Frage: „Wem gehört das Bü„ſchel Bambus da?“ — „Es iſt mein.“ — „Warum „bringſt du es hierher?“ — „Zum Verkaufe.“ — „Wenn „Herr Gollmer ein paar hundert Bambusſtäbe brauchte, „und Viele ſich weigerten ſie zu hauen, wäre dies für dich „ein Grund, es auch nicht zu thun, wenn du auch wüßteſt, „daß dir jedes Stück bezahlt wird?“ — „Gewiß nicht.“ — „Oder würdeſt du dich weigern ein gutes Büſchel zu tragen, „weil es auch ſchlechte gibt?“ — „Nein.“ — „So iſt's mit „den Leuten in Sierra Leone.“ — In ähnlicher Weiſe hat„ten wir mehrmals zu reden. Die Brüder hier arbeiten „auf hartem Boden.

„21. März. Der große Häuptling Poſſu kam heute „zur Kirche. Möchte er es doch öfters thun. Er wurde „nachher von den Miſſionaren in ihre Wohnung geladen. „Er iſt ein großer ſtattlicher Mann von gutem Verſtande, „der viel durch ſeinen Einfluß nützen oder ſchaden kann. „Ich wurde ihm als ein aus Sierra Leone gekommener „vorgeſtellt, wohin auch er ſeinen Sohn, wie der Häupt„ling von Abſchido die ſeinigen, zur Erziehung ſchicken könne. „Er erklärte, dies wäre ihm ganz recht, aber die Mutter gebe „ihre Einwilligung nicht dazu. Ich erzählte ihm von den „ſchönen Fortſchritten des Häuptlingſohnes von Abſchido.

„24. März. Ein anderer Häuptling kam zur Kirche, „ein älterer Mann als Poſſu, der viele Zauberſachen um„hängen hatte. Er hieß Mavu. — Das heilige Abend„mahl wurde gefeiert und es freute mich viele der Joruba„Neger theilnehmen zu ſehen. Ich ſah mehrere heidniſche „Prozeſſionen, die mit einem ſchrecklich gellenden Geſchrei, „welches ſo recht das unglückliche Bewußtſeyn dieſer armen

„Leute ausſpricht, die Straßen durchzogen. Außerdem gehen „junge Leute beider Geſchlechter umher, die man nicht, auch nicht „wider Willen, in den engen Gäßchen berühren darf, weil „ſie ſonſt über einen herfallen, die auch auf keine Begrüßung „antworten. Sie tragen zweiſpitzige Stäbe in der Hand, „beſonders wenn ſie Jemanden in religiöſem Intereſſe um„gebracht haben. So geſchah es neulich, daß ſie ein Weib, „vorgeblich wegen Zauberei, ſchauderhaft ermordeten."

Gollmer ſchreibt: „Unſere Lage hier wird allmählig „ſchlimm. Die Popo-Neger werden uns immer fremder, „ſtatt uns näher zu rücken. Unſer Werk ſcheint rückwärts „ſtatt vorwärts zu gehen. Unſre Koſtſchule iſt faſt leer, „weil uns die letzten Knaben weggenommen worden, blos „weil wir ihren Eltern keine Geſchenke machen. Es iſt „mehrmals vorgekommen, daß man uns auf den Straßen „gröblich beleidigte und daß die Leute wild wurden, wenn „wir ſprachen. Sie wollen uns nicht hören, und Häupt„linge haben uns ſchon mit Fortjagen gedroht.

Dagegen konnte doch Miſſionar van Cooten Aeußerungen der Neger melden, die ihn aufforderten, nicht müde zu werden, weil es endlich doch in den Herzen Vieler leben werde, was er predige. Er fand, daß die Muhammedaner auch in Badagry wie in ganz Weſt-Africa ſich ausbreiten und ganz beſonders unter den Sclaven mit ihrer Religion Eingang finden; daß der Islam ein Haupthinderniß für das Chriſtenthum ſey; und hatte mehrfach Anlaß den Segen des Evangeliums gegenüber dem Fluche dieſer Afterreligion anzupreiſen. Bei Beſuchen der Umgegend, wie in Akpa, Jlaſſa, Ajanri, Okobo, Mekpa, Okeaga, Adſchido u. a. fand Hr. van Cooten Häuptlinge ſowohl bei den Popo als den Egbado, williger zu hören als in Badagry ſelbſt; fand aber faſt überall Menſchenſchädel an der Sonne bleichen, die armen wegen Zauberei gemordeten Frauen angehört hatten; ſah die Fetiſchhäuſer; fand die armen Schwarzen in beſtändiger Furcht, überfallen, weggeſtohlen und verkauft zu werden. Denn wirklich iſt Niemand dort ſicher, wenn er allein ausgeht,

ob ihn die Menſchenräuber nicht ergreifen, knebeln und fortſchleppen. Ein Häuptling ging jede Nacht bewaffnet umher, um ſein Haus zu bewachen. Von Schulen wollte man nichts wiſſen, weil man zu mißtrauiſch war, um nichts Schlimmes dahinter zu ahnen.

Außer dieſen in der religiöſen Stimmung des Volkes liegenden Hinderniſſen traten zeitweilig noch andere hervor, die zu blutigen Scenen und zu einem ſchnellen Ausgange der Miſſion hätten führen können. Einmal im October 1850 kam es durch die unaufhörlichen Bedrückungen und Quälereien der Popo-Neger dahin, daß die von Sierra Leone wieder Eingewanderten zu den Waffen griffen, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Nur durch die Hülfe des Commodore Patey von einem engliſchen Kriegsſchiffe, der Herrn Gollmer ſeine Hülfe anbot, wurde der wirkliche Zuſammenſtoß verhindert. Es landeten etliche Offiziere, eine Zuſammenkunft der Häuptlinge wurde gehalten und die Sache diesmal noch friedlich beigelegt. Bald aber folgte eine ſchlimmere Bewegung. Seit einigen Jahren ſchon waren Badagry und Lagos außer Verkehr miteinander. Jetzt wollten die Häuptlinge, des Handels wegen, den Weg wieder frei geben. Aber Akitoje, der vertriebene König zu Lagos, ein Mann, der ſich gegen den Sclavenhandel erklärt hatte, und von einem ächten Sohne Africa's, Namens Koſoko, von ſeinem Throne verjagt worden war, jetzt aber in Badagry wohnte, ſuchte dies zu hindern, weil er für ſein Leben Gefahr davon zu fürchten hatte. Auf ſeiner Seite war der Häuptling Mawu. Die Partheien geriethen ſo heftig an einander, daß mehrmals eine Einäſcherung der Stadt drohte. Zu gleicher Zeit drohte von Dahomey her ein noch viel furchtbarerer Feind. In Porto Novo und in Lagos wurde Alles verſucht, um die Waſſerverbindung mit Badagry wieder zu gewinnen und wurde je länger je klarer, daß alle dieſe Bewegungen unter ſich zuſammenhängen und daß Dahomey ihr Stützpunkt, die ungehemmte Betreibung des Sclavenhandels ihr Ziel war. Unter dieſen Umſtänden verdankten die Miſſionare ihre

Sicherheit nur dem Schutze der Kanonen der brittischen Kriegsschiffe, die vor der Stadt lagen. Jetzt kam auch der brittische Consul Herr Beecroft in Badagry an und erklärte den Häuptlingen in der Versammlung, die er mit ihnen hielt, wie sehr England wünsche, daß sie in Frieden leben. Sie versprachen, als er ihnen den Wink gab, daß England den unterdrückten Akitoje beschützen werde, die Sache friedlich abzumachen, bis er von Abbeokuta, wohin er reisen wollte, zurück seyn werde. Als der Consul von da zurückkam, fand er die Gefahr für Akitoje gewachsen und Kosoko bemüht, ihn zu morden, weil er erklärt hatte, den Sclavenhandel abschaffen zu können. Die bestochenen Popo-Häuptlinge boten dem Entfernten nur scheinbaren Schutz. — Er warf sich auf den Schutz Englands und begab sich zum Erstaunen der Neger an Bord eines Kriegsschiffes. Allein in der Stadt wurde es nur noch unruhiger, und nur Gollmer's unablässigen Bemühungen gelang es, den Ausbruch blutiger Feindseligkeiten zu verhüten. Endlich kam es doch zu einem entscheidenden Schlage; die Engländer rückten vor Lagos, schossen die Stadt zusammen und setzten den rechtmäßigen König Akitoje wieder ein, was nebst der Verschließung der Häfen durch die brittischen Wachtschiffe dem Sclavenhandel an jener Küste einen bedeutenden Schlag versetzte, wie denn große Sclavenhändler sich jetzt auf Geschäfte mit Palmöl wenden. Dadurch wird mittelbar dem Evangelium Weg gebahnt.

Wenden wir uns nach Abbeokuta. Hören wir zuerst die genauere Darstellung, welche Hr. Townsend vor der Entstehung der Station gibt.

„Die erste Regung für die Rückkehr der Joruba-Neger „ging im Jahr 1839 von den Heiden in Sierra Leone aus, „die durch das Christenthum in ihrem Treiben gehindert „waren und daher den Statthalter um Hülfe zu ihrer Rück„reise ansprachen, die ihnen natürlich nicht gewährt wurde. „Ebensowenig legte man ihnen etwas in den Weg. Sie „mietheten und kauften Schiffe und kehrten heim, wo sie mit „jubelndem Erstaunen aufgenommen und über ihre Ge-

„ſchichte und die Erwerbung der Mittel zur Rückkehr neu„gierig ausgefragt wurden. Ihre Mittheilung erregte den „Ausruf: „Die Engländer wohnen näher bei Gott als andere „Völker," und ließen ſie von nun an als die Befreier der „unglücklichen Sclaven erſcheinen. Bis dahin waren alſo „die Neger im Innern ganz unbekannt mit dem, was von „England aus gegen den Sclavenhandel geſchah, woraus „es ſich auch erklärt, daß ſie nichts thaten, um ſich von ſei„nem Fluche ſelbſt loszumachen. Einige der Rückgekehrten „hatten blos einen Beſuch in der Heimath machen wollen, „kamen nach Sierra Leone zurück, und verbreiteten hier die „guten Nachrichten, die ſie mitbrachten. Jetzt erſt entſchloſ„ſen ſich viele, gleichfalls heimzugehen. Sie landeten zu„erſt in Lagos, aber die Feindſeligkeit der Eingebornen und „der weißen Sclavenhändler bewog ſie, Badagry ſtatt ſeiner „zu nehmen. Jetzt gingen regelmäßige Schiffe von Sierra „Leone nach Badagry, und viele wohlhabende Neger ka„men an dieſe Küſte zurück. Jetzt erſt ſchloſſen auch Chriſten „ſich der Bewegung an, und dieſe hauptſächlich, weil ſie „den Segen des Chriſtenthums für ihre heidniſchen Anver„wandten zu heben wünſchten. Die Sendung eines Miſſio„nars zur Beſichtigung des Platzes war die Folge davon. „Außer den oben geſchilderten Nachrichten brachte er die „Anſchauung von der Lage des Ortes mit nach Sierra „Leone. Nahe der See am Hauptpunkte des Golfes von „Guinea, in einem Kreiſe, wo 150 Stunden weit landein„wärts dieſelbe Sprache herrſcht, im Oſten an den großen „Nyffie-Stamm angrenzend, der wieder an Hauſa und „dieſer an Bornu ſtößt, der dann im Mittel Africas liegt „und Verbindungswege mit dem Mittelmeer hat, ſchien „Abbeokuta ſo recht geeignet, das Centrum einer größeren „Miſſion und die Pforte zu Inner-Africa zu bilden. Der „Handelsgeiſt und der rege Verkehr des Volkes kam noch „dazu. Die Stadt ſelbſt umfaßt nach genauerer Kenntniß„nahme 50,000 Einwohner, die nicht ſo tief in Barbarei „verſunken ſind, wie die Küſtenſtämme. Die Stadt liegt „am Ogu-Fluſſe, von Bergen in der Nähe und Ferne, nur

„nicht nach Norden und Westen umringt, wo baumarme „Flächen sich dehnen. Ehemals war sie der Sitz eines „Provinz-Häuptlings im Joruba-Reiche, jetzt ist hier alles „seit 30—40 Jahren durch Sclavenkriege zerstückelt. Ehe„mals hatte die Provinz verschiedene Fürsten, über die ein „aus einer bestimmten Familie gewähltes Oberhaupt in „Abbeokuta mit einem Rathe der Alten gebot. Jetzt hat „die Stadt so viele Abtheilungen als ehemals Städte in „der Provinz waren, und jede hat seine eigenen Einrich„tungen. Der Oberhäuptling ist auch noch da, und dies ist „der Häuptling von Aka, d. h. dem Westgebiet, welches „die ehemalige Hauptstadt vertritt. Die wirkliche Gewalt „ist ja doch jetzt der Natur der Sache nach in den Händen „der Kriegshäuptlinge. Ein geheimes Gericht, Oboni, wacht „über die Ordnung. Jeder Stadttheil hat seinen eigenen „Marktplatz.

„Seltsam ist hier das Eherecht. Der Mann verlobt „sich oft früh durch eine Kaufsumme mit einem Mädchen, „das er dann bis zur Heirath nicht sehen darf. Einmal „verheirathet, ist sie sein Eigenthum, das er übrigens nicht, „wie alles andere Eigenthum, verpfänden kann. Ihr Ver„mögen ist nicht sein; er braucht sie aber auch nicht zu er„halten, sondern sie sorgt selbst für sich. Hat er eine Scla„vin zur Frau, so sind ihre Kinder auch Sclaven; sie „mögen sogar Häuptlinge von großer Macht werden; aber „die freien Fürsten werden nicht gern mit einem solchen um„gehen. Der Vater ißt gewöhnlich allein oder mit den „größeren Söhnen, die Mutter mit den Töchtern und klei„nern Kindern, die sie auch erhält."

Die ersten Schritte der Mission in Abbeokuta waren minder schwierig als an manchem andern Orte. Es gingen zwei Jahre in großem Segen hin. Es wurde gepredigt und das Wort willig aufgenommen. Als es aber einmal zu Entscheidungen kam und die Taufcandidaten sich von dem geheimen Bunde des Oro lossagten, den bei Todesstrafe Niemand verrathen, kein Weib kennen darf, und an seinem Jahresfeste keinen Theil nahmen, da wurden sie

mit dem Tode bedroht. Miſſionar Müller und Crowther fanden, da es auf Vergiftung losging, die Sache ſchwierig genug, mahnten zur Vorſicht und hießen in den vier Faſtnächten, da den Ahnen geopfert wird, ihre Angehörigen zu Hauſe bleiben, damit ſie nicht umgebracht würden und es dann hieße, der Oro habe ſie geholt. Die Nächte gingen mit Geſang, Geſchrei und Schütteln an den Hausdächern unter dem Ruf: „der Löwe der Buchleute, ſie fangen," hin, was beſonders die Frauen in Todesſchrecken jagte. Als dies zu nichts führte, wollte man durch die Familienhäupter das Gehen der Neger in die Kirche hindern und wenn ſie nicht gehorchen, ſie ſtrafen. Dies geſchah: mehrere nach einander wurden ins Gefängniß geworfen, aber theils von dem Häuptling, theils von den Verfolgern ſelbſt wieder frei gelaſſen, wenn ſie ſahen, daß nichts auszurichten war. Sie fühlten ſich ſehr beſchämt, wenn die Leute nachher doch wieder in die Kirche gingen.

Trotz all dieſer Verſuche der Prieſter das Chriſtenthum aufzuhalten, durfte Hr. Crowther im November (1848) zehn Männer und 5 Frauen aus der Stadt taufen, darunter mehrere von den in Kerkerleiden ſtandhaft gebliebenen Bekennern, und dieſer Taufe folgte ſchon im December die von zehn weitern Erwachſenen durch Hrn. Müller. Der Beſuch der Gottesdienſte wuchs, und an den hohen Feſten ſtrömten die Neger aus allen Stadttheilen herbei. Die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Götzen und der höheren Kraft des von den Miſſionaren geprebigten Glaubens wurde immer ſtärker bei den Heiden. Beſonders wuchs die Zahl der Frauen, die ſonſt am feſteſten dem Aberglauben anhingen, bei der Predigt des Wortes. Die Babbalawo oder Prieſter boten Alles auf, um die alte Herrſchaft der Götzen zu ſtärken; aber umſonſt: der HErr ſiegte, obgleich immer noch einzelne Fälle von ſchrecklichem Aberglauben den Miſſionaren zu Ohren kamen. So als eine arme Sclavin, der man ihre beiden Kinder entriſſen und verkauft hatte, Mutter eines dritten geworden war, und jede Stunde erwartete, daß man es ihr auch nehmen werde, gerieth ſie

in Verzweiflung und ſuchte den Tod; und als bei einer Berathung der Häuptlinge der Oro, wie man das blinde Volk glauben machte, die Straßen bewachte, ging ſie hinaus, rief „Oro!“ und wurde plötzlich getödtet. Immerhin aber zeigte ſich ein Unwillen des Volkes über dieſen Mord in der Erklärung der Meiſten, daß ſie nichts damit zu thun haben wollen, daß es ein Anderes in Abbeokuta geworden.

Die Argliſt der Prieſter verſchonte auch die Miſſionare ſelbſt nicht, ſondern ſie klagten ſie geradezu als die geheimen Beauftragten des Königs von Dahomey an, der nächſtens die Stadt angreifen werde und dem ſie durch Flaggen Zeichen geben werden, wo er ſie anzünden ſolle. Gegen dieſe ſchändliche Verläumdung aber konnten ſie mit der That auftreten. Ein Negerchriſt, Namens Pearſe, der den Miſſionar Smith von Badagry auf ſeinem Beſuche in Porto Novo begleitet hatte, war damals zu Agbomo mit einem Joruba-Sclaven zuſammengetroffen, der aus Liebe zu ſeiner Heimath ihn ins Feld nahm und ihm heimlich anvertraute, wie der König von Dahomey wirklich einen Ueberfall beabſichtige. Als Pearſe nach Abbeokuta kam, vertraute er dies Geheimniß den Miſſionaren. Dieſen machte die neuerliche Zerſtörung von Okeodan die Sache ſehr wahrſcheinlich, und die Uneinigkeit der Häuptlinge erſchien ihnen ſehr bedenklich. Sie ſprachen mit Sagbua; dieſer aber wünſchte, daß ſie offen in der Verſammlung der Häuptlinge dieſe Sache anbringen. Crowther ergriff dieſe Gelegenheit, um gegen die Lügen der Babbalawo zu reden, welche die Häuptlinge allerdings zugeſtanden, doch mit der Verſicherung, ihnen nie geglaubt zu haben.

Allmählig öffnete das Chriſtenthum mit ſeinen Segnungen den Joruba-Leuten die Augen über den Sclavenhandel. Obgleich in Abbeokuta die Hausſclaven äußerſt menſchlich behandelt werden, und ihre Verkaufung in die Fremde gegen die Sitte iſt, — obwohl überhaupt hier die grauſamen Sitten der Aſhante-Neger und der Menſchenmord im Großen, die Wegſchleppung in Maſſen nicht vorkommen, ſo iſt doch die Stadt ſelbſt ein redender Zeuge von

den fürchterlichen Zerſtörungen, die der Sclavenhandel im Leben Africas beſtändig hervorbringt. Iſt ſie doch ſelbſt aus den Reſten von 130 eingeäſcherten Städten entſtanden, die alle den Sclavenkriegen ihren Untergang verdankten. Und nun hatte man in Abbeokuta Gelegenheit Hunderte zu ſehen, die weggeſchleppt, verkauft, aber auch befreit, Chriſten geworden und als freie, gebildete, wohlhabende Leute in die Heimath zurückgekehrt waren; man hatte Gelegenheit ihre Geſchichte zu hören, und es konnte nicht fehlen, daß man dem Chriſtenthum dieſe Wirkungen zuſchrieb. Der Eindruck wurde allmählig in der Stadt der herrſchende, daß es die helfende, Heil und Leben bringende Religion ſey. — Als Herr Townsend nach England eilte, gaben ihm die Häuptlinge folgenden Brief an die Königin mit:

„Die Worte, welche Sagbua und andere Häuptlinge „von Abbeokuta an die Königin von England ſenden.

„Möge Gott die Königin immerdar am Leben erhalten.

„Sodeke, der vorher mit der Königin in Verbindung „trat, iſt nicht mehr da. Es wird vier bis fünf Jahre „währen, bis ein Anderer ſein Amt bekommt.

„Wir haben Eure Knechte, die Miſſionare geſehen, „die Ihr in dieſes Land geſendet habt. Was ſie gethan „haben, iſt uns angenehm. Sie haben ein Haus Gottes „gebaut. Sie haben das Volk und auch unſre Kinder das „Wort Gottes gelehrt. Wir fangen an ſie zu verſtehen.

„Es gibt eine Sache von großer Wichtigkeit, die uns „beunruhigt; was müſſen wir thun, um ſie zu entfernen? „Wir wiſſen nicht, was die Leute von Lagos und andere „Leute an der Küſte treiben. Es gefällt ihnen nicht, daß „Ihr unſre Landsleute von der Sclaverei befreien wollet. „Sie möchten gerne den Weg ſperren, daß wir gar keinen „Verkehr mit Euch haben könnten. Was ſollen wir thun, „daß der Weg offen bleibe und wir vom Oſſa-Fluſſe bis „in den Ogu-Fluß ſchiffen können? Die Geſetze, die Ihr „in Eurem Lande habt, wir möchten gern in ihren Fußtapfen gehen und daß der Sclavenhandel abgeſchafft werde. „Wir wünſchen daß es ſo ſey; die Lagos-Leute wollen das

„nicht erlauben; sie helfen den Sclavenhändlern. Wir möch-
„ten gern, daß rechtschaffene Kaufleute mit uns handeln.
„Wir sollten auch Leute haben, die unsre Kinder Hand-
„werke und Ackerbau lehren und wie man die Sachen macht,
„wie Tabak, Rum und Zucker. Wenn so ein Lehrer zu
„uns käme, so laßt es nicht wissen, weil die Lagos-Leute
„und Andere an der Küste keine Freude an der Freund-
„schaft haben, die Ihr uns beweiset.

„Wir danken der Königin von England für das Gute,
„das sie uns gethan hat, indem sie unser Volk von der
„Sclaverei befreite. Wegen der Straße, daß sie nicht ge-
„sperrt werde, haben wir noch viel mit einander zu reden."

Die Antwort, welche der Graf von Chichester als Prä-
sident der kirchlichen Missionsgesellschaft im Auftrag der
Königin gab, lautet so:

„Ich hatte die Ehre, der Königin den Brief Sagbua's
„und anderer Häuptlinge von Abbeokuta, mit ihrem Geschenke
„an Tuch vorzulegen.

„Die Königin hat mir befohlen, Sagbua und den an-
„dern Häuptlingen zu danken und die besten Wünsche für
„ihr wahres und bleibendes Wohlergehen, für den Frieden
„und die Wohlfahrt der Joruba-Nation auszusprechen.

„Die Königin hofft, es werden Anstalten gemacht wer-
„den, um der Joruba-Nation den freien Verkehr auf dem
„Ossa-Flusse zum Zweck des Handels mit England und
„andern Völkern zu sichern. Der Handel zwischen den Völ-
„kern, welche die Erzeugnisse des Bodens und ihres Gewerb-
„fleißes austauschen, wird von Gott gesegnet; aber nicht
„der Handel mit Sclaven, der diejenigen arm macht, welche
„verkaufen, und den Kaufenden weder Reichthum noch den
„Segen Gottes bringt. Die Königin und das Volk von
„England freuen sich, daß die Häuptlinge so über den
„Handel denken.

„Aber der Handel allein macht das Volk noch nicht
„glücklich und groß wie England. England ist groß und
„glücklich geworden durch die Erkentniß Gottes und Jesu
„Christi. Die Königin freut sich daher, daß Sagbua und

„die Häuptlinge die Miſſionare freundlich aufgenommen „haben, welche das Wort Gottes mitbringen, und daß ſo „viele vom Volke ſie gerne hören.

„Um zu zeigen, wie hoch die Königin Gottes Wort „ſchätzt, ſendet ſie als ein Geſchenk für Sagbua zwei Exem„plare deſſelben, ein arabiſches und ein engliſches.

„Die kirchliche Miſſionsgeſellſchaft wünſcht dem Sagbua „und allem Volke in Abbeokuta Glück und den Segen des „ewigen Lebens. Sie dankt ſehr den Häuptlingen für die „Güte und den Schutz, die ſie den Miſſionaren angedeihen „laſſen, und wird nicht aufhören um die Ausbreitung der „göttlichen Wahrheit und aller Segnungen in Abbeokuta „und ganz Africa zu beten im Namen unſeres einzigen „HErrn und Heilandes Jeſu Chriſti." Chicheſter.

Nebſt der Bibel, als der Quelle der engliſchen Volksgröße, war dieſer Brief noch von einer ſtählernen Kornmühle begleitet, die ein anderes Werkzeug der Geſittung iſt. Beides wurde mit großer Achtung und Freude empfangen, und die feierliche Uebergabe an die Häuptlinge mit den Anreden der Miſſionare Crowther, Müller, Hinderer und Smith war ein wichtiger Augenblick und blieb nicht ohne Eindruck, wie denn auch die Mühle das ihrige dazu half, als ſie vor ihren Augen den Mais in Mehl verwandelte. Etliche Tage ſpäter verſicherte Ogubonna den Miſſionar Crowther, in ſechs Jahren werde der Chriſtenglaube in Abbeokuta herrſchen.

Um dieſe Vorherſagung als nicht ſo ferne liegend erſcheinen zu laſſen, hören wir eine Aeußerung von Crowther (1849):

„Heute (3. Auguſt) iſt dieſe Miſſion drei Jahre alt, „und was hat Gott in dieſer kurzen Zeit des Kampfes zwi„ſchen Licht und Finſterniß gethan! Ganz niedrig ange„ſchlagen haben wir 500 Zuhörer, 80 Communicanten und „faſt 200 in der Vorbereitung für Taufe und Abendmahl. „Viele Heiden beten ihre Götzen nicht mehr an, Andere ha„ben ſie ganz weggeworfen und ſind im Begriff ſich zu der „Fahne Chriſti zu ſtellen. In allen Theilen der Stadt iſt

„das Evangelium geprediget worden, und man spricht von „demselben auf den Kriegszügen, in den Bauernhäusern, auf „den entlegensten Märkten dieses Volkes.“ Nicht allein rasches Wachsthum aber, sondern auch kräftige Gesundheit ist der jungen Gemeinde geschenkt, und ohne diese möchte sie nur ein zweifelhafter Gegenstand der Freude seyn. Der Feind sieht seine Gefahr und rafft sich gegen sie auf. Es gilt also kernhafte Christen, um der Verfolgung stehen zu können. Auch hiefür ein Beispiel:

„Die Bewohner Abbeokutas hatten beim Besuch des „Marktes in Lagos von den Idschebba-Negern zu fürchten, „mit denen sie im Streite liegen. Sie legen sich am Flusse „in Hinterhalt, überfallen die Führer, tödten die Kaufleute „und rauben ihre Waaren. Deshalb müssen die Egbas in „größern Karawanen dorthin gehen. Etliche der Bekehrten „in Abbeokuta kamen in großer Noth zu Crowther um „Rath, weil sie entweder am Sonntag reisen, oder die Ka„rawane verfehlen, oder den Markt zu Lagos aufgeben „mußten. Er sprach mit ihnen, aber ihre eigenen Gewissen „mußten am Ende entscheiden. Sie überlegten mit einander, „und nach aller Berathung war ihr Beschluß, den Tag des „HErrn zu halten, möge es gehen wie es wolle. Das „haben sie unter allem Hohn und Spott der Heiden auch „gethan, sind in kleineren Zügen nach der Marktstadt ge„reist, und Gott hat sie behütet, daß ihnen gar nichts wider„fuhr, während große Karawanen überfallen, gemordet, „fortgeschleppt und ausgeraubt wurden.“

Seit die Christen die Götzen weggeworfen hatten, warteten die Heiden einen Tag um den andern darauf, daß sie in Folge des Zornes derselben todt niederfallen würden; allein das Gegentheil geschah. Während die Heiden in Haufen an einer Seuche wegstarben, wurde in drei Jahren auch nicht Ein eingeborner Christ beerdigt. Auch dies wirkte, wenn auch nicht auf die hartnäckigsten und blindesten Heiden, doch auf Manche, von denen man es nicht erwartet, und die herbeikamen, um sich der Gemeinde anzuschließen.

Einer der beſt angelegten Plane gegen die Chriſten war der, daß die Heiden ſich verbanden, ihnen keine Tochter zur Frau zu geben, wenn ſie nicht Opfer brächten und der Verlobten — was der Egba-Neger immer zuerſt thut — einen Götzen kauften. Die jungen unverheiratheten Taufbewerber traten zuſammen und gaben ſich das Wort, keine Heidin zu heirathen, ſondern immer den Uebertritt zum Chriſtenthum zur erſten Bedingung zu machen. Die Eltern, die Prieſter, die Häuptlinge waren erſtaunt, daß dieſe nun immer zuerſt mit ihrer Forderung auftraten, und wenn die Verwandten des Mädchens darauf nicht eingehen wollten, ſich zurückzogen, ſo ſehr man ihnen auch zuredete und ihnen die götzendieneriſche Leiſtung erleichtern wollte. Eben ſo haben Männer, die in Vielweiberei lebten, vor der Taufe freiwillig ihre Frauen bis auf Eine entlaſſen. Die Heiden ſtehen verblüfft und wiſſen nicht was ſie machen ſollen. Sie ſagen, die Miſſionare geben den Leuten Zaubertränke ein, daß ſie gegen die herrſchenden Lüſte des Landes gewendet werden.

Ein großes Verlangen leſen zu lernen iſt unter den Negern erwacht. Mit Jubel nahmen ſie ein kleines Schulbuch in der Landesſprache auf und lernten es raſch auswendig. Die Sonntagsſchule für Erwachſene wird nicht nur fleißig beſucht, ſondern die Leute finden jedesmal die Schulzeit viel zu kurz. Die ſteigenden Bedürfniſſe der Gemeinde ließen es recht erwünſcht kommen, als King, Barber und White, eingeborne Katechiſten, aus Sierra Leone anlangten.

Die längſt drohende Gewitterwolke mußte endlich losbrechen. Alle die heimlichen Umtriebe der Prieſter gegen die Miſſion hatten das Wachſen der Gemeinde und die Abnahme ihres trügeriſchen Gewerbes nicht aufgehalten. Crowther ſchreibt am 3. November 1849:

„Am 10. October, als wir bei Herrn Hinderer be„ſchäftigt waren, unſre vierteljährigen Berichte zur Abſendung „vorzubereiten, erhielten wir die Nachricht, daß einige unſrer „Bekehrten im Bezirke Itoku eingeſperrt worden ſeyen. Wir

„wollten aber noch etwas abwarten, bis die erste Aufregung „vorüber sey, und sandten erst am folgenden Tage zu Sag„bua, der nicht zu Hause war; dann gingen wir zu Ba„sorun und klagten. Er versprach Untersuchung, aber sie „blieben in Haft und grausamer Behandlung. Herr Hinderer „ging von einem Häuptling zum andern, aber keiner ließ „ihn vor; er ging nach dem Rathhaus von Itoku, wo die „Armen saßen, und weil es theilweise heilig ist, waren die „Leute wüthend und bewaffneten sich; er hatte aber nicht „hinein gewollt und mußte sich zurückziehen. Basorun schickte „zu Sagbua, eine Versammlung wurde in Itoku gehalten. „Der Häuptling dort erklärte, mit uns und den Einwan„derern habe er nichts, aber seine Leute sollen thun wie „ihre Väter thaten; er klagte, wir haben uns verächtlich „über ihre Religion geäußert u. s. w. Ich antwortete auf „Alles, und Sagbua legte ein schönes Zeugniß für uns ab. „Wir sollten die Sache mit den Häuptlingen von Itoku be„reinigen; allein auch in Igbor wurde Einkerkerung der „Christen gedroht, und ich ging zu Sagbua, nach dem „Grunde zu fragen, der mir sagte: „Die Bekehrten stiften „Unheil, sagen die Götzen seyen nichts, reden von baldiger „Abschaffung der Götter, schreiben es auf Papier und ver„rathen es an die Weiber.“ Ich erwiederte, die Bekehrten „können gar nicht schreiben, dies sey also unwahr. — Plötz„lich fielen die Leute von Igbor über unsre Bekehrten her; „Oro, die mörderische Macht, wurde ausgerufen, die Og„boni-Trommel lärmte, eine Masse Menschen mit Keulen, „Peitschen und Hacken schleppte die Christen unter Miß„handlungen aufs Rathhaus, wo sie geschlagen und ge„martert wurden; vier Jünglinge, die im Missionshause „wohnten, wurden unter wüthendem Geschrei verfolgt; man „steckte den Armen die Füße durch Löcher in der Wand und „machte sie auf der andern Seite mit Hölzern fest. Die „Löcher waren zu größerer Qual zwei Fuß über dem Boden; „sie wurden halbtodt geschlagen und mußten so in Sonne „und Regen Tag und Nacht liegen. Es waren wohl hun„dert, die von der Wesleyanermission mitgezählt, die so miß-

„handelt wurden, und Keiner wäre mit dem Leben davon „gekommen, hätte es nicht auch unter den Verfolgern noch „heimliche Freunde gegeben, die ſie erleichterten. Die Frauen, „auch ſchwangere, wurden gepeitſcht, geknebelt und gefeſſelt. „Die Häuſer wurden geplündert, die Geräthe zerſchlagen, „die Thüren ausgehängt und ins Götzenhaus getragen.

„Die erſte Frage an ſie von den Verfolgern war immer „geweſen: ob ſie Ifa und Oriſa wieder anbeten wollten? „und die unveränderliche Antwort: Nein! Zuerſt ſuchte „man ſie dann durch Hunger zu bezwingen und gab ihnen „zwei Tage lang gar keine Nahrung. Aber unſre armen „verfolgten Dulder ſagten: Chriſtus habe in der Wüſte 40 „Tage und 40 Nächte gefaſtet, und ſie haben nun nach „Seinem Vorbilde zu leiden. Sie tröſteten einander und „beteten in der Hitze der Trübſal für ihre Verfolger: Vater „vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun. Ihr „chriſtlicher Muth iſt eine mächtige Predigt in Abbeokuta. „Mir ließen ſie wiederholt ſagen, ich ſolle nicht muthlos „werden, ſie bleiben feſt; denn ſie haben ja gewußt, daß „es ſo kommen werde, und dieſe Erfüllung der Weiſſagung „ſelbſt ſtärke nur ihren Glauben an Chriſtum, den Heiland. „Als man ſie feſtnahm, rührte Keiner eine Hand gegen die „Feinde, ſie folgten wie Lämmer. Und das waren die „Menſchen, die noch vor Kurzem als Diebe, Menſchenräu„ber, Brandſtifter, Ehebrecher, Mörder die Peſt des Landes „geweſen, denen Niemand zu nahen wagte. Alle blieben „feſt, auch die Ungetauften, zum großen Grimm der Feinde. „Sie ſchoren ihnen, da ſie ihnen keine Verläugnung Chriſti „abzuquälen vermochten, die Köpfe, um die Taufe wegzu„ſcheeren, goſſen Taubenblut auf die Köpfe der Frauen und „ſtellten eine Teufelsfigur vor ſie zur Anbetung; aber Alles „umſonſt.

„Am 21. Oct. nahm man in Igbor (wo Crowther's „Station war und man im Jahr 1848 noch Menſchenopfer „brachte) die Bekehrten gefangen. Die Gemeinde iſt da klein, „weil die Feindſchaft der Häuptlinge immer ſehr entſchieden „war. Itori folgte am nächſten Tage, und Imo, wo

„noch 1849 Menschenopfer vorkamen, nahm auch die zwei „Christen fest, die sich da befanden. Zu Kemta geschah „nichts der Art, weil Basorun nicht einwilligte; in „Idschrun gingen die Christen fort. Der General der „Armee, Sokeru, der von all diesen Vorgängen nichts wußte, „schickte an Sagbua mit der Frage, ob er dabei betheiligt „sey? Ogubonna, der der Mission günstige Häuptling „von Ikidscha, schickte nach mir (Crowther), und ich besprach „mich mit Sokeru, ehe ich zu ihm ging. Ich erfuhr, daß „er nichts mit der Sache zu thun hatte, daß aber die Kriegs„häuptlinge, in deren Händen die Macht liegt, eine beleidi„gende Geringschätzung ihrer Auctorität von Seiten der „Babbalowo (Priester) und der Civil-Häuptlinge (Aeltesten) „in den genommenen Maaßregeln sahen, die sie nicht wür„den hingehen lassen. Ogubonna sprach in demselben Sinne „und sagte mir, die Priester und Priesterinnen lägen ihm „schon lange in die Ohren um Hülfe zu unsrer Vertreibung „aus der Stadt. Auch die Händler mit Opferthieren klag„ten, daß ihr Gewerbe Schaden nehme. Er versicherte mich, „die Wuth der Priester sey vor unserer Ankunft gerade so „gegen die Muhammedaner gerichtet gewesen, denen sie ihre „Moschee haben niederreißen wollen. Der Oro wurde in „einem Theil der Stadt ausgerufen; Ogubonna und Somoi „aber ließen ihn in ihren Gebieten nicht gelten, ließen die „Weiber frei, die Märkte offen, und man stand sich für oder „gegen Oro so gegenüber, daß offener Krieg drohte. In„zwischen fuhren aber die Priester triumphirend fort, straften „die Christen um Geld und ließen das Kirchgehen bei Todes„strafe verbieten, daher in manchen Stadttheilen die Ge„meinde fast nur auf die Eingewanderten herabschmolz. Zu „Ake, in Sagbua's Gebiet, dem ersten allerdings, blühte „das Christenthum fort. Mehrere Christen wurden vergiftet, „starben aber nicht."

Die nähere Untersuchung zeigte, daß der erste Todesfall eines eingebornen Christen und sein Begräbniß ohne eine der für die Ogboni (Aeltesten) so einträglichen Ceremonien den Anlaß zu der ganzen Verfolgung gab; daß der

große Maaßſtab, in welchem die Prieſter an Einfluß und Gewinn verloren, und endlich die böſe Einwirkung der Eingewanderten aus Sierra Leone, mitwirkten. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß auch Heiden oder Abtrünnige nach Joruba zurückkehrten, denen das Chriſtenthum in der Colonie zuwider war. Die ſtrenge Behandlung dieſer Abtrünnigen, die Weigerung chriſtlichen Begräbniſſes, die Neigung derſelben zur Vielweiberei und zum Götzendienſte, im Gegenſatze der Gemeindeglieder, erweckte in ihnen einen Haß gegen die Letzteren. Was der Miſſion Schutz gab, war die Beziehung zu Badagry und den engliſchen Kriegsſchiffen, und die Ueberzeugung der Häuptlinge, daß die Vertreibung der Miſſionare, ſomit alle Beſeitigung engliſchen Schutzes für den gewaltigen Herrſcher von Dahomey, die Loſung ſeyn würde über Abbeokuta herzufallen. Dieſe letztere Furcht war auch gar nicht ungegründet.

Das Königreich Dahomey entſtand in folgender Weiſe. Am Anfang des 17ten Jahrhunderts hatte Tahku-du-nu, Häuptling des kleinen Landes Fahie, die Stadt Abomey erobert und den verſtümmelten Leichnam ſeines Fürſten Dah unter die Grundmauern eines Palaſtes begraben, den er zum Andenken ſeines Sieges baute und Dahomey nannte. Dieſer blutige Anfang des Reiches hat ſeiner Geſchichte ein unauslöſchliches Siegel aufgedrückt, indem alle Nachkommen des mörderiſchen Stifters ſeinesgleichen waren. Dahomey und Fahie wurden der Kern eines Reiches, das in der Mitte zwiſchen dem Niger- und Volta-Strom, zwiſchen den mächtigen Reichen Mittel-Africas und dem Aſhante-Reich ſich vergrößerte. Erſt kämpfte es mit den beherrſchenden Eycos ein Jahrhundert lang, und blieb ſchwach; endlich errang es die Obermacht über ſie. Guadſcha Trudo wurde am Anfang des 18ten Jahrhunderts Herr der kleinen Länder bis ans Meer, und Weidah ſein Handelshafen für die Sclavenausfuhr. Damals fingen die Menſchenopfer an und die Sättigung der Ahnengräber mit Menſchenblut. Ada Hunzu, der Großvater des jetzigen Königs, baute Straßen von der Hauptſtadt aus, bildete die

Weiberschaar, die seine kräftigste Stütze war, dieses Amazonenheer, und unter Gezo, dem nunmehrigen Herrscher, wurde Dahomey die größeste Militär-Herrschaft in West-Africa. Der Umfang des Reiches ist groß, die Bewohnerzahl aber nur 200,000, wovon nur 20,000 Freie, weil man Unzahlen mordete und verkaufte. Der Schädelbau des Palastes, dessen Mauern aus Schädeln bestehen, dessen Gemächer mit solchen geschmückt sind, gibt am besten Kunde von dieser großartigen Menschenvernichtung. Weithin im Norden fand der Reisende Duncan nur Ruinen und Schädelstätten, alles Schauplätze dahomischer Kriege, und Adafudia wurde, weil es zu fest war erobert zu werden, durch wirkliches Verhungernlassen der eingeschlossenen Bewohner genommen. Als Okeodan (1848) im tiefsten Frieden überfallen wurde, nahmen die Dahomier 20,000 Gefangene mit, noch Mehrere hatten sie gemordet. Zu Tausenden sind Menschenschädel in Abomey zu sehen; bei festlichen Gelegenheiten wird damit in Massen geprunkt, und Königsköpfe werden in ehernen Pfannen, Häuptlingsköpfe in Kokosschalen aufgestellt; Schädel bilden die Köpfe von Stäben, den Schmuck von Trommeln und Sonnenschirmen, von Fahnen und Thorwegen, krönen die Wälle des Palastes, sind die Schemel am Königsthron; ja selbst die Trinkschalen, welche die Frauen des königlichen Harems am Gürtel tragen, sind geglättete Menschenköpfe. Nach Norden ist der Vernichtungszug der Dahomier bis an die Daba-Dab-Berge gegangen; dort aber wurden sie geschlagen, und es ist verboten, sie, wie die Blatternseuche, zu nennen, die ihnen viele Krieger wegraffte. Nach Nordosten sind die Attapahen noch nicht unterjocht; nach Osten ist das Land verheert, aber nicht in Besitz genommen und stets damit bedroht; nach Westen sind die Eycos gefallen; die Ashantes aber haben es noch zu erwarten, sich mit diesem Reiche zu messen.

Das Heer zählt 7000 Amazonen und 5000 Krieger, und zwischen beiden herrscht feindliche Eifersucht. Der König stützt sich mehr auf jene, weil sie ganz sein Eigenthum sind, während die Soldaten von den Häuptlingen abhängen,

die zwar nur auf dem Bauche, Staub auf dem Kopf, vor den König kriechen, aber dennoch ſeine Macht beſchränken. Dieſe Weiber wohnen im Palaſte und ſind die wildeſten, grauſamſten Krieger, die, wenn ſie nicht für den König Gefangene machen ſollen, im Kriege Pardon weder nehmen noch geben. Der nächſte nach dem Könige iſt der Miegan oder Ober-Scharfrichter; dann folgt erſt der Majo oder erſte Miniſter; ihnen gleich ſtehen zwei weibliche Staatsbeamte deſſelben Titels. Der Schrecken der umwohnenden Stämme vor den ſchwarzen Amazonen, die in der Regel eine Stadt im Sturme unwiderſtehlich nehmen, oder ein armes Völklein auf der Sclavenjagd erbarmungslos niederhauen, iſt gränzenlos. Und der Anblick dieſer wilden Weiber, der Gedanke, daß es Frauen ſind, die dieſe blutigen Thaten thun, mag den Schrecken vor ihnen mehren, daß ſie nirgends ruhigen, geordneten Widerſtand finden. Das Land iſt reich, hat herrlichen Boden, aber er wird nur ſpärlich angebaut. Der König liebt den Ackerbau nicht, denn er lebt vom Sclavenhandel; und wenn ſein Volk ſich an den Boden knüpfte, ſo würde er bald für ſeine großen Sclavenjagden die gehörige Zahl von Kriegern nicht mehr finden. So kam es, daß er ſelbſt den herrlichen Schi- oder Butterbaum in ſeinem Lande zerſtören ließ, weil er einen trefflichen Handelsartikel lieferte. Auch auswärtige Sclavenhändler beſtärkten den König in dieſem unſinnigen Verfahren. Die Zeit kann nicht ausbleiben, da Dahomey in großes Elend verſinkt, wenn einmal der Sclavenmarkt verſchloſſen ſeyn wird. Unter dieſen Umſtänden iſt es begreiflich, daß die Beſtrebungen Englands an der Küſte gegen den Sclavenhandel keinen erbitterteren Feind haben, als den Herrſcher von Dahomey, und daß das Chriſtenthum mit ſeiner der Sclaverei feindlichen Kraft in ſeiner Nähe nicht ſoll geduldet werden. War Abbeokuta ſchon längſt ein Gegenſtand ſeiner räuberiſchen Gelüſte, ſo muß es jetzt ein Gegenſtand ſeiner Furcht und ſeines Grimmes ſeyn. Als der engliſche Conſul, Herr Beecroft, mit dem Commandanten Forbes in Dahomey ankam, um den König zu einem Vertrage gegen den Sclavenhandel aufzufordern

und ihm zu erklären, daß Abbeokuta eine mit England verbündete Stadt sey, weil weiße Missionare und schwarze Christen aus Sierra Leone da wohnen, weigerte sich der wilde Herrscher nicht nur des Vertrages, sondern erklärte auch bestimmt, Abbeokuta nächstens angreifen zu wollen, worauf ihm der Consul sagte, er werde ihn da finden.

Es war am Ende des Jahres 1850, daß diese Gefahr drohte, als eben eine neue Verfolgung in Crowther's Bezirk ausbrach, und die Uneinigkeit der Häuptlinge wieder mit Bürgerkrieg drohte. Es war ein Glück, daß der Consul am 7. Januar 1851 in der Stadt eintraf. Es lag jetzt am Tage, daß die Verfolgungen in Abbeokuta, durch welche man, im Wahne, die Missionare werden für jeden Bekehrten bezahlt, diesen den Aufenthalt im Lande verleiden wollte, mit den Planen des schändlichen Kofoko in Lagos, des undankbaren Neffen Akitoje's, der ihn aus dem Exil heimgerufen hatte, zusammenhingen. Es ging das Alles auf die Erhaltung des Sclavenhandels aus, und die Verfolgung brach von Neuem los, als eben Missionar Townsend vier und zwanzig Männer in Abbeokuta getauft hatte. In Igbor erscholl wieder der Gongu, und wurde Todesstrafe gegen Jeden ausgerufen, der zur Kirche ging. Die Christen wollten sich waffnen und doch hingehen, was aber der „Pharao von Igbor", wie sie ihn nannten, der Agent Kofoko's, der Häuptling Akigbogu, schlau genug würde benutzt haben. Allein Crowther brachte sie davon ab.

Jetzt eben kam die Nachricht an, daß an der Küste kein Sclave mehr verkäuflich sey, weil die Kriegsschiffe alle Buchten gesperrt hielten. Kofoko sandte neue Geschenke, und nun wurde den Christen aller Ackerbau und jeglicher Handelsverkehr verboten, wenn sie nicht opferten. Manche flohen ins Missionshaus, Andere nach Badagry, Mehrere wurden eingekerkert; Sagbua versprach seine Verwendung. Eben war auf Sonntag den 23. December der Oro ausgerufen; Sagbua ließ auf die Vorstellungen Townsend's wegen des Gottesdienstes den Montag dafür nehmen, und bat den Missionar, einer seiner Frauen Taufunterricht zu ertheilen.

Man verſtand dies in der Stadt und die Verfolgung ließ nach; die Gemeinde erholte ſich.

Unter dieſen Umſtänden wurde der Conſul von der Rathsverſammlung feierlich empfangen, wobei er ſich gegen den Sclavenhandel, für andern Verkehr und ſehr ſtark gegen die Chriſtenverfolgung ausſprach, die böſen Abſichten des Königs von Dahomey meldete und Vertheidigungsmittel zum Geſchenke machte. Alles wurde freundlich und zuſtimmend erwiedert, und ein Häuptling ſprach ſich gegen die Schmach der Verfolgung gegen die Chriſten aus. Der Angriff von Dahomey wurde verzögert, ſo lange der Conſul da war. Inzwiſchen hatte die Sclavenhandelspartei Alles auf einen gewaltigen Ausbruch in Badagry und Abbeokuta zugleich mit dem Angriffe von Außen vorbereitet. Wir wiſſen, wie durch die Einſchiffung Akitoje's Alles vereitelt wurde, und wie in Abbeokuta die Stimmung umſchlug.

Der Conſul war wieder an der Küſte. Noch waren die Dahomier nicht gekommen. Endlich kam aus den weſtlichen Dörfern die Nachricht, daß der Feind nahe. Die Häuptlinge ſtanden gerüſtet auf ihren Poſten, und Alles war bereit. Endlich, es war am Montag Vormittag, hörte man die erſten Schüſſe knallen; es war die Vorhut der Egbas außerhalb der Stadt, die auf den dichten Heerhaufen der Feinde ſtieß, die bis hieher Alles vor ſich niedergefegt hatten. Am Fluſſe wollten die Egbas den Uebergang wehren, aber die Maſſe war zu groß, ſie mußten ſich in die Stadt ziehen. Jetzt ſchütteten die mit Menſchen ſchwarz bedeckten Mauern ihren Kugelregen auf den Feind, der ſtillſtehen mußte und nun unter wüthendem Feuer ſeine Linien ausdehnte, nach einer ſchwachen Stelle zum Durchſchlagen ſuchend. Aber überall ſtanden die Egbas feſt und ſicher. Wieder drang ein dichter Keil der Dahomier gerade vor auf eine Mauerſtelle zu; aber wieder konnte er ſeine Richtung nicht einhalten; das Feuer von den Mauern hielt ihn an. Auf der andern Seite der Stadt ſtrömten Weiber und Kinder, von wenigen Männern geſchützt, fort, weil ſie wußten, daß der Feind keine Schonung kenne. Die Miſſionare

lagen auf den Knieen und riefen zu Gott. Alle Wuth der Dahomier, alles heftige Anprallen der Weiberschaaren war umsonst, ihre Reihen wurden immer lichter. Jetzt wichen sie zurück und die Egba von der Mauer ihnen nach, steckten das Gras in Brand und überflügelten die Rückziehenden da und dort. Noch immer ging der Rückzug der Feinde in Ordnung, immer wieder haltend, um ihre Gewehre abzuschießen. Viele blieben todt, Viele wurden gefangen. In der Nacht floh Gezo mit 200 seiner Getreuen; sein Heer aber, stets beunruhigt, ließ die Rache an den armen Bauern aus, deren 42 man die Hände auf den Rücken band und sie enthauptete. Dies erbitterte die Egbas, die nun bei Ischaga, das die Dahomier noch angriffen, 6 Stunden von Abbeokuta, über sie herfielen und sie in wilde Flucht jagten. Selbst des Königs Gepäck wurde erbeutet; er selbst floh zu Fuß. Die Niederlage war größer als bei Abbeokuta. Keine Gefangenen aber wurden mehr gemacht, weil die wilden Weiber, auch wenn sie überwältigt wurden, noch ihre Bande zerrissen und mordeten wen sie fanden. So ward einer noch in seinem eigenen Hause von einer Gefangenen niedergemacht, als er ihr Nahrung geben wollte. Wohl 3000 Dahomier lagen todt und 1000 waren gefangen. Ob der König von Dahomey noch einen Gang wagen wird, steht dahin. Für jetzt ist Abbeokuta und mit ihm das Evangelium in diesen Landen gerettet. Die Niederlage Kosoko's in Lagos hat auch noch gedient, dem Heidenthum einen Schlag zu versetzen.

Bald hernach starb van Cooten in Badagry. In Abbeokuta aber wuchs die Gemeinde rasch. Der HErr hatte geholfen, das war sichtbar. Viele wollten die Wurzel des Baumes sehen, der vor ihren Augen aufwuchs. Sie kamen und sahen und wurden gewonnen. Stundenlang hörten die Heiden zu und brachten dem Missionar Erfrischungen und Geld, welches letztere er aber nie nimmt. Jetzt wagte man auch die Mauern zu verlassen. Ibarra und Ischaga im Westen hatte Hinderer schon mit der Predigt besucht und Anklang gefunden. Jetzt ging er nach Oschielle und verkündigte einer ackerbauenden Bevölkerung in dieser östlich

gelegenen Gegend das Heil. Der Häuptling gab ihm das Rathszimmer, schaffte die Götzen weg, ließ ihn den Altar zerstören und gab ihm Platz, um, unter der freudigen Zustimmung der Heiden, eine kleine Kirche zu bauen. Der Gottesdienst begann. Schaaren kamen und ein Aeltester rief aus: „Haha! sie beten zu Gott für Alles, für alle Leute, „auch für ihre Feinde. Das haben wir nie gehört!“ Eine Nebenstation ist gegründet, und Hinderer hat bereits noch östlicher gelegene Städte ins Auge gefaßt, um dem Haußalande näher zu rücken und Dr. Krapfs Gedanken, eine Kette von Missionsstellen durch den Erdkörper von Africa hindurch auch von der Westseite her der Ausführung näher zu bringen.

Missions-Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1852.

Deutschland & Schweiz.

1. Brüdergemeinde. 1732.
2. Ostindische Missions-Anstalt zu Halle. 1705.
3. Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel. 1816.
4. Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen. 1828.
5. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin. 1824.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin. 1822.
7. Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin. 1836.
8. Berliner Missionsverein für China. 1850.
9. Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig. 1836.
10. Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen. 1836.
11. Chinesische Stiftung in Cassel. 1849.

Niederlande.

12. Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam. 1797.

England.

13. Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. 1647.
14. Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums. 1701.
15. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1792.
16. Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.) 1816.
17. Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft. 1786.
18. Londoner Missionsgesellschaft. 1795.

19. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1800.

20. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.

21. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.

22. Kirchliche Mission für Borneo. 1846.

23. Patagonische Missionsgesellschaft. 1851.

24. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.

25. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.

26. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1824.

27. Mission der freien Kirche Schottlands. 1843.

28. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.

29. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.

30. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.

31. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Frankreich.

32. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.

Dänemark.

33. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

Schweden.

34. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.

35. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

Norwegen.

36. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Nord-America.

37. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.

38. Americanische Missionsgesellschaft. 1810. (Board of Foreign Miss.)

39. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Norden. 1819.

40. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Süden. 1845.

41. Mission der bischöflichen Kirche in Nord-America. 1835.

42. Mission der presbyterianischen Kirche. 1837.

43. Freiwillens-Baptisten-Mission. 1833.

44. Südlicher Baptisten-Missionsverein. 1845.

45. Siebenter-Tag-Baptisten-Missionsgesellschaft. 1842.

46. Missionsverein für die Indianer. 1842.

47. Americanischer Missionsverein. 1846.

48. American. lutherische Mission. 1837.

49. Mission der presbyterianischen Kirche in Neuschottland. 1848.

50. Presbyterianische Mission von Jamaica.

Australien.

51. Australische Missionsgesellschaft in Sydney. 1851.

1. Nachrichten aus der Heimath.

Hannover. Schon im Jahr 1849 hat sich durch die belebende Wirkung des heil. Geistes unter der Leitung des Pastors Harms die Pfarrgemeinde Herrmannsburg im Königreich Hannover zu einer Missionsgemeinde gebildet. Ein Missionshaus wurde durch Kauf erworben, und Anfangs October des genannten Jahres segnete Pastor Harms in der Kirche 12 Zöglinge zum Dienst für die Mission ein. Der Bruder des Pastors, Candidat Theodor Harms, übernahm das Inspectorat, und das Missionshaus wurde der kirchlichen Oberbehörde untergeordnet. Man hofft alle 3 oder 4 Jahre etwa 12 Missionare in die Heidenwelt aussenden zu können.

2. Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Am letzten Weihnachtsfest tauften die Missionare (4) wieder 9 Chinesen, womit die Zahl sämmtlicher durch sie Getauften sich auf 70 beläuft.

Ober- und Nieder-Indien. Calcutta. In der Anstalt der Generalversammlung der Kirche Schottlands (26) betrug zu Ende 1851 die Zahl der Schüler 1305: nämlich 304 Bramens, 408 Kajaste (nächsthöchste Kaste nach den Bramens), 543 von andern Kasten und 50 Muhammedaner. Als ein Beweis, daß die christliche Aufklärung in Calcutta Fortschritte gemacht hat, wird angeführt, daß einer der eingebornen Lehrer der Anstalt im Laufe des Jahres getauft worden ist, ohne daß deswegen ein einziger Zögling zurückgezogen worden wäre. Vor 5 Jahren wären in einem solchen Fall die halben Schüler weggeblieben. Noch vor wenig Jahren wurde die Anstalt in den Hindu-Zeitschriften beständig angegriffen, und diejenigen Eltern, die ihre Kinder dahin sandten, verhöhnt; so was geschieht nun sehr selten; im Gegentheil findet diese, wie andere ähnliche Anstalten, in den Hindu-Zeitschriften meist ihre gebührende Anerkennung.

Dschessor. Als Beweis für den Nutzen der Schulen meldet Miss. Parry (15) in Dschessor unterm 5. Januar d. J.: „In den letzten 2 Monaten haben ich und meine Nationalgehülfen 14 Bekehrte getauft. Zwei von den neulich der Kirche einverleibten gehören der christlichen Mädchenschule an. Es hat dem HErrn gefallen, den Religionsunterricht an den Kindern dieser Schule sichtlich zu segnen. Im Lauf eines Jahres sind von 14 Schülerinnen 8 an den HErrn gläubig geworden, und haben durch den Empfang der Taufe ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens abgelegt. Die Eltern eines der jungen Bekehrten sind Muhammedaner."

Miss. Pearce (15) in Barisal schreibt unt. 6. Februar d. J. über den Erfolg seiner letzten Missionsreise: „Die Leute hörten uns haufenweise begierig zu und nahmen eben so begierig unsre Bücher an. Widerstand fanden wir so viel wie keinen. Ich habe mehr als je zuvor

den Eindruck bekommen, daß die Leute das Vertrauen zu ihrer Religion verloren haben. Ihr Benehmen, ihr Ton, ihre Bekenntnisse bei vielen Anläſſen zeigten mir dies ziemlich deutlich. Das Betragen der höhern Claſſen iſt ganz anders als früher. Sie namentlich verlangten ſehr nach Büchern; Einige kamen weit her, um welche zu erhalten. Einer z. B. ſprach zu mir: „Ihr Chriſten habt einen großen Vortheil vor uns Hindus. Ihr habt nur Eine Bibel, nur Einen Heilsweg und Eine Hoffnung für die Zukunft; darum ſeyd ihr einig und zuverſichtlich; wir aber haben nichts Gewiſſes; denn wir haben viele und widerſprechende Schaſtras; wir haben viele Götter und viele Wege; wir ſind durch unzählige Kaſten getrennt; daher iſt Alles Verwirrung, Ungewißheit und Verzweiflung. Von der zukünftigen Welt wiſſen wir gar nichts.“ “ — Bei den bisher ſo hoffnungsloſen Muhammedanern fand der Reiſende diesmal faſt noch mehr Aufmunterung, als bei den Hindus.

Vorder-Indien. Trawankor. In dieſem unabhängigen Reiche am ſüdweſtlichen Ende Indiens beſteht ſchon ſeit vielen Jahren, vornehmlich unter den Nachfolgern der alten ſyriſchen Kirche und der römiſchen Katholiken, eine Miſſion, die mit beſondern Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Ein Brief von daſelbſt theilte neulich, nach Erwähnung verſchiedener hoffnungsvoller Umſtände auch Folgendes mit: „Die Heiden ſind auch noch durch einen andern Umſtand, den Niemand vorausſah, auf das Chriſtenthum aufmerkſam worden: es iſt der Brief der Königin Victoria an den Radſcha von Trawankor, worin ſie ihm für den ihr geſandten elfenbeinernen Thron dankt. Dieſer Brief wurde in Durbar im Beiſeyn vieler Europäer und eines dazu eingeladenen Miſſionars in Empfang genommen. Der Brief fing ungefähr ſo an: „Victoria, Königin von Großbritanien und Irland, durch Gottes Gnade, Beſchützerin des Glaubens ꝛc. an Seine Hoheit“ u. ſ. w. Er wurde ins Malajalim überſetzt und im ganzen Lande herum geſandt, daher jetzt Viele fragen, was das für ein Glaube ſey, den eine ſo große Königin beſchütze; und ſagt man ihnen dann, es ſey weder der der päpſtlichen noch ſyriſchen Kirche, noch irgend eine heidniſche Religion, ſondern der Glaube an das Evangelium, wie ihn die Bibel lehre, ſo wundern ſie ſich ſehr.“

M. Ochs (9) in Majaweram ſchreibt zu Ende December 1851: „Zu jenen 25 Perſonen, deren ich in meinem letzten Bericht gedachte, hat der HErr andere 33 hinzugethan, die ſich von den ſtummen Götzen zum lebendigen Gott bekehrt haben; außerdem ſind noch 12 Kinder getauft worden, ſo daß alſo die Zahl der in dieſem Jahre zur Gemeinde hinzugekommenen Heidenchriſten 58, die der Getauften überhaupt 70 beträgt; gerade der dritte Theil aller Getauften während meiner ſechsjährigen Wirkſamkeit hierſelbſt.“

Auch Miſſ. Appelt (9) zu Trankebar konnte laut Brief vom

10. Jan. d. J. am letzten Weihnachtsfeste 18 Personen (3 Familien und eine Wittwe, worunter auch 10 Kinder begriffen sind) taufen.

Nestorianer. Die Missionare Coan und Rhea (38) haben im November 1851 im Dorfe Memikan, im Bergbezirk Gawar, eine neue Station begonnen. Memikan ist das Dorf des bekehrten Diakonen Tamo, der den Missionaren dort den Weg bereitet hat.

Armenier. Aintab. (38) Vom Mai 1851 bis Januar 1852 sind dem Verzeichniß der Protestanten 92 Namen beigefügt worden, womit die ganze Zahl der Männer sich auf 412 belief. — Weiter meldet Miss. Schneider in seinem Tagebuch unterm 13. Januar 1852: „Ein eingeborner Bruder schreibt uns von Biredgik, er sey von etwa 20 Armeniern, worunter ein Wartabed, die mit ihrem Bischof nicht zurecht kommen konnten, angegangen worden, ihnen regelmäßig Unterricht zu ertheilen, da sie Protestanten zu werden wünschten. Sie gehen nicht in ihre Kirche und suchen beständig Aufklärung über ihre Irrthümer. — In Urfa hat die Unzufriedenheit Vieler mit ihrem Wartabed die Zahl derer, die unsern eingebornen Bruder besuchen, ansehnlich vermehrt. Eben jetzt hat er so viel dieser Art zu thun, daß er um Hülfe schreibt. — In Orul, einem Dorfe, etwa 8 Stunden von Aintab, ist auch eine Bewegung. Es sind dort gegen 50 armenische Häuser, von denen etwa 15 sich stark zum Protestantismus hinneigen sollen. Früher zeigte sich dort heftiger Widerstand." — Im Lauf des Jahres 1851 trug die Gemeinde von Aintab 287 Thaler (zu 2½ Gulden) für verschiedene Zwecke bei. Gegen 150 armenische Frauen lernen lesen, und Einige können es schon recht gut.

West-Africa. Sierra Leone. Nach einer unlängst vorgenommenen Volkszählung dieser Colonie wären gegenwärtig unter einer Gesammtbevölkerung von 45,000 Seelen nicht weniger als 36,000 Christen. Diese vertheilen sich nach den verschiedenen Gemeinschaften folgendermaßen: Englisch-Bischöfliche 16,095; Presbyterianer 7; Wesleyaner 13,376; Baptisten 508; westafricanische Methodisten 4864; Gemeinschaft der Gräfin von Huntingdon 1552; römische Katholiken 56; Juden 6; Muhammedaner 1778; Heiden 7230.

Miss. Rob. Gilbert (17) in Freetown schreibt unt. 18. Febr.: „Das letzte Jahr war ein geistlich sehr gesegnetes. Wir hatten in diesem Bezirk einen Zuwachs von 357 Mitgliedern, und auch unsre Geldmittel haben zugenommen. Unsre Capellen sind jeden Sonntag stark besucht, und Seelen werden zu Gott bekehrt."

Süd-Africa. Cap-Colonie. Am 24. December 1851 wurde auf Anordnung der Regierung im ganzen Lande ein Buß- und Bettag gefeiert, um den Allmächtigen anzurufen, daß Er dem verheerenden und verwildernden Kaffernkriege ein baldiges Ende mache und dem Land wieder Frieden schenke.

Nord-America. Miss. Baierlein (9) in Bethanien schreibt unterm 2. Januar 1852: „Seit meinem letzten Schreiben vom 16. October sind 11, im ganzen letztvergangenen Jahre 17 Seelen durch die heil. Taufe zu der Einen heil. Kirche Gottes hinzugethan worden. Davon sind 5 ganz oder doch so weit Erwachsene, daß sie unterrichtet werden konnten; 3 sind Kinder christlicher, und 9 sind Kinder heidnischer Eltern, die diese nicht nur selbst herzu brachten, sondern auch zugleich damit das Versprechen verbanden, sie in dem Glauben unterrichten zu lassen, auf den sie getauft worden waren."

Guiana und Westindien. Unter den Kulis oder ostindischen Lastträgern und Arbeitern, welche statt der frühern Negersclaven nach Demerara (Brittisch-Guiana) kamen, hat nun die wesleyanische Missionsgesellschaft eine Mission angefangen. Miss. Williams ist für dieselbe bestimmt und bereits daselbst angelangt.

Surinam. Wiederum sind vom 31. Januar bis 24. Februar vier Missionsarbeiter (1), nämlich drei Brüder und eine Schwester, am gelben Fieber aus der Zeit gegangen. Es sind dies die Brüder Münch (am 31. Jan.), Voß (17. Febr.), Dreier (24. Febr.) und die Schwester Hauser, Braut des Miss. Berthold (6. Febr.).

Jamaica. Die Berichte der wesleyanischen Missionare auf dieser Insel vom Jahr 1851 ergeben einen Zuwachs von 2700 Mitgliedern, nebst 1000 auf Probe.

Patagonien (Feuerland). Der erste Missionsversuch der patagonischen Missionsgesellschaft (M.-Z. 1849, Heft 3, S. 199, und 1850, H. 2, S. 293.) hat bereits ein trauriges Ende genommen. Der sich selbst aufopfernde Capitän Gardiner ist mit seiner ganzen Genossenschaft im September vorigen Jahres Hungers gestorben. Die gefundenen Tagebücher und Leichen der ihrer Menschenliebe zum Opfer Gefallenen zeugen von ihren Leiden.

Inseln der Südsee. Fidschi-Inseln. Miss. John Malvern (17) in Lakemba schreibt unterm 9. October 1851: „Unsre Geschwister, die vor 10—12 Jahren dieses Feld betraten, schauen jetzt mit freudigem Erstaunen über die vorgegangene große Veränderung umher. „Das ist vom HErrn geschehen," rufen sie aus, „und ist wunderbar in unsern Augen". Der abstoßende Anblick fast nackter Männer und Weiber, die von Finsterniß und Sünde beinahe außer sich waren, ist nun umgewandelt in den lieblichen Anblick derselben Personen in anständiger Kleidung und bei guten Sinnen. Häßliche Kopftrachten, lange Bärte, bemalte und geschwärzte Gesichter sind verschwunden; und so allgemein ist die Veränderung, daß ein Heide eine Seltenheit und ein Wunderding ist. Selbst die heidnischen Priester besuchen den Tempel Jehovahs, statt daß sie falsche Götter anrufen. Schaaren von Kindern, etwa 800, die noch unlängst für den Satan aufwuchsen, werden täglich von den Lehrern

verſammelt, lernen beten und die Bibel leſen und werden für Gott erzogen. Wohl zwei Drittel der Erwachſenen ſind Mitglieder der Geſellſchaft. Nur allein in dieſem Bezirk ſind in den letzten zwei Jahren über 1300 Taufen verzeichnet; etwa 800 mehr als in den drei frühern Jahren. Unter dieſen ſind freilich viele Kinder; aber gegen 800 ſind Erwachſene, die nicht in ſorgloſer Weiſe aufgenommen wurden. Die Begierde nach Büchern und zu leſen iſt außerordentlich. Wir können uns nicht ſchnell genug Bücher verſchaffen, beſonders Neue Teſtamente."

Inhalt

des zweiten Heftes 1852.

Seite.

Erster Abschnitt. Ursprung der wesleyanischen Mission. — Ihr Anfang in Sierra Leone. — Verfehlte Fula-Mission. — Erste Missionare auf der Halbinsel. — Feste Arbeit. — Der fromme Statthalter. — Die Götzen im Sacke. — Tamba's Bekehrung. — Ablösungen. — Zunahme der Gemeinde. — Arbeitsvertheilung. — John Crown. — Freudiger Empfang der Missionare. — Todesfälle und rasche Wechsel der Arbeiter. — Wirkung derselben. — Negergebet für die Missionare. — Der Morgenstern Africas. — Hoffnung und Erfüllung. — Schatten. — Bekehrung eines Muhammedaners. — Todesfälle und abermalige schnelle Wechsel. — Ausdehnung der Gemeinde 3

Zweiter Abschnitt. Die Ausbreitung der Mission. — Tamba und Davis. — Die englisch-kirchliche Mission im Timne-Lande. — Land und Volk. — Hänfel's Reise und vergeblicher Missionsversuch. — Thompson's Spracharbeiten. — Neue Reisen. — Anfang der regelmäßigen Arbeit. — Versprechende Aussichten. — Bedeutende Hindernisse. — Sinken der Hoffnung. — Neue Möglichkeiten. — Der Gambia-Fluß. — Colonie und Missionsanfänge. — Eröffnung der wesleyanischen Mission. — Unterhandlung mit den Häuptlingen und Niederlassungssorgen. — Erste Bekehrung. — Todesfälle und Befestigung der Mission in St. Marys. — Erwerbung der Macarthy-Insel. — Wirkung auf Heiden und Muhammedaner. — Die neue Station auf Macarthys. — Die Civilisationsversuche der Quäker. — Fortgang in St. Marys. — Todesfälle. — Die Missionarwaise als Missionsprediger. — Neuer Anfang in Macarthys. — Der Lindoe-Verein. — Fortschritt. — Nationalgehülfen. — Mac Brair's und Fox's Arbeiten. — Gefährliche Predigtreise. — Seuche. — Tod und wilde Thiere. — Die Reise nach Bondu. — Das Bondu-Land. — Negerfürsten. — Wechsel. — Der Aufruhr. — Die Erziehungsanstalt. — Aus Fox's Tagebuch. — Kemmingtan. — Neue Arbeiten und Verstärkungen. — Fox's Heimkehr. — Jetziger Stand der Mission. 19

Seite.

Dritter Abſchnitt. Entſtehung der Miſſion in Cape Coaſt. — Land und Colonie. — Ihre Rettung vor den Holländern. — Die chriſtliche Negergeſellſchaft. — Anfang der Miſſion. — Todesfälle und Segen der Arbeit. — Erſte Samenkörner in Kumaſi. — Freeman's Ankunft. — Miſſion in Kumaſi. — Freeman's Heimreiſe und ihre Früchte. — Todesfälle, Verſtärkungen und Fortſchritt. — Brooking's Berichte aus der Hauptſtadt von Aſhante. — Die Predigt in Jabin. — Ausſichten. — Das Klima im Innern. — Neue Arbeiter und Arbeiten an der Küſte. — Die Nebenſtationen. — Friſches Leben in den Gemeinden. — Die Verfolgung in Aſſafa. — Kampf und Sieg. — Der geſtürzte große Fetiſch. — Der Bericht des Statthalters über die Miſſion in Kumaſi. — Der Aſhante-Prinz als Katechiſt. — Der Stand der Miſſion 70

Vierter Abſchnitt. Die Bewegung unter den Akus in Sierra Leone. — Miſſionszug und Miſſionsthaten. — Townsend's Unterſuchungsreiſe nach Joruba. — Der König Sodeke. — Wiederfinden Verlorener. — Townsend's Rückkehr und das Heimweh der Negerchriſten. — Miſſionsregungen unter den Hauſſa-Negern. — Vorſpiele in Abbeokuta. — Anfang der Miſſion in Badagry. — Gollmer, Townsend und Crowther in Joruba. — Verhandlungen im Lager der Häuptlinge. — Kriegsunruhen in Badagry. — Miſſionsarbeiten. — Gollmer's, Smith's, Townsend's, van Cooten's Wirken daſelbſt. — Verſchlimmerung. — Die Umgegend. — Die Herrſcher von Lagos. — Abbeokuta. — Erſte Aufnahme der Eingewanderten und Rückwirkung. — Stellung der Stadt. — Verfaſſung und Sitten. — Schreckverſuche der Prieſter. — Siege. — Haß der Sclavenhändler. — Brief der Häuptlinge an die Königin von England, und Antwort. — Wachsthum in Zahl und Kraft. — Plane der Heiden. — Verfolgung. — Dahomey-Land. — Verfaſſung und Geſchichte. — Plane gegen Abbeokuta. — Neue Verfolgung. — Koſoko's Umtriebe. — Der Ueberfall aus Dahomey. — Sieg der Egba's. — Vorrücken der Miſſion nach Oſchialla 96

Miſſions-Zeitung 131

EIN KAFFERN-HÄUPTLING UND SEINE FRAU.

Jahrgang
1852.
Drittes Quartalheft.

Süd-Africa.

Erste Pflanzung des Christenthums

in

Süd-Africa

und

Blick auf den jetzigen Stand.

Erſter Abſchnitt.

Africa. — Entdeckung der ſüdlichen Spitze dieſes Welttheils durch die Portugieſen. — Niederlaſſung der Holländer auf dem Kapgebiete. — Geſtalt des ſüdlichen Küſtenlandes. — Das Hottentotten Volk. — Verſchiedene Stämme deſſelben. — Ihre Lebensweiſe, Kleidung, Wohnung, Viehzucht, Waffen, Religion. — Sittliche Tugenden ihres urſprünglichen Nationalcharakters. — Fehler deſſelben. — Sie werden von den Coloniſten vom väterlichen Heerde verdrängt. — Buſchmänner. — Vertheidigungskrieg der Bauern gegen dieſelben. — Ihr jammervoller Zuſtand. — Lagerſtätte und Lebensweiſe derſelben. — Zuſtand der Hottentotten. — Kraals auf der Colonie. — Ihre Knechtſchaft. — Das Evangelium als ihr letztes Rettungsmittel aus ihrem Elende.

Das Feſtland von Africa, einer der größten Beſtandtheile der öſtlichen Halbkugel, bildet eine Halbinſel von ungeheurem Umfange, deren Geſtalt einer unregelmäßigen Pyramide ähnlich iſt, die mit ihrem höchſten Gipfel in der ſüdlichen Spitze des Kaplandes ſich endet. Die nördlichen Länder und Völker dieſes Welttheils haben ſich ſchon in der früheſten Vorzeit durch ihre Fortſchritte in nützlichen Künſten und Wiſſenſchaften berühmt gemacht; und wundervolle Denkmale ihres Völkerlebens ſind noch in den prachtvollen Ruinen und majeſtätiſchen Pyramiden übrig geblieben, welche in den früher ſo blühenden Nordländern Africa's zerſtreut umherliegen. Aegypten, auf der Oſtküſte dieſes Welttheils, ſchloß die erſte mächtige Monarchie in ſich,

welche uns die Geſchichte nennt, und war die Wiege der Völkerbildung zu einer Zeit, da noch die übrigen Nationen horden- und ſtämmeweiſe als Nomaden auf der Erde umherſtreiften. Karthago, dieſer größte Handelsſtaat des Alterthums, der lange Rom ſelbſt die Herrſchaft über die Welt ſtreitig machte, dehnte ſich längshin der Ufer des Mittelmeeres bis weit nach dem Weſten aus, und hatte die Ländergebiete im Beſitz, welche in unſern Tagen unter dem Namen der Staaten der Barbaresken: Marokko, Fez, Algier, Tunis, Tripolis und Barka bekannt ſind. Unter der Herrſchaft der Römer waren dieſe Provinzen die Kornkammer Italiens und des römiſchen Reiches; allein, obgleich in der alten Zeit der Garten der Welt, liegen ſie doch in unſern Tagen dem größten Theile nach als unangebaute Wildniß da, auf deren Steppen die räuberiſchen Horden der Araber in zügelloſer Freiheit ihrer Beute nachjagen.

Welche Kenntniß die Alten in früherer Zeit von dem Innern dieſes Welttheils und der ſüdlichen Spitze desſelben gehabt haben mögen, läßt ſich kaum mehr ermeſſen, da im Schiffbruche der Zeit alle Nachrichten der alten Geſchichte hierüber untergegangen ſind. Mit einiger Wahrſcheinlichkeit läßt ſich vermuthen, daß ſchon zu Salomons Zeiten der kleine Handelsſtaat der Tyrer auf dem Oſtrande des mittelländiſchen Meeres von Zeit zu Zeit verſuchen mochte, von den Gewäſſern des rothen Meeres aus die öſtlichen Küſten Africas bis zu den ſüdlichen Geſtaden dieſes Erdtheiles zu beſuchen und mit den goldreichen Ländern derſelben vorübergehende Handelsverbindungen anzuknüpfen; allein Zuverläſſiges weiß uns die alte Geſchichte hievon nichts zu erzählen. Jahrtauſende floſſen auf dieſe Weiſe dahin, ehe es den Völkern Europas gelang, in die ungeheuern Gewäſſer der ſüdlichen Halbkugel tiefer einzudringen und den erſten Verſuch zu wagen, um die ſüdliche Spitze Africas herum ſich einen neuen Weg nach den fernen Oſtländern zu bahnen, zu deren Schätzen ſie bis jetzt nur durch unermeßliche Reiſen zu Lande gelangen konnten. Erſt als im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts das Verlangen nach Seeabentheuern

in Europa erwachte, ward die Aufmerksamkeit der Portugiesen auf die südwestliche Küste Africas hingelenkt; es dauerte aber bis nahe zum Schlusse desselben (J. 1486), bis der portugiesische Schifffahrer Bartholomäus Diaz die südliche Spitze dieses Erdtheils entdeckte, welche er wegen der heftigen Stürme, mit denen er in diesen Gewässern zu kämpfen hatte, das Sturmcap nannte, dem jedoch später der König Johann II. den Namen des Caps der guten Hoffnung beilegte, den es heute noch trägt. Ihm folgte im Jahr 1497 der berühmte Seefahrer Vasco de Gama, welcher zuerst das Cap umsegelte, ohne auf demselben zu landen, und im darauf folgenden Jahr den Weg nach der östlichen Küste Indiens entdeckte.

Die rastlose Begierde, die Schätze Indiens in Empfang zu nehmen, war die Ursache, daß die Portugiesen es versäumten, sich auf der südlichen Spitze Africas bleibend niederzulassen, obgleich diese, als der Schlüssel zu Indien, eine hohe Wichtigkeit haben mußte. Diesen übersehenen Vortheil wußten nun die Holländer sich zu Nutz zu machen, und bemächtigten sich derselben, sobald sie einmal einen festen Fuß in den Ländern des Orients gefaßt hatten. Anfangs richteten sie nur ein kleines Fort zum Schutze ihrer Schiffe daselbst auf, welche frisches Wasser einnehmen; aber im Jahr 1630 ward eine bleibende Niederlassung unter der Leitung eines Schiffsarztes Riebeck veranstaltet, der die ostindische Compagnie zuerst auf die hohe Wichtigkeit dieser Stelle aufmerksam gemacht hatte. Im zufälligen Verkehr, den diese rechnenden Kaufleute mit den Eingebornen hatten, hatten sie gewußt denselben allmählig einen Geschmack für europäische Artikel, besonders aber für Tabak und Branntwein, beizubringen, und bald reichten kleine Geschenke dieser Reizmittel zu, um sie zu veranlassen den Fremdlingen bedeutende Landesstrecken für dieselben abzutreten.

Es dauerte nicht lange, so strömten, angelockt von den reizenden Schilderungen der ostindischen Compagnie, große Colonistenhaufen aus allerlei Volk nach der südafricanischen Küste hin, und der größere Theil derselben bestand aus

Leuten, welche in ihrem Vaterlande entweder ihr Vermögen oder ihre bürgerliche Ehre eingebüßt hatten, und jetzt in dieſer neuen Welt ihr Glück zu machen verſuchten. Dieſe ſiedelten ſich im Lande an und wußten durch Ränke aller Art die bisherigen Bewohner aus ihren väterlichen Beſitzungen zu vertreiben und dieſelben an ſich zu ziehen. So lange die Letzteren hinlängliche Weideplätze für ihre Viehheerden hatten, kam es ihnen nicht zu Sinne, die wachſende Niederlaſſung der Fremdlinge an der Capſpitze mit Eiferſucht zu betrachten. Erſt als die Coloniſten anfingen nach den fruchtbarſten Grundſtücken des Landes zu geizen, und durch die ungerechteſten Mittel ſich nicht nur der Weideplätze der Eingebornen, ſondern auch ihrer Viehheerden gewaltſam zu bemächtigen, gingen den harmloſen Einwohnern die Augen über ihre neuen Gäſte auf, und ſie wurden zu ihrem Schrecken gewahr, daß ſie in dieſen Fremdlingen keine Freunde, ſondern habſüchtige Widerſacher gefunden hatten, welche mit dem Verluſte ihres väterlichen Eigenthums zugleich darauf bedacht waren, ſie zu dienſtbaren Knechten ihres Eigennutzes zu machen. Von nun an entſtand ein ununterbrochener Kampf zwiſchen den Coloniſten und den unglücklichen Stämmen des Landes, der mit ſchonungsloſer Rohheit und Ungerechtigkeit über 150 Jahre lang gegen die Eingebornen fortgeſetzt wurde und weniger nicht als die gänzliche Vertilgung derſelben zum Zwecke hatte, bis endlich in der neueren Zeit nach namenloſen Trübſalen die Vorſehung unſeres Gottes es alſo fügte, daß durch einen Parlaments-Beſchluß des brittiſchen Volkes die Ureinwohner Süd-Africas für ein freies Volk erklärt und ihnen von Seiten der brittiſchen Regierung den Coloniſten gegenüber die gleichen geſetzlichen Rechte zugeſichert wurden.

Das Küſtenland Süd-Africas bietet vom Meere aus einen majeſtätiſchen Anblick dar, indem es ſich gleich einem großen Amphitheater in drei mächtigen Gebirgsterraſſen zu einer ungeheuern Höhe über einander thürmt. Schon der lange Küſtenſaum, welcher ſich in einer Breite von etwa ſieben deutſchen Meilen an die Hochebene anlehnt und größ-

tentheils als Eigenthum europäischer Colonisten den angebautesten Theil von ganz Süd-Africa bildet, ruht an einem steilen Felsengebirge, welches hoch über den umfluthenden Meeresspiegel emporragt. Tiefer landeinwärts erheben sich im Westen die Bokkeveld- und im Süden die Zwarteberg-Gebirge zu einer Höhe von 5000 Fuß, und bilden die erste Bergterrasse, welche der Colonie angehört und von weit umher zerstreuten Bauernhöfen besetzt ist. Noch tiefer landeinwärts zieht sich die 3000 Fuß hohe meist unfruchtbare Karroo-Ebene hin, über welche sich, als zweite Bergterrasse, westlich die Roggeveld-, südlich die Nieuweveld-Gebirge und die Schneeberge zu einer Höhe von 10,000 Fuß emporheben, deren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Jenseits dieser zweiten Bergreihe liegt die 5000 Fuß hohe Bergebene des Oranje-Flusses, welche sich bis zu dem Wendekreis des Steinbocks in das Innere Africas hineinzieht, nach den neuesten Entdeckungen dort einen großen Landsee umschließt und in ihren weiten östlichen Räumen die mächtigen Länderstrecken der Beetschuanen, Marutzen, Zulus und anderer bis jetzt noch unbekannter Völkerstämme in sich faßt.

In diesem weiten Länderumfange hat in unsern Tagen die evangelische Missionsthätigkeit ihre fruchtbaren Wirkungskreise aufgesucht und sich unter den verschiedenartigen Völkerstämmen des Landes angesiedelt, um das Licht der himmlischen Wahrheit in ihren heidnischen Finsternissen anzuzünden.

Das Küstenland Süd-Africas war von den frühesten Zeiten her von einem Volksstamm bewohnt, der sich die Qualquae nennt, und dem die ersten Ansiedler, vielleicht durch das ungewöhnliche Schnalzen seiner Sprache veranlaßt, den Namen Hottentotten beigelegt haben. Als die Holländer sich in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts im Lande niederließen, theilte sich das Hottentotten-Volk in zahlreiche Stämme ab, von denen jedoch die meisten durch das unmenschliche Verfahren der Colonisten gegen dieselben gänzlich ausgerottet sind, und nur noch wenige, wie z. B. die Buschmänner, Namaquas, Korannas, Griquas und andere in unsern Tagen im Lande in kleinen

Ueberbleibſeln angetroffen werden, welche mit den Hottentotten die gleiche Sprache gemein haben. Sie alle unterſcheiden ſich weſentlich durch ihre körperliche Bildung, Sprache und Lebensweiſe von den Negern, Kaffern und andern africaniſchen Völkern, welche ſie umgeben. Der Anblick der Eingebornen machte einen ſo widrigen Eindruck auf die europäiſchen Anſiedler, daß ſie dieſelben für eine Gattung von Orangutang hielten, welche zwiſchen dem Menſchen- und Thiergeſchlechte den Uebergang bilden. Ihre Hautfarbe iſt gelblich-braun, ihre Naſe flach, die Kinnbeine ſind hoch, die Augen ſchwarz und linienmäßig in die Länge gezogen, und ihre Haare wollenartig in Büſcheln aufgekräuſelt. Ihr Körperwuchs iſt in der Regel klein, jedoch nicht ohne gefälliges Ebenmaß; ihre Hände und Füße kurz und bei beiden Geſchlechtern zart gebaut. Was dem Ausländer am meiſten bei ihrem Anblicke Ekel erregte, iſt ihre Gewohnheit, ihren Körper mit Thierfett zu beſchmieren, das mit rothem Ocker und ſchwarzem Dintenpulver gefärbt iſt, und dem ſie ein ſtark riechendes, aus der Diosmapflanze zubereitetes Pulver beizumiſchen pflegen. Dieſe ſeltſame Gewohnheit iſt indeß in heißen Himmelsſtrichen für die Haut des Körpers ſehr wohlthätig, indem ſie denſelben nicht nur gegen die unter wilden Völkern ſo gewöhnlichen Hautkrankheiten, ſondern auch gegen die Verwundungen der Stechmücken ſchützt, welche in manchen Gegenden des Landes in Myriaden umherfliegen. Ihre Kleidung ſowohl als ihre Wohnungen ſind ungemein einfach. Ein mit Fett getränktes Schaffell, Karoß genannt, die Wolle einwärts gerichtet, hängt über den Schultern des Mannes hin, ein kleiner Lappen umgürtet ſeine Lenden, und ein Paar rohe Sandalen bedecken die Sohlen ſeiner Füße. Sein Karoß dient ihm zugleich als Bettdecke und Lager; iſt die Nacht kalt, ſo zieht er den Kopf zwiſchen die Kniee zuſammen, wirft den Schafpelz über ſich her und kauert in dieſer Stellung auf dem Boden, wie unter einem Vogelneſte, das unter der Hecke ſich verbirgt. Die Weiber tragen den gleichen Anzug, mit dem Unterſchiede, daß an ihrem Karoß eine Art von Kappe angehängt iſt, in welcher

sie ihre kleinen Kinder zu tragen pflegen, welche sie während der Arbeit sowohl als bei ihren Tänzen auf dem Rücken mit sich schleppen. Nur der Kopf des kleinen Geschöpfes wird gesehen, und man hört es selten schreien, außer wenn es vom Durste geplagt wird; dann zieht die Mutter die Kappe auf die Seite her und bringt das Kind unter dem Arme oder über die Schulter hin an ihre Brust, um dasselbe zu befriedigen, und jetzt wird die Arbeit oder der Tanz wieder fortgesetzt. Ihre Hütten sind nicht minder einfach und dürftig; sie sind zirkelförmig gebaut und gleichen den Bienenstöcken; sie werden aus oben in einen Knopf zusammengebundenen Stecken oder Baumästen aufgerichtet und sodann mit Fellen, Matten oder Schilf bedeckt und mit Lehm oder Kuhmist bestrichen. Selten sind sie so hoch, daß ein Mann aufrecht in denselben stehen kann, und die einzige Oeffnung, um Luft, Licht und Menschen einzulassen, ist ein kleines Loch, durch welches die Einwohner in dieselbe hinein kriechen. Der Heerd befindet sich in der Mitte, und um ihn herum legt sich die ganze Familie in der Hitze des Tages und bei Nacht zum Schlafe nieder. Der Rauch, Geruch, Schmutz und das Ungeziefer ist in diesen Löchern so unerträglich, daß ein Europäer kaum zwei Minuten es in denselben auszuhalten vermag. Ein Hottentotten-Kraal oder Dorf besteht aus einer Anzahl solcher Hütten, welche in einem regelmäßigen Kreise umhergestellt sind, dessen Mitte einen Hof bildet, in welchem die kleine Viehheerde bei Nacht eingepfercht wird.

Unbekannt mit dem Ackerbau leben die Hottentotten von der Milch und dem Fleische ihrer Heerden, und ihr Reichthum besteht allein in der Anzahl ihres Viehes. Die Milch ist ihr Lieblingsgetränk; aber zu dem Fleisch ihrer Heerde nehmen sie nur dann ihre Zuflucht, wenn die Jagd ihnen fehlt, was in früherer Zeit bei der großen Ausdehnung ihres Bodens selten der Fall war. Wurzeln genießen sie nur zur Zeit der größten Hungersnoth, obgleich sie mehrere nahrhafte Gattungen derselben von gutem Geschmack besitzen; auch eine Art von Kartoffeln, die ausnehmend süß ist und

nunmehr häufig gepflanzt wird. Die einzige Beluſtigung der Eingebornen beſteht im Tanze, dem ſie ſehr ergeben ſind. Ihre Bewegungen dabei ſind eben ſo unbehülflich und roh, als es ihre eintönige Muſik iſt, obgleich der Geſang der Hottentotten ungemein weich und melodiſch iſt, und ihre Stimmen einer hohen muſikaliſchen Ausbildung fähig ſind. Von den Künſten des Lebens wiſſen ſie nur wenig. Die Verfertigung von Matten und Körben und die Zubereitung der Felle zur Kleidung iſt wohl Alles, was ihr Kunſtſinn im heidniſchen Zuſtande zu erreichen vermochte, wenn wir noch die Bereitung von Giften und die Verfertigung ihrer Waffen hinzufügen. Letztere beſtehen in einer Art von Wurfſpieß mit einem eiſernen Knopfe, den ſie meiſterhaft zu handhaben verſtehen, ſo wie in Bogen und vergifteten Pfeilen. Das Gift gewinnen ſie aus Wurzeln, Giftpflanzen oder den giftigſten Arten von Schlangen, und dieſes iſt ſo ſtark, daß die leiſeſte Ritze, die der Pfeil verurſacht, den Tod zur Folge hat.

Auch ihre bürgerliche Einrichtung iſt nicht minder einfach. Jeder Kraal hat ſeinen eigenen Häuptling, der von den Bewohnern gewählt wird, welcher aber nur ſo viel Anſehen beſitzt, als er durch ſeine körperliche Stärke, ſeinen Reichthum oder ſeine Beredtſamkeit ſich zu verſchaffen weiß. Mit Zwangsmitteln vermag er nichts auszurichten, denn beim leiſeſten Verdruß bricht die kleine Einwohnerſchaft des Dorfes auf und läßt den Häuptling ſich ſelbſt regieren. Auch ihre Religionsbegriffe waren im heidniſchen Zuſtande der Einwohner ungemein mangelhaft. Sie hatten keine Vorſtellung von einem höchſten Weſen, und ein kleines kriechendes Inſekt, Mantis genannt, war der einzige Gegenſtand, dem ſie ihre abergläubiſche Verehrung widmeten. Wo immer ein Hottentotte dieſes kleine Thierchen ſah, da pflegte er vor demſelben auf die Kniee niederzufallen, und wenn es über den Fußpfad hinüberkroch, ſo ſetzte er es mit der Hand hinter einen Buſch, damit es nicht beſchädigt werden möge.

Mehrere der früheſten Reiſebeſchreiber ſchildern die Hottentotten als ein gutmüthiges, tapferes, ehrliches und wahr-

heitliebendes Volk; und daß ſie wirklich durch dieſe Tugenden ſich auszeichnen, bezeugen die Miſſionare, welche unter ihnen arbeiten. Ihre Gaſtfreundlichkeit und Dienſtwilligkeit iſt ſelbſt gegen ihre erbittertſten Widerſacher, die holländiſchen Bauern, ausnehmend groß. Man kann ſich auf ihre Ehrlichkeit mit ſolcher Zuverſicht verlaſſen, daß Jedem unbewacht das ganze Eigenthum ſeines Herrn anvertraut werden kann, ohne die mindeſte Gefahr, etwas von demſelben entwendet zu ſehen. Nach dem Zeugniß der Miſſionare rühren ſie das Eigenthum eines Andern mit keinem Finger an, und wenn auch die äußerſte Hungersnoth ſie bringt, ſo wird doch von einem Diebſtahl höchſt ſelten etwas gehört. Hat ein Hottentotte etwas gefunden, das ihm nicht gehört, ſo erkundigt er ſich ſorgfältig nach dem Eigenthümer deſſelben und gibt es ihm zurück.

Dieſe achtungswerthen Vorzüge ihres National-Charakters werden freilich durch mancherlei Fehler befleckt, welche durch ihren Verkehr mit den Europäern vielfach verſchlimmert worden ſind. Ihre Trägheit iſt ſo groß, daß ſie, um ſchlafen zu können, lieber einen ganzen Tag Hunger leiden, ehe ſie ſich die Mühe nehmen, auf die Jagd zu gehen oder Wurzeln zu graben. Nur mit der äußerſten Mühe können ſie in ihrem heidniſchen Zuſtande dazu gebracht werden, einige Stunden nach einander zu arbeiten oder auf andere Weiſe ſich etwas zu erwerben. Dieſe natürliche Trägheit des Volkes machte anfangs den Miſſionaren gar viel zu ſchaffen, und ſie fanden es in vielen Fällen ungemein ſchwer, dieſelbe zu überwinden. So wie ein Hottentotte mehrere Tage lang hungern kann, um ſeiner Trägheit zu pflegen, ſo iſt er auch ausnehmend gefräßig, ſo lange ihm ein Vorrath von Lebensmitteln zu Gebote ſteht. Er vermag an einem Tage 10—12 Pfund Fleiſch zu verzehren, und hat er genug, ſo ſchenkt er das Uebrige an Andere weg, ohne darnach zu fragen, was er morgen eſſen werde. Macht man ihn auf ſeine Sorgloſigkeit aufmerkſam, ſo tröſtet er ſich damit, daß er den Hunger verſchlafen könne. Wirklich ſcheint ihm auch der Schlaf nach Herzensluſt zu

Gebote zu ſtehen, und wacht er je am nagenden Hunger auf, ſo ſchnürt er mit einem Gurte den Unterleib mit aller Gewalt ſo lange zu, bis er wieder etwas zu eſſen gefunden hat.

Aber ſeine Lieblingsſünde iſt die Trunkenheit, und kann er auf irgend einem Wege zu dem Zaubertrank des Branntweins gelangen, ſo iſt er im Stande, ſelbſt ſeine Ehrlichkeit darüber zu vergeſſen. Mehrere Stämme verſtanden ſich darauf, aus Honig ein berauſchendes Getränk zu bereiten, das ſie im Uebermaaß zu genießen pflegten. Aber der ſchwärzeſte Fleck in ihrem Charakter, den ſie mit den meiſten wilden Völkerſtämmen gemein haben, iſt der Kindermord, ſo wie die gänzliche Vernachläſſigung der Alten und Kranken, welche ſie nicht ſelten dem Hungertode preisgeben. Dabei muß bemerkt werden, daß dieſe Laſter der Hottentotten Verbrechen ſind, welche ſie im Umgange mit den Europäern entweder gelernt haben, oder zu denen ſie durch die unmenſchlichen Mißhandlungen derſelben verleitet worden. In einer Lage, in welcher ſie alles deſſen beraubt wurden, was das Leben wünſchenswerth macht, unter Umſtänden, welche die theuerſten Bande zerriſſen, die auch im Zuſtande der Wildheit das geſellige Leben zuſammenhalten, und einer ewigen Knechtſchaft preisgegeben, wie war es möglich, daß der Gewerbsfleiß einen Werth für ſie gewinnen konnte? Wie konnten ſie das Leben ihrer Verwandten theuer achten, da ihnen ihr eigenes Leben zur Laſt wurde? Und wie erwünſcht mußte ihnen in ihrem natürlichen Zuſtand jede Gelegenheit ſeyn, durch berauſchende Getränke den Kummer der Hoffnungsloſigkeit zu betäuben, der wie eine Natter an ihrer Seele nagte?

Die beklagenswertheſten Schlachtopfer der unmenſchlichen Mißhandlungen, welche das arme Hottentottenvolk mehr als ein Jahrhundert lang von den weißen Anſiedlern der Colonie zu erdulden hatte, ſind die ſogenannten Buſchmänner, welche heute noch als ein verworfenes Geſchlecht in den unzugänglichen Schluchten der obern Gebirgsgegenden umherirren. Anfangs wohnten die Hottentotten friedlich

in ihren Kraals neben den wenigen Colonisten, die sich um die Capstadt her angesiedelt hatten. Aber bald wurde es diesen fremden Ansiedlern, welche jedes Jahr durch neue Haufen gewinnsuchender Abentheurer vermehrt wurden, neben ihren braunen Nachbarn zu eng, und jetzt fingen sie an, sie aus dem Besitz ihrer Väter mit List und Gewalt zu vertreiben, ihre fruchtbarsten Weideplätze in Besitz zu nehmen, ihrer Viehheerden sich zu bemächtigen und die wehrlosen Eingebornen immer tiefer in das Land hinein zu drängen. Ueberall umher geworfen und ihres väterlichen Bodens, so wie ihres Eigenthums beraubt, geriethen die Hottentotten unter sich selbst in Uneinigkeit und die Nation trennte sich. Diejenigen unter ihnen, welche den Hungertod der Sclaverei vorzogen, zogen sich jetzt in die Hochgebirge und die unwirthbarsten Steppen der Wüste zurück, indeß diejenigen, welche in den fruchtbaren Niederungen zurückblieben, in einen Zustand der Knechtschaft hinabsanken. Die Erstern wurden von nun an mit dem Namen der Buschmänner bezeichnet, indeß die Letztern die Benennung der Hottentotten beibehielten. Eine Zeit von etwa 70 Jahren dauerte dieser Zustand fort, bis die zunehmende Bevölkerung der Colonisten auch eine Vermehrung ihrer Knechte nothwendig machte, und jetzt suchten die Bauern die armen Buschmänner auf ihren wilden Steppen auf, ermordeten auf die grausamste Weise die Männer, deren Liebe zur Freiheit sie nicht zu vertilgen vermochten, und führten die Weiber und Kinder mit sich als Gefangene auf ihre im Lande umher zerstreuten Bauernhöfe, um sich in ihnen ein Sclavengeschlecht zu erziehen, das auf dem Boden seiner Väter zu ewiger Dienstbarkeit verurtheilt war. Als nun die unglücklichen Buschmänner an ihren Verfolgern in der Verzweiflung bisweilen verdiente Rache übten, so faßten die Bauern den unmenschlichen Beschluß, alle noch übrig gebliebenen Ureinwohner des Landes zu Sclaven zu machen oder gänzlich auszurotten.

Bei der Colonialregierung, welche ihre eigenen Vortheile bei diesem schändlichen Beginnen fand, brachten es

endlich die Bauern durch fortgeſetzte nichtswürdige Beſchuldigungen im Jahr 1774 dahin, daß ſie zur gänzlichen Vertilgung des Buſchmännervolkes den förmlichen Befehl ertheilte und dabei verordnete, daß nur die Weiber und Kinder derſelben nebſt ihrem Vieh am Leben erhalten und unter die kriegführenden Bauern vertheilt werden ſollen. Um dieſen hölliſchen Plan auszuführen, wurden drei Militaircommando's gebildet, welche die unglücklichen unverſehends überfallen, und in einer fortgeſetzten blutigen Jagd die Vertilgung derſelben bewirken ſollten. Einmal fielen dieſen privilegirten Raubmördern zwei harmloſe Buſchmänner in die Hände, denen ſie das Leben verſprachen, wenn ſie ſich als Führer zu den verborgenen Schlupfwinkeln ihrer Landsleute in den Gebirgshöhlen gebrauchen ließen. Dieſe ſchienen hiezu einzuwilligen; als ſie aber die bewaffneten Bauern in die pfadloſe Wüſte hinausgeführt hatten, fielen ſie wie todt zu Boden, und keine Mißhandlung vermochte ſie wieder aufzubringen, bis ſie als Schlachtopfer unter ihren Dolchen fielen. Kein Tag ging ohne ſchändliche Mordthaten vorüber; und die Bauern pflegten zu ihrem Vergnügen, wie auf das Wild des Waldes, Jagdpartien auf die Buſchmänner anzuſtellen, und es für etwas Verdienſtliches zu halten, Viele dieſer Unglücklichen ermordet zu haben. „Ich ſelbſt," ſo erzählt Vaillant in ſeiner Reiſebeſchreibung, „ich ſelbſt hörte einen dieſer unmenſchlichen Coloniſten ſich rühmen, bei 300 dieſer armen Geſchöpfe mit eigener Hand ermordet zu haben." Kein Wunder, wenn auf dieſem Wege die Buſchmänner aus friedlichen Nachbarn in wilde und rachſüchtige Feinde der Bauern verwandelt wurden. Erbittert über ihre langen Leiden kannten auch ſie am Ende kein ſüßeres Vergnügen als an ihren Widerſachern Rache zu nehmen, und dieſes Rachegefühl gilt nicht nur den Bauern, ſondern auch den Hottentotten, die ſich von denſelben zu Sclaven herabwürdigen ließen. Fällt ihnen einer in die Hände, der ſeines Meiſters Viehheerde hütet, ſo wird er auf die grauſamſte Weiſe von ihnen zu Tode gequält. Aber unter ſich leben die Buſchmänner, nach dem Zeugniß der

Miſſionare, in ſo freundlicher Eintracht, wie ſie ſelbſt wahre Chriſten beſchämen muß. Nie wird von Streithändeln unter ihnen gehört, auch pflegen ſie jeden Biſſen mit einander zu theilen, und wenn bisweilen einige derſelben in der Wohnung der Miſſionare etwas zu eſſen bekamen, ſo liefen ſie eiligſt damit davon, um es mit ihren Brüdern gemeinſchaftlich zu verzehren.

Kaum vermag ſich der Europäer eine Vorſtellung zu machen von der Armſeligkeit der Löcher, in welchen die Buſchmänner ſich aufhalten. In den Klüften der Felſen graben ſie ſich ein Loch, das ſie mit Schilf bedecken, und in welchem ſie mit ihren Familien wohnen. Ihre Waffen ſind kleine Bogen mit vergifteten Pfeilen, welche ſie mit großem Geſchick auf eine Entfernung von 200 Schritten zu ſchießen wiſſen. Gemeiniglich legen ſie ſich in Hinterhalt hinter einen Buſch und ſtrecken unvermerkt mit ihrem tödtlichen Geſchoß die Vorübergehenden nieder. Sie leben, wenn ihnen die Beute fehlt, von wilden Wurzeln, Beeren und Pflanzen, von weißen Ameiſen, Heuſchrecken, Schlangen und Inſekten, und da ſie oft dem Hunger ausgeſetzt ſind, ſo iſt ihr Ausſehen meiſt abgehärmt und abgezehrt, jedoch keineswegs häßlich, und dabei ſind ſie ungemein beweglich und lebhaft. Sie leben meiſt in einer Doppelehe und wiſſen von ehelicher Liebe wenig. Mangelt es an Nahrung oder müſſen ſie vor den Bauern fliehen, ſo ermorden ſie ihre Kinder, um ſie durch den Tod der Sclaverei zu entziehen. Ihr jammervoller Zuſtand hat daher nicht ſelten zur Folge, daß ſie alle natürliche Liebe, für welche ſie eine ſo hohe Empfänglichkeit haben, in ihren Seelen erſticken. Um Nahrung zu ſuchen, gehen die Weiber des Morgens aus und laſſen bis zu ihrer Rückkehr am Abend ihre kleinen Kinder, auf einem Schaffelle liegend, in einer Felſenhöhle zurück. Sind ſie genöthigt nach andern Stellen zu fliehen, ſo bleibt ihnen gewöhnlich nichts übrig, als ihre alten Eltern und die Kranken bei einem Stück Fleiſch und etwas Waſſer in der Schale eines Straußeneies zurückzulaſſen. Im Kampfe mit den Bauern pflegen ſie mit der

erbittertſten Wuth ſo lange zu fechten, bis der Letzte unter ihnen erſchlagen iſt. Freiwillig wirft ſich ſodann ein Theil von ihnen mitten unter die Feinde hinein, um Verwirrung und Beſtürzung unter denſelben zu verbreiten und ihren übrigen Waffengefährten Gelegenheit zu machen, ihre tödtlichen Pfeile auf die Feinde zu werfen. Bewunderungswürdig iſt dabei die Geſchicklichkeit, womit ſie ſich beſonders bei Nacht durch Feuer auf den Bergen auf eine weite Entfernung hin Zeichen zu geben wiſſen von dem, was um ſie her geſchieht. Auch iſt ihr Auge durch Uebung in ſo hohem Grade geſchärft, daß ſie auf eine Weite hin, in welche das Auge des Europäers lange nicht hinausreicht, die Gegenſtände aufs genaueſte zu unterſcheiden wiſſen. Mit der Behendigkeit der Affen vermögen ſie leicht die ſteilſten Felſen zu erklimmen, und nähert ſich der Feind, ſo wird er unter Hohngelächter mit Felſenſtücken zerſchmettert. Dabei legt der Buſchmann eine ausnehmende Beharrlichkeit bei allen ſeinen Unternehmungen zu Tage. Einen ganzen Tag vermag er mit ſeiner Hand auf eine Tiefe von ſechs Schuhen den Boden aufzukrazen, um Waſſer zu finden, und fühlt ſich für alle ſeine Arbeit reichlich belohnt, wenn er nur für ſich und die Seinigen einen ſchlammigten Trunk zur Stillung des Durſtes gewonnen hat. Iſt er einem wilden Thiere auf der Spur, ſo läuft er ihm Tage lang nach, bis es ihm gelingt daſſelbe zu erlegen. Auf den nackten meiſt pflanzenloſen Steppen der Wildniß legt er ſich nieder, ſcharrt ſich tief in den Sand ein, deckt ſich mit demſelben zu und wartet Tage lang in dieſer Stellung, bis die menſchenſcheue Antilope ſo nahe gekommen iſt, daß er ſie mit ſeinem Wurfſpieße nicht verfehlen kann. Keine Schwierigkeit ſchreckt ihn ab, um das, wozu ihn die Nothdurft treibt, auszurichten. Hat er nur einmal ſeinen Hang zur Trägheit ſo weit überwunden, daß der erſte Schritt gemacht iſt, ſo verfolgt er ſeinen Zweck mit einer Kühnheit, Umſicht und Beharrlichkeit, welche des beſten Zieles werth wäre.

Vielleicht noch ſchlimmer als das traurige Loos der Buſchmänner war das Schickſal desjenigen Theils des Hot-

tentottenvolkes, welcher auf dem väterlichen Boden zurückgeblieben war. Zwar wurden sie eben nicht, wie die westindischen Negersclaven, als feile Menschenwaare an den Meistbietenden verkauft; aber mit ihrer persönlichen Freiheit ging ihnen zugleich Alles unter, was ihrem Leben theuer geworden war. Sie wurden von den Bauern von einer fruchtbaren Stelle ihres heimathlichen Gebietes zu der andern hinausgetrieben und mit Gewalt ihres Eigenthums beraubt, bis sie, von allen Seiten niedergedrückt, endlich dem unvermeidlichen Schicksale willenlos sich hingaben, die mißhandelten Knechte ihrer Gebieter zu seyn. So verschwand innerhalb kurzer Zeit ein freier Hottentotten-Kraal um den andern auf dem Boden der Colonie, und wurde mit seinen Weideplätzen und Viehheerden von den habsüchtigen holländischen Bauern verschlungen, indeß die wenigen unglücklichen Horden, welche in einigen Districten ihre Lagerstätten aufsuchten, nicht mehr die Vollmacht hatten, ihre eigenen Häuptlinge zu wählen; diese setzte jetzt, als Zuchtvögte, der Statthalter des Landes über sie, und von der Capstadt aus ward jedem einzelnen dieser Kraale ein solcher unter dem Namen eines Capitäns zugesendet, der als Zeichen seiner Würde einen großen Stab mit einem kupfernen Knopf in der Hand trug, und als blindes Werkzeug der Regierung seine wehrlosen Untergebenen niederdrückte. Noch elender waren diejenigen Hottentotten daran, welche als Knechte unter die Bauern vertheilt wurden. Da kein Gesetz vorhanden war, welches diese Unglücklichen gegen die rohen Mißhandlungen ihrer Meister in Schutz nahm, so waren sie der unmenschlichen Willkühr derselben preisgegeben und unter blutigen Peitschenhieben zu harter Arbeit verurtheilt. Aeltere Reisebeschreiber, welche von Zeit zu Zeit das Land besuchten, konnten nicht Ausdrücke genug finden, um die grausamen Mißhandlungen der armen Hottentotten zu schildern, denen sie im Dienste der Bauern straflos preisgegeben waren, und in welchen sie als theilnehmende Augenzeugen erschütternde Beispiele erzählen. Kein Wunder war es, wenn unter solchen Mißhandlungen der sittliche Charakter

und das geiſtige Vermögen dieſes Volkes immer tiefer herabſank, und düſtere Muthloſigkeit an die Stelle der harmloſen Munterkeit trat, welche man früher an ihnen wahrgenommen hatte. Mit jedem Jahre nahm die Zahl ihrer Bevölkerung ab, ſelbſt ihr Körper verlor alle frühere Kraft, und das ganze Geſchlecht wäre unaufhaltſam ſchnell gänzlich dahingerafft worden, hätte nicht noch gerade zur letzten Stunde das theure Evangelium von Chriſto, das die Miſſionare ihnen brachten, ſie am Abgrunde gänzlicher Vernichtung gerettet. Ehe dieſe als Friedensboten in die Mitte der Unglücklichen eintraten, hatten die Meiſten derſelben eine Gelegenheit gefunden mit dem Chriſtenthum bekannt zu werden; vielmehr war die Abneigung der Bauern gegen ihren Unterricht ſo groß geworden, daß an manchen ihrer Kirchen auf Tafeln der Kirchenthüre die Worte angeſchrieben waren: „Kein Hottentotte und kein Hund darf hereintreten.“

Auf ſolche Weiſe war dieſe ganze Nation, mit Einſchluß der ſogenannten Baſtardhottentotten oder der Nachkömmlinge aus der Ehe der Europäer mit Hottentottinnen, auf die kleine Heerde von etwa 25,000 Seelen herabgeſunken, welche als letztes Ueberbleibſel eines achtungswürdigen Hirtenvolkes für die ſelige Freiheit der Kinder Gottes gewonnen werden ſollen.

Zweiter Abſchnitt.

Früheſte Miſſionsverſuche der holländiſchen Regierung. — Unfruchtbarkeit derſelben. — Abſendung des Miſſionars Schmidt von der Brüdergemeine nach der Capſtadt. — Erſte Anfänge ſeiner Arbeiten unter den Hottentotten. — Niederlaſſung deſſelben zu Pavianskloof. — Segen ſeiner Arbeit. — Er wird genöthigt, nach ſiebenjähriger Arbeit ſeine Hottentotten-Gemeinde zu verlaſſen. — Fünfzigjähriger Stillſtand der Miſſion in Süd-Africa. — Wiederanfang derſelben von Seiten der Brüdergemeine. — Niederlaſſung von drei mähriſchen Miſſionarien zu Pavianskloof. — Schnelles Wachsthum des Chriſtenthums unter den Hottentotten. — Feind-

ſeliges Benehmen der holländiſchen Bauern gegen die Miſſion. — Die Gemeinde zu Paviansklooſ wird von denſelben auseinandergeſprengt. — Eroberung der Capſtadt durch die Engländer.

Der chriſtliche Menſchenfreund muß es als ein preiswürdiges Beginnen hoch ſchätzen, daß die holländiſche Regierung bei ihren Verſuchen, Handelsniederlaſſungen auf den entfernten Küſten der Heidenländer aufzurichten, frühzeitig ſchon und nicht ohne vielfache Opfer darauf bedacht war, mit dem Handel zugleich chriſtliche Erkenntniß und Geſittung unter den heidniſchen Einwohnern auszubreiten, und dieſe dadurch für ihre kaufmänniſchen Zwecke deſto zugänglicher zu machen. Mag es immer ſeyn, daß die Beweggründe hiezu im Lichte des Himmelreiches keineswegs lauter erſcheinen, und daß auch die Mittel, welche ſie für die Erreichung dieſes Zweckes erwählte, ſo wie die oberflächliche Haſtigkeit, womit ihre Sendboten bei der Verbreitung des Evangeliums zu Werke gingen, nicht immer den Grundſätzen des Chriſtenthums und der wahren Klugheit angemeſſen waren, ſo zeichnete ſich doch die holländiſche Regierung durch dieſes religiöſe Intereſſe mehrere Jahrhunderte lang vor der brittiſchen Regierung aus, welche bis in die neuere Zeit für die Ausbreitung chriſtlicher Erkenntniſſe und Kultur in den ihrem Scepter unterworfenen Heidenländern nicht nur ſelbſt nichts gethan hat, ſondern oft auch diejenigen zu hindern pflegte, welche etwas für dieſelben zu thun entſchloſſen waren. Auch nach Süd-Africa wurden von Holland aus noch im Laufe des ſiebenzehnten Jahrhunderts mehrere gelehrte und fromme Männer geſendet, welche zahlloſen Mühſeligkeiten und Gefahren ſich bereitwillig unterzogen, um unter dem Hottentottenvolke die bildende Erkenntniß des Chriſtenthums auszubreiten. Allein alle ihre Bemühungen waren vergeblich, indem durch die Habſucht der neuen Anſiedler ſowohl, als durch das harte Verfahren der Regierung gegen die ſchutzloſen Hottentotten jeder Weg zu ihren Herzen verrammelt wurde. Es war auch nach der Natur der Sache keinen Augenblick ein heilſamer Erfolg ihrer Miſſionsarbeiten zum Voraus zu erwarten, da es den Hottentotten wohl

bekannt war, daß die ausgeſendeten Prediger die zeitlichen Intereſſen der Regierung, in deren Dienſt ſie ſtanden, zu befördern, und ihnen für ihre irdiſchen Verluſte und für die Erduldung der ungerechteſten Mißhandlungen die Belohnungen des Himmels zu verſprechen hatten. Auch den Miſſionarien, die in ihre Mitte eingetreten waren, galt eben darum ihre rachſüchtige Erbitterung, weil ſie in ihnen nur leidige Tröſter erblickten, welche ihres Unglücks mehr zu ſpotten, als ihre Wunden mit dem Balſam der Gerechtigkeit und des Friedens zu heilen gekommen waren.

„Ich wage es zum Voraus zu weiſſagen", ſagt daher Colben, einer der frühern holländiſchen Magiſtrate in der Capſtadt, „daß wenigſtens für das gegenwärtige Geſchlecht jeder Verſuch, das Chriſtenthum unter den Hottentotten auszubreiten, eitel und vergeblich iſt." Colben beruft ſich hiefür auf das Zeugniß eines der holländiſchen Miſſionare, Böwing, welcher damals unter den Hottentotten arbeitete. „Dieſe Ungläubigen," ſagt dieſer, „zeigen den größten Widerwillen, wenn man über die Religion mit ihnen ſprechen will. Wie oft habe ich ſie nicht erinnert, Gundſcha, Gundſcha, wie ſie den allmächtigen Gott nennen, anzubeten, und Ihm für die Wohlthaten zu danken, welche ſie täglich aus ſeiner Hand empfangen. Sie ſelbſt verſäumen unter einander nicht, jede Dienſtgefälligkeit dankbar zu vergelten, und beugen ſich tief, wenn ſie von einem Freunde ein Geſchenk erhalten; warum, fragte ich ſie, zeigt ihr nicht die nämliche Dankbarkeit gegen Gott, von welchem jede gute Gabe kommt? Ich ſuchte nun auf jegliche Weiſe ihnen zu zeigen, wie ſie den Gott der Götter verehren und ſich dankbar gegen Ihn erweiſen ſollen; aber alsbald verloren ſie alle Geduld und gingen hohnlachend von mir hinweg, ſo daß ich nie den Weg finden konnte, um ſie in den Wahrheiten des Chriſtenthums zu unterrichten."

Es iſt mit Recht zu beklagen, daß die redlichen Bemühungen Einzelner, einen Zutritt zu den Herzen der Hottentotten für die erneuernde Kraft des Evangeliums zu finden, durch äußere Umſtände vereitelt wurden, deren He-

bung eben nicht in ihrer Gewalt stand, und so blieb nichts übrig, als dieses heilbringende Geschäft der Zeit und solchen Sendboten zu überlassen, welche als geduldete Fremdlinge dem niedergedrückten Volke näher treten konnten.

Es fehlte indeß nicht an christlichen Menschenfreunden in Holland, welche die Noth dieses Volkes theilnehmend zu Herzen nahmen und auf neue Mittel und Wege bedacht waren demselben zu Hülfe zu kommen. Einige derselben wandten sich von Amsterdam aus an die nicht lange zuvor neu gebildete mährische Gemeinde zu Herrnhut, welche wenige Jahre vorher ihre ersten Sendboten zu den Negersclaven Westindiens ausgesendet hatte, und forderten diese zu dem gleichen Liebesdienst für das arme Hottentottenvolk Süd-Africas auf. Ihre Bitte wurde dort in ernste Berathung gezogen, und einer ihrer bewährten Brüder, Georg Schmidt, erhielt nun von den Vorstehern der Gemeinde den Auftrag, diesem Ruf des HErrn nach der Capstadt zu folgen. Dieser wackere Streiter Christi konnte keinen Augenblick Bedenken tragen, in diesem Auftrage seiner Brüder einen Ruf Gottes zu erkennen, und dies um so mehr, da er bereits in einer guten Schule für solche Dornenbahn vorbereitet worden war, indem er um des Evangeliums Jesu willen bereits sechs Jahre (J. 1728—1734) in den finstern Kerkern Böhmens als Gefangener geschmachtet hatte.

Schmidt machte sich nun am 9. März 1736 im Namen seines Gottes getrost auf den Weg nach Amsterdam, wo ihn jedoch bereits eine lange Geduldsschule erwartete; denn er mußte ein ganzes Jahr lang dort verweilen, bis er die Erlaubniß erhalten konnte, auf einem Schiffe der ostindischen Gesellschaft nach der Capstadt mitzureisen. Endlich gelang es ihm am 11. März 1737, ein Plätzchen auf einem Schiffe zu finden. Die Tageslosung war: „Den Weg der Gerechten machet der HErr eben" (Sprüchw. 15, 19.), und dieses Wort Gottes durfte er auch in seinem Leben als Wahrheit reichlich erfahren. Nach einer stürmischen Seefahrt von vier Monaten kam er endlich wohlbehalten in der Capstadt an, wo er von dem dortigen Statthalter mit

bekannt war, daß die ausgesendeten Prediger die politischen Interessen der Regierung, in deren Dienst sie standen, zu befördern, und ihnen für ihre irdischen Verluste und für die Erduldung der ungerechten Mißhandlungen die Belohnungen des Himmels zu verschaffen hatten. Auch den Missionarien, die in ihre Mine eingetreten waren, galt eben darum ihre nachdrückige Erinnerung, weil sie in ihnen nur lästige Zeichen erblickten, welche ihres Unglücks mehr zu freuen, als ihre Wunden mit dem Balsam der Gerechtigkeit und des Friedens zu heilen gekommen waren.

„Ich wage es zum Voraus zu weissagen", sagt daher Golden, einer der frühern holländischen Magistrate in der Capstadt, „daß wenigstens für das gegenwärtige Geschlecht jeder Versuch, das Christenthum unter den Hottentotten aufzupflanzen, eitel und vergeblich ist." Golden beruft sich hiefür auf das Zeugniß eines der holländischen Missionare, Böwing, welcher damals unter den Hottentotten arbeitete. „Diese Ungläubigen," sagt dieser, „zeigen den größten Widerwillen, wenn man über die Religion mit ihnen sprechen will. Wie oft habe ich sie nicht ermahnt, Gundscha, Gundscha, wie sie den allmächtigen Gott nennen, anzubeten, und Ihm für die Wohlthaten zu danken, welche sie täglich aus seiner Hand empfangen. Sie selbst versäumen unter einander nicht, jede Dienstgefälligkeit dankbar zu vergelten, und beugen sich tief, wenn sie von einem Freunde ein Geschenk erhalten; warum, fragte ich sie, zeigt ihr [illegible] die nämliche Dankbarkeit gegen Gott, von welchem [illegible] gute Gaben [illegible] Ich suchte nun auf jegliche [illegible] den Gott der Götter [illegible] erweisen sollen; aber [illegible] gingen hohnlachend [illegible] Weg finden könnte [illegible] stenthums zu [illegible]

Es ist [illegible] mühungen [illegible] Hottentotten [illegible] finden, [illegible]

bung eben nicht in ihrer Gewalt stand, und so blieb nichts übrig, als dieses heilbringende Geschäft der Zeit und solchen Sendboten zu überlassen, welche als geduldete Fremdlinge dem niedergedrückten Volke näher treten konnten.

Es fehlte indeß nicht an christlichen Menschenfreunden in Holland, welche die Noth dieses Volkes theilnehmend zu Herzen nahmen und auf neue Mittel und Wege bedacht waren demselben zu Hülfe zu kommen. Einige derselben wandten sich von Amsterdam aus an die nicht lange zuvor neu gebildete mährische Gemeinde zu Herrnhut, welche wenige Jahre vorher ihre ersten Sendboten zu den Negersclaven Westindiens ausgesendet hatte, und forderten diese zu dem gleichen Liebesdienst für das arme Hottentottenvolk Süd-Africas auf. Ihre Bitte wurde dort in ernste Berathung gezogen, und einer ihrer bewährten Brüder, Georg Schmidt, erhielt nun von den Vorstehern der Gemeinde den Auftrag, diesem Ruf des HErrn nach der Capstadt zu folgen. Dieser wackere Streiter Christi konnte keinen Augenblick Bedenken tragen, in diesem Auftrage seiner Brüder einen Ruf Gottes zu erkennen, und dies um so mehr, da er bereits in einer guten Schule für solche Dornenbahn vorbereitet worden war, indem er um des Evangeliums Jesu willen [illegible] sechs Jahre (J. 1728—1734) in den finstern Kerkern [illegible] mens als Gefangener geschmachtet hatte.

Schmidt [illegible] sich nun am 9. März 1736 im Namen [illegible] Got[illegible] auf den Weg nach Amsterdam, wo [illegible] doch [illegible] lange Geduldsschule erwartete; denn [illegible] bis er die [illegible] ußte [illegible] der ostindischen [illegible] Endlich gelang [illegible] auf einem Schiffe [illegible] Den Weg der Ge- [illegible] 15, 19.), und [illegible] seinem Leben als [illegible] er stürmischen See- [illegible] ich wohlbehalten in [illegible] igen Stattha[illegible]

viel Freundlichkeit aufgenommen wurde. Zuerſt machte er häufige Ausflüge auf das Land, um die Hottentotten kennen zu lernen, und endlich entſchloß er ſich, von einem holländiſchen Corporal begleitet; nach einem Soldatenpoſten am Fluſſe Zondereinde, 28 Stunden von der Capſtadt, zu ziehen, wo ein Hottentotten-Kraal unter Capitän Africo ſich befand, der ihn mit ſeinen Leuten unter Muſik empfing und freundlich in ſeine Hütte aufnahm. Africo führte nun den Miſſionar in der Gegend umher, um ihm dieſelbe zu zeigen, und dieſer entſchloß ſich jetzt, ſich ein Gezelt aufzubauen und unter dieſem armen Völkchen ſich niederzulaſſen. Merkwürdig war dabei die Looſung des Tages: „Mache den Raum deiner Hütte weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung. Spare ſein nicht, dehne deine Seile lang, und ſtecke deine Nägel feſt“ (Jeſ. 54, 2.). Alſobald ging er ans Werk, ſich eine Hütte aufzubauen und einen Garten zu graben. Jeden Abend kamen die Hottentotten herbei, ihn zu ſehen, und er verſuchte jetzt ihre Sprache zu lernen, und zugleich durch Africo, der ſein Dolmetſcher war, ſie mit der Botſchaft des Heiles, die er ihnen brachte, bekannt zu machen. Die Hottentotten horchten ihm gerne zu und erklärten, ſie ſeyen froh ein ſolches Wort zu hören. Mit aller Anſtrengung ſuchte ſich nun Schmidt in die Hottentotten-Sprache hineinzuarbeiten; da er aber bald fand, daß ſie zu wortarm ſey, um die Gedanken des Evangeliums auszudrücken, ſo führte dies ihn zu dem Entſchluſſe, die Hottentotten Holländiſch zu lehren. Und alſobald machte er jetzt mit Africo's Familie den Anfang. Unbeſchreibliche Freude war es für ſein Herz, daß ein holländiſcher Corporal des Poſtens, mit dem er oft von der Liebe des Heilandes geſprochen hatte, für die Wahrheit gewonnen und aufrichtig zum HErrn bekehrt wurde. Dieſer Mann blieb ſein treuer Freund, bis ihn Gott von dieſer Erde wegnahm. Auch unter den Hottentotten zeigte ſich bald eine Frucht ſeiner Arbeit; aber als eben ſeine Lage angenehmer und der Segen ſeiner Wirkſamkeit ſichtbar wurde, bekam er die Weiſung die Stelle zu verlaſſen, weil ſie zu nahe bei dem Wachpoſten

der Regierung ſich befinde — wohl aber mehr darum, weil einige benachbarte Coloniſten ihn um ſein ſchön angebautes Landſtück beneideten und daſſelbe an ſich zu ziehen beſchloſſen hatten.

Schmidt verließ nun am 23. April 1738 ſeine Wohnſtätte und zog fünf Stunden weiter an eine wüſte Stelle am Sergeants-Fluſſe, mit einem Häuflein von 18 Hottentotten, welche ihn und ſeine Lehre lieb gewonnen hatten. Hier baute er ſich eine neue Hütte auf, legte einen Garten an und unterrichtete ſeine Hottentotten im Ackerbau. Indeß hatte ſeine Schule einen gedeihlichen Fortgang, und unter ſeinen Schülern zeichnete ſich beſonders einer aus, Namens Wilhelm, der die Vergebung ſeiner Sünden im Glauben an den HErrn Jeſum gefunden hatte. In der Folgezeit ward dieſer ſein Gehülfe und bezeugte ſeinen Landsleuten in ihrer Mutterſprache, daß er aus Erfahrung erkannt habe, daß das, was ihnen der Miſſionar von Gott unſerm Heiland ſage, vollkommen wahr ſey. Allmählig ward die Anzahl ſeiner Schüler immer größer, und die Hottentotten ſandten ihm mit Vergnügen ihre Kinder zu, um ſie Holländiſch zu lehren, und um ihn in Stand zu ſetzen, den Kindern die nöthige Koſt zu geben, ſchickten ſie ihm ein Paar Milchkühe zu nebſt einem Vorrath von Wurzeln, die ſie geſammelt hatten. Die beiden Hottentotten-Häuptlinge der Gegend, Afrieo und Kibbodo, wurden zu ſeiner großen Freude für den Glauben an Chriſtum gewonnen, und ihr rechtſchaffener Wandel diente als geſegnetes Förderungsmittel des Evangeliums unter ihren Landsleuten. Beide wurden im Jahr 1742 von dem Miſſionar getauft. Aber kaum war es in der Capſtadt bekannt geworden, daß einige Hottentotten durch die Taufe in die Chriſtengemeinde aufgenommen ſeyen, ſo geriethen die Leute darüber in Erſtaunen, und Viele drückten ihren lauten Unwillen darüber aus. Selbſt dem Prediger der Capſtadt war die Sache räthſelhaft, und als einmal zufällig einige der getauften Hottentotten in die Stadt kamen, ſo ließ er ſie in ſein Haus führen, um ſie über ihr Glaubensbekenntniß zu prüfen. Ihre Antwort war

einfach und genügend, und auf ſeine Frage: ob ſie auch leſen gelernt hätten? zogen ſie ein holländiſches Neues Teſtament heraus und laſen ihm das dritte Capitel aus dem Evangelium Johannes vor. Der Geiſtliche ermahnte ſie nun ihrem Lehrer gehorſam zu ſeyn, und entließ ſie im Frieden.

Im Jahr 1743 nahm das Häuflein der Neubekehrten immer mehr zu; aber bald wußten nun auch die zahreichen Widerſacher der Miſſionsarbeit ſo große Hinderniſſe in den Weg zu legen, daß dem Miſſionar kein anderer Rath übrig blieb, als nach Europa zurück zu reiſen, um durch Unterhandlungen mit der Regierung dieſe Schwierigkeiten für immer aus dem Wege zu ſchieben. Das Häuflein der Neubekehrten zerfloß in Thränen, als er ſie am 30. October 1743 verließ, nachdem er dem frommen Africo ſeine Hütte und ſeinen Garten übermacht hatte. Aber erſt im Juni des folgenden Jahres kam Miſſionar Schmidt in Holland an, wo ſeine und ſeiner Brüder angelegentliche Bemühung, die Hinderniſſe der Miſſionsſache zu heben und die Geſtattung für ſeine Rückkehr wieder zu erhalten, gänzlich vergeblich war.

Auf dieſe Weiſe endigte ſich der erſte Miſſionsverſuch unter den Hottentotten. Das Häuflein der Gläubigen, das Miſſionar Schmidt an dieſer Stelle, die uns in der ſpäteren Geſchichte unter dem Namen Paviansklooſ (Affenberg) ſich bekannt macht, zurückließ, beſtand im Ganzen in 47 Seelen, welche jetzt als Schafe, die keinen Hirten hatten, in der Wildniß des Lebens ihren eigenen Pfad aufzuſuchen genöthigt waren, jedoch von dem großen Oberhirten der Schafe nicht vergeſſen blieben.

Lange blieb das gläubige Häuflein beiſammen, um der Rückkehr ihres geliebten Lehrers zu warten; aber endlich, da er nach Jahren nicht wieder kam, blieb ihnen nichts übrig, als ſich im Lande umher zu zerſtreuen, und da ihnen der Beſuch der Chriſtenkirchen verboten war, in der ſtillen Verborgenheit der Wildniß ihrem Gotte zu dienen. Wohl ward durch ihre Zerſtreuung auf verborgenen Wegen unter dem Hottentotten-Volke jenes Verlangen nach chriſtlichem

Unterricht verbreitet, das ſich in der Folgezeit von allen Seiten bei dem Volke kund that, als ſpäter unter günſtigern Umſtänden ein Paar chriſtliche Sendboten wieder in ihrer Mitte eintraten, um ſie mit dem Glauben an Chriſtum bekannt zu machen. Als 36 Jahre ſpäter, im Jahr 1780, während welcher Zeit die Miſſion auf der Colonie ſtille geſtanden hatte, einige Miſſionarien der Brüdergemeine auf ihrem Wege nach Oſtindien bei der Capſtadt landeten, wurden ſie mit einem frommen Hottentotten-Weibe bekannt, das von Miſſionar Schmidt getauft worden war und ein großes Verlangen ausdrückte, daß die Miſſion wieder erneuert werden möchte. Sie war im Beſitze einer holländiſchen Bibel, die er ihr geſchenkt hatte, und die ſie über alles Erdengut hoch ſchätzte.

Die Nachricht von den verborgenen Samenkörnern der Wahrheit, die zerſtreut auf dem frühern Erntefeld der Hottentotten noch immer übrig geblieben waren, machte nun in Europa unter den Freunden der Miſſionsſache das Verlangen rege, das Bekehrungswerk im ſüdlichen Africa aufs Neue anzuknüpfen; und als im Jahr 1789 der Synodus zu Herrnhut eine Geſtattung hiezu von der holländiſchen oſtindiſchen Geſellſchaft erhalten hatte, ſo ſegelten im Jahr 1792 drei Miſſionarien der Brüdergemeine, H. Marſchveld, Dr. Schwinn und Ch. Kühnel nach Süd-Africa ab, um unter unerwartet günſtigen Umſtänden das chriſtliche Bekehrungswerk unter den Hottentotten aufs Neue zu beginnen. Bei ihrer Ankunft in der Capſtadt wurden ſie zu ihrer großen Freude gewahr, daß kurz zuvor eine Erweckung ſtattgehabt und ein Verein von etwa 60 heilsbegierigen Seelen ſich gebildet hatte, welche wöchentlich zwei Mal zu ihrer gemeinſchaftlichen Erbauung zuſammenkamen. Dieſe hießen ſie jetzt von Herzen willkommen und drückten ihre große Freude darüber aus, daß Gott wieder zur Verkündigung des Evangeliums unter den armen Hottentotten eine Thüre geöffnet habe. Sie ſollten nach dem Rathe ihrer Freunde in der Capſtadt den Aufſeher eines anſehnlichen Diſtrictes, Herrn Tennis, abwarten, dem ſie ſodann von

ihnen empfohlen werden ſollten, und von welchem ſich hoffen ließ, daß er ihr heilſames Beginnen aus allen Kräften unterſtützen werde.

Während ihres Aufenthaltes in der Capſtadt hatten die Miſſionare Gelegenheit, auch die Anſichten der Bauern über ihr Vorhaben des Miſſionswerks zu hören. Einige derſelben erklärten ſie geradezu für wahnſinnig, und Andere ließen es laut merken, daß ſie Mittel finden würden ſie aus dem Leben zu ſchaffen, wenn ſie den Unterricht mit den Hottentotten beginnen wollten. Dies konnte ſie indeß keinen Augenblick in ihrem Entſchluſſe wankend machen. Sie übergaben ſich und ihr Werk Gott, ihrem Heilande, in der getroſten Zuverſicht, daß ihnen nichts begegnen könne, was Er nicht zum Voraus zu ihrem Beſten angeordnet habe.

Als nun Herr Tennis in der Stadt ankam, ward von dem Statthalter ſowohl als von ihren Freunden für zweckmäßig erachtet, daß ſich die Miſſionarien zuerſt zu Paviansklooſ, fünfzig Stunden von der Capſtadt, niederlaſſen ſollten, wo ihr verſtorbener Bruder Schmidt früher gearbeitet hatte. Hiemit waren die Miſſionare um ſo mehr zufrieden, da nach der Verſicherung ihrer Freunde gerade in dieſer Gegend die meiſten Hottentotten anzutreffen waren, und ſie machten ſich daher am 20. December 1792 dahin auf den Weg. Bei ihrer Ankunft daſelbſt warfen ſie ſich gemeinſchaftlich auf ihre Kniee nieder, um ſich Ihm mit Leib und Seele als Seine Erlöſeten zu Seinem Dienſte zu heiligen, und ſich und ihr Werk Seiner gnadenvollen Leitung anzuvertrauen. Auf ihre Frage, ob einer der anweſenden Hottentotten die Stelle noch wiſſe, auf welcher des vollendeten Georg Schmidt's Hütte geſtanden habe, trat alſobald ein Mann hervor, der ſie zu der Stätte hinführte, wo ſie noch ein großes Stück Mauer und mehrere Fruchtbäume im Garten antrafen.

Bald machten die Miſſionare auch mit einer alten Hottentottin in der Nachbarſchaft Bekanntſchaft, welche Schmidt getauft hatte, die aber jetzt ſo ſchwach war, daß ſie nicht mehr gehen konnte. Sie ſagte ihnen, ihr Name

sey Helena, und sie sey noch allein übrig geblieben von Allen, welche Schmidt getauft hatte. Auf die Frage an sie, ob sie sich noch der Lehre erinnere, in welcher sie unterrichtet worden sey, gestand sie einfältig ein, daß sie Alles vergessen habe und nur noch so viel davon wisse, daß er ihnen oft von Jesu gesprochen habe, der vom Himmel gekommen und ein Mensch geworden sey und am Kreuz gestorben, um uns von unsern Sünden zu erlösen. Auf die Versicherung der Missionare, sie seyen Schmidt's Brüder und in der Absicht hieher gekommen, um den Hottentotten den Weg zur Seligkeit zu zeigen, rief sie aus: „Dafür sey Gott gepriesen!" Sie zeigte ihnen nun ein holländisches Neues Testament, das sie von dem seligen Schmidt zum Geschenk erhalten hatte, und das sie sorgfältig, in ein Paar Schafpelze eingewickelt, aufbewahrte. Sie war blind und konnte nicht mehr lesen; aber ein anderes Weib, das von einem Schüler des seligen Schmidt unterrichtet worden war, pflegte ihr in ihrer Hütte vorzulesen und auf diese Weise das kleine Fünklein der Liebe Christi in der Seele der Alten lebendig zu erhalten. An dieser Stelle richteten nun die drei Missionare eine kleine Wohnung auf, und während sie mit derselben beschäftigt waren, kamen kleine Schaaren wahrheitsuchender Hottentotten herbei, um sich neben ihren Lehrern anzusiedeln und eine christliche Missionscolonie aufzurichten, welche für das arme Hottentotten-Volk ein Leuchtthurm im finstern Lande werden sollte.

Aber bald gab das stille Aufblühen dieser Niederlassung den umherwohnenden holländischen Gutsbesitzern einen neuen Stoff, ihren bittern Groll gegen diese verhaßte Nation an den Tag zu legen, und ihr Haß wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß die Cap-Regierung selbst den Landdrosten die bestimmte Erklärung zusandte, daß den Missionaren zu Pavianskloof von der Regierung die Gestattung gegeben worden sey, eine christliche Gemeinde daselbst aus den Hottentotten zu sammeln, und daß sie in ihren Arbeiten auf keinerlei Weise beeinträchtigt, sondern vielmehr gefördert werden sollten. Diese Erklärung war das Feldzeichen zu

allgemeiner Unzufriedenheit, und ſelbſt die Unterbeamten der Regierung wagten es nicht, ſich der Miſſionare auf irgend eine Weiſe anzunehmen, aus Furcht, den rohen Groll der Bauern dadurch auf ſich zu laden. Letztere ſuchten indeß durch die lügenhafteſten Verläumdungen dem begonnenen Miſſionswerke auf jegliche Weiſe Schaden zuzufügen. „Sie werden euch," ſagten ſie zu den Hottentotten, „Anfangs ſehr freundlich behandeln; gebt ihr ihnen aber Gehör, ſo kommen Mehrere nach, und dann ſchicken ſie euch alle als Sclaven nach Batavia." — „Wartet nur ein wenig," ſprach ein Anderer, „ich habe gehört, daß ſie ihre Schüler aufs Grauſamſte mißhandeln und eine ganze Kiſte voll Bambusſtöcke mit ſich gebracht haben, um euch bis aufs Blut zu peitſchen." — Aller dieſer Einreden ungeachtet kamen dennoch die Hottentotten zutrauensvoll herbei, und die Miſſionare durften die Wahrnehmung machen, daß eine bewunderungswürdige Begierde nach Unterricht bei Vielen von ihnen aufgewacht war.

Im März 1793 ward nun ihr Wohnhaus, das zugleich als Bethaus eingerichtet war, feierlich eingeweiht, und die Lehrer flehten mit dem kleinen Häuflein ihrer Neubekehrten zu Chriſto, daß Sein Geiſt in denſelben wohnen, und daß Er ihnen Kraft und Gnade verleihen möge, mit Freudigkeit von Seinem Kreuzestode zur Rettung einer verlornen Welt zu zeugen, und Ihm viele Heiden zum Preiſe Seines Namens zuzuführen. Am folgenden Tage wurde nun der Anfang mit einer Schule gemacht, wobei ſich alſobald 60 Erwachſene und Kinder als lernbegierige Schüler einfanden. Dieſe beſuchten den Unterricht mit großer Pünktlichkeit, und auch die alte Helene mit ihrer Freundin wohnte demſelben bei, und ſchon nach 14 Tagen hatten die Miſſionare die Freude, daß die Meiſten fertig das Holländiſche buchſtabiren gelernt hatten. Dagegen leiſteten die Bauern den trotzigſten Widerſtand, bedrohten und mißhandelten die Erwachſenen, welche am Unterricht Antheil nahmen, und ſchloſſen die Kinder ein, damit ſie nicht von ihren Müttern zur Schule

gebracht werden möchten. Nur Herr Tennis blieb ihnen bis jetzt getreu und that was er konnte, um ihre heilsamen Arbeiten zu fördern. Einmal führte er selbst auf seinem Wagen den Missionar Marschveld nach der Capstadt, um dort Missionsangelegenheiten ins Reine zu bringen. Dieser fromme Diener des HErrn fand unterwegs Gelegenheit, sich auf ein Paar Stunden in die Einsamkeit einer Felsenhöhle zu begeben, um sein volles Herz vor Gott, seinem Heilande, auszuschütten. „Als wir," so bemerkt derselbe in seinem Tagebuche, „am Fuße eines Hügels angekommen waren, machte ich mich auf die Seite, um in einer Höhle auszuruhen. Hier wandte ich mich mit vielen Thränen zum HErrn und flehte zu Ihm, daß Er meine Brüder zu Pavianskloof segnen und ihnen die Gnade verleihen wolle, welche sie für den Anfang ihrer Arbeit unter den Hottentotten bedürfen. Ich selbst fühlte mich der Ehre ganz unwürdig, unserem Heilande an seinem Reiche zu dienen, und mußte mich wundern, daß Er ein so armes Geschöpf, wie ich bin, als Werkzeug gebrauchen wolle, Seine große Liebe den verlornen Seelen verkündigen zu dürfen. Ich erinnerte mich daran, wie es mir zu Muthe war, als ich zuerst an die Brüdergemeine mich anschloß. Mein höchster Wunsch bestand darin, ganz unbemerkt in ihrem Kreise zu leben, mein Stücklein Brot durch Händearbeit zu verdienen und selbst in Armuth und Dürftigkeit den Umgang mit Kindern Gottes zu genießen. Und jetzt bin ich zu Seinem Dienste unter den Heiden berufen! Da muß ich wohl sagen: Du großes, ja gutes, ja freundliches Wesen, Du hast Dir was Schlechtes zum Lustspiel erlesen. Ich durfte in diesem Augenblick die Gnadengegenwart Gottes und Seinen Frieden so mächtig inne werden, daß ich voll Freuden wieder aus der Felsenhöhle heraustrat." Dies ist der einzig gültige Missionssinn im Reiche Gottes, und jeder andere Sinn, der diesem nicht gleicht, vermag nichts Rechtes auf dem Dornenacker der Welt auszurichten. Nur auf diesem Wege wird die Welt durch den Glauben überwunden, und wer diesen Sinn nicht lebendig in seiner Seele trägt und in der Ge-

meinſchaft Chriſti mit allem Ernſte zu bewahren ſtrebt, der iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes, wenn er auch die glänzendſten Talente und die ausgeſuchteſte Wiſſenſchaft mit ſich in die Miſſionslaufbahn hereinbrächte.

Bei ſolcher Herzensniedrigkeit konnte es auch an den Segnungen Gottes in der Gemeinde der Neubekehrten nicht fehlen. „Wir wünſchten," ſchrieben die Miſſionare um dieſe Zeit, „unſere Brüder und Freunde in Europa könnten in unſere Verſammlungen hineinſehen und die tiefe Ehrfurcht wahrnehmen, womit die Hottentotten unſer Zeugniß aufnehmen, daß Jeſus ſie bis zum Tode geliebet habe. Es iſt als ob ſie die Worte von unſerm Munde hinweg voll Begierde verſchlingen wollten, und Viele ſind öfters ſo gerührt, daß die Thränen reichlich über ihre Wangen fließen. Am letzten Oſterfeſte ſprachen wir zu unſern Leuten von der glorreichen Auferſtehung unſers HErrn von den Todten, und 44 Hottentotten wohnten mit ſolch ehrfurchtsvoller Stille der Predigt bei, wie ſie kaum unter den Chriſten angetroffen wird. Schon iſt der Raum in unſerm Betſaale viel zu enge, und täglich hören wir von ſolchen, welche ſich bei uns niederlaſſen wollen, um das Evangelium zu hören."

Am Ende des Jahres 1794 hatte ſich bereits die Bevölkerung von Paviansklooſ auf mehr denn 200 Seelen vermehrt, und ihre Schulen faßten 30 Männer, 70 Frauen und 70 Kinder in ſich.

Es war nicht zu erwarten, daß ſolches Gedeihen der Gemeinde lange unangefochten bleiben würde. Die Umtriebe ihrer Widerſacher, der Bauern, wurden ſo ſtark, daß ſelbſt die Beamten der Regierung, welche den aufrühreriſchen Geiſt derſelben kannten, ſich von ihren feindſeligen Abſichten fortreißen ließen. Zuerſt wurde den Miſſionaren verboten, keine neue Hütte, und nicht einmal einen Ziegenſtall, auf dem Platze weiter aufzurichten. Nicht lange hernach langte unter dem trügeriſchen Vorwande, daß ſie die herumſtreifenden Ausreißer bei ſich aufnähmen, der Befehl bei ihnen an, daß alle Hottentotten die Stelle verlaſſen ſollten. Da es ihnen leicht war, dieſes falſche Vorgeben durch die That zu wider-

legen, ſo ward dieſer Befehl wieder zurückgenommen, aber nur, um einen deſto grauſameren nachfolgen zu laſſen. Tennis, welcher Anfangs ſo freundlich gegen ſie gehandelt hatte, aber jetzt von den Bauern auf ihre Seite gebracht worden war, ging damit um, die ganze Niederlaſſung für ſeinen Sohn in Anſpruch zu nehmen, der ſich bereits zu Paviaskloof angeſiedelt hatte. Dieſer veranlaßte durch Beſtechungen einen Hottentotten-Baas (Capitän), der Regierung zu berichten, daß die Viehheerden der Hottentotten zu Paviaskloof ſo ſehr zugenommen hätten, daß die umher wohnenden Bauern keine Weideplätze mehr fänden, und unverweilt war der Befehl der Regierung da, daß die Hottentotten mit ihren Heerden wieder zu ihren frühern Weideplätzen zurückkehren ſollten, obgleich es Thatſache war, daß die Bauern jeden fruchtbaren Schuhbreit im ganzen Lande umher bereits in Beſitz genommen hatten. Allein die Hottentotten, denen am chriſtlichen Unterrichte mehr als an ihrem Vieh gelegen war, erklärten, daß ſie dieſer ungerechten Forderung kein Genüge leiſten könnten. „Wir müſſen," ſagten ſie, „an einer Stelle uns aufhalten, wo wir täglich Gelegenheit haben das Wort Gottes zu hören, und können zu unſern alten Wegen nicht mehr zurückkehren." —. „Wir können die Gemeinde der Chriſten nicht verlaſſen," ſagten Andere, „es mag nun daraus folgen was da will; dies kommt uns vor, als ob wir Chriſtum verläugnen ſollten; aber wir wiſſen, daß die Leiden dieſer Zeit nur kurz ſind, und daß eine ewige Herrlichkeit auf ſie folgt." Einer unter ihnen verkaufte lieber ſein Vieh, um an der Stelle bleiben zu können, wo der Name des HErrn geprediget wurde. Capitän Tennis wiederholte jetzt die Regierungsbefehle, und es verbreiteten ſich Gerüchte, daß der Landdroſt von Stellenboſch innerhalb wenigen Tagen kommen, die Colonie aufheben und die Miſſionare vertreiben werde. Der Jammer des Volkes war unbeſchreiblich, während die Liebe ihres Herzens zu ihren Lehrern in volle Flammen ausbrach. „Die Bauern mögen mit uns thun was ſie wollen," ſagten ſie weinend, „wenn ſie nur unſern Lehrern keinen Schaden zufügen." Auch

wollten ſie ſich von ihren Lehrern nicht tröſten laſſen, welche, während ſie ihren lieben Hottentottenbrüdern Muth einſprachen, ſelber des Troſtes bedurften.

Ihre Verlegenheit vermehrte ſich durch die Ankunft eines mit acht Pferden beſpannten und von zwei Reitern begleiteten Wagens, in welchem mehrere Herren ſaßen, die in einiger Entfernung von der Colonie ſtille hielten. Einer derſelben, Herr Clude, Beſitzer von Conſtantia und ehemaliger Schüler des Miſſionars Schmidt, kam indeß mit einem Rathsgliede, Hrn. Hoffmann, bald herbei, und Beide erkundigten ſich aufs Genaueſte nach der Wahrheit oder Falſchheit der verbreiteten Gerüchte und überzeugten ſich aufs Klarſte, daß die Miſſionare mit ihren Hottentotten ſchnöde verläumdet worden waren. Die zahlreichen Heerden, die ſie beſitzen ſollten, beſtanden in 100 Ziegen, 5 Ochſen und 5 Milchkühen, während der ihnen zugewieſene Platz das Zehnfache nähren konnte. Jetzt eilten ſie nach der Capſtadt zurück, um die Regierung mit dem wahren Zuſtand der Dinge bekannt zu machen, und dies hatte zur Folge, daß ſie ihre feindſeligen Befehle alſobald wieder zurücknahm.

Mitten unter dieſen Drangſalen blieb indeß das Werk Chriſti keineswegs ſtille ſtehen; vielmehr rückte es lieblich vorwärts. „Wir dürfen zu unſerm großen Vergnügen wahrnehmen,“ ſchrieben die Miſſionare um dieſe Zeit, „daß gerade unter dieſen Widerwärtigkeiten eine beſondere Erweckung unter dem Volke ſtattfindet. Kaum geht ein Tag vorüber, daß nicht einer oder mehrere Hottentotten zu uns kommen und bisweilen unter vielen Thränen fragen: was ſollen wir thun, daß wir ſelig werden?“ — Da den Bauern der Verſuch, die Gemeinde auseinander zu jagen, mißlungen war, ſo wollten ſie jetzt mit Gewalt erzwingen, was ſie mit Hinterliſt nicht erreichen konnten. Die Revolution, welche in dieſen Jahren auch Holland erſchütterte, hatte den Einfluß und das Anſehen der Colonial-Regierung in hohem Grade geſchwächt, und die Bauern hatten eine ſo übermächtige Vorſtellung von ihrer eigenen Bedeutſamkeit, daß ſie ihren Gebietern öffentlich Trotz boten. Eine

Bande von etwa 100 Empörern, die ſich Nationalgarden nannten, rückten bewaffnet und in drohender Stellung gegen die Hauptſtadt; aber ihre Drohungen galten vorzugsweiſe der Miſſionsniederlaſſung, indem ſie laut erklärten, daß ihr erſter Schritt dahin gerichtet ſey, dieſelbe gänzlich zu zertrümmern.

Von einem Beſuche der Inſurgenten bedroht, wurden am 13. Juni 1794 alle waffenfähigen Hottentotten nach der Hauptſtadt gerufen. Die neu bekehrten Glieder der Gemeinde äußerten jetzt ihre Abneigung gegen dieſen Befehl; als aber die Miſſionarien ihnen vorſtellten, es ſey Chriſtenpflicht der rechtmäßigen Obrigkeit Gehorſam zu leiſten, ſo machten ſie ſich ruhig am andern Morgen auf den Weg. Indeß machte doch Einer von ihnen an ſeinen Lehrer die Frage: wenn er gegen den Feind geführt werde, ob er dann tödten dürfe? worauf ihm der Lehrer zur Antwort gab: er könne ihm weiter nichts ſagen, als daß er ſeinen Vorgeſetzten gehorſam ſeyn ſolle. Beunruhigende Gerüchte verbreiteten ſich jetzt von allen Seiten, und beſonders ſprachen die Bauern ihren bittern Groll gegen Paviansklooof immer lauter aus. Die holländiſche Regierung that Alles, um die Empörer zufrieden zu ſtellen; aber dieſe Nachgiebigkeit vermehrte nur ihren Uebermuth. Die Bauern verlangten mit Ungeſtüm, daß die bekehrten Hottentotten auseinander gejagt werden ſollten, weil ſie nicht dulden könnten, daß die Kinder derſelben klüger werden ſollten als ihre eigenen, und es wurde nun den Miſſionaren durch Capitän Tennis angezeigt, daß ſie, um der Gefahr des Untergangs zu entrinnen, die Auflöſung der Gemeinde unverweilt bewerkſtelligen ſollten. Nach viel Berathung und Gebet glaubten ſie zur Erhaltung des Volkes dies thun zu müſſen, obgleich es ihnen eine bittere Aufgabe war, Leute, in denen der Geiſt Gottes ſo mächtig arbeitete, und welche um des Evangeliums willen Alles verlaſſen hatten, in die Wildniß hinauszuſtoßen. Indeß blieb dennoch kein anderer Rath übrig, als dies der Gemeinde kund zu thun. „Wir können den Eindruck gar nicht beſchreiben," berichten ſie, „den dieſes Wort auf die armen

Geſchöpfe machte. Sie brachen in lautes Weinen und Wehklagen aus und konnten damit gar nicht aufhören. Ein ſteinernes Herz würde zerſchmolzen ſeyn beim Anblick der armen Kinder, welche wenige Stunden hernach, auf den Rücken ihrer weinenden Mütter gebunden, den Weg nach der Wildniß antraten, in welcher der beſtändige Regen alle Flüſſe und Bäche angeſchwellt hatte. Wir waren von Schmerz ſo übernommen, daß wir uns in die Einſamkeit zurückziehen mußten, gemeinſchaftlich auf unſre Kniee niederfielen und mit blutendem Herzen den HErrn anflehten, ſich dieſes armen Volkes zu erbarmen, und in ihrer Zerſtreuung das Verlangen nach Ihm und Seinem Wort in ihren Herzen zu bewahren."

Bald darauf ließ Tennis die Miſſionare wiſſen, eine Truppe bewaffneter Bauern ſey im Anmarſch, und einer derſelben ſoll ihnen entgegen gehen, um von denſelben ihr Verlangen zu erfahren. Miſſionar Kühnel begab ſich nun in ihre Mitte und erfuhr von dieſen Freunden der Freiheit, welche das Looſungswort: „Freiheit und Gleichheit" auf ihrem Banner geſchrieben hatten, daß ſie der Regierung eine Klagſchrift eingegeben hätten, in welcher es unter Anderm heißt: „Wir werden es nimmermehr geſtatten, daß die Miſſionare die Hottentotten unterrichten; denn da es viele Chriſten im Lande gibt, welche keinen Unterricht empfangen, ſo taugt es nicht, daß die Hottentotten klüger werden als die Chriſten; vielmehr ſollen ſie bleiben, was ſie vormals geweſen ſind. Die Hottentotten ſollen den Bauern 25 Jahre dienen, ehe ſie Lohn empfangen, und alle Buſchmänner ſollen lebenslängliche Sclaven bleiben."

Wenige Tage hernach wurde nun den Miſſionaren von dem Diſtricts-Commandanten Piſſani der Befehl zugeſendet, den Platz innerhalb drei Tagen zu verlaſſen und ſich nach der Capſtadt zu begeben, widrigenfalls ſie ſich einer ſchweren Strafe ausſetzten. Ein Widerſtand würde fruchtlos geweſen ſeyn, und ſie entſchloſſen ſich daher, den Weg nach der Capſtadt anzutreten. Herzzerreißend war der Abſchied von den geliebten Hottentotten, welche noch auf der

Colonie sich befanden, und die sie jetzt eine Strecke Wegs begleiteten; jedoch milderte sich der Schmerz durch die stille Hoffnung, einander bald wieder zu sehen. Als sie in der Capstadt dem Statthalter ihre Aufwartung machten, äußerte dieser seinen Unwillen über die anmaßende Vorschnelligkeit des Commandanten und ertheilte ihnen nach wenigen Tagen die Gestattung, mit einem Sicherheitsbriefe von seiner Hand wieder nach Paviauskloof zurückzukehren. Allein noch an demselben Abend wurde durch einen Kanonenschuß den Einwohnern der Stadt verkündigt, daß die holländische Flotte von der brittischen geschlagen worden sey, und Alles wurde jetzt zu den Waffen gerufen. Die Missionare eilten von diesem Schauplatz der Verwirrung so schnell wie möglich hinweg, ihrem friedlichen Dörfchen zu, wo sie von den noch zurückgebliebenen Hottentotten mit offenen Armen empfangen wurden.

Dritter Abschnitt.

Die Mission begünstigt von der brittischen Regierung. — Gedeihlicher Zustand derselben. — Vergeblicher Widerstand der Bauern. — Aeußerlicher Wohlstand von Paviauskloof. — Barrow's Zeugniß. — Die Kirche erweitert. — Ankunft neuer Missionare. — Ansteckende Krankheit. — Theurung. — Feindseligkeit der Bauern. — Die Capcolonie den Holländern zurückgegeben.

Kaum hatten die englischen Truppen unter Anführung des Generals Craig im August 1795 Besitz von der Capstadt gewommen, so wurde den Hottentotten gestattet, wieder zu ihrem heimathlichen Heerde zurückkehren zu dürfen. Da indeß der Capitän Tennis dem Wiederaufleben der Missionsniederlassung zu Paviauskloof den entschlossensten Widerstand entgegensetzte, so machte sich Missionar Marschveld nach der Capstadt auf den Weg, um mit den Gesinnungen des brittischen Generals über diesen Gegenstand persönlich bekannt zu werden, der ihm auch alsobald die Versicherung seines Schutzes und seines Wohlwollens ertheilte und wirk-

ſame Maaßregeln zu treffen verſprach, falls irgend ein bekehrter Hottentotte verhindert werden ſollte, ſich an das Häuflein ſeiner Mitbrüder anzuſchließen. Zudem wurde den Miſſionaren die Geſtattung ertheilt eine Kirche aufzubauen und das nöthige Bauholz hiezu angewieſen, und ſo wurde am 14. December deſſelben Jahres der Grundſtein zur erſten Kirche für die Hottentottengemeinde im ſüdlichen Africa gelegt. Bald blühte die Miſſion zu Paviansklooſ in einer Weiſe auf, welche alle Erwartungen der Miſſionsarbeiter übertraf, und die Hottentotten kamen ſchaarenweiſe nicht blos bei Tag, ſondern auch bei Nacht herbei, um nach dem Wege des Heils zu fragen. Am Chriſtfeſte 1795 hatten ſie ihren feierlichen Gottesdienſt unter dem Schatten der Bäume, welchem bereits über 500 Hottentotten heilsbegierig beiwohnten. So wurde dieſes Jahr ſchwerer Drangſale und vielfacher Schmerzen an ſeinem letzten Schluſſe mit Gnade und Barmherzigkeit gekrönt.

Unter der brittiſchen Regierung genoß nun die Miſſion einen kräftigern Schutz denn zuvor. Da ſie vom Widerſtande der Bauern nichts mehr zu fürchten hatte, ſo durfte ſie jetzt in einer Weiſe ſich ausdehnen, wie ſie es unter der frühern Regierung nie gewagt haben würde. Indeß wachte ihr alter Trotz bald wieder auf, als das Gerücht ſich verbreitete, daß die Franzoſen Beſitz von der Capcolonie nehmen würden. Ein Haufe Bauern machte neue Verſchwörungen zum Untergang von Paviansklooſ, und der Hof des Capitäns Tennis war der Sammelplatz der Feindſeligen; aber kaum hatte der brittiſche General dies vernommen, als er ihnen nachdrücklich melden ließ, daß der geringſte feindſelige Schritt gegen das Bekehrungswerk der Hottentotten ihnen unausbleibliche Strafen zuziehen würde, worauf die Anführer für gut fanden wieder auseinander zu gehen und für jetzt auf ihre Plane Verzicht zu leiſten. Nun hatte die Miſſionsniederlaſſung die willkommenſte Gelegenheit, nicht nur in der Erkenntniß Gottes ſich gemeinſchaftlich zu erbauen, ſondern auch bürgerlicher Gewerbsthätigkeit mit allem Fleiße obzuliegen. Eine Schmiede ward aufgerichtet und mit

Meſſerſchmiedarbeiten der Anfang gemacht. Eben ſo wurde ungeſäumt an die Errichtung einer Kornmühle und die Anlegung eines Weinberges Hand angelegt. Die Bauern ermangelten indeß nicht, im Stillen der aufblühenden Gewerbsthätigkeit von Paviauskloof jedes Hinderniß in den Weg zu legen. Sie kamen miteinander überein, keine Waare zu kaufen, welche dort verfertigt worden ſey. Indeß wurde dennoch bald die Nachfrage nach Meſſerwaaren größer, als die angeſtellten Arbeiter verfertigen konnten, und es dauerte nicht lange, ſo kamen ſelbſt einige ihrer erbittertſten Feinde herbei, um Kornvorräthe zu kaufen, weil ſie dieſelben hier um wohlfeilern Preis als auf dem Marktplatze finden konnten.

Bald fehlte es Paviauskloof nicht an freundlichen Beſuchern, welche über den Arbeitsfleiß der Hottentotten ihre Freude zu Tage legten. Der bekannte engliſche Reiſebeſchreiber Barrow legt dieſer Miſſionsniederlaſſung in ſeiner Reiſebeſchreibung folgendes ehrenvolle Zeugniß bei: „Auf unſerm Zuge das Thal hinauf, durch welches der endloſe Fluß, Zondereinde, ſich ſchlängelt, machten wir Abends auf einer Ebene Halt, auf welcher die Miſſionsniederlaſſung der mähriſchen Brüder, Paviauskloof genannt, errichtet iſt. Schon am frühen Morgen wurde ich durch die Melodie von ein paar herrlichen Stimmen aufgeweckt, wie ich ſie nie zuvor gehört hatte, und als ich hinaus blickte, ſah ich eine Gruppe von Hottentottinnen auf dem Boden ſitzen. Weil es gerade Sonntag war, ſo hatten ſie ſich hier verſammelt, um den Morgengeſang anzuſtimmen. Sie waren alle in gedruckten baumwollenen Röcken niedlich gekleidet. Dieſer Anblick, der uns ein ſo ganz verſchiedenes Bild darbot von allem dem, was wir bisher auf unſerer Reiſe unter dieſer unglücklichen Menſchenclaſſe geſehen hatten, konnte ſeinen freundlichen Eindruck auf unſre Gemüther nicht verfehlen und reizte unſre Neugierde, dieſe Niederlaſſung genauer kennen zu lernen. Die frommen Väter, drei an der Zahl, welche dieſe Anſtalt leiteten, waren auch herzlich bereit, jede unſrer Fragen befriedigend zu beantworten. Es ſind Män-

ner von mittlerem Alter, einfach und anſtändig in ihrer Kleidung, reinlich in ihrem Ausſehen, beſcheiden in ihrem Benehmen, milde und demüthig in ihrem ganzen Weſen, und dabei frei von aller Schwärmerei, verſtändig und lebhaft in ihrer Unterhaltung, und der Sache der Heidenbekehrung mit allem Eifer zugethan. Alles was wir hier erblickten trug das Gepräge einer niedlichen Einfachheit, welche den Grundzug in dem Charakter dieſer Männer bildet. Die Kirche, welche ſie erbaut haben, iſt ein einfaches, ſchönes Gebäude, ihre Kornmühle die beſte, die es auf der Colonie gibt; ihr Garten war in der ſchönſten Ordnung und erzeugte einen Ueberfluß von Gemüſen für den Tiſch. Nach den Regeln der Geſellſchaft, welcher ſie als Mitglieder angehören, hat Jeder von ihnen einen nützlichen Beruf gelernt. Der eine derſelben war in der Verfertigung von Eiſenwaaren aller Art wohl erfahren, der zweite war ein Schuhmacher und der dritte ein Schneider."

„Dieſen Miſſionaren iſt es gelungen, über 600 Hottentotten zu einem chriſtlich-bürgerlichen Vereine zu verknüpfen, und die Anzahl ihrer Mitglieder nimmt täglich zu. Die Hottentotten wohnen in kleinen über das Thal hin zerſtreuten Hütten, und jede einzelne derſelben iſt mit einem Gartenſtück umgeben. Auch dieſe Hütten und Gärten waren niedlich und wohl eingerichtet, wie ſie Tauſende der Armen in England nicht beſitzen. Diejenigen Hottentotten, welche die verſchiedenen Gewerbe der Miſſionare lernen, werden für ihre Arbeit bezahlt, ſobald ſie etwas verdienen können. Einige derſelben verdingen ſich wochen- oder monatweiſe an die benachbarten Bauern; Andere verfertigen Matten und Beſen zum Verkaufe; Andere ziehen Geflügel auf, und noch Andere haben Mittel gefunden, Ochſen, Schafe und Pferde zu halten. Am Sonntage wohnen Alle regelmäßig dem Gottesdienſte bei, und man muß ſich wundern wie viel dieſe Hottentotten darauf halten, in reinlicher Kleidung bei dem Gottesdienſte zu erſcheinen. Unterricht und Beiſpiel ſcheinen ſie zu der Ueberzeugung gebracht zu haben, daß Reinlichkeit nicht nur das Leben angenehmer macht, ſondern auch zur

Erhaltung ihrer Gesundheit viel beiträgt, und daß ihre kleinen Erwerbnisse viel besser für die anständige Bekleidung ihres Körpers, als zur Anschaffung von Branntwein und Taback verwendet werde. Ihr Benehmen während des Gottesdienstes war ungemein andächtig. Die Rede, welche einer der Missionare vortrug, war kurz, aber voll frommen Sinnes, lebhaft und den Bedürfnissen der Zuhörer angemessen. Viele Thränen flossen aus den Augen der Anwesenden, an welche die Rede gerichtet war, und mit süßer, harmonischer Stimme wurde zum Schlusse der Andacht von dem weiblichen Geschlechte ein rührender Gesang angestimmt."

Da die Anzahl der Einwohner in den folgenden Jahren zunahm und Schaaren von Hottentotten zum Theil aus weiter Ferne herbeikamen, um, wie sie sich auszudrücken pflegen, „die süßen Worte ihres Vaters im Himmel" zu hören, so wurde im Jahr 1797 eine neue, größere Kirche aufgebaut und von den Hottentotten selbst mit allem Erforderlichen ausgestattet. Allmählig hoben sie sich aus bitterer Armuth zu einem gewissen Wohlstande empor; statt elender Hütten richteten sie nun eigene Wohnhäuser und kleine Scheunen neben denselben auf, und die Ernten flossen unter dem Segen Gottes ihrem Arbeitsfleiße immer reichlicher zu. Sie hatten jetzt von den Missionaren gelernt Korn zu bauen und Obstbäume zu pflanzen, was zu ihrem Lebensunterhalte vielfach beitrug. Die Fleißigeren unter ihnen pflanzten Kartoffeln, Rüben, Bohnen und Kürbisse, und vermehrten auf diese Weise ihren Wohlstand. Freilich konnte die natürliche Trägheit dieses Volkes nur nach und nach überwunden werden, und viel Geduld und Ausdauer wurde von Seiten der Missionare erfordert, um die Neubekehrten zu anhaltendem Fleiße zu gewinnen; aber der Segen des HErrn wußte auch diese Schwierigkeiten zu überwinden und nach einer Reihe von Jahren eine neue Schöpfung in dieser Wildniß hervorzurufen, bei deren Anblick die Missionare auszurufen sich gedrungen fühlten: „Wie sollen wir dem HErrn vergelten alle seine Wohlthaten? Wir sind nicht werth aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Er an uns gethan hat!

Nicht uns, o HErr, nicht uns, ſondern Deinem Namen gebühret dafür die Ehre!“ — Mitten unter dieſen ſichtbaren Segnungen unſers Gottes fehlte es ihnen indeß auch nicht an mannigfaltiger Trübſal, um ſie in wahrer Demuth des Herzens zu erhalten, indem ſie von der rohen Feindſeligkeit der Bauern umher nicht ſelten in ein ſchweres Gedränge verſetzt wurden. Während dieſe den armen Hottentotten den Hang zur Trägheit immer zum Vorwurfe machten, gaben ſie ſich ſelbſt zu keiner andern Handthierung als zum wilden Jagdleben her, und würden es als eine Herabwürdigung betrachtet haben, wenn ſie ſelbſt die Hand an den Pflug gelegt hätten, um die Wildniß anzubauen. Als ſie nun durch den wachſenden Fleiß der verachteten Hottentotten allmählig das wilde Thal von Paviansklooſ in einen ſchönen Garten Gottes umgewandelt ſahen, ſo blickten ſie mit neidiſchem und gierigem Auge auf die Fruchtfelder und Gärten derſelben hin, und gewohnt, ohne weitere Umſtände das Eigenthum der Hottentotten ſich anzueignen, trugen ſie jetzt kein Bedenken, mit Gewalt Beſitz von den ſchönen Fluren zu nehmen, welche die fleißige Hand derſelben angebaut hatte. Wirklich war in manchem einzelnen Falle nach langem und kränkendem Streite der rechtmäßige Eigenthümer genöthigt, ſeine ſchön angebauten Grundſtücke der ſtärkeren Hand des raubſüchtigen Coloniſten überlaſſen zu müſſen.

Unter dieſen Umſtänden trat zur Freude ſeiner Brüder Miſſionar Philipp Kohrhammer mit ſeiner Gattin als willkommener Gehülfe ihrer Arbeit ein. Letztere war beſonders an ihrer rechten Stelle, um mit den heilsbegierigen Seelen ihres Geſchlechtes ſich zu unterhalten, ihnen belehrend und ermunternd in ihrem kleinen Hausweſen an die Hand zu gehen und in ihren Verlegenheiten mit gutem Rathe zu dienen. Zur Zeit ihres Eintritts war eine Krankheit auf der Niederlaſſung weit verbreitet, und ſie fingen jetzt unverweilt ihre Liebesbeſuche an. Immerhin war jetzt die Lage der kranken Hottentotten bei milder und reinlicher Pflege unendlich beſſer geworden, als ſie im Zuſtande ihrer heidniſchen Verlaſſenheit geweſen war; aber noch immer

mußte ſie für das Gefühl des Europäers das Bild des Elendes an ſich tragen. Der Kranke lag nackt und mit einem Schaffelle bedeckt auf dem Boden; dennoch vergaß er bald ſeine ganze Dürftigkeit, wenn der Bote Chriſti freundlich zu ſeinem Krankenlager hinzutrat, und auf die Frage: was er thun müſſe, um das ewige Leben zu ererben? jetzt von dieſem troſtreich eingeladen wurde, ſeine Zuflucht zu nehmen zu dem Lamme Gottes, das der Welt Sünde getragen hat. Alle Erdennoth war jetzt vergeſſen, wenn der ſüße Troſt des Evangeliums aus dem Munde dieſes Friedensboten in ſeine Seele ſich ergoß, während die kleinen, nackt umherlaufenden Kinder traulich nach der Hand des freundlichen Mannes griffen, und mit ihren ſchwarzen Augen und ſprechenden Geſichtern aufmerkſam jedes Wort zu verſchlingen ſuchten, das er dem kranken Vater oder der ſterbenden Mutter in die Seele ſprach. Keine nahm die Frau Kohrhammer mit größerer Wonne auf, als die alte Helene. Hohes Alter und körperliche Schwachheit hatten ſie ſeit mehrern Jahren an ihre niedrige Hütte angefeſſelt; aber als ſie vernahm, daß eine Schweſter aus Europa ſie bald beſuchen würde, ſo ſchien ſie aufs Neue aufzuleben und ſprach: „Ich habe ſehr verlangt heimgehen zu dürfen zu meinem Heiland; aber nun flehe ich zu Ihm, mich noch ſo lange in der Welt leben zu laſſen, bis ich dieſe Schweſter geſprochen habe, und dann will ich mit Freuden von hinnen ſcheiden.“ Kaum waren die Geſchwiſter Kohrhammer angekommen, ſo weinte ſie vor Freuden und bat ihre Freundinnen, ſie nach dem Miſſionshauſe zu tragen, um dieſelbe zu bewillkommnen. In dieſem Augenblicke wachten alle ihre frühern Erinnerungen, die ſie bisher faſt ganz vergeſſen hatte, zu neuem Leben auf, und ſie drückte ihre innigſte Dankbarkeit gegen Gott darüber aus, die Zeit noch erlebt zu haben, wo auch ihrem Geſchlechte in Süd-Africa Heil widerfahren ſoll. So vollendete ſie ihren Lauf im Frieden Gottes und ging ſelig ein in die Freude ihres HErrn.

Im Jahr 1800 wurde Paviansklooſ aufs Neue von einer anſteckenden Krankheit heimgeſucht, welche viele Ein-

wohner hinwegraffte. Die Zahl der Kranken war ſo groß, daß jeder der anweſenden Miſſionare mit ſeiner Gattin täglich 50—60 Hausbeſuche in einem Umfange von zwei Stunden umher zu machen hatte, um den Kranken leibliche und geiſtliche Hülfe zu reichen. Bei dieſer gefährlichen Anſteckung ließ ihnen der HErr aber auch manche ſtille Freude zufließen, indem ſie bei den Meiſten auf ihren Kranken- und Sterbelagern die ermunternden Kennzeichen finden durften, daß ſie verſöhnet waren mit Gott durch unſern HErrn Jeſum Chriſtum. Viele dieſer Kranken drückten bis zu ihrem letzten Sterbeaugenblicke hin ihren feſten Glauben an das Verdienſt ihres gekreuzigten Erlöſers und ihre getroſte Hoffnung aus, in Sein himmliſches Reich aus Gnaden aufgenommen zu werden. Auch bezeugten ſie unter heißen Freudenthränen den innigſten Dank ihres Herzens dafür, daß Gott ihnen Lehrer geſendet habe, um ihnen das theure Evangelium zu bringen, und ſie durch den Glauben an Sein Blut von ihren Sünden abzuwaſchen. Dieſe anſteckende Krankheit war das heilſame Mittel, die Einwohner zu größerm Ernſte der Gottſeligkeit aufzuwecken. Viele, welche in Gleichgültigkeit verſunken waren, riefen jetzt aus: „Ach, wer weiß ob ich morgen noch leben werde, und was wird dann das Loos meiner armen Seele ſeyn?“ Kaum hatten um dieſe Zeit die Miſſionare am frühen Morgen ihr Bett verlaſſen, ſo war ſchon die Thüre ihrer Wohnung von Solchen beſetzt, welche Rath und Unterricht bei ihnen ſuchten, und dies dauerte oft bis tief in die Nacht hinein. Auch die Gottesdienſte wurden von gedrängten Schaaren und mit heiliger Andacht beſucht. Die Wirkungen waren ausgebreitet und anhaltend; auch noch in der ſpätern Zeit durften die Miſſionare mit Vergnügen wahrnehmen, daß die Glieder ihrer Gemeinde anfingen an den Abenden nach der Arbeit nach den Bergen hinauszuwandern, mit einander zu ſingen und zu beten und ſich ihre Erkenntniſſe und Erfahrungen im Chriſtenthum wechſelſeitig mitzutheilen. Es war eine Zeit gnadenreicher Heimſuchung Gottes, in welcher ſich das ſanfte Wehen des Heiligen Geiſtes an manchem Herzen

offenbarte. Da jetzt die bekehrten Hottentotten auf christliche Weise begraben wurden, so wurde auch ihr Begräbnißplatz auf anständige Weise eingerichtet und als Ruhestätte zu einem lieblichen und zu stiller Andacht einladenden Aufenthalt umgewandelt. Der Platz wurde in neun Abtheilungen eingetheilt, durch welche breite zum Spazierengehen eingerichtete Wege hindurchführten, und in dessen Mitte der große Birnbaum stand, welchen der ehrwürdige Schmidt 60 Jahre zuvor gepflanzt hatte. Auch zog sich eine breite Baumallee mit einem Rosengehäge mitten durch denselbigen hindurch.

Eine neue Anfechtungszeit begann bald, welche vielleicht schwerer war als die Tage der Noth, welche die Mission früher auf dieser Stelle durchgekämpft hatte. Ein Militärposten war nämlich in der Nähe aufgerichtet worden, welcher den Missionaren vielfachen Kummer verursachte; denn obgleich die Soldaten in strenger Zucht gehalten wurden und sich keiner beleidigenden Handlungen schuldig machten, so gelang es ihnen doch, einige noch ungetaufte Mädchen zu verführen, welche gute Hoffnungen von sich gemacht hatten und die jetzt entlassen werden mußten. Auch gelang es ihnen, Branntwein in die Gemeinde hereinzuschmuggeln und einige Glieder derselben zur Trunkenheit zu reizen, worauf die Missionare ihre Leute an die festgesetzte Regel ihrer Vereinigung nachdrücklich erinnern mußten, daß weder Wein noch Branntwein an ihrem Orte verkauft werden dürfe, und daß Jeder, der dawider handle, denselben verlassen müsse. Dies hatte die gute Wirkung, daß kein weiterer Versuch dieser Art zum Vorschein kam. — Auch eine schwere Hungersnoth drückte das Land. Die wilden Mandeln und andere wilde Früchte, welche sonst den Mangel an Lebensmitteln ersetzten, hatten gefehlt, und selbst diejenigen, welche bei den Bauern arbeiteten, konnten kaum die nöthige Nahrung finden; dennoch ließ es Gott den Missionaren bei großer Anstrengung und bedeutendem Geldaufwande gelingen, daß die Schrecknisse einer Hungersnoth von ihren Gränzen abgewendet wurden. Später erhielten sie das ehrenvolle Zeugniß von dem Districtsbeamten, daß, obgleich

über 1000 Hottentotten an ihrem Orte beiſammen wohnten, dennoch ihr Betragen ſo regelmäßig geweſen ſey, daß nie eine Klage über Einen derſelben zu ſeinen Ohren gekommen ſey, während viel kleinere Hottentotten-Kraals durch ihre Vergehungen das Einſchreiten der Gerichte unausgeſetzt erforderten, und daß in den Jahren anſteckender Krankheit und der Theurung die Miſſionare die Laſten für den Unterhalt der Armen, der Kranken und Nothleidenden allein getragen hätten, ohne je der Hülfe der Regierung zu bedürfen.

Wer noch nie tiefer in die Arbeiten eines chriſtlichen Miſſionars hineingeblickt hat, kann ſich unmöglich eine richtige Vorſtellung von den vielfachen Anläufen, Sorgen und Kümmerniſſen machen, welche täglich ſein Gemüth in Anſpruch nehmen. Läßt es ihm Gott gelingen, daß verfinſterte Heidenſeelen zum Lichte göttlicher Erkenntniß erwachen, ſo kommen mit der Freude über dieſen Segen zugleich die mannigfaltigſten Sorgen, welche die gewiſſenhafte Pflege dieſer ſchwachen Säuglinge im Evangelium erzeugt. Das unziemliche Betragen Solcher, welche auch nur in der entfernteſten Berührung mit der Miſſionsarbeit ſtehen und dem Häuflein der Neubekehrten nicht angehören, hat oft eine Sündfluth von Verläumdungen, Vorwürfen und bittern Urtheilen zur Folge, welche über die gute Sache, mit der ſie beſchäftigt ſind, und die redlichen Gemüther der Gemeinde ausgegoſſen werden, welche dem Herzen des Miſſionars vielfachen Kummer bereiten und ſeinen Muth niederdrücken. So wurde in dieſen Tagen von den Bauern allgemein die Verläumdung gegen die Miſſionare verbreitet, daß ſie die Hottentotten abrichten, wie ſie die Bauern betrügen und beſtehlen mögen, und daß einer ihrer Leute ein Schaf geſtohlen habe. Da ein ſolcher Diebſtahl wirklich einmal bei einem Hottentotten vorgekommen war, der, obgleich er nicht zur Gemeinde gehörte, doch eine Zeitlang zu Paviansklooſ ſich aufgehalten hatte, ſo gab dies Veranlaſſung zu vielfachen Kränkungen, welche ſich die Miſſionare in ſtiller Geduld gefallen laſſen mußten.

Unter mannigfachen heitern und trüben Erfahrungen setzten sie getrost ihre gesegnete Arbeit fort, und die Gemeinde genoß Frieden und mehrte sich. Nicht geringe Bewegung brachte die Nachricht unter den Einwohnern der Colonie hervor, daß in dem Friedensschlusse zu Amiens das Land wieder an seine frühere Herrschaft übertragen worden sey. Aber die Gemeinde Paviaanskloof ging mitten unter den Unruhen, welche in jenen Tagen so viele Völker der Erde erschütterten, im hellen Sonnenscheine der göttlichen Gnade ihren stillen und gedeihlichen Gang fort, und vertraute auf die treue Fürsorge ihres allmächtigen Beschützers, als am Ende des Jahres 1802 das Cap aufs Neue von der holländischen Regierung in Besitz genommen wurde.

Vierter Abschnitt.

Die Buschmänner.

Anfang der Missionsarbeiten der Londoner Missionsgesellschaft. — Van der Kemp und Kicherer. — Ihre Ankunft in der Hauptstadt. — Ansuchen einiger Häuptlinge der Buschmänner um Unterricht. — Kicherer's Reise nach dem Zackflusse. — Aufrichtung einer Missionsstation daselbst. — Schwerer Anfang. — Segen der Missionspredigt. — Reise nach der Capstadt. — Bekehrung des Hottentotten John. — Sein Sohn Cornelius. — Errettungen aus Gefahren. — Lebensunterhalt der Missionare.

Ermuntert durch den gesegneten Erfolg, womit der HErr die Arbeiten der mährischen Missionare in Süd-Africa krönte, hatte schon einige Jahre früher die Londoner Missionsgesellschaft bald nach ihrer Entstehung im Jahr 1795 angefangen, ihre menschenfreundliche Aufmerksamkeit den Völkern Süd-Africas zuzuwenden. Werkzeuge, welche zu solchem Werke vorzugsweise tauglich waren, boten sich auch bald ihrem Dienste an. An ihrer Spitze stand Dr. Van der Kemp, ein Mann, der sich durch seine großen Naturgaben, seine wissenschaftlichen Kenntnisse und seinen kühnen

Unternehmungsgeiſt, wie durch ſeine warme Liebe zu Chriſto auszeichnete. Er hatte auf den Univerſitäten zu Leyden und Edinburg ſeine Studien gemacht, und außer den gelehrten Sprachen, die er vortrefflich verſtand, konnte er auch die meiſten neueren Sprachen der europäiſchen Völker fließend reden. In holländiſchen Militärdienſten ſchwang er ſich bald zum Rittmeiſter bei der Cavallerie empor, und die Ausſicht zu der glänzendſten Beförderung ſtand vor ihm offen; als aber ein Streithandel, in den er mit dem Prinzen von Oranien verwickelt wurde, ihn veranlaßte ſeinen Abſchied zu begehren, ſo widmete er ſich der Arzneikunde, beſtand als Arzt zu Edinburg eine glänzende Prüfung und ließ ſich zu Middelburg nieder. Hier lebte er in ärztlicher Beſchäftigung zehn Jahre, als die tief einſchneidende Erfahrung ihm begegnete, daß ſeine Gattin mit ſeinem einzigen Kinde auf einer Luſtfahrt auf dem Fluſſe ertranken, indeſſen er ſelbſt nur mit genauer Noth gerettet wurde. Auf der Univerſität hatte er den Unglauben der damaligen Zeit eingeſogen; da er aber in der Stunde der Trübſal in den finſtern und troſtloſen Gebieten deſſelben keine Stütze fand, ſo griff er nach dem ſeligmachenden Evangelium von Chriſto und ward im Glauben an daſſelbe zu einem neuen Leben der Freude und Hoffnung wiedergeboren. Beim Ausbruch der Revolution zog er ſich in die Stille zurück, um ganz den Schriftſtudien zu leben, und als nun in dieſer Einſamkeit ein Aufruf der Londoner Miſſionsgeſellſchaft zur Anregung des Miſſionsſinnes in ſeine Hände fiel, ſo bot er ſich ſelbſt alſobald der Geſellſchaft als einen Glaubensboten an, und wurde von derſelben mit Freuden in ihre Dienſte aufgenommen.

Von London auf kurze Zeit nach Holland zurückkehrend, um ſich von ſeinen dortigen Freunden zu verabſchieden, gebrauchte ihn der HErr als Werkzeug, den ſchlummernden Miſſionsgeiſt in den Niederlanden ins Leben zu rufen und die Stiftung zweier Miſſionsgeſellſchaften, zu Rotterdam und in Oſtfriesland, zu veranlaſſen. Auch hatte er die Freude, einen würdigen Arbeitsgehülfen an dem holländiſchen

Prediger, Herrn Kicherer, zu finden, welcher sich entschloß, ihn nach Süd-Africa zu begleiten. In England schlossen sich noch zwei andere englische Missionare, Herr Edmond und Herr Edwards, an sie an, und so segelten sie nun am 23. December 1798 nach dem Cap der guten Hoffnung ab, wo sie am 31. März 1799 wohlbehalten ankamen. Sie hatten auf einem Schiffe, welches eine Anzahl von Verbrechern nach Botanybay in Neu-Südwales führte, ihre Ueberfahrt gemacht, und schon auf dem Wege unter dieser Classe von Auswürflingen ihre Missionsarbeit begonnen, und der HErr ließ es ihnen gelingen, daß mehrere derselben aus rohen und lasterhaften Verbrechern in wiedergeborne Gotteskinder umgewandelt wurden. Kaum waren sie in der Capstadt angekommen, so hatten sie die Freude, daß durch ihre Vermittlung auch hier ein Verein zur Förderung des evangelischen Bekehrungswerkes unter dem Namen der süd-africanischen Missionsgesellschaft aufgerichtet wurde.

Sämmtliche Missionare hatten anfänglich die Absicht gehabt, nach dem Kafferland zu ziehen; da aber wenige Tage vor ihrer Ankunft drei Häuptlinge der Buschmänner, angeregt durch die gesegneten Folgen der Bekehrung unter den Hottentotten zu Pavianskloof, vom Zackflusse her aus einer Entfernung von etwa 200 Stunden nach der Capstadt gekommen waren, um die Regierung zu bitten, christliche Lehrer nach ihrem Lande zu senden, so glaubten sie mit Recht einen deutlichen Wink der göttlichen Vorsehung in diesen Umständen zu finden, und sie theilten sich jetzt in zwei Parthieen ab, indem Dr. Van der Kemp und Herr Edmond dem ursprünglichen Plane gemäß nach dem Kaffern-Lande zogen, während Herr Kicherer und Edwards sich entschlossen, mit diesen Häuptlingen der Buschmänner sich in die Wildniß zu begeben. Auch der brittische Statthalter gab ihrem Plane seine vollkommene Zustimmung, und so traten nun die beiden Letztern am 7. Juni 1799 in Begleitung eines jungen Holländers, Namens Kramer, ihre Reise nach dem Zackflusse an. Zu Rodezand machten sie

die Bekanntſchaft mit dem dort wohnenden frommen Prediger, Herrn Vos, welcher im Segen an dieſer Stelle arbeitete, und erquickten ſich auf einem Ausfluge nach Paviankloof, deſſen Anblick ihrem Herzen einen bleibenden Eindruck zurückließ. Bald führte ſie der Weg in das wilde Karroo-Gebirge hinein, eine wilde Hochebene von mächtigem Umfange, deren Boden den größeren Theil des Jahres hindurch ſo trocken iſt, daß kaum ein grünes Blatt auf demſelben zum Vorſchein kommt, indeß nach der Regenzeit das Pflanzenleben ſo kräftig und ſchnell emporwächst, daß dieſe dürre Wildniß in ein fettes, mit den herrlichſten Blumen geſchmücktes Weideland umgewandelt wird. Es war gerade die volle Blüthezeit, als Kicherer mit ſeinem Gefährten dieſe Hochebene durchzog, deren Bewohner auf die Nachricht von ſeiner Durchreiſe von allen Seiten herbeiſtrömten, um das Evangelium zu hören. Der letzte Bauernhof, wo ſie einkehrten, gehörte einem Herrn Fiſcher, der ſie mit viel Herzlichkeit empfing und drei Wochen beherbergte, um ſeinen Nachbarn in weiter Entfernung umher Gelegenheit zu verſchaffen, wieder einmal die Stimme des Evangeliums zu vernehmen. Wirklich kamen dieſe ſchaarenweiſe herbei, und an einem Sonntage trafen einmal zweiundzwanzig Wagen voll Menſchen auf dieſer Stelle ein, von denen mehrere nicht weniger als acht Tagereiſen zurückgelegt hatten, um das Wort Gottes und das heilige Abendmahl wieder einmal zu genießen. Angelegentlich wurden ſie aufgefordert, ihren Aufenthalt daſelbſt zu verlängern; allein der ſehnliche Wunſch, ihr Miſſionswerk unter den Heiden zu beginnen, ließ ſie keine Ruhe finden, und ſie machten ſich nach den erforderlichen Vorbereitungen zur Reiſe, von ihrem edelmüthigen Gaſtwirthe und etwa 50 Knechten begleitet, aufs Neue auf den Weg. Den Zug begleiteten ſechs Wagen voll Lebensmittel, 11 Ochſen, 7 Kühe und 200 Schafe, lauter Geſchenke, welche ſie von den freundlichen Coloniſten dieſer Gegend empfangen hatten. Der Weg führte durch eine öde Wildniß, welche voll wilder Pferde und Straußen war, deren Eier ihnen manches willkommene Mahl boten. Ihre Nächte

wurden häufig durch Löwen und Panther gestört, die sich ihrem Feldlager näherten und nur durch die großen Feuer abgehalten wurden, welche deshalb die Nacht hindurch unterhalten werden mußten.

Am 6. August 1799 ließen sie sich am Ufer des Zackflusses, einem Zweigstrome des großen Fischflusses, nieder, und gaben der Stelle, wo sie sich im Namen des HErrn zur Pflanzung christlicher Erkenntniß bleibend niederzulassen entschlossen, den Namen: „Quelle der frohen Aussicht." Zwei köstliche Wasserquellen entquollen an dieser Stelle der Wildniß; auch war sie mit gutem, urbarem Boden umgeben, während das ganze Land umher das Bild einer öden Wildniß trug. Hier fielen sie auf ihre Kniee nieder und weihten sich und die Stelle dem Dienste des HErrn, indem sie Ihn um Seine Gnadengegenwart an diesem Orte der Wildniß und um Seinen Segen für ihre künftigen Arbeiten anflehten. Unverweilt fingen sie nun an, ein Gartenland anzulegen und eine Hütte aus Schilfrohr aufzurichten, da in weiter Entfernung umher kein Holz zum Bau derselben zu finden war. Allein gelassen unter den wilden Bewohnern dieser schauerlichen Einöde fühlten sie bisweilen auf eine sehr schmerzliche Weise den Zustand ihrer Verlassenheit. „Anfangs," so schreibt Herr Kicherer, „war ich ungemein niedergeschlagen, aber der HErr tröstete mich." Zum Glück ließ ihnen die große Arbeit, die vor ihnen lag, keine Zeit übrig, finstern Gedanken nachzuhängen. Bald kamen zwanzig Buschmänner herbei, welche ein Weib mitbrachten, das neben der Buschmanns-Sprache auch die holländische verstand, und so fanden sie die erste Gelegenheit, den tief versunkenen, thierartig gewordenen Buschmännern, freilich auf sehr unvollkommene Weise, die Botschaft des Heiles zu verkündigen, um deren willen sie zu ihnen gekommen waren. Mit Sonnenaufgang pflegten sie zum Gebete aufzustehen, wobei ein Capitel der Schrift gelesen und ein Lied gesungen wurde; sodann wurde die Schule mit der Jugend begonnen, welche sie im Lesen und Verstehen der holländischen Sprache unterrichteten. Nach der Schule beschäftigten sich die Mis-

ſionare mit Handarbeit, dem Aufbrechen des wilden Bodens, dem Anlegen eines Kornfeldes und dem Aufbau von Hütten. Nach einem einfachen Mittageſſen ſetzten ſie dieſe Arbeit bis zum Abend fort, wo ſodann der Religionsunterricht der erwachſenen Buſchmänner begann, der mit Gebet und Geſang vor dem Schlafengehen ſchloß. — In dieſer verſuchungsvollen Zeit der Einſamkeit fanden die Miſſionare ihren kräftigſten Troſt im Gebetsumgang mit dem HErrn. „Oft," ſchreibt Herr Kicherer, „fiel ich des Tages über mit meiner kleinen Heerde auf die Kniee nieder vor den Augen Deſſen, dem die Heiden zu Seinem Erbtheil gegeben ſind. Hier flehten wir inbrünſtig mit einander um Seinen Segen, und es war meinem Herzen ſüße Erquickung, mit friſchem, kühnem Glaubensmuth mich auf die Verheißungen Chriſti zu berufen und an den Zuſagen des treuen und wahrhaftigen Gottes meine Seele zu ſtillen. Nimmermehr werde ich dieſe merkwürdige Zeit vergeſſen. Oft mußte ich ſtaunen, wie gerade in den finſterſten Stunden, in denen ein undurchdringliches Gewölke meine Ausſicht verdunkelte, der Geiſt des Gebetes am reichlichſten über meine Seele ſich ergoß, ſo daß ich zu Jeſu meine Zuflucht nehmen, Ihn im Glauben feſt umfaſſen und dieſe Wilden Seiner freien Gnade getroſt empfehlen konnte."

Die einzige Spur religiöſen Gefühles, die ſich unter den heidniſchen Buſchmännern findet, beſteht im Glauben an Beſchwörer, welche einen Lärm um den Kranken zu machen pflegen, um den Geiſt der Krankheit aus ſeinem Leibe zu verbannen. Sie waren erſtaunt, als ſie die Miſſionare von Gott und der Auferſtehung der Todten reden hörten; auch konnten ſie nicht genug ihre Verwunderung darüber ausdrücken, daß ſie ſo lange gelebt haben ſollen, ohne an ein höchſtes Weſen zu denken. Die Wahrheiten des Evangeliums ſchienen anfangs einen tiefen Eindruck auf ihre Gemüther zu machen, der aber durch die den Wilden natürliche Unbeſtändigkeit immer wieder gar bald ausgelöſcht wurde, und dieſer Umſtand ſetzte die Geduld der Lehrer auf eine ſchwere Probe. Wie dankbar ſie auch für

die Wahrnehmung religiöser Empfindung in den Gemüthern dieses wilden Geschlechtes waren, so durften sie dieselben doch nur als Tropfen des Morgenthaues betrachten, welche der erste Sonnenstrahl verzehrt; auch konnten sie der Natur der Sache nach an einen gründlichen Religionsunterricht in diesen ersten Anfängen schon darum nicht denken, weil sie bei ihren Ansprachen an das Volk noch immer an die Vermittlung eines unwissenden Dolmetschers gebunden waren. Gerade im rechten Augenblick sandte ihnen die Vorsehung Gottes einen Bastard-Hottentotten zu, der an eine Buschmännin verheirathet war, und welche beide die Hottentotten-Sprache, so wie die damit verwandte Mundart dieses wilden Volkes redeten. Auch mit Feldarbeit und häuslichen Geschäften wußten sie umzugehen, und so fanden die Missionare in denselben eine willkommene Hülfe. Anfangs versuchten sie den Verstand ihrer Zuhörer durch Beweisgründe zu überzeugen; aber sie fanden bald, wie geschickt selbst diese rohen Barbaren der Wahrheit ihre Zweifel entgegenzustellen wußten. Nun fingen sie mit der einfältigen Predigt vom Kreuze Christi den Unterricht derselben an und luden sie freundlich ein zu Christo zu kommen, um bei Ihm selig zu werden. Diese Predigtweise begleitete Gott mit Seinem Segen und bald kamen die, welche zuvor hart und unempfänglich zu seyn schienen, nicht selten mit Thränen in den Augen herbei, gaben der Wahrheit Recht und bekannten sie als eine Kraft Gottes zu ihrer Seligkeit. Nicht an die geringste Beschäftigung, Diebstahl und Jagd ausgenommen, gewöhnt, fanden es die Missionare fast unmöglich, sie zu regelmäßigem Arbeitsfleiße zu bewegen. Kicherers Garten gewann allmählig ein blühendes Aussehen, aber die Buschmänner waren so wenig geneigt sein Beispiel nachzuahmen, daß sie selbst sein Gartengemüse nicht essen wollten, wenn sie ihnen nicht gekocht gebracht wurden, und daß sie nur durch Geschenke zu Handarbeiten verlockt werden konnten.

In dem Jahre 1800 sah sich Missionar Kicherer veranlaßt, eine Reise nach der Capstadt zu machen, wohin ihn mehrere Buschmänner begleiteten, welche nie zuvor daselbst

geweſen waren. Der erſte Anblick, der ſie bei ihrer Ankunft in Schrecken ſetzte, waren die Leichname einiger nicht lange zuvor hingerichteter Miſſethäter, wobei Miſſionar Kicherer Gelegenheit fand, ihnen das von den Europäern geübte Strafrecht auseinander zu ſetzen und begreiflich zu machen, wie die Obrigkeit von Gott verordnet ſey, um die Böſen zu beſtrafen und das Gute in der bürgerlichen Geſellſchaft zu befördern. Sie waren damit gar wohl zufrieden und drückten ihren Wunſch aus, daß etwas Aehnliches in ihrer Wildniß eingerichtet werden möchte. Einen beſonders tiefen Eindruck machte auf ihre Gemüther der Anblick einer großen Anzahl gut gekleideter Leute, welche in der Kirche ſich verſammelt hatten, um das Wort Gottes zu hören, und ſie verglichen dieſelben mit einem Ameiſenneſte, und den Ton der Orgel hielten ſie anfänglich für das Schwärmen eines Bienenſtockes; auch dieſes Bild der äußerlichen Chriſtengemeinſchaft, die ſie nie zuvor geſehen hatten, erregte eine ganze Reihe von Vorſtellungen und Empfindungen in ihrer Seele, welche für das Aufwachen ihres ſchlummernden Geiſtes ungemein wohlthätig waren, indem ſie ſich überzeugten, daß der Zuſtand der Chriſten im Allgemeinen ungleich glücklicher ſey, als das wilde und rohe Leben der Buſchmänner. Dieſer Beſuch machte eine allgemeine Theilnahme der Bewohner der Capſtadt für die Miſſionsſache rege, und der zurückkehrende Miſſionar wurde von der Liebe derſelben mit reichlichen Gaben ausgeſtattet. Er kam im März desſelben Jahres mit 136 Schafen und 4 Kühen, welche chriſtliche Freunde ihm geſchenkt hatten, wieder auf ſeinen Miſſionspoſten zurück.

Dort hatte während ſeiner Abweſenheit ein wilder Häuptling der Buſchmänner mancherlei Störungen angerichtet und den zurückgebliebenen Miſſionar Kramer in große Gefahr gebracht. Glücklicherweiſe kam Kicherer, von einem neuen Gehülfen Scholz begleitet, zur rechten Stunde auf ſeinem Poſten an und ſtellte die Ordnung wieder her. Um das Miſſionswerk in dieſer Wildniß, ſo weit die kleine Zahl der Arbeiter es geſtattete, noch weiter auszudehnen, hatte

ſich ſchon früher Miſſionar Edwards nach dem Kaffernlande begeben. Miſſionar Kramer beſchloß nun an dem Herfluſſe eine neue Miſſionsſtelle aufzurichten, indeß Kicherer und Scholz am Zackfluſſe ihre Arbeit unter den Buſchmännern fortſetzten. Einer der erſten Bekehrten an dieſer Stelle war ein alter Baſtard-Hottentotte, welchem in der Taufe der Name John beigelegt wurde. Schon ſeit einiger Zeit hatte derſelbe eine große Neigung in ſich verſpürt das Wort Gottes zu hören; allein die rohen Bauern der Nachbarſchaft hatten ihn immer mit der Warnung davon zurückgehalten, daß der Miſſionar ihn verkaufen oder ums Leben bringen würde. Indeß konnte er dem Drange ſeines Herzens nicht länger widerſtehen; er kam und ſetzte ſich, einem Hungernden ähnlich, zur Predigt des Evangeliums nieder, und es dauerte nicht lange, ſo erwachte in ſeiner Seele das tiefe Bewußtſeyn ſeiner ganzen Sündennoth. Er verglich die Zahl ſeiner Sünden mit dem Sand der Wüſte und beweinte ſeine Schuld; aber bald ward ſein Herz von der Liebe zu Gott und göttlichen Dingen ſo mächtig hingenommen, daß er ohne Dank- und Liebesthränen nicht davon ſprechen konnte. Wenn unter den Hottentotten viel über irdiſche Dinge geredet ward, ſo pflegte er zu ſagen: „ach, ich habe zuviel von der Welt geſprochen, laßt mich nun auch ein Wort von meinem Chriſtus reden.“ Wie ſein Bekenntniß war, ſo war auch ſein Wandel eine Zierde des Chriſtenthums. Leider dauerte ſeine Lebensbahn nur kurze Zeit, und er ſchied voll froher Zuverſicht auf den, der ihn geliebet und ſich ſelbſt für ihn in den Tod dahin gegeben hat. Sein Sohn, Cornelius, diente als Knecht bei einem benachbarten Bauern. Als dieſer nun ſeinen Vater ſo freudig ſterben ſah, rief er weinend aus: „ach, mein Vater „ſtirbt ſo glücklich im Glauben an ſeinen Erlöſer, und ich „habe keine Gelegenheit etwas von demſelben zu hören!“ Cornelius ſchloß ſich jetzt an das kleine Häuflein an, und es gefiel dem HErrn, das Wort von der Verſöhnung auch in ſeiner Seele als Gotteskraft zu beweiſen. Nicht lange hernach fühlte er ein ſtarkes Verlangen in ſich, die Gnade

Gottes, welche ihm zu Theil geworden war, auch denen, die noch nichts davon gehört hatten, zu verkündigen, und er war bereit, ſein Weib und ſeine Kinder zu verlaſſen und zu entfernten Stämmen zu ziehen, um denſelben die frohe Botſchaft des Heiles in Chriſto zu bringen. Lange hatte er im Stillen mit dieſem heißen Verlangen ſeiner Seele gekämpft, weil ſeine Gattin und Kinder ſeinem Herzen nahe lagen; und der Gedanke hatte an ſeinem Körper gezehrt; aber nun griff er, ſeiner inneren Berufung gewiß, nach dem Wanderſtabe und wanderte in die Wildniß hinaus. Eine Zeitlang zog er jetzt als Verkündiger des Evangeliums umher, bis er wieder nach Hauſe zurückkehrte und der Verpfleger der Seinigen und ein muſterhaftes Beiſpiel für Andere wurde.

In ihrer Abgelegenheit hatten die beiden Miſſionare unter ihrer ſchweren Arbeit mit mancherlei Gefahren zu kämpfen. Einmal kam ein entlaufener Sclave auf den Miſſionspoſten, der ſeinem Herrn zurückgebracht werden ſollte. Dies merkte der Sclave und gedachte ſich dafür zu rächen, indem er, während die Andern dem Gottesdienſte beiwohnten, das Brunnenwaſſer mit einer Art von Moos vergiftete, das den Menſchenhaaren gleicht und durch Erregung von Krämpfen und Zerſtörung des Magenſaftes dem Leben des Menſchen gefährlich wird. Zum Glück hatte ein kleines Mädchen dies geſehen und Nachricht davon gegeben, ſonſt hätten Alle eines unvermeidlichen Todes ſterben müſſen. An einem Abend ſaß Miſſionar Kicherer nachdenkend in ſeiner Hütte vor einem offenen Laden, als eine Parthie Buſchmänner ſich heimlich zu derſelben herbeiſchlich, um ihn mit ihren vergifteten Pfeilen zu tödten. In demſelben Augenblick machte ein kleines Mädchen Lärm — und die Buſchmänner flohen davon. Ein ſchlechter Betrüger, ein Grieche von Geburt, der ſich Stephanos nannte, und wegen Falſchmünzerei in der Capſtadt zum Tode verurtheilt worden, aber dort aus dem Gefängniſſe entflohen war, kam auf ihre Niederlaſſung am Zackfluſſe, indeß Kramer und Scholz in der Wildniß umher wanderten, um den Buſch-

männern das Evangelium zu verkündigen. Kicherer betrachtete ihn anfangs mit Mißtrauen, weil aber der Mann so fromm zu sprechen wußte, so gestattete er ihm in seiner Nähe zu schlafen. Dieser hatte indeß den Plan gefaßt, ihn in der Nacht zu ermorden und mit seinen wenigen Habseligkeiten davon zu gehen. Wirklich näherte er sich um Mitternacht seinem Lager, als der Missionar plötzlich erwachte und Lärm machte. Der Mörder floh davon und lief gerade in der Wüste den Missionaren Kramer und Scholz in die Hände, die ihn nach dem Zacksluffe zurückbrachten. Kicherer sprach dem Unglücklichen ans Herz, gab ihm eine Bibel und Lebensmittel auf den Weg und ließ ihn ziehen; eine Gelindigkeit, die ihm und der kleinen Gemeinde später große Drangsale zuzog.

Nicht nur das Leben der Missionare, auch der nothdürftigste Unterhalt derselben in dieser Wildniß und in so weiter Entfernung von den Wohnungen der civilisirten Welt, wurde von der Vorsehung Gottes auf eine so wundervolle Weise gepflegt, daß die Hand ihres himmlischen Vaters sich darin deutlich kund that. Oft war alle Nahrung ausgegangen, aber noch ehe der Tag zu Ende ging kam die Hülfe, und der HErr ließ ihr kindliches Vertrauen auf Ihn nie zu Schanden werden. Nicht selten wurde ihre augenblickliche Nothdurft von weit entfernt wohnenden Menschen versorgt, die sie gar nicht kannten. Einmal war aller Vorrath zu Ende und sie legten sich auf ihre Kniee nieder und nannten dem HErrn ihr Bedürfniß; und siehe, am Abend kamen ein Paar beladene Ochsen herbei, welche einige Säcke Mehl, etwas Salz und dreißig Schafe zum Geschenke brachten. Ein Theil der Letztern war von einigen Hottentotten geschenkt, welche selbst mit denselben herbeikamen, um, wie sie sagten, die süße Gelegenheit zu finden, von dem HErrn Jesu ein Wort zu hören.

Fünfter Abſchnitt.

Die Korannas.

Kurze Nachricht vom Koranna-Stamme. — Sein Verlangen nach Miſſionaren. — Miſſionar Anderſon läßt ſich am Orangefluſſe nieder. — Gefahren der Reiſe. — Africaner. — Seine Grauſamkeit. — Auch Miſſionar Kicherer begibt ſich dorthin. — Geſegnete Wirkſamkeit unter den Korannas. — Ein Betrüger in der Wüſte. — Kicherer's Rückkehr zum Zackfluſſe. — Seine gefahrvolle Lage in der Wüſte. — Beginn einer Niederlaſſung unter den Hottentotten am Zackfluſſe. — Wachsthum der Gemeinden. — Kicherer's Reiſe nach England und Holland.

Eine Miſſionsſtelle in einem Heidenlande gleicht einer Stadt auf einem Berge, welche nicht verborgen ſeyn kann. Sie zieht die Aufmerkſamkeit der umherwohnenden Völkerſtämme auf ſich und ſtreut die Strahlen der himmliſchen Wahrheit, die Saatkörner der Menſchenbildung und die Segnungen des Gewerbfleißes nach allen Richtungen hinaus. — Die kleine Miſſionsniederlaſſung am Zackfluſſe wurde bald ein reizender Anziehungspunct für die Korannas, einen Hottentottenſtamm, welcher nördlich mit ſeinen Viehheerden auf der weiten Gebirgsebene hauste; und von Zeit zu Zeit kamen mehrere derſelben herbei, um die Wunder dieſer neuen Erſcheinung anzuſchauen. Eine der erſten war ein Korannaweib, Namens Tray. Als dieſe ſich zuerſt auf der Niederlaſſung ſehen ließ, glich ihr Ausſehen kaum der Geſtalt eines menſchlichen Weſens, und ihr ganzes Benehmen war ſo roh-thieriſch, daß die Miſſionare oft zu ſich ſelbſt ſagten: „wahrlich, es iſt unmöglich, daß „ein ſolches Geſchöpf zum Chriſtenthum bekehrt werden „kann!“ Aber wo die Sünde mächtig geworden iſt, da iſt auch die Gnade noch viel mächtiger geworden. Bald floſſen Bußthränen von ihren braunen Wangen herab. Sie trauerte tief, bis der HErr ihrer Seele Frieden zuſprach. Nach ei-

nem Jahre wurde sie getauft und erhielt den Namen Esther, — auch wurde sie bald eines der thätigsten, fleißigsten und nützlichsten Glieder unter dem Häuflein der Neubekehrten.

Dieser Volksstamm von Ureinwohnern, der in verschiedene Geschlechter oder Clane sich eintheilt, ist sehr zahlreich. Seine Wohnsitze sind außerhalb der Grenzen der Capcolonie in der Nähe des Orangeflusses; die meisten derselben treiben sich südlich vom Beetschuanenlande auf den Waideplätzen des Nard- und Vaal-Flusses umher. Sie leben noch ganz nach der Weise ihrer Voreltern und bringen bei viel Gutmüthigkeit ihr Leben in Trägheit und in fortgesetzten Wanderungen in der Wüste zu. Die Korannas tragen mehr Sorgfalt für ihre Viehheerden als die übrigen Hottentotten und selbst die Colonisten, und haben sich durch ihre Viehzucht und die Kunstfertigkeit bei der Erziehung ihres Hornviehes einen Namen gemacht. Ihre Ochsen sind gewöhnt gleich den Pferden im Galopp zu reiten oder an einen Pflug angespannt mit großer Fertigkeit den wilden Boden aufzubrechen. Man braucht sie dabei nicht hart zu behandeln, sondern nur mit einem dünnen Stabe leise zu berühren. Ein Ring durch die Nase, an den eine Schnur befestigt ist, dient als Zaum und ein Ziegenfell als Sattel. Auf diesem sitzt der Reiter so fest, daß er sich von dem wildesten Thiere nicht herabstürzen läßt. Auf ihren Wanderungen sind die Stäbe und Matten ihrer Hütten bald abgebrochen und auf den Rücken eines geduldigen Ochsen geladen, und so setzt sich eine ganze Dorfschaft von Zeit zu Zeit in Bewegung, um sich auf einem andern Waideplatze für kurze Zeit niederzulassen. Ihr unstetes Nomadenleben hatte bisher dem Unterrichte derselben das größte Hinderniß in den Weg gelegt; da sich aber großes Verlangen unter ihnen zeigte, das Evangelium zu hören, so wurde frühe, im Jahre 1801, mit dem ersten Missionsversuch unter ihnen der Anfang gemacht.

Vier neue Missionsarbeiter, die Missionare Tromp und Van der Lingen, Anderson und Reed waren indeß am Ende des Jahres 1800 in der Capstadt ange-

kommen, um ſich nach tauglichen Arbeitsſtätten unter den Hottentottenſtämmen umzuſehen. Miſſionar Kicherer, dem jetzt das Leben in der Wildniß zur Gewohnheit geworden war, benützte dieſen Anlaß, um mit ſeinem bisherigen Mitarbeiter Kramer und dem neuangekommenen Gehülfen Anderſon im Lande der Korannas eine paſſende Stelle für die Pflanzung der Erkenntniß Chriſti aufzuſuchen, und dieß um ſo mehr, da ſie ſchon früher von einem kleinen Kraale derſelben zu einem Beſuche am Orangefluſſe freundlich eingeladen worden waren. Dieſer Kraal beſtand nur aus vier Geſchlechtern, an deren Spitze der alte Adam Kok und drei Brüder Berends ſtanden. Ihr Diſtrict am Orangefluſſe wimmelte von Gewild; ihre Familien hatten ſich anſehnlich vermehrt, auch andere Korannas hatten ſich an ſie angeſchloſſen; aber ein Familienzank hatte ſie getrennt, und ſo bildeten ſie jetzt zwei Kraale, von denen der eine von einem Sohne Adams, Namens Cornelius Kok, der andere von einem Berends regiert wurde. Letzterer Stamm hatte ſchon früher um die Niederlaſſung eines Miſſionars in ihrem Kreiſe nachgeſucht, und Miſſionar Anderſon machte ſich jetzt (24. März 1801) zuerſt dorthin auf den Weg. Die Reiſe war ausnehmend gefährlich. Ein frecher Böſewicht, Namens Africaner, der durch ſeine grauſamen Mordthaten und Räubereien allgemein in der Wildniß gefürchtet ward, hielt das ganze Land, durch welches der Zug ging, in Schrecken und Unterwerfung. Er war ein furchtloſer, kecker, grauſamer und immer unruhiger Räuberhauptmann, ein Hottentotte, der eine Zeitlang als Knecht auf der Colonie gedient hatte und ſich durch ſeine Argliſt, Gewandtheit und einen trotzigen Muth, welcher keine Gefahr ſcheute, ſchon als Diener ſeines Herrn einen Namen gemacht hatte. Aus dem Dienſte deſſelben war er über die Grenzen der Colonie in die Wildniſſe des Orangefluſſes geflohen, von denen aus er die Colonie mit unaufhörlichen Streifzügen bedrohte. Wilder denn die Tiger des Waldes kannte er kein anderes Vergnügen als ſeine Seele mit dem Blute ſeiner Mitmenſchen zu ſättigen und alles,

was sein Fuß betrat, zu Grunde zu richten. — Es war eine gnadenreiche Fügung Gottes, daß Anderson mit seinen wenigen Begleitern den Händen dieses Raubmörders und anderer wilden Buschmänner auf seinem Zuge durch die Wildniß entging. Aber nicht minder gefährlich waren die Flüsse, welche bisweilen durch anhaltenden Regen zu wildem Ungestüm in der Wüste anschwellen, und die ihn oft lange Zeit auf seinem Zuge zurückhielten.

Mittlerweile hatte auch Missionar Kicherer mit seinen Leuten den Beschluß gefaßt den Zackfluß zu verlassen und seinem Freunde in das Land der Korannas nachzuziehen, da die Ufer des Orangeflusses freundlicher waren als das südlichere Land, die Waldeplätze reicher, die Waldungen voller und auch die Wasservorräthe zureichender daselbst gefunden wurden. Dazu kam, daß auch das Land ungleich bevölkerter war als in den Gegenden ihres bisherigen Aufenthaltes, und so brachen sie nun gemeinschaftlich im Mai 1801 ihre Hütten am Zackflusse ab, um in das Land der Korannas auszuwandern. An ihn schloß sich auf dem Wege ein Hottentotte, Cornelius Koopmann, an, der Anfangs durch sein hochmüthiges Betragen Jedermann Anstoß gab. Bald aber rührte die göttliche Gnade, im Umgang mit Missionar Kicherer, sein Herz, und wahre Herzensdemuth kehrte jetzt bei ihm ein. „Ach," rief er öfters aus, „lieber wollte ich an dieser Stelle hängend sterben, wo „Christus geprediget wird, als zu den Christen der Colonie „zurückkehren, welche mir nie etwas von Gott und Christus, „noch von dem Weg zur Seligkeit gezeigt haben." Bald wurde er ein Muster der Gottseligkeit für seine Umgebung, und sein inbrünstiger Gebetsumgang mit dem HErrn, sowie sein Wandel machten ihn zum Segen für Alle die ihn kennen lernten.

Im Juli 1801 erreichten sie den Orangefluß, der, obgleich in trockener Jahreszeit nicht breiter als der Rhein, doch um diese Zeit nicht überschritten werden konnte, und sie mußten daher warten, bis das Wasser des Flusses noch mehr abgenommen hatte. Jetzt wagten sich Einige durch

Schwimmen über den Fluß hinüber, verfertigten ein Paar Flöße und brachten die Miſſionare an das jenſeitige Ufer hinüber, wo ſie an der Riet- (Schilfrohr) Quelle ihre Zelte aufſchlugen.

Hier ſchloſſen ſich umherſtreifende Parthien eines andern Stammes der Eingebornen, der Namaquas, an ſie an — ein Volksſtamm, dem in früherer Zeit die großen Gebiete des Nieuweveld, Bokkeveld und Roggeveld eigenthümlich angehörten, und der jetzt außerhalb der Grenzen der Colonie in den weſtlichen Wildniſſen von den Kamisbergen an bis nach Angra Pequina hinauf umherſtreift. In dieſen entfernten Sandwüſten der weſtlichen Meeresufer hätte man erwarten ſollen, daß ſie, ungeſtört von Außen her, ihre einfache Lebensweiſe als Viehhirten fortzuſetzen die Geſtattung haben würden; aber die kaufmänniſche Raubgier kennt weder Ruhe noch Mitleiden. Die ſchönen Heerden der Namaquas waren ein zu mächtiger Reiz für die ſogenannten civiliſirten Chriſten der Colonie, und auf ihren Nomadenzügen in dieſer Wildniß waren ſie auch dann nicht, als der Boden ihrer Väter der Habſucht der Bauern anheimgefallen war, vor Plünderung ihres Eigenthums geſichert.

Jenſeits des großen Fluſſes wurden die Miſſionare von den Eingebornen mit der größten Hochachtung aufgenommen, und bald ſahen ſie ſich von Haufen Menſchen aus allerlei Volksſtämmen umgeben, welche mit ihren Heerden ſich um ſie her geſammelt hatten. Ein begieriges Verlangen nach Unterricht ſchien Alle ergriffen zu haben, und die Wirkungen der Verkündigung des Wortes waren kräftig und ſicher. Menſchen, welche aus dem Zuſtande roher Barbarei heraustraten, ſind unwiſſenden Kindern ähnlich: ſie vermögen nicht ihre Neigungen zu beherrſchen oder zu unterdrücken, wo dieſe gereizt werden, und ſind gewohnt unter allen Umſtänden ihnen den vollen Lauf zu laſſen. So wie in ihrem Naturzuſtande der religiöſe Wahn eine ſtarke Gewalt über ſie ausübt, ſo gewinnt auch leicht und die Wahrheit eine große Kraft über ihre Gemüther.

Und wirklich machte die erste Verkündigung der Freudenbotschaft von Christo einen so überwältigenden Eindruck auf viele dieser Hottentotten, daß sie unter der Macht desselben zu Boden fielen, während zahllose Thränen über ihre Wangen rollten. Hier bauten sie von Zimmerholz, Schilf und Lehm einen großen Schuppen auf, dessen beide Enden für die Beherbergung der Missionare und dessen Mitte für die Haltung des Gottesdienstes bestimmt war. Noch eine zweite Hütte dieser Art ward für solche Korannas, Namaquas und andere Fremdlinge aufgebaut, welche die holländische Sprache nicht verstanden und deren Unterricht durch Dolmetscher geführt werden mußte; auch wurde ein großer Garten angelegt, den die Hottentotten unter der Leitung der Missionare mit den nützlichsten Pflanzen anzubauen gelehrt wurden.

Mehrere Male wurde Missionar Kicherer während seines Aufenthaltes an dieser Stelle aus den Klauen der Löwen errettet. Ein Mal schlief er neben einem Karren, als sich leise ein Löwe zu ihm herbeischlich, der jedoch durch das Bellen eines kleinen Hundes noch im rechten Augenblick verrathen wurde. Ein anderes Mal mußte er sich auf einer seiner Wanderungen in der Begleitung eines einzigen Hottentotten bei Nacht unter freiem Himmel zur Ruhe niederlegen, als er um Mitternacht durch unruhige Bewegungen seines Pferdes vom Schlafe aufgeweckt wurde. Kicherer erwachte und sah im Dunkel der Nacht zwei blitzende Augen eines fürchterlichen Löwen, welche gleich brennenden Kerzen ihm entgegenglänzten. Er machte plötzlich Licht, zündete das dürre Gras umher an, und nun machte sich der Löwe davon, während eine Flintenkugel ihm nachgesendet wurde. Am folgenden Morgen sah man seine blutigen Fußstapfen auf dem Boden, und so war die Flucht dieses Thieres um so ungewöhnlicher, da in solchem Falle höchst selten ein Löwe davonflieht, ohne zuvor sein Blut gerächt zu haben. Aber eine noch ungleich größere Gefahr als die Löwen drohte ihm und seinem Werke, jener Bösewicht, der Grieche Stephanos, dem er früher Barmherzigkeit erzeigt hatte. Dieser Mann

hatte ſich in verſchiedenen Hottentotten-Kraals für einen Propheten ausgegeben und nach und nach über die abergläubiſchen Einwohner einen ſolchen Einfluß gewonnen, daß er die ſchändlichſten Verbrechen ungeſtraft verübte, und daß ein Jeder, welcher ein Wort gegen ihn ſprach, auf eine unbarmherzige Weiſe mißhandelt wurde. Er hatte eine Art von Tempel und einen Altar aufgerichtet, auf welchem Opfer dargebracht wurden. Auch umgab ihn eine Zahl auserwählter Schüler, welche Träume und Viſionen gehabt zu haben behaupteten, die ihnen der Engel Gabriel vom Himmel herab gebracht haben ſollte. Wenn der Betrüger ſeine Luſt, ſeine Habſucht oder ſein Rachgefühl befriedigen wollte, ſo gab er hiezu eine Beglaubigung vom Himmel vor, und wer an dieſe nicht glauben wollte, der mußte ein Opfer ſeiner Rache werden.

Für dieſe ſchien er beſonders die Miſſionare auserkoren zu haben, und da der Häuptling des Kraals, in welchem er ſich aufhielt, Cornelius Kok, ein ſehr einflußreicher und gewaltiger Mann unter den Hottentotten war, ſo hatten ſie Urſache, für ſich und ihr Werk das Aeußerſte zu fürchten. Nach reifer Ueberlegung faßte Miſſionar Kicherer den Entſchluß, ſich in Begleitung einiger Männer nach dieſem Kraale zu begeben, und den verführeriſchen Täuſchungen dieſes Betrügers muthig entgegenzuſtehen. Dieſer rief nun alſobald eine Verſammlung ſeiner Anhänger zuſammen und erklärte denſelben, es ſey jetzt der wichtige Augenblick gekommen, wo ſie ihre Liebe zu Gott und ſeinem Propheten an den Tag legen könnten; thun ſie dies jetzt nicht, ſo werde Feuer vom Himmel fallen und ſie verzehren. Als Kicherer mit ſeinem Gefolge dem Kraale ſich näherte, ſo war bereits die Partei des Betrügers verſammelt, um ihn mit racheſchnaubenden Geſichtern zu empfangen. Stephanos trat hervor und verlangte unter dem Schatten eines Baumes den Streit abzumachen, und dorthin zog ihm die ganze Verſammlung nach. Kicherer ſuchte ihn nun mit ſeiner Bibel in der Hand zu widerlegen; aber der Betrüger, ſeine Eingebungen mit wilder Heftigkeit behauptend, wollte ſich auf ſolche Beweiſe nicht

einlassen und schien zur Gewalt seine Zuflucht nehmen zu wollen. Kicherer ließ ihn nun als einen zum Tode verurtheilten Verbrecher ergreifen, und alsobald legten sie die Hände an ihn und sperrten ihn als Gefangenen in seinem eigenen Tempel ein. Der Betrüger hatte nun seine Rolle ausgespielt, und er fing jetzt an in französischer Sprache, welche das Volk nicht verstand, den Missionar Kicherer aufs Demüthigste anzuflehen, ihm noch einmal die Freiheit zu schenken, damit er das Land verlassen könne. Kicherer sagte ihm seine Bitte zu unter der Bedingung, daß er ein offenes und freies Bekenntniß vor dem ganzen Volke ablege, und jetzt gestand er öffentlich vor der Versammlung, daß er sie Alle betrogen habe, — daß sie, wenn sie seinem Beispiele folgten, zur Hölle gehen würden, und daß sie Ursache hätten, Gott zu danken, welcher ihnen Lehrer der Wahrheit zugesendet habe. Nun drängten sich die Hottentotten um Kicherer her, um demselben aufs Herzlichste zu danken, daß er sie vom tyrannischen Joche dieses Betrügers erlöset habe, und ihn zu bitten, denselben nackt in die Wüste hinaus zu senden. Indeß hielt Kicherer für zweckmäßig, ihn bis an die Meeresküste begleiten zu lassen; allein Stephanos entfloh seinem Begleiter auf dem Wege und schloß sich jetzt an die Räuberhorde des wilden Afrikaners an.

Nachdem Missionar Kicherer in Kok's Kraal die beiden Gehülfen Anderson und Kramer zur Fortsetzung des angefangenen Werkes unter dem Stamme der Korannas zurückgelassen hatte, so faßte er nach zehnmonatlichem Aufenthalte unter denselben den Entschluß, im Frühling 1802 mit seinem Begleiter Scholz wieder nach dem Zaakflusse zurückzukehren, weil die Weideplätze am Orangeflusse für den Unterhalt ihrer ansehnlichen Heerde nicht zureichten. Er selbst gedachte noch etwas länger die Abreise dorthin aufzuschieben, weil er befürchtete, daß in dieser Jahreszeit (Monat März), die Sandwüste, die er durchwandern sollte, noch nicht Wasser genug habe; allein da ihn einige wilde Buschmänner wissen ließen, daß viel Regen in der Wildniß gefallen sey, so entschloß er sich, mit seinem Gefolge und seiner Viehheerde den

Weg anzutreten. Aber bald ſah er ſich betrogen; denn nach drei Tagereiſen hatte er keinen Tropfen Waſſers in der Wüſte angetroffen, bis er endlich einen kleinen Sumpf entdeckte, an welchem er jedoch ſeinen brennenden Durſt nicht zu löſchen wagen durfte, weil ihn die Buſchmänner mit einer Anzahl von Schlangenköpfen, die auf demſelben umherſchwammen, vergiftet hatten. In ihrer großen, verderbendrohenden Noth warfen ſie ſich nun gemeinſchaftlich auf ihre Kniee nieder, um Gott um Seine Hülfe anzuflehen; und ſiehe! am Abend deſſelben Tages ſandte Er ihnen einen ſtarken Regenſchauer, der ihren Durſt ſtillte und das ſchmachtende Land erquickte. Nun ruhten ſie ein paar Tage aus, um deſto ſchneller ihren Zug durch die Wüſte vollenden zu können, als ſie an einem Morgen die Wahrnehmung machen mußten, daß wilde Buſchmänner einen Theil ihrer Heerde weggetrieben hatten. Einige bewaffnete Hottentotten jagten nun den Räubern nach, und ſie waren ſo glücklich von 80 geraubten Ochſen 73 wieder zurückzubringen. Miſſionar Kicherer hatte ſeit einem halben Jahre keinen Biſſen Brot gekoſtet, und ihn verlangte ſehnlich, ſeine heftige Gierde nach demſelben zu befriedigen. Er eilte daher mit einigen Begleitern nach einem Bauernhofe einige Tagereiſen voraus, und bemerkte in ſeinem Tagebuche: „Es iſt ſchwer, ſich von dem hohen Genuß eine Vorſtellung zu machen, den ich empfand, als ich ein hartes Stück Bauernbrot einmal wieder in den Mund nehmen durfte.“

Am Zackfluſſe mit ſeinen Leuten angekommen, wünſchte er nun eine bleibende Niederlaſſung für dieſelben am Ufer dieſes Fluſſes aufzurichten, und da ihm die erforderlichen Geräthſchaften und Werkzeuge hiezu gebrachen, ſo reiste er nach der Capſtadt, um mit den Unterſtützungen der dortigen Miſſionsfreunde das nöthige Bau- und Ackergeräthe einzukaufen. Der brittiſche Statthalter daſelbſt, der ſein Vorhaben kräftig unterſtützte, bot ihm indeß dringend eine einträgliche Pfarrſtelle in dem benachbarten Städtchen Roodeſand an, was er jedoch ausſchlug, weil ſein Herz dem armen Hottentottenvolke liebend zugethan war. Nach ſeiner Rückkehr

machte er sich nun unverweilt ans Werk und fing den Bau einer großen Kirche an, um welche her die bekehrten Hottentotten ihre Wohnungen aufrichteten. Anfangs griffen die Hottentotten mit frischem Muth das Werk an; allein nur allzubald sanken sie wieder in ihre gewohnte Trägheit und Sorglosigkeit zurück. Nun erklärte ihnen Missionar Kicherer, es sey ihm eine Pfarrstelle in der Nähe der Capstadt angetragen worden, und er werde sie innerhalb wenigen Wochen verlassen, wenn sie nicht mit allem Ernst auf den Aufbau und die Vollendung des begonnenen Werkes Bedacht nehmen würden. „Jetzt erfolgte ein Auftritt," erzählt er, „an den ich ohne tiefe Rührung mich nicht zurückerinnern kann. Alle fingen an laut zu weinen und mich so inbrünstig um mein Bleiben bei ihnen anzuflehen, daß mir mein Herz zerschmolz und ich ihnen das Wort geben mußte, daß ich sie nicht verlassen wolle. Ihre Freude hierüber war ausnehmend groß; Viele fielen mir um den Hals und weinten Freudenthränen, und ich durfte nun sehen, daß mich diese armen Hottentotten mehr liebten, als ich erwartet hatte."

Die Niederlassung lag in einem hoch gelegenen von öden Bergen umgebenen Thale, dessen Boden zwar des Anbaues fähig, aber eben nicht sehr fruchtbar war. Außer der Kirche, welche 800 Zuhörer in sich fassen konnte, wurde auch ein geräumiges Missionshaus aus Stein aufgerichtet, und in der Nähe befand sich eine treffliche Quelle, welche reichliches Wasser lieferte. Rings um die Kirche her richteten die Neubekehrten, die zur Gemeinde gehörten, ihre Wohnungen auf, und hinter denselben lagerten im Umkreise die kleinen Hütten der noch ungetauften Hottentotten. Eine schwache Viertelstunde von der Missionscolonie floß der Zackfluß vorüber, an dessen Ufern die Kornfelder angelegt wurden. Der Himmelsstrich war indeß nicht günstig, indem glühende Hitze des Tages und schneidende Kälte des Nachts häufig mit einander wechselten und die Weideplätze umher für den Anwuchs der Viehheerde nicht zureichten. Indeß hatten die Missionare um diese Zeit eben keine andere

Wahl, weil ſie nur ſolche Stellen zum Anbau für ihre Leute in Beſitz nehmen durften, welche die Bauern um ihres ſchlechten Zuſtandes willen des Anbaues nicht werth hielten. Indeß gedieh ſichtbar das Werk des HErrn in ihren Händen, und Miſſionar Kicherer hatte am Ende des Jahres 1802 die Freude, 30 Erwachſene und 24 Kinder durch die heilige Taufe in die Gemeinſchaft der Chriſten aufzunehmen. „Gott thut Wunder in dieſer öden Wildniß,“ ſchrieb er um dieſe Zeit, „wie groß iſt nicht Seine Leutſeligkeit, die Er an dieſen armen, verblendeten Geſchöpfen offenbart! Ich kann meine Gefühle hierüber nicht in Worten ausdrücken, und Freudenthränen fließen über meine Wangen, wenn ich bedenke, was der HErr an dieſem Volke gethan hat und wie ich jetzt mit meinen Augen ſehen darf, was mein Herz Jahre lang ſehnlich von dem Vater der Barmherzigkeit erflehte.“

Geſchwächte Geſundheit und andere dringende Bedürfniſſe gaben im Frühling 1803 die Veranlaſſung dazu, daß Miſſionar Kicherer, von einigen ſeiner bekehrten Hottentotten begleitet, eine Reiſe nach Europa antrat, um für das Aufblühen des Miſſionswerks neue Freunde unter den Chriſten ſeines Vaterlandes zu gewinnen. Der Abſchied von ſeiner kleinen Hottentotten-Gemeinde war rührend; die guten Leute weinten bitterlich, hielten ihn bei der Hand und wollten ihn kaum ziehen laſſen. Er tröſtete ſie mit der Verſicherung, nach 15 Monaten, ſo es dem HErrn wohlgefalle, wieder in ihrem Kreiſe einzutreffen. Das Gemeindlein beſtand aus 83 Getauften und über 500 Katechumenen, die nach dem Unterricht im Chriſtenthum verlangten. Ihnen ließ er Hrn. Bosmann als Lehrer zurück, einen wackern Chriſten, welcher zuvor Gutsbeſitzer im Lande geweſen war und freiwillig Alles verlaſſen hatte, um den armen Heiden das Evangelium zu verkündigen.

Sechster Abschnitt.

Die Kaffern.

Das Kafferland. — Beschreibung der Kaffern und ihrer Gewohnheiten. — Die Missionare Van der Kemp und Edmond ziehen dorthin. — Ihre Unterhandlungen mit dem Kafferkönig Heika. — Niederlassung am Keiskammaflusse. — Missionar Edmond zieht nach der Colonie zurück. — Gefahrvolle Lage Van der Kemp's. — Seine Arbeiten im Kafferlande. — Rückzug desselben nach Graaf Reinet. — Zusammentreffen mit den Missionaren Van der Lingen und Read.

Das Kaffernland war das erste Land außerhalb der Capcolonie, dessen heidnische Bewohner die Liebesthätigkeit europäischer Christen auf sich zogen. Zwar hatten schon früher einzelne Kaffern zu Paviankloof Besuche gemacht und die Arbeiten der Brüder daselbst kennen gelernt; aber ehe Dr. Van der Kemp nach Africa kam, war zuvor kein Versuch gemacht worden dieses wilde Volk der Erkenntniß Christi und den Segnungen der christlich-bürgerlichen Gesellschaft näher zu bringen. Erst die Liebe dieses Knechtes Christi suchte sie zuerst in ihrer Wildniß auf, und ihm haben wir auch die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Beschaffenheit dieses Volkes in seinem heidnischen Zustande zu verdanken, nachdem uns La Vaillant zuvor viel Fabelhaftes von demselben erzählt hatte.

Den Namen Kaffer, welcher in der arabischen Sprache einen Ungläubigen bedeutet, pflegen die Muhammedaner allen Volksstämmen des südlichen Africas beizulegen; europäische Schriftsteller aber gebrauchen denselben nur von einem von den Hottentotten verschiedenen und an der östlichen Seite der Colonie wohnenden Volksstamm, der sich selbst Kusas zu nennen pflegt, und eine Bevölkerung von etwa 35,000 Seelen in sich begreift. Ihr Land hat unbestimmte Gränzen; es war in älterer Zeit ungleich ausgedehnter, als in unsern

Tagen, wo im Weſten durch die brittiſche Regierung der Capcolonie, und im Norden und Oſten durch ihre kriegeriſchen Nachbarn anſehnliche Theile von demſelben losgeriſſen worden ſind. Daſſelbe iſt gebirgig und waſſerreich, der Boden thonartig, mit feinem Sand vermiſcht und ſehr fruchtbar. Seine ganze Oberfläche iſt bis zu den höchſten Bergſpitzen mit Bäumen, Geſträuchen, Gras und Pflanzen aller Art bedeckt und zu keiner Zeit des Jahres pflanzenleer. Der Winter, welcher vom April oder Mai bis Auguſt dauert, und der Capcolonie anhaltende Regengüſſe bringt, iſt im Kafferland die trockenſte Jahreszeit. Erſt in den Sommermonaten wird das Land vom Regenſchauer und nicht ſelten von den heftigſten Gewittern heimgeſucht. Dieſe ſind häufiger und ſchrecklicher als in Europa, und von eigenthümlichen Naturerſcheinungen begleitet; die Blitze verbreiten nämlich keinen ſo hellen, das Auge blendenden und plötzlich wieder verſchwindenden Glanz wie bei uns, ſondern ſie beſtehen in fortgeſetzten, funkenartigen Lichtſtrömungen, welche die Erde den Wolken und dieſe der Erde entlocken, und dieſe oft zwei- und dreifachen elektriſchen Strömungen dauern mehrere Secunden lang. Dem häufigen Regen iſt die größere Fruchtbarkeit des Kafferlandes, ſo wie ſeiner hohen Berglage das geſunde Klima deſſelben zuzuſchreiben, indem es durch ſeine Höhe über der Meeresoberfläche eine kühlere Luft gewinnt, als dies in einem Lande zu erwarten wäre, das der heißen Erdzone nahe liegt. Dieſe Kühlung iſt im Sommer wie im Winter ziemlich gleich, und wenn in der letzten Jahreszeit das Blätterwerk nicht ganz ſo lebhaft iſt, ſo liegt die Urſache hievon mehr in verminderter Feuchtigkeit, als im Mangel an Wärme.

Das äußere Anſehen der Kaffern iſt gebieteriſch; ſie ſind im Allgemeinen hoch gewachſen und rieſenhaft; ihre Geſichtszüge ſind in vielen Fällen edel und ihre Körperfarbe iſt tief braun und dem Schwärzlichen ſich nähernd; indeß iſt ihre eigentliche Hautfarbe häufig kaum bemerkbar, da ſie ſich Geſicht und Körper mit rother Erde oder Eiſenſtein zu bemalen pflegen. Statt ſich zu punctiren, wie es die Süd-

see-Insulaner zu thun pflegen, ziehen sie sich ein spitziges Eisen durch die Haut, das über der Oberfläche des Körpers aufrecht hervorragt. Eben so schneiden sie auch reihenweise kleine Narben in die Arme, den Rücken und die Brust ein, um sich dadurch ein gewisses mannhaftes Wesen zu verschaffen. Die Kleider, die sie etwa anlegen, dienen ihnen nicht zur Bedeckung, sondern als Putz, und wenn die Kälte sie nicht nöthigt, ihrem Körper eine Bedeckung umzuwerfen, so gehen sie gerne nackt einher. Ihre Köpfe sind immer unbedeckt und nur mit einer Schnur kupferner Körner nach Art eines Diadems oder mit einem schmalen Bande umhängt, an welchem kleine Muscheln von verschiedener Farbe sich befinden. Auch ihre Ohren sind mit allerlei Zierrathen geschmückt, so wie der Geschmack oder die Mode sie dem Einzelnen empfiehlt. Ueberhaupt gehören Ringe von verschiedenem Metall, womit sie ihre Gliedmassen reichlich umhängen, zu den Luxusartikeln des Kaffernvolkes, während fünf bis sechs Tigerzähne oberhalb des Ellbogens aufrecht am Arme des Mannes befestigt sind. Gegen die Kälte pflegen sie sich gemeiniglich mit einer Kuhhaut zu schützen, die sehr weich gegerbt ist, indeß ihre angesehenen Männer zur Auszeichnung mit einer Tigerhaut sich bedecken. Die Weiber gehen baarfuß und umhängen sich mit einer Schürze; die Männer tragen eine Art Sandalen in der Hand oder an einem Stock, und diese binden sie an die Füße, wenn der Weg rauh ist.

Zur Verehelichung ist beiderseitiges Einverständniß keineswegs erforderlich. Der Mann kauft sich seine Gattin mit ein paar Ochsen von ihren Eltern, und ihm ist gestattet dieselbe wieder zu verkaufen. Vielweiberei ist besonders bei den Häuptlingen häufig, nicht sowohl um des Vergnügens als um des Nutzens willen, indem die meisten Geschäfte von dem weiblichen Geschlechte verrichtet werden. Sie bauen die Hütten, graben den Boden, fällen das Holz, bereiten alle Geräthschaften des Feldbaues und der Haushaltung und spielen bei der Aufrichtung eines Kraales die Hauptrolle. Der Beruf des Mannes besteht allein im

Kriegführen, in der Jagd, im Melken der Kühe. Die Beſchneidung wird an den Knaben verrichtet, wenn ſie 12—14 Jahre alt geworden ſind, und mit ihr treten ſie ins männliche Alter ein. Bei derſelben wird der Knabe am ganzen Körper weiß angeſtrichen, ſodann zu einem Fluſſe gebracht und rein abgewaſchen; alle ſeine alten Kleidungsſtücke werden auf die Seite gelegt und ihm dafür neue gegeben, und alle dieſe Ceremonien ſollen andeuten, daß er jetzt ein ganz neuer Menſch geworden ſey. Ihre Wohnungen ſind im Allgemeinen beſſer gebaut als die Hütten der Hottentotten; ſie haben eine länglicht runde Geſtalt und ruhen auf ſtarken Baumpfoſten. Das Dach wird mit Stroh bedeckt und die Wände ſind mit Lehm oder Kuhdünger beſtrichen. Die Dörfer der Kaffern ſind gut geſchützt; auch iſt ihre Vorſtellung von Privateigenthum richtiger als bei den Hottentotten, wie dies überhaupt bei allen angeſiedelten und Ackerbau treibenden Völkern der Fall iſt. Der große Hof in der Mitte eines Kraals, in welchem die Viehheerde ſich befindet, iſt mit Baumpfoſten befeſtigt. Hieher wird am Abend alles Vieh zum Melken getrieben und die Nacht über bewacht, indeß es am andern Morgen nach dem Melken wieder auf das freie Feld hinaus zur Weide gebracht wird.

In der Mitte dieſes großen Hofes beſitzt jede Familie ein eigenes tiefes Loch, in welchem ſie ihren Kornvorrath aufbewahrt. Dieſes iſt mit Stangen und Stroh bedeckt, auf welches ſodann ein Haufen Erde geworfen wird. Wird das Loch zum erſten Mal geöffnet, ſo ſchenkt der Eigenthümer jedem Bewohner des Kraals einen Korb voll Korn, und ein größerer wird dem Capitän gegeben. Das Kafferkorn iſt eine Art Hirſe, die 10 Fuß hoch wächst. Die Aehren ſind einen Zoll dick und die Körner beſitzen einen zuckerhaften Geſchmack. Das Korn ſelbſt wird geſotten verzehrt oder zwiſchen zwei Steinen gemahlen und zu ungeſäuertem Brot gebacken. Auch bereiten ſie durch Gährung eine Art Bier aus demſelben. Beim Anbau des Bodens wird weder Pflug noch Spaten noch irgend ein Werkzeug gebraucht, ſondern der Same wird nur über das Gras

hingestreut und das Gras sodann mit hölzernen Werkzeugen geschlagen; unter ihm keimt hernach die Frucht auf. Noch besitzen sie eine andere Kornart, Bona genannt, welche in Holland unter dem Namen türkisch Korn bekannt ist, dessen Körner die Gestalt einer Erbse haben. Jedes Dorf hat einen gemeinschaftlichen Garten, neben welchem jede Familie noch einen eigenen besitzt, und diese Gärten sind mit einem Gehäge von Holzstöcken umzäunt. Hier werden Kürbisse und eine Art von Wassermelonen gepflanzt; überdies besitzen sie Wurzel- und Fruchtarten, die man in Europa noch nicht kennt, besonders eine Gattung hoher Bäume, die eine Art Oliven von köstlichem Geschmack tragen, welche zwei Zoll lang, saftreich und süß sind. Auch viel Tabak wird von den Kaffern gepflanzt, den sie geschmackvoll zuzubereiten wissen. Sie ziehen den Rauch aus hölzernen Pfeifen, welche in ein großes, mit Wasser gefülltes Kühhorn gestellt werden, wodurch derselbe angenehm abgekühlt wird.

Ihre Hauptnahrung besteht im Fleisch und der Milch ihrer Heerden, so wie im Ertrage der Jagd. Schaf- und Ziegenheerden besitzen sie nicht, auch wird kein Federvieh von ihnen erzogen. Ist ein Mann arm und besitzt er keine Kühe, so wendet er sich an die Häuptlinge, welche ihn reichlich mit Lebensmitteln versorgen und sich dafür auf den Weideplätzen der Bauern auf der Colonie entschädigen, denen sie Hunderte von Viehstücken unversehens hinwegstehlen. Ihr Ackerbau ist der Viehzucht untergeordnet. Fische werden nur in armen Kraals verzehrt, und diese sind deshalb verachtet. Wird ein Stück Vieh geschlachtet, so gehört die Brust desselben dem Könige, dem sie dieselbe auf weite Entfernung hin zusenden, obgleich sie häufig in Fäulniß übergegangen ist, wenn er sie erhält.

Von Krankheiten weiß man nicht viel unter den Kaffern; ihre müßige Lebensweise, ihre körperlichen Uebungen, so wie die Sorgfalt, mit welcher sie nur auf gesunden Anhöhen ihre Dörfer anlegen, mögen viel zur Erhaltung ihrer Gesundheit beitragen. Dr. Van der Kemp hat während seines ganzen Aufenthaltes unter diesem Volke nie von

Wechſelfiebern, von auszehrenden oder ſcorbutiſchen Krankheiten unter ihnen gehört. Indeß richtet doch bisweilen eine Art von Faulfieber, das aus ihrer Lebensweiſe zur trocknen Jahreszeit zu entſtehen pflegt, große Verheerungen unter ihnen an. In ſolchem Falle nehmen ſie gewöhnlich zu Zauberern und Beſchwörern ihre Zuflucht, welche ſodann Steine, Schlangen, Bäume und Holzſtücke aus dem Körper des Kranken herauszuzaubern vorgeben. Bisweilen muß ein Stück Vieh geſchlachtet, in Stücke zerlegt und als Sühnopfer in den Fluß geworfen werden. Vermuthet der Zauberer eine Teufelsbeſitzung in dem Kranken, dann ſucht er zuerſt den böſen Geiſt durch allerlei lächerliche Kunſtſtücke aus dem Körper herauszujagen und gefangen zu nehmen, und da ihm dies ſelten gelingen will, daß er ihn in die Fauſt bekommt, ſo läuft er ihm mit dem Wurfſpieße in der Hand über alle Berge und durch alle Thäler nach. Will die Krankheit nicht weichen, ſo wird der Unglückliche aufs Feld geſchleppt, um von den Wölfen verzehrt zu werden. Gelingt es ihm nun, wieder in ſeine Hütte zurückzukommen, ſo wird er zum zweiten und dritten Mal hinausgebracht — und hat er doch noch Kraft genug zurückzukehren, ſo ſperrt man ihn mit etwas Speiſe und einem Kruge Bier in ſeiner Hütte ein, indeß der ganze Kraal aufbricht und ihn ſterben läßt. Nach ſeinem Tode wird er ohne alle Ceremonien den Wölfen zum Verzehren vorgeworfen, indem ein Begräbniß das ausſchließliche Vorrecht des Königs und der Königin iſt. „Es dauerte lange Zeit," bemerkt Van der Kemp, „ehe ich den wahren Beweggrund dieſes grauſamen Gebrauches entdecken konnte; aber ſeitdem ich mit dem Charakter dieſes Volkes beſſer bekannt bin, iſt es mir klar, daß ſie nur aus Liebe zur Selbſterhaltung alſo handeln. Sie fürchten nämlich nichts ſo ſehr als die Verbreitung von Krankheiten unter einem Kraal, und kennen kein beſſeres Mittel dagegen, als dieſelben ſchon in ihren erſten Keimen zu erſticken. Eine Folge dieſer kalten Selbſtſucht iſt auch ihr Benehmen, wenn ſie einen Menſchen in Gefahr ſehen im Fluſſe zu ertrinken. Statt ihm zu helfen fliehen ſie

eiligst davon oder machen eher Anstalten, daß er ertrinken muß. Menschenmord wird kaum für ein Verbrechen gehalten und mit einer kleinen Buße abgestraft, wenn sich die Verwandten nicht die Blutrache vorbehalten. Die klingende Münze ist das Vieh, das als Strafe gegeben werden muß, und wovon ein Theil dem Könige und ein anderer den Verwandten des Erschlagenen angehört. Auch die Bestrafung des Ehebruchs ist leicht abgethan; aber wenn Jemand es wagt, an einem Brunnen oder in einem Viehhofe einen Schaden anzurichten, so ist immer die Todesstrafe darauf gesetzt. Vermeintliche Befleckung ist das schwerste Vergehen, und wer zufällig oder absichtlich sich dieselbige zuzieht, muß sich dafür schweren Büßungen unterziehen. Stirbt ein Mann oder eine Frau, so müssen seine nächsten Angehörigen, welche für unrein gehalten werden, in die Einsamkeit sich zurückziehen, und ihre Hütten sowohl als ihre Kleider werden sämmtlich verbrannt, ehe sie sich in der Gesellschaft wieder sehen lassen dürfen. Die vorgeschriebenen Reinigungsceremonien und Waschungen nach der Geburt eines Kindes und in andern Fällen haben mit den Vorschriften der jüdischen Reinigungsgebräuche große Aehnlichkeit. Hat aber Jemand einen Andern ermordet, so darf er nur mit eigener Hand sein Fleisch am Feuer braten, das aus bittern Wurzeln gemacht werden muß, und sodann mit der Asche sein Gesicht reiben, so ist er von jeder Blutbefleckung frei. Die geringe Achtung, in welcher das Menschenleben gehalten wird, bildet bei diesem Gebrauche, so wie überhaupt bei den Vorschriften heidnischer Völker in Betreff des Menschenmordes, einen schneidenden Gegensatz gegen das ernste Gesetz, das uns Gott in Seinem Worte hierüber gegeben hat. Nur wer Den kennt, der den Menschen gemacht hat, kennt auch den wahren Werth, den ein Menschenleben in Seinen Augen besitzt."

Im wechselseitigen Verkehr ist ihr Benehmen sehr anständig, und obgleich ausnehmend wild, vermeiden sie doch Alles was beleidigen könnte. Sie pflegen einander nicht zu grüßen; dies thun sie nur gegen den König, dessen Na-

men ſie den Ausdruck An beifügen, der eine Ehrenbezeichnung ſeiner Würde iſt. Eben ſo ſind ſie gewohnt, das Familienhaupt nicht nach dem Geſchlechtsnamen, ſondern nach dem Namen des erſtgebornen Sohnes, oder wenn kein ſolcher da iſt der älteſten Tochter zu bezeichnen. Dieſem Namen pflegen ſie das Wort Ra (Vater) oder Ma (Mutter) beizufügen. So heißen ſie z. B. einen der Miſſionare nicht anders als Ra John (Vater des Johannes), weil ſein älteſter Sohn Johannes hieß, und als dieſer ſtarb, wurde er von ihnen Ra Sarah und die Mutter Ma Sarah (Vater, Mutter der Sarah) genannt; oder ſie geben einem Manne, den ſie ehren wollen, einen neuen Namen. So war Van der Kemp mit drei Ehrennamen von ihnen benannt, welche im ganzen Lande bekannt waren.

Die Regierungsform der Kaffern iſt monarchiſch, und der König hat das Recht, ſeinen Nachfolger ſelbſt zu wählen, der gewöhnlich, doch nicht immer, ein Glied ſeiner eigenen Familie iſt. Die Macht des Königs iſt unumſchränkt; jedoch hängt ſein ganzer Einfluß von dem guten Willen und der Liebe ſeines Volkes ab. Ihre Anhänglichkeit an die Perſon des Königs iſt ſehr groß und ſie verehren ihn beinahe göttlich und ſchwören bei keinem andern Namen, als bei dem ſeinigen. Mag er ſeine Unterthanen ums Leben bringen und berauben, ihre Gewohnheiten und Rechte nach Willkühr ändern, ſo laſſen ſie ſich dies Alles mit kindlicher Hingebung gefallen. Indeß ſteht ihm ſein Staatsrath zur Seite, der ihn mit der Volksmeinung bekannt macht; auch geſtatten ſich ſeine Feldoberſten viel Freimüthigkeit gegen ihn, wenn er ſein Anſehen mißbraucht. Läßt ſich der König nichts ſagen und weist er die Mahnungen mit Verachtung von ſich, ſo brechen die verſchiedenen Kraals nach entfernten Gegenden auf und laſſen ihn allein ſitzen; aber ſelten kommt es zu gewaltſamem Aufruhr gegen ihn, und ihre Auswanderungen bringen ihn gemeiniglich zur Vernunft. Jeder Kraal hat einen Anführer (Capitän). Nach der Anzahl ihrer Untergebenen iſt ihre Macht größer oder kleiner; bisweilen theilt ſich ſein Volk in mehrere Kraals

ab, und dann ernennt er Stellvertreter für dieſelben. Die Würde eines ſolchen Häuptlings iſt erblich. Hinterläßt er keinen Sohn, ſo wird ein Anderer an ſeiner Statt aus dem Volke erwählt und von ihm beſtätigt. Der König hat auf dieſe Wahlen keinen Einfluß; bisweilen aber nimmt er einzelne Dörfer unter ſein eigenes Regiment und verſetzt Häuptlinge, die ihm als gefährliche Leute erſcheinen. Die mächtigſte Beſchränkung der königlichen Würde iſt der Mangel an Miethtruppen, indem jeder waffenfähige Kaffer ein freiwilliger Soldat iſt. Das königliche Einkommen beſteht in Lieferungen an Vieh, Korn, Elephantenzähnen, Pantherhäuten und Kranichfedern. Reist der König, ſo wird er von ſeinen Staatsräthen begleitet; auch folgt ihm ein Zug ſeiner Weiber nach. Hält er irgendwo inne, ſo wird alſobald ein Ochſe zu einem Gaſtmahle für ihn geſchlachtet; aber von der Milch ſeiner Unterthanen darf er nicht trinken, ſondern zu dieſem Behufe werden ihm einige ſeiner eigenen Kühe nachgeführt.

Die Kaffern führen häufige Kriege, nicht nur mit den benachbarten Volksſtämmen, ſondern beſonders auch mit der Capcolonie. Jeder Häuptling iſt gehalten, auf die Mahnung des Königs mit ſeinen Untergebenen auszuziehen, und der König ſtellt ſich an die Spitze ſeiner Krieger und kämpft in der Mitte derſelben. Ihre Waffen beſtehen in einem Wurfſpieße (Haſſagain) und dem Kirri, einem kurzen, furchtbaren Prügel. In neuerer Zeit wußten ſie ſich auch Schießgewehre zu verſchaffen und dieſelben geſchickt zu gebrauchen. Im Kriege bedecken ſie ihren Körper mit dem Schilde einer Kuhhaut. In früherer Zeit waren ſie immer gewohnt, ihre Feinde zu offener Feldſchlacht herauszufordern und von ihrem perſönlichen Muthe und ihrer Kraft den Sieg zu erwarten. Seitdem ſie aber von den Coloniſten auf eine ſo verrätheriſche und heimtückiſche Weiſe mißhandelt worden ſind, iſt der edle Rittergeiſt dieſes Volkes ſehr geſunken, und ſie tragen jetzt kein Bedenken mehr, dieſelben Waffen der Hinterliſt und Bosheit zu gebrauchen, deren ſich ihre Feinde gegen ſie zu bedienen pflegen. Mit bürgerlicher Kunſtfertigkeit ſind die

Kaffern nur wenig bekannt; indeß haben ſie doch gelernt ihre Kriegswaffen und Werkzeuge zum Feldbau aus Eiſen zu verfertigen. Eben ſo machen ſie verſchiedene Töpferwaaren aus Lehm, welche an der Sonne gebrannt werden und unſern Flaſchen mit weitem Halſe ähnlich ſind. Mit Binſengeflechten wiſſen ſie ſehr geſchickt umzugehen, und ihre geflochtenen Milchkörbe ſind ſehr ſchön und dicht. Mit Zahlen iſt ihre Sprache nur wenig bekannt; indeß haben ſie ſich doch auch ohne Zahlnamen ihre eigene Rechnungsweiſe erſonnen, um ihre Heerden, wenn ſie auch einige Hunderte von Stücken betragen ſollten, genau zu zählen.

Als Volk haben ſie keine Vorſtellung von dem Daſeyn eines Gottes; auch beſitzt ihre Sprache nicht einmal ein Wort für die Bezeichnung eines höchſten Weſens, obgleich viele Einzelne unter ihnen ſind, welche einige dunkle Religionsbegriffe von benachbarten Völkern entlehnt und dieſe in ein abergläubiſches Gewand eingehüllt haben. Bei der Mündung des Fluſſes Keis-Kama liegt ein alter Anker, der einem an der Küſte verunglückten Schiffe zugehörte. Ein Kaffernkönig, welcher um das Jahr 1786 das Land regierte, ließ ein Stück von dieſem Anker abſchlagen. Nicht lange hernach ſtarb der Mann, der dies that, und dieſer zufällige Umſtand war hinreichend, dem Volke den Glauben beizubringen, als beſitze dieſer Anker die Macht, Jeden zu beſtrafen, der ihn ungebührlich behandle, und als liege er deshalb am Ufer, um das Meer zu bewachen. Um nun den Anker zu verſöhnen, wurde ihm ein eigener Name gegeben, und kein Kaffer geht an ihm vorüber, ohne ihn bei dieſem Namen zu grüßen. In früherer Zeit war der Glaube unter ihnen verbreitet, ein Mann, in einen grünen Rock gekleidet und ſeine Augen unverrückt auf den Boden ſenkend, erſcheine bisweilen in ihren Kraals, und dann bieten ſie ihm Geſchenke aller Art an und laden ihn in ihre Hütten ein. Aber er nimmt nie ihre Einladung an und läßt ſich auch ſelten hören. Einmal ſoll er in einem fürchterlichen Sturmgewitter geſagt haben: „Fürchtet euch nicht, ich ſpiele nur mit euerm Land.“ Wenn dieſer Mann in einem Kraale

erſcheint, ſo läuft jetzt Alles eiligſt davon. Man ſchlachtet einige Thiere und legt neue Kleider an. Wenn die Kaffern nun auch nicht an die Regierung eines guten Geiſtes glauben, ſo fürchten ſie ſich um ſo mehr vor dem Einfluſſe böſer Geiſter, gegen den ſie alle Zauberkünſte in Bewegung ſetzen. Hat Jemand irgend ein Leiden, das ſie nicht zu erklären wiſſen, ſo wird alſobald eine Hexe herbeigeholt und jede Perſon, die ſie als ſchuldig bezeichnet, ſogleich mit dem Tode beſtraft. Die Todesart, zu welcher ſie verurtheilt wird, iſt fürchterlich, indem ſie gebunden in einen großen Ameiſenhaufen gelegt und von denſelben gefreſſen wird. Als Van der Kemp im Kafferlande war, ſtand die Mutter des Königs an der Spitze dieſer Zauberinnen, und nicht ſelten wurden ſeine vermöglichſten Unterthanen der Zauberei beſchuldigt, die ſich jedoch mit ihren Viehheerden von der Todesſtrafe loszukaufen wußten. Einmal waren fünf derſelben angeklagt, weil der König ſelbſt krank darnieder lag, und er wurde von allen Seiten angegangen, ſie ums Leben zu bringen; allein er ſprach die großmüthigen Worte, die jedem Monarchen der Welt Ehre machen würden: „Kann mein Leben nur mit dem Tode ſo vieler meiner Unterthanen gerettet werden, ſo laßt mich ſterben.“ Merkwürdig iſt, daß im Kaffernlande ſowohl als unter allen heidniſchen Völkern die Zauberer immer bekennen, die Macht ihres Zaubers werde durch die Gegenwart der Chriſten zernichtet. Dies war bei Van der Kemp der Fall. Nach langer Trockenheit wurden die Regenmacher zuſammengerufen, um Regen herbeizuſchaffen. Van der Kemp kam dazu, und die Mutter des Königs, welche dabei am geſchäftigſten war, erklärte laut, ſie bringen keinen Regen zu Stande ſo lange er da ſey, denn das Loch falle immer wieder zu, ſo oft er an den Himmel blicke.

Die Kaffernſprache iſt von der Hottentottenſprache gänzlich verſchieden; ſie hat keine ſchnalzenden Töne, iſt kräftig und weich, auch fehlen ihr die rauhen Kehltöne der Europäer, beſonders das R; ſie iſt leichter zu erlernen als die Hottentottenſprache. Die Geſchichte des Kaffernvolkes reicht

nicht weit hinauf; Van der Kemp faßte ſo viel von ihr auf als er in Erfahrung bringen konnte, und der Reiſebeſchreiber Lichtenſtein erzählt ihm in ſeiner Reiſebeſchreibung nach, während er ſchnöde den Charakter dieſes edeln Miſſionars befleckt, dem er doch alle ſeine Nachrichten über das Kaffernland zu verdanken hatte. Die Ueberlieferungen der Kaffern reichen nicht weiter als auf die Regierung von ſechs Königen zurück. Der letzte derſelben iſt Geika, ein Großſohn des Palo, den ſein Oheim Zlambi erzog, der während der Minderjährigkeit des Knaben regierte. Als Geika mündig wurde griff er nach dem Zügel der Regierung; allein ſein Oheim verweigerte ihm denſelben, und ſo entſtand ein Volksaufruhr; es wurden mehrere blutige Treffen zwiſchen beiden Parteien geliefert. Geika trug den Sieg davon und nahm ſeinen Oheim mit beiden Söhnen deſſelben gefangen. Der älteſte derſelben ward von ihm ermordet, der jüngſte, Hintza, als ein Kind begnadigt, und ſelbſt der alte Zlambi zu einem Häuptling des Volks erhoben. Während der Revolution waren anſehnliche Parteien in entfernte Gegenden gezogen, welche einen gewiſſen Grad von Unabhängigkeit zu behaupten wußten.

In ſolcher Lage befand ſich das Kaffernland, als der edle Miſſionar Van der Kemp zuerſt als Bote Chriſti unter dieſem Volke eintrat, um in den Finſterniſſen deſſelben die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu verkündigen. Die Capcolonie, durch welche er den Weg nach dieſem Lande machen ſollte, befand ſich damals in mächtiger Aufregung. Viele der holländiſchen Bauern, welche ſich des Bodens der Colonie bemächtigt hatten, waren der brittiſchen Regierung abgeneigt und huldigten den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution jener Tage, indeß das arme von den Bauern niedergedrückte Hottentottenvolk ſehnſüchtig nach der Regierung um Hülfe hinblickte, und deshalb nur deſto grauſamer von den Bauern mißhandelt wurde, während die brittiſche Regierung weder den Muth noch die Kraft hatte gerecht zu ſeyn und ihnen den verheißenen Schutz der Geſetze angedeihen zu laſſen. Viele dieſer Unglücklichen flohen daher

ins Kaffernland und schlossen sich an die benachbarten Kaffern an, welche gleichfalls vielfach erduldetes Unrecht an den Colonisten zu rächen hatten, und machten gemeinschaftlich Krieg gegen die Colonie, in welchen sie ihre Familien und ihre Viehheerden zurückgelassen hatten. Ein ansehnlicher Landstrich an den Gränzen des Fischflusses wurde nun von ihnen verheert, und das ganze Land in ängstliche Unruhe versetzt.

Unter solchen Umständen hatte Dr. Van der Kemp mit seinem Mitarbeiter Edmond im Mai 1799 die Reise von der Capstadt nach dem Kaffernlande angetreten, wohin ihn mehrere Hottentotten von Paviankloof begleiteten. Der brittische Statthalter, General Dundas, hatte sie dem Landdrost von Graaf Reinet, der letzten Station der Colonie, empfohlen, und diese Empfehlung sowohl als der Umstand, daß Van der Kemp ein geborner Holländer war, hatte den Reisenden eine gute Aufnahme unterwegs verschafft, und dies um so mehr, da den feindlichen Bauern der Zweck ihrer Sendung noch ganz unbekannt war. Im Juni, dem Anfang eines kalten Winters, kamen sie wohlbehalten zu Graaf Reinet am Sonntagflusse an, wo der Landdrost sowohl als die Einwohner Alles versuchten, um die Reisenden von ihrem weiteren Zuge über den großen Fischfluß nach dem Kaffernlande abzuhalten, indem sie ihnen die wilde Erbitterung der Kaffern gegen die Weißen mit grellen Farben schilderten. Allein sie erklärten, wenn der Kafferkönig Geika ihnen den Zutritt zu seinem Lande gestatte, so achten sie ihr Leben nicht theuer, um dem Gebote ihres himmlischen Königs zu gehorchen, der sie bisher auf die wundervollste Weise in jeder Gefahr erhalten habe. An den Gränzen des Landes war Alles in der größten Verwirrung. Die Gränzbauern standen unter den Waffen und suchten den Zug der Missionare nach dem Kafferulande auf jegliche Weise zu verhindern. Indeß sandten sie doch eine Botschaft an den Kafferkönig ab, um diesen um die Erlaubniß zu bitten, sein Land besuchen zu dürfen. Die Kaffern am Fischflusse, welche sie mittlerweile besuchten und die sie mit dem

Zweck ihrer Sendung bekannt machten, erklärten ihnen, daß ſie mit ſolcher Botſchaft von den Kaffern nichts zu fürchten hätten. Indeß kehrten die Boten mit einer ſehr ermunternden Einladung vom Könige Geika zurück, der ihnen ſeine eigene Tabaksbüchſe als Reiſepaß zugeſandt hatte. Sie machten ſich daher auf den Weg, wurden aber ſchon am folgenden Tage von feindlichen Kaffern angegriffen, welche ſie für Soldaten der Coloniſten hielten, und ſo blieb ihnen nichts übrig, als bis zum September 1800 am Fiſchfluſſe zu warten, bis ſich die Mißverſtändniſſe aufgeklärt haben würden. Sie ſtanden jetzt allein in der Wildniß da und waren gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen, durften aber doch in dieſem hülfloſen Zuſtande die tägliche Erfahrung machen, daß der himmliſche Vater für ihre Bedürfniſſe ſorgte. Als ſie an einem Abend hungrig in ihrem Zelte ſaßen und nicht wußten, wo ſie ein wenig Speiſe zur Erhaltung ihres Lebens herbekommen ſollten, wurden ſie einige wilde Zwiebeln gewahr, die im Boden ihres Gezeltes ſich befanden, und bei genauerer Prüfung fanden ſie, daß ihr Zelt auf einem großen Ackerfelde ſolcher Zwiebeln von köſtlichem Geſchmacke ſtand, an denen ſie nach Herzensluſt ihren Hunger ſtillten. Endlich brachen ſie auf und erreichten nach mehrern Tagereiſen die Wohnung des Königs.

Bald ließ ſich der König ſehen, welcher mit langſamem majeſtätiſchem Schritte, von ſeinen Häuptlingen begleitet, hervortrat. Er war mit einem Talar von Tiegerfellen bedeckt und trug ein Diadem von Kupfer um ſeinen Nacken, während er einen eiſernen Stab in ſeiner Hand hielt. Die Miſſionare traten nun zu ihm herbei und er reichte ihnen, ohne ein Wort zu ſprechen, die rechte Hand dar. Van der Kemp überreichte ihm nun ſeine Tabaksdoſe, die er mit kleinen Knöpfen gefüllt hatte, welche der König gnädig annahm. Indeß hatte ſich ein großer Volkshaufe umher geſammelt, und Van der Kemp machte nun laut die Frage an die Anweſenden, ob keiner derſelben Holländiſch verſtehe? Nach langen Worten trat ein wegen Aufruhr entlaufener Coloniſt, Conrad Buchs, hervor, um den Dolmetſcher zu

machen. Der König Geika fragte jetzt, was der Zweck ihres Kommens sey und was sie von ihm verlangen? Van der Kemp antwortete: sie seyen gekommen, ihn und sein Volk in Dingen zu unterrichten, welche sie im Leben und nach dem Tode glücklich machen würden, und sie bitten daher um die Gestattung, sich im Lande niederlassen zu dürfen, mit der Freiheit, so bald sie es wünschen wieder zurückzukehren. Der König, sichtbar vom Dolmetscher veranlaßt, antwortete: sie seyen in einem sehr ungünstigen Zeitpuncte gekommen, wo das Land voll Verwirrung sey, obgleich er an dem Streit zwischen den Engländern und einigen Kaffern keinen Theil nehme. Er gebe ihnen daher den Rath, nicht lange bei ihm zu bleiben. „Euer Volk," fuhr er fort, „hält mich für einen großen Mann; aber ich bin nicht im Stande Euch zu bewirthen wie ich sollte. Ihr seht Euch nach einer Niederlassung um, aber ich habe keinen Platz zum Nutzen; auch vermag ich Euch nicht zu schützen, da ich mich selbst nicht schützen kann." Van der Kemp bemerkte ihm, sie seyen nur Privatleute und wollen für sich selbst sorgen; es sey ihnen wohl bekannt, daß er die Unfälle des Krieges nicht verhindern könne, aber sie seyen willig sich mit Geduld in die Umstände zu schicken, und sie verlangen keinen andern Schutz als den, welchen er dem geringsten seiner Unterthanen angedeihen lasse. Der König wiederholte, daß er uns nicht rathen könne in seinem Lande zu bleiben, indem unsre Lebensweise von der ihrigen sehr verschieden sey; indeß gab er doch die Erlaubniß, daß die Missionare ihre Ochsen ausspannen und ihr Gezelt aufrichten durften. Letztere überreichten ihm nun ihre Geschenke, womit er sich befriedigt erklärte und zum Beweise dafür sie bald mit einem Besuche in ihrem Gezelte beehrte.

Ein alter Widersacher der Missionare, ein Colonist Prenslo, hatte indeß schon früher das Herz des Königs gegen sie eingenommen, indem er ihm den Verdacht beizubringen wußte, sie seyen englische Spione und führen Zaubereien mit sich, um ihn zu vergiften. Lichtenstein erzählt: Geika habe in dieser Absicht den Van der Kemp um ein

Glas Wein gebeten, und als dieſer ihm in aller Unſchuld erklärte, daß er keinen Wein habe, ſo habe alſobald der König die Falſchheit dieſer Anklage eingeſehen und jeden Verdacht fahren laſſen. Van der Kemp nennt nur in ſeinem Tagebuche mit Dankbarkeit gegen Gott, daß Er alle Umtriebe ſeiner Widerſacher zu Schanden gemacht habe, ohne ſich weiter darüber zu erklären. Indeß konnte ſich der Kaffernkönig zu einer beſtimmten Geſtattung ihres Aufenthalts nicht entſchließen, und die Unbeſtändigkeit der Wilden machte den wackern Van der Kemp verlegen, während ſeine Begleiter immer nur auf die Rückkehr bedacht waren. Herr Edmond, der am Kaffernlande keine Freude finden konnte, hatte allen Muth verloren und war krank geworden; auch der Coloniſt, Herr Buys, welcher mit Van der Kemp ins Kafferuland gezogen war, fing an wegen ſeiner Sicherheit beſorgt zu ſeyn. „Was mich betrifft," ſchreibt der muthige Van der Kemp, „ſo weiß ich, daß ich ſchon beim Eintritt in dieſes Land mir ſelbſt das Todesurtheil geſprochen hatte, und daß ich bei ſolchem Entſchluſſe nicht auf mich oder Andere, ſondern allein auf den Gott, der die Todten auferwecket, mein Vertrauen ſetzen durfte." Als ihre Beſorgniſſe den höchſten Grad erreicht hatten, laſen ſie mit einander den 34ſten Pſalm, an dem ſich ihre Seelen erquickten.

Am folgenden Tage bekannte Geika aufrichtig, daß er unrecht gethan habe, und daß er nichts dagegen einwenden wolle, wenn Tinkhanna (ein Name, den er Van der Kemp gab) am jenſeitigen Ufer der Keiskamma ſich bleibend niederlaſſen wolle. „Ich werde," erklärte er gegen Buys, „ihm nie etwas zu Leide thun; und ſollte er je ſich beleidigt fühlen, da ich leicht Fehler machen kann, ſo ſollſt du zwiſchen mir und ihm Richter ſeyn und dein Ausſpruch ſoll gelten. Mein ganzes Volk ſoll dies wiſſen." Nun ſchenkte der König den Miſſionaren ein Schaf, und ſie machten ſich auf den Weg die Stelle ihrer Niederlaſſung aufzuſuchen. Das Reiſen in einem wilden Lande, das pfadlos dem Wanderer ſeine Flüſſe, ſeine Gebirge und ſeine undurchdringlichen Wälder entgegenſtellt und von Raubthieren aller Art in

Beſitz genommen iſt, ſetzt den Muth und die Geduld desſelben auf eine harte Probe. Kaum hatten ſie den Gipfel des erſten Berges erſtiegen, ſo brach ein Rad ihres Wagens, das unter heftigen Regengüſſen wieder gemacht werden mußte, und kaum ging der Zug etwas weiter, ſo waren ſie in einem Dorngebüſche ſo verwickelt, daß ſie nur mit Mühe und Wunden ſich wieder herauswinden konnten. In einer Nacht verliefen ihnen fünf Ochſen, und ſie mußten warten, bis ſie in der Wildniß wieder gefunden waren. Van der Kemp blieb allein beim Wagen zurück. „In dieſer Einſamkeit," ſchreibt er, „und verlaſſen von allen Menſchen, erfuhr ich, welch ein treuer Freund und ſüßer Gefährte Jeſus iſt, und mich verlangte nach keiner andern Geſellſchaft." Nun ging's weiter; aber bald verloren ſie jede Spur eines Weges unter den Füßen, und ungewiß an welcher Stelle ſie ſich befänden, legten ſie ſich unter freiem Himmel zum Schlafe nieder. Aber die Wölfe ließen ihnen keine Ruhe, und da ſie keine andern Waffen als einen Kaffern-Kiri (Keule) bei ſich hatten, ſo mußten ſie mit dieſem die Wölfe wegſcheuchen. Endlich kamen ſie an der angewieſenen Stelle am ſpäten Abend an, wo ſie mit Anbruch der Nacht von einer Serenade der Wölfe bewillkommt wurden. Ihr Geheul gleicht dem Jammergeſchrei einer weiblichen Stimme, die bald mit dem weinerlichen Tone eines Kindes und bald mit dem lärmenden Freudengeſchrei eines berauſchten Mannes wechſelt. Van der Kemp hielt dieſe Töne anfangs für Stimmen wehklagender Weiber und Kinder und machte ſich auf den Weg ihnen zu Hülfe zu eilen, als eine Art nächtlicher Katzenmuſik ihn bald überzeugte, daß er es nicht mit Klagweibern, ſondern mit heulenden Wölfen zu thun habe, und jetzt kehrte er zu ſeinem Nachtlager zurück.

Die Stelle, welche ihnen Geika zur Niederlaſſung angewieſen hatte, war ein ſchönes Wieſenfeld, mitten in einem Amphitheater hoher Berge und von einem herrlichen Strome durchfloſſen. Die reichſten Weiden mit herrlichen Blumen bekleidet lagen hier umher, indeß dichte Urwälder die Gipfel der Berge krönten, und in nicht großer Entfernung 11 Kaf-

ferndörfer in verſchiedenen Richtungen ſich angeſiedelt hatten. Schon am andern Tage wurden die Bäume an der zur Aufrichtung des Wohnhauſes beſtimmten Stelle umgehauen und mit dem Zurichten des Bauholzes der Anfang gemacht. Auch ein Stück Feld wurde umgebrochen und mit Kartoffeln und Rüben angepflanzt.

Indeß dauerten die blutigen Händel zwiſchen den Coloniſten und den Kaffern an den Gränzen fort, und mehrere Bauernhöfe der erſtern wurden niedergebrannt. Auch Van der Kemp kam dabei in nicht geringe Gefahr, indem die erbitterten Bauern vier Meuchelmörder ausgeſendet hatten, um ihn ums Leben zu bringen; aber die Hand des HErrn ſchützte ihn in jeglicher Gefahr.

Die Kaffern lieben das Salz nicht, und um ihr Fleiſch ſchmackhaft zu machen wenden ſie daſſelbe, ehe ſie es braten, öfter in einer Thonlache herum. Da ihm und ſeinen Gefährten dieſes Erſatzmittel des Salzes nicht zuſagte, ſo machte er einen Ausflug auf der Küſte und legte an derſelben mehrere Salzpfannen an, um durch die Sonnenſtrahlen das erforderliche Meerſalz zu gewinnen. Bei ſeiner Rückkunft fand er ein Schreiben von dem brittiſchen Statthalter der Hauptſtadt, General Dundas, vor, der aus Beſorgniß für ſeine Sicherheit ihm eine Pfarrſtelle bei einer holländiſchen Gemeinde auf der Colonie anbot. Van der Kemp konnte den Gedanken nicht ertragen, ſeinen Miſſionsberuf unter den Heiden aufzugeben, und trug daher ſeinem jungen Freunde Edmond, dem das Leben im Kaffernlande nicht zuſagte, dieſe Stelle an. Nicht ohne Thränen vermochte er von demſelben zu ſcheiden. Sie gingen mit einander in den nahen Wald, fielen auf ihre Kniee nieder, und der ehrwürdige Alte empfahl jetzt ſeinen ſcheidenden Bruder der Gnade Gottes und der Leitung Seines heiligen Geiſtes. „Ich ſtieg auf einen Hügel,“ ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, „und folgte dem Wagen mit meinen Augen nach, bis er hinter den Bergen ſich verbarg, und kehrte jetzt meinem Gott vertrauend in meine Einſamkeit zurück.“

Allein gelassen und hülflos fand jetzt Van der Kemp seinen Trost nur in seinem Berufe, und der HErr segnete auch seine Arbeit an mehrern Heidenseelen. Selbst sein ärgster Widersacher, der Colonist Prenslo, wurde durch die Predigt des Evangeliums gerührt und fing an, ihr das Ohr zu leihen. Auch der Kaffernkönig wohnte bisweilen dem Abendgebete bei und erklärte einmal, es komme ihm zuweilen vor, er werde fast ein Christ werden. Das Beisammenwohnen von einer Anzahl Menschen in dieser Wildniß schien besonders die Aufmerksamkeit der Wölfe auf sich gezogen zu haben, welche sich des Nachts schaarenweise bei ihrem Lager einfanden. Das Heulen derselben war weniger zu fürchten als ihr Stillschweigen. Im Dunkel der Nacht schlichen sie sich unbemerkt herbei und wußten nicht selten ein Stück Vieh vom Stalle wegzuschleppen. Häufig äußert Van der Kemp in seinen Tagebüchern seine Dankbarkeit gegen Gott darüber, daß Er ihn bisher aus dem Rachen dieser wilden Thiere befreit habe. Besonders war der Tiegerwolf ungemein keck; ein solcher raubte einmal vor Van der Kemp's Zelt ein säugendes Kalb hinweg, während die Mutter ihm nachrannte. Der Räuber leistete Widerstand, als eine Anzahl Kühe ihrer Freundin zu Hülfe kamen und wirklich den verschlagenen Dieb nöthigten, seine Beute fahren zu lassen. Er wurde von ihnen mit den Hörnern zerstoßen, und der Schelm maß von der Schnauze bis zum Schwanz nicht weniger als fünf Fuß. Häufig wurden Van der Kemp von diesen Thieren die Stricke seines Zeltes zerrissen, und nicht leicht ging eine Nacht vorüber, in der sie nicht einen Angriff auf die Heerde machten. Aber dennoch waren in dieser heulenden Wildniß die wilden Menschen noch mehr zu fürchten als die wilden Thiere. Gar oft war sein Leben auch von dieser Seite her in der augenscheinlichsten Gefahr, und nur der waltenden Vorsehung Gottes hatte er seine Erhaltung zu verdanken. Mehrere Verschwörungen wurden gegen sein Leben gemacht und er von seinen Freunden gewarnt das Land zu verlassen, allein Van der Kemp war entschlossen nicht früher abzuziehen, bis

ihm Gott ſelbſt die Nothwendigkeit davon gezeigt haben würde. Einmal waren bereits die Meuchelmörder in ſeiner Nähe; „aber,“ ſchreibt er, „während alle Andern um ihr Leben zitterten, durfte ich erfahren, daß Gott mich mächtig tröſtete. Ich blickte auf Jeſum als den König der Völker, ohne deſſen Willen mich kein Menſch berühren darf; ich durfte in Seiner Gnade ruhen und ſchlief dieſe Nacht in den Armen Seiner Liebe im vollen Frieden, indeß die Andern dieſelbe in großer Angſt zugebracht hatten.“

Erfahrungen dieſer Art wußte die Huld Gottes dieſem muthvollen Knechte auf mannigfaltige Weiſe zu verſüßen. Es kamen aus verſchiedenen Richtungen Hottentotten herbei, welche Holländiſch verſtanden und denen er das Wort des Lebens verkündigte. Beſonders gab ihm ein Hottentottenweib, welche ſpäter in ihrer Taufe den Namen Sarah erhielt, gute Hoffnung für ihre Bekehrung, und ſie wurde deshalb ſo gehaßt, daß ihr von den Andern alle Nahrung entzogen wurde. Schon hatte ſie ihre letzte Kuh geſchlachtet und verzehrt und fing jetzt an zu darben. Van der Kemp bat einen der Coloniſten, ihm zwei Schafe käuflich zu überlaſſen, um ſie dem armen Weibe zu ſchenken; allein dieſer weigerte ſich beharrlich dies zu thun. Er ſchenkte ihr nun ein Stück Eiſen, um für daſſelbe Korn von den Kaffern einzutauſchen; ſie ließ ihm ſagen, der Coloniſt habe ſie wiſſen laſſen, daß ihm in der verfloſſenen Nacht dreizehn Schafe über einen Felſenabhang hinabgeſtürzt ſeyen, und ſie könne gehen und ihre todten Körper holen. Auf dieſe Weiſe erhielt ſie nicht blos Nahrung, ſondern auch Felle, um ſich und ihre kleinen Kinder zu bedecken. „Wie erquicklich iſt es nicht für meine Seele,“ ſchreibt Van der Kemp, „daß mir der HErr in dieſer Wildniß unter Tiegern und Wölfen ein armes Heidenweib zugeführt hat, mit dem ich über den ſeligen Umgang mit Chriſto von Herzen reden kann. Siehe, mein Winter iſt dahin! ſchon hört man die Stimme der Turteltaube in dieſem Lande!“ Bald hatte er die Freude, daß noch ein paar Andere zum HErrn bekehrt wurden.

Am geſegnetſten waren die Arbeiten Van der Kemp's unter den Hottentotten auf einigen umherliegenden Höfen holländiſcher Bauern geweſen, die ſich aus der Colonie ins Kaffernland geflüchtet hatten. Indeß wollten dieſe jetzt wieder nach der Colonie zurückkehren, und ſie erſuchten Van der Kemp, mit ihnen zu ziehen. Lange konnte er ſich hiezu nicht entſchließen, weil er auf dieſe Weiſe die Miſſion unter den Kaffern aufgeben mußte. Aber auf der andern Seite fiel es ihm nicht minder ſchwer, von einem Häuflein von Hottentotten ſich trennen zu müſſen, in deren Herzen ein Werk der Gnade begonnen hatte, und die ihn dringend baten, ſie nicht hülflos zu laſſen. Als er zu gleicher Zeit die Nachricht vernahm, daß zwei Miſſionsgehülfen in der Capſtadt angelangt ſeyen, um ſich an ihn anzuſchließen, daß aber der brittiſche Statthalter daſelbſt es bedenklich finde ſie ziehen zu laſſen, ſo glaubte er in dieſem Umſtande einen Wink der Vorſehung Gottes zu finden, das Häuflein ſeiner Neubekehrten nach der Colonie zurückzubegleiten, und er verließ nun mit ihnen das Kaffernland am letzten Tage des Jahres 1800, nachdem er über 16 Monate unter mancherlei Gefahren in demſelben zugebracht hatte. Der Zug war höchſt beſchwerlich. Naturhinderniſſe aller Art, wilde Thiere und noch wildere Buſchmänner, durch deren Land ſie zogen, vereinigten ſich, um ihren Marſch höchſt gefahrvoll zu machen. Einmal war er in Gefahr in einem tiefen Fluß zu ertrinken, in dem er mit ſeinem Pferde unterſank und mit genauer Noth von ſeinen herbeieilenden Leuten gerettet wurde. Sie hatten etwa 300 Stück Hornvieh, 25 Pferde und viele Ziegen und Schafe bei ſich. Dies zog die wilden Thiere, von denen das Land damals wimmelte, von allen Seiten herbei, und ſie mußten Tag und Nacht gegen dieſelben zur Wehr ſtehen. Was ihre Lage noch viel gefährlicher machte war der Umſtand, daß ſie bei Nacht keine Feuer gegen die Angriffe der Löwen anzünden durften, weil ſie ſich dadurch den wilden Buſchmännern verrathen und des Nachts ihren vergifteten Pfeilen ausgeſetzt hätten. Einmal wurden fünf ihrer Leute, die ſich aus ihrem Lager gewagt hatten, auf

die grauſamſte Weiſe von den Buſchmännern ermordet. Um ſo mehr durfte ſich Van der Kemp des ſichtbaren Segens erfreuen, den der HErr auf die Arbeiten unter ſeinem Häuflein legte, das aus 59 Seelen beſtand, und von denen er mehrere am Ufer eines Fluſſes durch die heilige Taufe der Gemeinde der Gläubigen einverleibte.

Indeß waren Van der Kemp's beide Gehülfen mit der Geſtattung des Statthalters zu Graaf Reinet angekommen, um ihn dort zu erwarten, und er eilte nun, ſie dort als willkommene Mitarbeiter in ſeine Arme zu ſchließen. Wie groß war nicht ſeine Freude, als er dieſe beiden Brüder, Van der Lingen und Read (Rihd), zu Graaf Reinet antraf und von dem dortigen Regierungsbeamten, Herrn Maynier, die Verſicherung erhielt, daß es ihnen geſtattet ſeyn ſolle, ihr Miſſionswerk ungeſtört an dieſer Stelle unter den heidniſchen Einwohnern zu treiben.

Siebenter Abſchnitt.

Die Arbeiten der Miſſionare zu Graaf Reinet. — Empörung der Bauern wegen des Unterrichts der Hottentotten. — Graaf Reinet von denſelben belagert. — Van der Kemp's Vermittlung. — Seine Zuſammenkunft mit Geika. — Neuer Angriff der Bauern auf Graaf Reinet. — Plan einer neuen Niederlaſſung in der Algoa-Bay. — Van der Kemp's Wiederabzug dorthin. — Gedeihen ihrer Arbeit. — Gefährliche Lage der Niederlaſſung. — Uebergabe der Colonie an die Holländer.

Ungeſäumt machten ſich jetzt die Miſſionare zu Graaf Reinet an das Werk, die zahlreichen Sclaven und Hottentotten der Umgegend im Chriſtenthum zu unterrichten; aber bald warteten ihrer bei dieſem Werke noch drohendere Gefahren als die Predigt des Evangeliums im Kaffernlande gefunden hatte. Jeden Abend wurden durch das Geläute der Glocke die Hottentotten zum Unterricht in der Kirche eingeladen, und ſchon am erſten Abend fanden ſich über 200 derſelben ein, welche das Wort begierig aufnahmen. Auch

eine Schule ward ungeſäumt errichtet, um ſie im Leſen und Schreiben zu unterrichten, und nicht minder zahlreich wurde ſie auch von den erwachſenen Hottentotten und ihrer Jugend beſucht. Aber es währte nicht lange, ſo erwachte der Ingrimm der Bauern, denen jeder Verſuch ein Greuel war, dieſes unglückliche Volk aus dem Zuſtande heidniſcher Unwiſſenheit herauszureißen, und die Folge davon war, daß ein allgemeiner Aufruhr derſelben befürchtet werden mußte. Die Bauern waren der brittiſchen Regierung und ihren Behörden gram, weil ſie eine Bereitwilligkeit zeigte den armen Hottentotten durch Unterricht aufzuhelfen. Dies war ein Verbrechen in ihren Augen, das durch kein Mittel verſöhnt werden konnte. Eine große Anzahl derſelben hatte ſich auf etwa 300 Wagen bewaffnet zu Zwagerſchock verſammelt, um dem Unterrichte der Miſſionare unter den Heiden für immer ein Ende zu machen. Alles war in Bewegung. Die Bauern drohten das Dorf Graaf Reinet zu verbrennen, und viele der Einwohner ergriffen jetzt die Flucht. Als Herr Maynier die verſammelten Bauern durch einen Abgeordneten nach der Urſache ihrer Empörung fragen ließ, gaben ſie als Hauptbeſchwerde an, daß die Hottentotten in der Religion und in andern Kenntniſſen unterrichtet, ſogar in die Kirche aufgenommen und auf dieſe Weiſe den weißen Einwohnern gleichgeſtellet werden, ein Vergehen, das nicht länger geduldet werden könne, und zugleich beſchuldigten ſie die Regierung, die Hottentotten und Kaffern in Schutz genommen zu haben. So wie die Inſurgenten ſich dem Dorfe näherten, traten die Einwohner von Graaf Reinet unter die Waffen; indeß zeigte ſich's bald, daß auch unter ihnen ſich Viele befanden, welche den Unterricht der Hottentotten mißbilligten. Dem brittiſchen Beamten ſtand nur ein Häuflein von 21 Reitern, 80 bewaffneten Hottentotten, einer kleinen Anzahl Einwohnern und ein paar Kanonen zu Gebot, indeß mehr als 300 berittene Bauern gerüſtet gegen das Dorf heranrückten. Der Commandant deſſelben hieß ſie durch einen Abgeordneten ihre Waffen niederlegen und zu friedlicher Beilegung des Streites ſich verſammeln. Allein

die Bauern verlangten, daß vor jeder Unterhandlung die Hottentotten aus der Kirche hinausgeworfen, die Sitze in derſelben gewaſchen, der Boden aufgebrochen und zum Zeichen der Trauer die Kanzel mit einem ſchwarzen Tuch überhängt werden ſolle. Die Miſſionare legten alſobald ihre Bereitwilligkeit zu Tage, mit dem Häuflein der Heiden ſich aus der Kirche zurückzuziehen und ihre Gottesdienſte in einem Privathauſe zu halten. Dies geſchah, und der Commandant des Ortes machte die rebelliſchen Bauern mit dieſem Beſchluſſe bekannt mit der Bemerkung, daß ſie ſich jetzt ruhig an ihre Wohnorte zurückziehen ſollen. Allein Letztere erklärten mit dieſem Schritt noch nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern daß ſie ſich ſelbſt durch die Mittel, welche in ihrer Gewalt lägen, Genugthuung verſchaffen wollten. Nun blieb kein anderes Mittel als muthvolle Vertheidigung übrig, und da die weißen Einwohner des Ortes ſich weigerten gegen ihre Landsleute in den Kampf zu ziehen, ſo marſchirte der Commandant mit dem kleinen Häuflein der Hottentotten den Bauern entgegen, und die Miſſionare folgten denſelben unbewaffnet nach. Jetzt baten ſich die Inſurgenten drei Tage Bedenkzeit aus; allein der Commandant verweigerte ihnen dieſelbe, und nun zogen ſie bis zu einer gelegenen Zeit ſtille nach Hauſe zurück. Van der Kemp zog jetzt den Bauern nach, um den Anführer derſelben, einen Herrn Van der Walt, der ſich ſtets freundlich gegen ihn erwieſen hatte, zu friedlicher Beilegung der Streitigkeiten zu bewegen. Wirklich wurde er von den Inſurgenten freundlich empfangen, und dieſe verſprachen in Ruhe zu bleiben, wenn die Regierungsbehörde ihre bisherigen Schritte ihnen vergeben würde, und wenn Keiner von ihnen, der nach Graaf Reinet komme, etwas zu befürchten habe. Dies verſprach ihnen Van der Kemp und bot ſich ſelbſt als Geißel dafür an, was einen ſo tiefen Eindruck auf die Bauern machte, daß für jetzt Alles friedlich beigelegt wurde.

Mitten unter dieſen feindlichen Auftritten ſetzten die Miſſionare ihre friedlichen Arbeiten fort und hatten die Freude, dieſelben mit ſtillem Segen gekrönt zu ſehen. Das

Häuflein heilsbegieriger Seelen nahm zu, und auch die Schule blühte auf. Die Missionare erwarben sich durch ihren rechtschaffenen Sinn und Wandel eine so allgemeine Achtung, daß einer der angesehensten Hottentotten-Häuptlinge, Klaas Stuurmann, sie einladen ließ an den Zwartkopsfluß zu kommen und ihm und seinen Leuten das Evangelium zu verkündigen; allein sie mußten diese freundliche Einladung ablehnen, weil sie bereits die Hände voll zu thun hatten und ihre Herzen noch immer dem Kaffernlande sich entgegensehnten. Es dauerte nicht lange, so sandte der Kafferkönig Geika zwei Abgeordnete an den Landes-Commissär Maynier mit dem Antrage, in friedliche Unterhandlungen mit der Colonial-Regierung zu treten, falls ihn Tinkhanna (Van der Kemp) nach Graaf Reinet persönlich abholen würde. Dieser machte sich nun, von Missionar Read (Rihd) begleitet, unverzüglich auf den Weg nach dem Kaffernlande, an dessen Gränzen ihn Geika zu erwarten versprach. Wirklich trafen beide auf dem Wege zusammen. Der König nahm ihn freundlich auf, entschuldigte sich aber, daß er ihn nicht nach der Colonie begleiten könne, weil dringende Umstände ihn an sein Land fesseln. Er erklärte sich bereit, nicht nur mit der Colonie Frieden zu halten, sondern auch selbst Unterricht im Christenthum mit denjenigen seiner Leute anzunehmen, die sich freiwillig dazu entschließen würden, wenn sie sich nochmals in seinem Lande niederlassen wollten. Van der Kemp, der sich für jetzt an seine Arbeitsstätte zu Graaf Reinet gefesselt fühlte, erklärte dem Könige, noch weiter über seinen Antrag nachdenken zu wollen, und beide gingen jetzt freundlich wieder auseinander. Wenn die Missionare von dem Anerbieten des Königs unter den vorliegenden Umständen nicht rathsam fanden jetzt schon Gebrauch zu machen, so wurden doch auf diese Weise für künftige Missionare neue Wege dorthin gebahnt, und die Folgezeit zeigte, daß dieselben nicht ungenützt von der Hand gelassen wurden.

Wirklich waren auch die Missionare zuerst dem armen Hottentottenvolke ihren Beistand schuldig, und dies um so mehr, da dieses anfing in Schaaren zu der Predigt des

Evangeliums herbeizuſtrömen und daſſelbe freundlich anzunehmen. Um dem armen Volke die Wege des Heils aufzuſchließen, reiste nun Van der Kemp in dem Gränzdiſtricte von Graaf Reinet, dieſem fruchtbarſten und bevölkertſten Theile der Colonie, der aber jetzt durch Kafferneinfälle verwüſtet und verlaſſen da lag, auf den zerſtreuten Bauernhöfen umher, verkündigte auf denſelben das Evangelium und ſprach den Gutsbeſitzern ernſtlich zu, die armen Hottentotten milder zu behandeln, als bis jetzt geſchehen war, und die offene Pforte zum Reiche Gottes nicht länger vor denſelben zu verſchließen. Freilich vermochte der edle Kämpfer das eiſerne Joch der Sclaverei, das die Coloniſten geſchmiedet hatten, jetzt nur erſt mit ein paar Stößen zu berühren, und er fiel als Opfer auf dem Schlachtfelde noch ehe der Sieg errungen war; aber dennoch hatte er die Ehre, zu der endlichen Befreiung der unterjochten Nation der Eingebornen den Weg gebahnt zu haben. Bald brach ein neuer Aufruhr unter den angeſiedelten Bauern aus unter dem Vorgeben, daß Van der Kemp's Zuſammentreffen mit dem Könige Geika keinen andern Zweck gehabt habe, als dieſen zu neuen Einfällen in die Colonie aufzureizen. Wirklich machten ſie den Verſuch, mit bewaffneter Hand Graaf Reinet, das mit Vertheidigungswällen umgeben war, unverſehens zu überrumpeln. An einem frühen Morgen hatte ſich der ehrwürdige Miſſionar an den vorüberſtrömenden Sonntagsfluß begeben, um ſeine Leinwand zu waſchen — ein Geſchäft, das er ſelbſt zu thun hatte — als er nicht ohne Erſtaunen von den benachbarten Kraals große Haufen von Hottentotten-Weibern und Kindern wehklagend der Stadt zueilen ſah; und kaum blickte er ſich um, ſo war daſſelbe bereits von allen Seiten von bewaffneten Bauern umzingelt. Ein Theil derſelben drang in die Stadt und ſetzte die nächſten Häuſer in Brand, wurde aber von den Einwohnern mit Gewalt zurückgetrieben. Auch auf Van der Kemp ward von allen Seiten geſchoſſen; aber die Hand Gottes brachte ihn doch unverſehrt in ſeine Wohnung zurück, und auch die Bauern kehrten wieder unverrichteter Dinge nach Hauſe. Der Zu-

ſtand der Dinge ſchien unter dieſen Umſtänden im höchſten Grade hoffnungslos; aber gerade in der finſterſten Stunde erhielt der Miſſionar von dem brittiſchen Statthalter Dundas ein Schreiben, worin ihm dieſer die Geſtattung gibt, auf irgend einem Theile des dem Staate zugehörigen Bodens zum Unterricht des Hottentottenvolkes eine Miſſionsſtation aufzurichten.

Van der Kemp ergriff die Gelegenheit, den Statthalter mit der ganzen Lage dieſer unglücklichen Nation bekannt zu machen. „Wir ſind Augenzeugen," ſchreibt er in ſeinem und ſeiner Mitarbeiter Namen, „von dem beklagenswerthen Zuſtand, in welchen das Hottentottenvolk aus Mangel an Nahrung, Unterricht, bürgerlicher Freiheit, nützlicher Beſchäftigung und vor Allem darum hinabgeſunken iſt, weil demſelben auf dem Erbtheil ſeiner Väter auch nicht ein Stück Boden übrig geblieben iſt, das ſie ihre Heimath nennen könnten. Ich rede zunächſt von der unglücklichen Lage derſelben zu Graaf Reinet, wohin ſich Hunderte von Hottentotten flüchten mußten, um dem Hungertode und der Gewaltthätigkeit der Bauern zu entfliehen, indeß der größere Theil derſelben am großen Fiſchfluſſe auf dem Kafferngebiet gegen die rohe Barbarei der Coloniſten ſeine Zuflucht nehmen mußte. Unter dieſen befinden ſich die Kraale des Klaas Stuurmann und Urſon, welche mich wiederholt eingeladen hatten zu ihnen zu kommen und ſie zu unterrichten, die ſich aber in die Nähe von Graaf Reinet nicht wagen dürfen. Die unausbleiblichen Folgen dieſes Zuſtandes ſind Müſſiggang, Verarmung, Laſterhaftigkeit und bitterer Haß gegen die weißen Leute, lauter Folgen, welche den letzten Keim ihrer Wohlfahrt tödten und die Colonie ſelbſt der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzen müſſen. Dieſe Betrachtungen haben uns veranlaßt, unſere Miſſionsverſuche unter den Kaffern und Buſchmännern für einige Zeit aufzugeben, und uns ſo lange ausſchließlich dem Unterricht der Hottentotten zu widmen, bis eine größere Anzahl von Miſſionsgehülfen uns zugeſendet ſeyn wird, die uns in Stand ſetzt, in weiterem Umfange das Erlöſungswerk der ſüd-africaniſchen

Völker als Knechte Chriſti ins Auge zu faſſen. Freilich ſtand es eben nicht in unſerer Macht, der zeitlichen Noth der Hottentotten abzuhelfen, aber wir trauten es dem HErrn zu, daß Er zu Seiner Zeit die rechten Wege aufſchließen würde, um nach unſers Herzens Wunſch dieſem unglücklichen Volke auch in dieſer Beziehung zu Hülfe zu kommen. Dieſer Lorbeerkranz ſcheint Ihnen vorbereitet zu ſeyn, und ich wage es, in meinem und meiner Mitbrüder Namen Ew. Excellenz folgende Vorſchläge zu weiterer Erwägung vorzulegen:

„1) Es iſt zu wünſchen, daß unſre Miſſionsniederlaſſung zwiſchen dem Buſchmannsfluſſe und der Algoa-Bai aufgerichtet werden möchte.

„2) Der Hauptzweck der Miſſionare, deren Leitung dieſe Niederlaſſung anvertraut wird, iſt kein anderer, als unter dem Hottentottenvolke die Erkenntniß Chriſti und die praktiſchen Grundſätze wahrer Gottſeligkeit durch Unterricht und Beiſpiel auszubreiten, und ſie auf dieſem Wege an eine geordnete und nützliche Thätigkeit zu gewöhnen.

„3) In dieſe Niederlaſſung ſoll Keiner aufgenommen werden, der ſich nicht verbindlich macht den Regeln derſelben gemäß zu leben und zu handeln.

„4) Die wirkliche Zulaſſung ſoll allein von dem Urtheil der Miſſionare abhängen.

„5) Da wir den geſegneten Arbeiten unſrer mähriſchen Brüder nicht nur nicht im Wege ſtehen, ſondern vielmehr dieſelben fördern möchten, ſo ſoll kein Hottentotte, der Mitglied ihrer Niederlaſſung iſt, ohne die ausdrückliche Geſtattung unſrer Brüder in die unſrige aufgenommen werden.

„6) Die Regel des Apoſtels: „Wer nicht arbeiten will, der ſoll auch nicht eſſen,“ ſoll Grundſatz unſrer Niederlaſſung ſeyn, und zu dieſem Zweck ſoll ohne Verzug auf den Ackerbau, die Viehzucht und bürgerliche Gewerbe aller Art ein ſorgfältiges Augenmerk gerichtet werden.

„7) Sollte die Niederlaſſung zu einer größern Anzahl von Mitgliedern ſich vermehren, als drei Miſſionare und zwei Schullehrer zu unterhalten vermögen, ſo ſoll in einem

andern Theile der Colonie eine zweite Niederlassung begonnen werden.

„8) Gute Ordnung und Zucht gehört zum gesunden Kern einer solchen Anstalt. Die Ansiedler sollen demnach in drei Classen, nämlich in Mitglieder der Kirche, in Katechumenen und in Zuhörer eingetheilt werden. Unter Letztern verstehen wir solche Hottentotten, welche von Zeit zu Zeit herbeikommen, um das Wort Gottes zu hören. Die Katechumenen treten unter eine genauere Aufsicht, erhalten regelmäßigen Unterricht und sind der Kirchenzucht unterworfen. Unter Mitgliedern der Kirche verstehen wir solche, welche durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen worden sind und Früchte der Bekehrung in ihrem Sinn und Wandel tragen.

„9) Wir kennen keine andere Strafe als die Ausschließung von unsrer Verbindung. Dem Landdrost des Districtes soll jeder Fall dieser Art angezeigt werden.

„10) Wir sind bereit jedes Jahr einen ausführlichen Bericht über den innern und äußern Zustand unsrer Niederlassung der Regierung vorzulegen.

„11) Unsre Ansichten über die Vielweiberei der Heiden stimmen mit denen der mährischen Brüder überein.

„12) Was den bürgerlichen Schutz betrifft, so wünschen wir dieselben Vorrechte von der Regierung zu erhalten, welche den Brüdern zu Pavianskloof zuerkannt sind. — Noch bemerken wir zum Schlusse, daß wir in der Hottentottengemeinde zu Graaf Reinet zum Unterrichte und zur Erbauung derselben einen Missionar zurückzulassen gedenken. Unsre Schülerzahl beläuft sich auf 112 Kinder, für welche die nöthigen Schulbücher gedruckt werden sollen. Auch ist uns bereits ein Wohnhaus, eine Schulstube und ein Versammlungshaus an dieser Stelle eingeräumt worden."

Der Statthalter genehmigte vollkommen die ihm gemachten Vorschläge mit dem Ausdruck seiner Bereitwilligkeit, Alles was er vermöge zu ihrer Ausführung beizutragen; auch wurde den Missionaren eine taugliche Stelle zur Niederlassung angewiesen. Missionar Read machte sich nun

unverweilt auf den Weg am Sonntagsfluſſe hinab bis nach Algoa-Bai zu ziehen, und ſich nach einer tauglichen Stelle zur Niederlaſſung daſelbſt umzuſehen, indeß Dr. Van der Kemp die nöthigen Vorbereitungen zur Abreiſe von Graaf Reinet machte. Nach einem Geſetze der Colonie durften damals die Sclaven ohne Geſtattung ihrer Eigenthumsherren nicht getauft werden, weil ein zum Chriſtenthum bekehrter Sclave nicht verkauft werden durfte. Dies war die Urſache, um welcher willen mehrere Sclaven nicht zur Chriſtentaufe zugelaſſen werden konnten, obgleich ihre aufrichtige Bekehrung ſie dazu geeignet haben würde. Zu dieſen gehörte ein Sclave, Namens Capido, welcher bereits als Gehülfe am Evangelio unter ſeinen Mitſclaven gebraucht werden konnte, und Suſanna, welche ihrem Glaubensbekenntniſſe durch ihren Wandel Ehre machte. Endlich machte ſich am 20. Februar 1801 Van der Kemp mit ſeinen Gehülfen und einem Gemeindlein von 109 Hottentotten auf den Weg, indeß er den Miſſionar Van der Lingen als Lehrer und Seelſorger des zurückgebliebenen Häufleins hinterließ. Bei ihrer Ankunft am Zwartkopsfluſſe ließ ſie der Häuptling Klaas Stuurmann, von hundert ſeiner bewaffneten Leute begleiten, da er erfahren hatte, daß ſich die Bauern auf einem benachbarten Hofe geſammelt hatten, um ſie zu überfallen und auszuplündern. Jedoch ging die Gefahr glücklich vorüber, und am 7. März kamen ſie wohlbehalten in der Algoa-Bai an, wo ſie in der Nähe des Forts Frederick, eine Stunde von der Bai, von einem herrenloſen Platze, Botashof genannt, Beſitz nahmen. Der Mangel an Waſſer an dieſer Stelle wurde durch das Graben von Brunnen bald gehoben; auch wuchs ihr Häuflein in kurzer Zeit auf 160 Seelen an und ſie hatten Hoffnung, daſſelbe noch weiter vermehrt zu ſehen, indeß der Statthalter in der Hauptſtadt für ihren Lebensunterhalt im erſten Jahre durch eine reiche Schiffsladung, welche bereits in der Bucht eingelaufen war, freundlich geſorgt hatte. An Weideplätzen, Bauholz und Steinen hatte die Stelle Ueberfluß, und die Miſſionare ſäumten nicht, ein Wohnhaus für ſich, ein Bet-

und Schulhaus, so wie eine Druckerei an dieser Stelle aufzurichten, indeß ihre Hottentotten sich um sie her ansiedelten. Jedem derselben wurde ein Stück Landes angewiesen, auf welchem er sich eine Hütte erbaute und einen Garten anlegte. Morgens und Abends kamen sie zu gemeinschaftlicher Andacht zusammen, in welcher ein Abschnitt aus dem Worte Gottes gelesen, derselbige erklärt und gebetet wurde. Auch die Schule ward für Erwachsene und Junge zwei Mal des Tages gehalten. Alle Mittel zu ihrem Wohlstande hatte jetzt der HErr in ihre Hände gelegt; nur Eines stand demselben im Wege: die Stelle war ungesund, indem die stehenden Wasser der Umgegend viele Fieber und andere Krankheiten verursachten.

Noch ein anderer Feind befand sich in ihrer Nähe, der ihrem leiblichen und geistlichen Gedeihen von allen Seiten in den Weg zu treten drohte. Sie befanden sich hier an den äußersten Gränzen der Colonie, indem in jenen Tagen das Land auf dem östlichen Ufer des Sonntagsflusses von den Kaffern als Eigenthum in Anspruch genommen wurde, welche unausgesetzt plündernde Ueberfälle in das Gebiet der Colonie machten und von Zeit zu Zeit große Verheerungen anrichteten. Ihnen gegenüber kämpften die erbitterten Bauern, welche schaarenweise von den Höfen der Colonie herbeikamen, um die plündernden Kaffern zurückzujagen, und von diesen Bauern hatte die Missionsniederlassung noch mehr zu fürchten als von den wilden Kaffern. Noch einen andern Feind hatten die weißen Colonisten durch ihr unmenschliches und habsüchtiges Betragen sich zugezogen: es waren die mißhandelten Hottentotten selbst, an deren Spitze sich Klaas Stuurmann gestellt hatte, um sein niedergedrücktes Volk aus ihren Räuberhänden zu erretten. Unter diesen Umständen waren die Missionare mit dem Häuflein ihrer Neubekehrten unausgesetzten Kränkungen und Gefahren preisgegeben. Von den Bauern wurden sie als Leute tödtlich gehaßt, welche das Hottentottenvolk zu christlicher Bildung und eben damit zu bürgerlicher Unabhängigkeit zu erheben trachteten. Den

feindſeligen Schritten des Häuptlings Stuurmann gegen die Colonie, obgleich das Recht der Vertheidigung auf ſeiner Seite war, konnten die Miſſionare nicht beipflichten, und die wilden Kaffern behandelten ihre Niederlaſſung gewöhnlich als eine Colonie der Weißen, denen ſie einen unverſöhnlichen Haß geſchworen hatten. So wurde ihre Lage an der Algoa-Bai mit jedem Tage gefährlicher, als ganz unerwartet die Nachricht ſich verbreitete, daß in dem Friedensſchluſſe zu Amiens die Capcolonie aufs Neue an die holländiſche Regierung abgetreten worden ſey. Der menſchenfreundliche Statthalter Dundas, welcher bei der bevorſtehenden Veränderung den gänzlichen Untergang der Miſſionsniederlaſſung zu befürchten Urſache zu haben glaubte und dem Werke der Miſſion unter den Hottentotten aufrichtig zugethan war, hatte Van der Kemp eingeladen nach der Capſtadt zu kommen und indeß bis auf günſtigere Zeiten das Häuflein der bekehrten Hottentotten auseinander gehen zu laſſen. Der wackere Miſſionar ließ dagegen dem Statthalter mit dem Ausdruck ſeines Dankes wiſſen: „Er hoffe dem Berufe getreu zu bleiben, zu welchem ihn Gott berufen habe, und wenn er glauben dürfe, die Seele auch nur des geringſten Hottentotten durch ſein Bleiben unter denſelben retten zu können, ſo ſey er bereit, für ſolchen Preis ſein Leben zum Opfer darzubringen.“ Dieſelbe Hingebung legte Miſſionar Read zu Tage, und der menſchenfreundliche Statthalter gab ſich jetzt zufrieden und übermachte ihnen vor ſeinem Abzuge ein Geſchenk von 6000 Pfund Reis, 200 Schafen, 59 Pflugochſen, 11 Milchkühen und 96 Stücken Hornvieh, um ihnen ſeine Achtung und ſeine Theilnahme an ihrem Berufe durch die That zu beurkunden.

Kaum waren die brittiſchen Truppen im April 1803 aus der Gegend abgezogen, um das Land den holländiſchen Behörden zu überlaſſen, ſo ſammelten ſich Kaffern, wilde Hottentotten und Bauern wetteifernd um die Miſſionsniederlaſſung her, um dieſelbe bis auf den Boden zu zertrümmern. Van der Kemp verſuchte zu wiederholten Malen Friedens-

unterhandlungen mit den feindlichen Parteien anzuknüpfen; aber vergeblich. Jeder seiner Unterhändler, der sich ihrem Lager nahte, wurde mit Flintenschüssen zurückgewiesen. Jetzt ward in mitternächtlicher Finsterniß ein allgemeiner Sturm auf die Niederlassung gewagt, welche die Missionare mit hohen Baumstämmen verschanzt hatten. Dem kleinen Häuflein ihrer muthigen Hottentotten blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als zu ihrer Vertheidigung Gebrauch von ihren Waffen zu machen. In mitternächtliche Finsterniß eingehüllt war es ihnen unmöglich die Stellung des Feindes zu erkennen, der von allen Seiten gegen ihre Verschanzungen anrückte. Sie feuerten indeß aufs Ungefähr ihre Schießgewehre ab, und eine ihrer Kugeln traf den Anführer der feindseligen Horden und streckte ihn todt zu Boden. Jetzt flohen die Haufen von allen Seiten davon und die Missionare hatten Ruhe, bis Unterhandlungen mit der neuen Regierung angeknüpft werden konnten. Der widrigen Umstände ungeachtet bewies sich die Predigt des Evangeliums an vielen Herzen als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Das Häuflein der Gläubigen wuchs und stärkte sich im HErrn; schon belief sich ihre Zahl auf 300 Seelen, und unter dem Schirm des allmächtigen Gottes zogen sie getrost im Drange der Welt der nahenden Zukunft entgegen.

Achter Abschnitt.

Uebergabe der Capcolonie an die holländische Regierung. — Neue Hoffnung der Colonisten für die Unterdrückung der Mission. — Van der Kemp's Ansiedlung zu Bethelsdorf. — Seine freundlichen Verhältnisse zum holländischen Statthalter. — Aufblühen von Gnadenthal. — Lichtenstein's Besuch daselbst. — Zustand von Bethelsdorf. — Schwierigkeiten dieser Niederlassung. — Besuch des General-Commissärs an dieser Stelle. — Die Capcolonie von einer englischen Flotte bedroht. — Aufrichtung eines Hottentottencorps. — Missionar Korhammer als Feldprediger unter denselben

angeſtellt. — Feindſelige Maaßregeln der Regierung gegen die Miſſion. — Zurückkunft des Miſſionar Kicherer. — Sein Beſuch am Zackfluſſe. — Anſtellung deſſelben als Prediger zu Graaf Reinet.

Die weißen Anſiedler der Capcolonie feierten im vollen Jubel die Uebergabe des Landes an die holländiſche Regierung mit den ſchändlichſten Ausſchweifungen. Sie raubten die Kinder der armen Hottentotten, ermordeten die Eltern derſelben und freuten ſich ſchon zum Voraus der ſiegreichen Gewißheit, das ganze Hottentottenvolk in das Sclavenjoch hinabzudrücken. Zwar hatten ſie ſchon mehrere Male die ſchmerzhafte Erfahrung gemacht, daß dieſes Volk, wenn es ſich in Maſſe gegen die Coloniſten erhob, denſelben eben keine verächtliche Macht gegenüberſtellte; aber dieſe Erfahrung, ſtatt ſie weiſe zu machen, hatte ihr Rachgefühl nur um ſo mehr geſteigert. Jedem Miſſionsverſuche gram, war die Arbeit des Dr. Van der Kemp ein beſonderer Gegenſtand ihres Haſſes geworden. Dieſen wackern Mann verfolgten ſie mit der bitterſten Heftigkeit, gleich als ob ſie vorhergeſehen hätten, daß er vorzugsweiſe geeignet war, das Bollwerk ihrer Herrſchſucht zu untergraben und die feſteſte Stütze deſſelben zu erſchüttern. Allein Van der Kemp hatte zugleich von oben jede erforderliche Eigenſchaft empfangen, Zerſtörungsverſuche, unter welchen jeder gewöhnliche Miſſionar verſunken wäre, durch ein ruhiges Handeln wirkungslos zu machen. Dabei beſaß er ausgezeichnete Geiſtesgaben, war in frühern Zeiten ein Schul- und ſpäter ein Kriegskamerad des neuen holländiſchen Statthalters, General Janſen, geweſen, und dieſer würdige Mann war der erſte, der ihm zu Algoa-Bai einen perſönlichen Beſuch machte. Ihm voraus hatte er eine Compagnie waldeckiſcher Jäger geſchickt, um die Colonie im Fort Frederick in Schutz zu nehmen. Schon dieſer Umſtand machte es den Coloniſten klar, daß ihr Jubel zu frühzeitig geweſen war. Augenblicklich ließ der Hauptmann der Compagnie die unruhigſten Köpfe unter den Bauern ins Gefängniß ſtecken, während

er den ehrwürdigen Van der Kemp und seinen Mitarbeiter Read mit der größten Auszeichnung behandelte. Dem Statthalter war nun vor Allem daran gelegen, die aufgelöste Ordnung wieder herzustellen. Aber auch hier geschah was so oft der Fall ist, daß die eigentlichen Urheber des Verbrechens zugleich auch die ersten Kläger sind. Kaum war der Statthalter zu Algoa-Bai angekommen, als eine Deputation der Colonisten bei ihm sich einfand, die ganze Schuld auf die Hottentotten warf und die Frechheit hatte, ihm den Vorschlag zu machen, daß jeder Hottentotte eine Kette am Beine tragen, und daß sie Alle als Sclaven unter die Bauern vertheilt werden sollten. Natürlich ward dieser Vorschlag abgewiesen; aber dennoch ließen die bittern Klagen der Colonisten in der Seele dieses Mannes einen ungünstigen Eindruck gegen die Hottentotten zurück, welcher nicht mehr ganz ausgetilgt werden konnte. Leider hatte eine schwere Krankheit in diesen Tagen den wackern Van der Kemp ans Bett gefesselt, daß er dem Statthalter nicht zuerst einen Besuch machen konnte. Dieser kam dagegen an sein Krankenlager, erinnerte ihn an die frühern Tage ihres Jugendlebens und behandelte ihn mit hochachtungsvoller Zartheit. Als jedoch die Sprache bald auf die Missionssache gelenkt wurde, so zeigte sich's, daß das Gemüth des Generals von mancherlei Vorurtheilen eingenommen worden war. Man hatte ihm gesagt, daß Missionsversuche, die von einer englischen Gesellschaft geleitet würden, unausbleiblich mancherlei Gefahren für die holländische Regierung herbeiführen müßte. Indeß fiel es Van der Kemp nicht schwer, den menschenfreundlichen Statthalter von der Nichtigkeit dieser Besorgniß zu überzeugen und ihm zu zeigen, daß das Missionsgeschäft von allen äußerlichen National-Interessen rein und unabhängig sey, daß es nur mit der geistigen Bildung des Volkes zu thun habe, und daß es zu seiner Aufgabe gehöre, aus verwilderten und schädlichen Geschöpfen dem Lande gute und nützliche Bürger zu erziehen. „Aber es war nicht so leicht," fügt Van der Kemp hinzu, „die veralteten Vorurtheile der Colonisten gegen die Missionssache überhaupt aus ihrer Seele

zu nehmen, und unſre Verbindung mit einer engliſchen Miſſionsgeſellſchaft ſollte nur einen Vorwand hergeben, um einer tief eingewurzelten Feindſchaft gegen die Verbreitung chriſtlicher Grundſätze unter den Heiden einen Schleier darzubieten." Indeß gab ſich doch der General gern zufrieden, und um den Coloniſten jeden Anſtoß aus dem Wege zu räumen, wurde ausgemacht, daß in Zukunft Van der Kemp's Briefwechſel mit der Londoner Geſellſchaft immer durch die Hände der holländiſchen Miſſionsgeſellſchaft gehen ſollte.

Vor Allem ſollte eine neue und tauglichere Stelle für die Miſſionsniederlaſſung aufgefunden werden. Dieſe fand ſich auch bald, 3 Stunden nördlich vom Fort Frederick, an einem kleinen Bache zwiſchen hohen Gebirgen, wo wenigſtens für ein Jahr lang ein Verſuch gemacht werden ſollte, bis eine tauglichere Stelle aufgefunden werden konnte. Auf das Verlangen des Statthalters ſollte Van der Kemp dieſer neuen Niederlaſſung einen Namen geben; jedoch wurde ihm dabei von demſelben bemerkt, daß es kein Schriftname ſeyn dürfe, weil er eben ſolche Namen nicht liebe. Van der Kemp hatte gerade Sonntags zuvor über die Stelle im erſten Buch Moſes, Cap. 35, 2. und 3. gepredigt, und er ſchlug daher dem Statthalter Bethelsdorf vor, der, weil er in den Ohren des Mannes gut klang, auch genehmigt wurde; als er aber am folgenden Tage bei weiterem Nachdenken die Zuſammenſetzung des Wortes entdeckte und jetzt fand, daß er getäuſcht war, ſo brach er mit Van der Kemp in ein lautes Gelächter aus und wußte nichts an der Sache zu ändern.

Auch von einigen Kaffern-Häuptlingen, Zlambi, Conga und Andern, die ſich gegen Geika empört hatten und im Kriege mit den Coloniſten ſich befanden, kamen Abgeordnete an, um mit denſelben Frieden zu ſchließen. Unter ihnen befand ſich Conga's erſter Staatsminiſter, Nacabaleh, der ein wahres Muſterbild eines kafferiſchen Kriegsoberſten war. Er war ein Mann von mittlerem Alter, ſchlank gewachſen, hatte ein martialiſches Geſicht und blitzende Augen. Er erzählte, daß er vier Weiber habe, deren Ankauf ihm jedoch

so hoch zu stehen gekommen sey, daß er fast kein Vieh mehr im Stalle habe. Er trug ein Tiegerfell um seine Schultern, das an die rechte Schulter so angeheftet war, daß ihm der rechte Arm frei blieb. Auf seiner Brust hatte er eine Kupferplatte, auf welcher das Wappen des General Dundas eingegraben war. Acht schöne Armbänder, jedes aus einem Stück von Elfenbein bereitet, waren über seinem Ellbogen angeheftet, und um seinen Unterleib war ein Gürtel gewunden, der mit einer doppelten Reihe kleiner Kupferplättchen geziert war. Sein Haupt schmückte eine Art von Diadem, das in einem ledernen Bande bestand, an welchem in schönen Figuren kleine Muscheln von allerlei Farben angeheftet waren, und auf seinem Wirbel befand sich ein großer Büschel von Haaren des Gungathieres, welcher aufrecht stand und mit allerlei kleinen Muscheln durchwoben war. Alles was dieser Mann sah, erregte seine Verwunderung. Als er durch das Feldlager der Soldaten ging, befanden sich diese gerade bei der Mittagsmahlzeit, und er erstaunte über die Ordnung, die unter ihnen herrschte. Zwischen diesen Abgeordneten der Kaffern und den Colonisten ward jetzt glücklicher Weise ein Friede zu Stande gebracht, nach welchem die Kaffern die Gefangenen der Colonie, welche sie zu Sclaven gemacht hatten, ausliefern, und die Colonisten die gestohlenen Kaffernkinder zurückgeben, und für die Zukunft der Fischfluß die Gränze zwischen beiden Ländern bilden sollte. Noch ward freilich dem Friedensschlusse ein Artikel beigefügt, welcher für geraume Zeit den Missionaren an der Gränze jeden Verkehr mit den Kaffern unmöglich machte, und für jetzt die Missionsarbeiten unter denselben gänzlich aufhob. Diesem Artikel gemäß sollte es keinem Kaffer gestattet seyn, ohne die Genehmigung des Landdrostes über den Fischfluß herüberzukommen, und eben so auch keinem Colonisten, nach dem Kaffernlande hinüberzuziehen, ohne die Erlaubniß hiezu bei dem Statthalter eingeholt zu haben. Durch diesen Beschluß sah Van der Kemp mit großer Betrübniß seinen Lieblingsplan, das Licht des Evangeliums unter dem Kaffernvolke auszubreiten, vielleicht auf lange

Zeit zernichtet, und hätte die holländiſche Regierung unter dieſen Umſtänden die Capcolonie lange behalten, ſo wäre für die Boten des Heils das Kaffernland noch lange verſchloſſen geblieben.

Auch die Niederlaſſung der Brüdergemeine zu Pavianskloof wurde im Jahr 1803 von dem holländiſchen Statthalter beſucht, und auf ſeine Veranlaſſung von nun an dem Orte der Name Gnadenthal beigelegt. Nicht lange hernach beſuchte auch der General-Commiſſär De Miſt in Begleitung des bekannten Dr. Lichtenſtein dieſe Stelle, und Letzterer, obgleich keineswegs ein Freund von Miſſionsunternehmungen, fühlte ſich doch gedrungen, in ſeiner Reiſebeſchreibung von Gnadenthal folgende Schilderung zu geben: „Zweihundert Häuſer, von Gärten umgeben, geben dem Orte das Ausſehen eines europäiſchen Dorfes, ein Anblick, der mir ausnehmend Freude machte, weil er mir zum erſten Mal auf lebhafte Weiſe die Erinnerung an mein Vaterland vor die Seele führte. Dieſe einzige Stelle ausgenommen habe ich nichts auf der ganzen Colonie gefunden, das mit einem deutſchen Dorfe einige Aehnlichkeit hätte. Die fünf Miſſionare mit ihren Gattinnen empfingen uns an der Thüre ihrer Wohnung. Einer derſelben hielt eine kurze Anſprache an uns, worauf ſich ein Sängerchor von etwa 100 Hottentotten einfand, welche, in zwei Reihen geſtellt, ein rührendes und herzerhebendes Lied anſtimmten. Am folgenden Morgen wurden uns die verſchiedenen Theile der Anſtalt gezeigt. Die Kirche iſt ein einfaches, niedliches Gebäude, in welchem zwei Reihen von Bänken mit einer Kanzel ſtehen. Die Arbeit iſt vortrefflich, obgleich überall die größte Einfachheit ſichtbar iſt. Bei der Kirche befindet ſich der Miſſionsgarten, in deſſen Mitte noch der alte Birnbaum ſteht, den der alte Gründer dieſer Miſſionsſtelle, Schmidt, gepflanzt hat, unter deſſen Schatten ſich die Brüder zu ſammeln pflegen. Im Garten werden alle Arten von Küchengewächſen gepflanzt; auch iſt derſelbe von Kanälen durchſchnitten, mit deren Waſſer der Boden reichlich bewäſſert werden kann. Der Kirchhof liegt gerade hinter dem Garten, und ein Spazierweg

theilt ihn in zwei Theile. Alles ist hier in der schönsten Ordnung und Regelmäßigkeit, und auf jedem Grabe steht ein kleines hölzernes Kreuz, auf dem der Name des Verstorbenen angeschrieben ist. Es befindet sich hier eine Messerfabrik, welche einträglich zu werden beginnt. Die Messer sind stark und gut gemacht und sind in der Capstadt sehr gesucht, obgleich der Preis derselben theuer ist. Auch eine vom Wasser getriebene Mühle ist hier aufgerichtet, in welcher nicht blos für die Niederlassung, sondern auch für die benachbarten Höfe Korn gemahlen wird. Um sich von dem Werthe dieser trefflichen Männer eine richtige Vorstellung zu machen, muß man selbst ihr Benehmen gegen die Hottentotten sehen. Die milde und doch würdevolle Weise, womit sie dieselben unterrichten, so wie die unter diesem rohen Volk durch ihren Unterricht bereits erzeugten wohlthätigen Wirkungen sind wahrhaft bewundernswerth, und dies um so mehr, da dies alles blos durch die Kraft der Ueberzeugung und der brüderlichen Ermahnung bewirkt wird. Man kennt hier keine andere Strafe als die Ausschließung vom Gottesdienst oder vom Verband mit der Gemeinde; aber nur selten sind die Missionare genöthigt, wenn ihre wiederholten Ermahnungen nicht gehört worden sind, zu dieser Strafe zu schreiten. Jede Hottentotten-Familie hat einen Garten hinter ihrer Wohnung, der mit Gemüsen und Obstbäumen angepflanzt ist. Diese Gärten bauen sie selbst unter der Leitung des Vaters, wie sie den Missionar zu nennen pflegen; auch werden ihnen die erforderlichen Werkzeuge, sowie die nöthigen Sämereien gegeben. Ihr Arbeitsfleiß wird dadurch belohnt, daß man das Grundstück vergrößert, das sie besitzen; auch machen sie sich durch Trägheit desselben verlustig. Indeß finden die Brüder immer noch einen Hang zur Trägheit unter ihrem Volke, und dies ist die größte Klage, die sie über ihre Schüler haben."

Auf seiner Reise besuchte der General-Commissär auch die Missionsniederlassung zu Bethelsdorf, welche freilich jetzt noch ein ganz anderes Aussehen hatte, da sie erst vor kurzer Zeit und zwar unter den ungünstigsten Umständen begonnen

worden war. Noch hatten die Einwohner daſelbſt kaum erſt Zeit gefunden, einſtweilige Hütten aus Schilf und Stroh auf dem Platze aufzurichten; auch war die Ernte ſehr dürftig ausgefallen, weil es ihnen am Saatkorn und Dünger gemangelt hatte. Indeß war doch der Platz zur Anlegung eines Dorfes ausgeſteckt, und jedem einzelnen Bewohner ſeine Bauſtelle und ſein Gartenſtück angewieſen. Schon hatten ſie angefangen eine Kirche in der Geſtalt eines Kreuzes aufzurichten, in deſſen einem kleinern Flügel Dr. Van der Kemp und in dem andern Miſſionar Read ſich häuslich niederließ, während der mittlere Theil für den Gottesdienſt beſtimmt war. In dem Garten waren bereits Feigen-, Pfirſich- und Granatäpfelbäume gepflanzt, indeß auf dem Ackerfelde Kaffern- und indiſches Korn, Bohnen und andere Pflanzen gebaut wurden. Mehr konnte von einer Niederlaſſung nicht erwartet werden, die erſt ſeit ſechs Monaten unter den ſchwierigſten Umſtänden begonnen worden war, als der General-Commiſſär De Miſt, von Dr. Lichtenſtein begleitet, in der Algoa-Bai zum Beſuche eintraf. Lichtenſtein gibt von dieſem Beſuche folgende Beſchreibung:

„Noch am Tage unſerer Ankunft zu Algoa-Bai erhielten wir einen Beſuch von Dr. Van der Kemp. In der heißeſten Tageszeit ſahen wir einen von vier magern Ochſen gezogenen Karren langſam über die Sandebene her ſich bewegen, und auf einem über denſelben hingelegten Brette ſaß Van der Kemp ohne Hut, und mit ſeinem ehrwürdigen kahlen Haupte den brennenden Sonnenſtrahlen ausgeſetzt. Ein ganz abgetragener ſchwarzer Rock mit einem abgenutzten Unterkleide und ein Paar Lederſohlen, die an ſeine nackten Füße gebunden waren, machten ſeine ganze Bedeckung aus. Der General-Commiſſär eilte ihm mit der größten Freundlichkeit entgegen, und Van der Kemp ſtieg von ſeinem Karren und näherte ſich langſamen Schrittes, eine ſchlanke, hagere und doch immer ehrwürdige Geſtalt. In ſeinem heitern Geſicht erblickte man noch Spuren früherer Schönheit, und ſein noch immer feuriges Auge verkündigte die Kraft der Seele, die ſeine frühern Jahre ausgezeichnet hatte. Statt

des gewöhnlichen Grußes verrichtete er ein kurzes Gebet, worin er für den Commissär und seine Gesellschaft den Segen und für unsere fernere Reise den Schutz Gottes erflehte. Sein Begleiter, Missionar Read, schien ein gutherziger Mann zu seyn, der aber, wie die meisten Missionare, sehr unwissend war. Zwei Tage hernach machten wir Van der Kemp einen Gegenbesuch. Kaum läßt sich die elende Lage beschreiben, in welcher sich uns diese Niederlassung darstellte, nachdem wir kurz zuvor Gnadenthal gesehen hatten. Auf einer weiten Ebene, auf welcher fast kein Baum zu sehen und fast kein Trinkwasser zu finden ist, erblickt man 40 bis 50 kleine kegelförmige Hütten, die so niedrig sind, daß ein Mann nicht aufrecht darin stehen kann. In ihrer Mitte befindet sich eine mit Stroh bedeckte, aus Lehm aufgeführte Wohnung, die den Namen einer Kirche trägt. Weit umher ist kein Busch zu sehen, und der Boden ist völlig nackt und hart getreten und nirgends eine Spur des menschlichen Fleißes. Die Unterstützungen aus England und Holland, die Gaben der Regierung, die Jagd und ein wenig Viehzucht sind die einzigen Mittel, durch welche 250 Hottentotten am Leben erhalten werden."

So sahen die ersten Anfänge von Bethelsdorf in jenen Tagen aus, über welche sich, so wie über den Charakter der Missionare, Dr. Lichtenstein mit hartem, schonungslosem Urtheile ausläßt. Aber könnte der Mann jetzt dieselbe Niederlassung mit ihren angebauten Fluren, ihren Manufakturen, ihrer Druckerpresse, ihrer freien und gut unterrichteten Bevölkerung aufs Neue sehen, wie ganz anders würde seine Beschreibung von derselben ausfallen. Es ist richtig bemerkt worden, daß die Vorurtheile gegen die Missionssache, wie sie Schilderungen dieser Art in Umlauf zu bringen geeignet sind, vielleicht noch das geringste Uebel sind, welche sie veranlassen. Der schonungslose Tadel, welcher der Zeit, den Umständen und dem Orte keine Rechnung trägt, — die bittere Schmach, womit man den Charakter edler Männer bedeckt, und eine absichtliche verkehrte Darstellung sollen dazu dienen, selbst die Freunde der Mission zweifelhaft zu machen

an der Glaubwürdigkeit der Miſſionsberichte. Allein zum Preiſe Gottes iſt dieſe Zeit des kalten Unglaubens vorüber, der in den Miſſionsunternehmungen ein Werk der Schwärmerei, oder, wenn er ihnen je eine gute Seite abzugewinnen weiß, blos ein Förderungsmittel der bürgerlichen Cultur finden kann, und die Miſſionsgeſchichte unſerer Tage hat in Hunderten von Thatſachen den erfreulichen Beweis geliefert, daß auch bei den armſeligſten Anfängen der Miſſionsarbeit dennoch die treue Beharrlichkeit und Geduld des Chriſtenglaubens ſich am Ende eines herrlichen Sieges erfreuen darf. Die Arbeiten der Miſſionare ſind Dienſte, deren wahren Werth die Kinder dieſer Welt nicht zu würdigen vermögen und dazu auch keine Luſt haben. Halten wir es doch für Thorheit, von einem Gemälde eine Vollkommenheit zu erwarten, ſo lange der Künſtler nicht Zeit hatte daſſelbe zu vollenden. Der Ackersmann erwartet die Ernte nicht, ſo lange er noch mit der Ausſaat beſchäftigt iſt, ſondern ſchickt ſich geduldig drein, bis dieſelbe reif geworden iſt. Wie kann ein Vater von ſeinem Sohne eine gelehrte Bildung fordern, wenn derſelbe erſt angefangen hat die Schule zu beſuchen? oder wie kann ein Lehrmeiſter eine tadelloſe Arbeit von ſeinem Lehrjungen erwarten, welcher erſt das Handwerk zu erlernen angefangen hat? Ueber Verhältniſſe dieſer Art iſt man gewöhnlich in der Welt mit ſich ſelbſt einverſtanden, und man hält es für Thorheit und Unbilligkeit andere Erwartungen zu haben. Nach dem gleichen Maaßſtabe ſollte billig immerhin auch der langſame Entwicklungsgang des Miſſionsgeſchäfts beurtheilt werden, und eine ſolche Urtheilsweiſe würde ſich dadurch belohnen, daß man die Freude hätte, nach einer Reihe von Jahren ſeine ſtillen Hoffnungen oft über alle Erwartung hinaus erfüllt zu ſehen.

Indeß war ein neuer Krieg zwiſchen England und Frankreich ausgebrochen, und auch die ſüd-africaniſche Colonie wurde vom Ueberfall einer engliſchen Flotte bedroht. Alles trat unter die Waffen zur Vertheidigung der Hauptſtadt, und ſelbſt aus dem Hottentottenvolke wurden Landwehr-Bataillone gebildet, ein Umſtand, der, wie nachtheilig

er auch anfänglich für die Verbreitung des Chriſtenthums unter dieſem Volke den Miſſionaren erſchien, doch in der Hand der Vorſehung ein wichtiges Mittel ward, nicht nur ihren Volkscharakter zu heben und ſie für den Einfluß des Chriſtenthums empfänglicher zu machen, ſondern auch den erſten Grund zu ihrer bürgerlichen Freiheit zu legen. Da der Statthalter Janſen bekehrte Hottentotten den heidniſchen als ungleich brauchbarer zum Militärdienſte vorzog, ſo erließ er an die Miſſionare zu Gnadenthal eine Aufforderung, aus den Reihen der dortigen Einwohner ein Corps Freiwilliger auszuleſen, welche zur Vertheidigung ihres Vaterlandes Geneigtheit und Muth in ſich fühlten. Dieſer Umſtand verſetzte die Miſſionare in nicht geringe Verlegenheit, weil ſie vielfache Seelengefahr für ihre Neubekehrten dabei fürchteten; indeß glaubten ſie doch dem Zutrauen der Regierung ſich nicht entziehen zu dürfen. Wirklich ließ ſich ein Theil ihrer Hottentotten zum Kriegsdienſte willig finden, und nun wurde Miſſionar Kohrhammer als Feldprediger derſelben beſtellt, welcher nun das Lager der Hottentotten bezog und in dieſem neuen Beruf die willkommenſte Gelegenheit fand, nicht nur ſeinen eigenen Leuten das Evangelium von Chriſto bekannt zu machen, ſondern auch unter den heidniſchen Hottentotten einen Zutritt für daſſelbe zu gewinnen. Auch die Gemeinde zu Gnadenthal durfte ſich um dieſe Zeit eines lieblichen Gedeihens erfreuen; ſie beſtand am Schluſſe des Jahres 1804 aus 245 getauften Mitgliedern, 129 getauften Kindern und 99 Taufcandidaten, indeß in 217 Wohnungen noch eine große Anzahl heidniſcher Hottentotten ſich niederzulaſſen die Geſtattung erhalten hatte, ſo daß die Geſammtzahl der daſelbſt wohnenden Hottentotten auf 1095 Seelen ſich belief.

So groß die Freude über das geiſtliche Gedeihen dieſer anſehnlichen Bevölkerung für die Herzen der Miſſionare war, ſo betrübend war in dieſen Tagen der äußere Zuſtand derſelben, indem eine anhaltende Dürre einen faſt allgemeinen Mangel an Lebensmitteln über die Colonie verbreitet hatte. Auch ihre Gartengewächſe hatten dabei ſtark gelitten, und

ſelbſt die wilden Wurzeln, zu welchen ſie in den Tagen der Theurung ihre Zuflucht zu nehmen pflegten, waren in dem erſtorbenen Boden nur ſelten zu finden. Indeß half die Fürſorge Gottes auch in dieſer Noth, und es gelang den Miſſionaren, durch kluge Vorſicht und Sparſamkeit das Leben aller ihrer Pflegbefohlenen zu erhalten.

Ungleich ſchwieriger war die Lage, in welcher ſich die Miſſionare in dem 300 Stunden öſtlich von der Capſtadt entlegenen Bethelsdorf in dieſen Tagen ängſtlicher Verlegenheit befanden. Der Drang der Umſtände hatte den wackern Statthalter Janſen genöthigt, ſeine ganze Aufmerkſamkeit und alle Kräfte der Colonie auf die Vertheidigung der Capſtadt gegen die drohenden Angriffe der engliſchen Flotte zu verwenden; auch trat eine Abneigung, welche er gegen dieſe entferntere Miſſionsſtelle gefaßt hatte, immer ſichtbarer hervor. Das kräftige Aufblühen und der äußerliche Wohlſtand der nahe gelegenen Colonie Gnadenthal, ſo wie die Geneigtheit ihrer Mitglieder, Soldatendienſte zu verrichten, hatte ihm die Meinung beigebracht, als ob die chriſtliche Bildungsweiſe zu Gnadenthal den äußerlichen Zwecken des Staates angemeſſener und für die Beförderung des zeitlichen Wohlſtandes zuträglicher ſey als die Art und Weiſe, wie die Miſſionare zu Bethelsdorf in ihrem Berufe zu Werke zu gehen pflegten. Immerhin mochte die langſamere Entwicklung dieſes Miſſionspoſtens zum Theil ihren Grund in den Eigenthümlichkeiten haben, die ſich in Van der Kemp's Anſichten über die Miſſion vorfanden. Ein Mann, der ſein früheres Leben den höhern Wiſſenſchaften gewidmet hatte und jetzt als chriſtlicher Miſſionar es faſt ausſchließlich auf die Verbreitung evangeliſcher Erkenntniß bei ſeiner heidniſchen Umgebung antrug, konnte keineswegs die Einſichten und die Gewerbsfertigkeiten beſitzen, wie ſie den Miſſionaren zu Gnadenthal zu Gebote ſtanden. Mehr noch als dieſes trug die weite Entfernung dieſer Stelle von der Capſtadt, ihre Abgeriſſenheit von allen Anregungen des bürgerlichen Verkehrs, ſo wie ihre zwiſchen den wilden Kaffern und den feindſeligen Coloniſten befindliche gefahrvolle Stellung dazu

bei, den Entwicklungsgang derselben zu hemmen und ihr unter tausendfachen Kämpfen mit Widerwärtigkeiten aller Art nur ein langsames Fortschreiten zu gestatten.

Indeß war Missionar Kicherer mit einigen frommen Mitarbeitern aus Europa nach der Capstadt zurückgekommen, und seine Ankunft mit neuen Gehülfen veranlaßte den Statthalter in Betreff der Missionsarbeiten im südlichen Africa eine Verordnung bekannt zu machen, die, wie gut sie auch gemeint seyn mochte, doch diesem heiligen Werke neue Hindernisse entgegenstellte. Er verordnete nämlich Folgendes:

1) Alle Missionare, welche eine gesetzliche Bevollmächtigung zu ihrem Berufe mit sich bringen, sollen die Gestattung haben, in das Innere der Colonie zu ziehen, um Religionserkenntniß und bürgerliche Bildung unter den heidnischen Einwohnern zu verbreiten.

2) Dies soll jedoch in einer solchen Entfernung von den Gränzen der Colonie geschehen, daß ihre Schulen weder mit den heidnischen Gränzbewohnern, noch mit den Einwohnern der Colonie an der Gränze die geringste Verbindung unterhalten können.

3) In die von den Missionaren gebildeten Bekehrungsanstalten soll keinem Hottentotten, welcher der Colonie angehört, die Aufnahme ohne ausdrückliche Erlaubniß des Statthalters gestattet seyn, und diese soll nur in Fällen dringender Nothwendigkeit gegeben werden.

4) Alle Missionare, welche durch die Colonie in das Innere des Landes zu ziehen verlangen, sollen gehalten seyn, einen Erlaubnißschein dafür bei dem Statthalter einzuholen, und zugleich die Stelle ihrer Niederlassung genau anzugeben, damit sie auf derselben immer gefunden werden können.

5) Die Missionare sollen sich verpflichten, von Zeit zu Zeit einen umständlichen Bericht von ihren Arbeiten und dem Fortgang derselben bei der Regierung einzugeben; auch soll ihnen verboten seyn, auf ihrer Durchreise durch die Colonie ohne ausdrückliche Gestattung des Statthalters einen Gottesdienst zu verrichten.

6) Es soll in den bereits aufgerichteten Missionsschulen nicht gestattet seyn, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung die Einwohner im Schreiben zu unterrichten.

7) Den Heiden, mit denen die Missionare sich beschäftigen, sollen nur solche Begriffe bürgerlicher Ordnung beigebracht werden, wie sie im Mutterlande (Holland) stattfinden. Auch soll es ihnen streng verboten seyn, für irgend eine andere Regierung, als für die Regierung der batavischen Republik in ihren Gottesdiensten zu beten.

Zum Schlusse des wahrhaft barbarischen Beschlusses wird dem Missionar Kicherer die Gestattung, am Ufer des Zackflusses seine Arbeit aufs Neue zu beginnen, so wie dem Dr. Van der Kemp die Erlaubniß ertheilt, die zu Bethelsdorf begonnene Missionsarbeit weiter fortzusetzen.

Dieser Regierungsverordnung, welche sichtbar darauf berechnet war, die kaum begonnenen Missionsarbeiten innerhalb und außerhalb des Gebietes der Colonie in ihrer hoffnungsvollen Entwicklung zu erdrücken, vermochte Dr. Van der Kemp nicht beizutreten, und es begann jetzt ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihm und dem holländischen Statthalter, welcher jedoch vorerst keine andere Folge hatte, als daß wenigstens die unmenschliche und unchristliche Natur dieser Maaßregel zur Sprache gebracht wurde. Missionar Kicherer, von Herrn Pfarrer Vos begleitet, machte sich indeß auf den Weg, um, so gut es die Umstände gestatteten, auf seinem früheren Posten am Zackflusse seine Missionsarbeit unter den Hottentotten aufs Neue zu beginnen. Aber wie sehr hatten sich nicht während seiner zweijährigen Abwesenheit die Umstände daselbst geändert! Zwar hatte der fromme Bosmann, der sein Stellvertreter war, es an Fleiß und Treue bei der Verkündigung des Evangeliums nicht ermangeln lassen, und selbst einen ansehnlichen Theil seines Vermögens für dieses Werk aufgeopfert; allein die räuberischen Ueberfälle der Buschmänner, so wie die feindselige Widersetzlichkeit der Bauern hatten nichts unterlassen, um diese kaum begonnene Missionsniederlassung zu unterdrücken. Ein großer Theil der angesiedelten Hottentotten hatte sich

unter diesen Umständen zerstreut; ihre Pflanzungen blieben unangebaut, ihre Hütten waren zusammengefallen und Alles trug das traurige Bild der Verödung, als Kicherer auf seiner frühern Arbeitsstätte wieder eintrat. Er versuchte eine Zeitlang den erlittenen Schaden wieder gut zu machen und die zerstreute Hottentottengemeinde wieder zu sammeln; allein die harten Maaßregeln der Regierung, so wie die feindseligen Umstände seiner nächsten Umgebung ließen ihn bald fühlen, daß unter solchen Umständen an ein fröhliches Wiederaufleben seines Missionspostens nicht zu denken war, und er entschloß sich daher, eine angebotene Predigerstelle zu Graaf Reinet (im Jahr 1805) so lange anzunehmen, bis über den verdüsterten Himmel der Missionsarbeit ein neuer Sonnenstrahl der Hoffnung wieder aufgehen würde.

Neunter Abschnitt.

Die Korannas und die östliche Mission.

Missionar Anderson's Arbeiten unter denselben. — Sein Missionssprengel am Warmbad. — Lage desselben. — Ansteckende Krankheit. — Besuch des General-Commissärs De Mist und Dr. Lichtenstein's am Warmbade. — Zeugniß des Letztern über den Zustand dieser Missionscolonie. — Anderson von seiner gesegneten Arbeit hinweg nach der Capstadt gerufen. — Bethelsdorf. — Wachsthum der dortigen Gemeinde. — Ankunft neuer Missionare daselbst. — Dr. Van der Kemp und Missionar Read nach der Capstadt gerufen. — Frau Schmid daselbst. — Ihre Verdienste um die Mission. — Hoffnungslose Lage Van der Kemp's. — Die Capstadt von der englischen Flotte eingenommen. — Rückkehr der beiden Missionare nach Bethelsdorf. — Bildung von Nationalgehülfen. — Fortdauer der Bedrückung. — Van der Kemp's Vorstellung an die Behörden. — Wird deshalb nach der Capstadt berufen. — Sein Tod. — Einige Züge aus Van der Kemp's Charakter.

Die drei jüngst verflossenen Jahre hatte der fromme Missionar Anderson unter seinen Korannas jenseits des

Orangefluſſes in unermüdeter Thätigkeit zugebracht. Nachdem er nebſt ſeinem Mitarbeiter mit dieſem Nomadenſtamm lange Zeit von einem Weideplatz zu dem andern in dieſer Wildniß umhergewandert war, gelangte er zu dem Entſchluſſe, eine feſte Miſſionsſtelle im Lande anzulegen, welche als Mittelpunct für die Miſſionsarbeiten unter den benachbarten Stämmen dienen ſollte. Wirklich fand er auch, etwa 31 Tagereiſen von der Capſtadt entfernt, einen tauglichen mit reichem Quellwaſſer verſehenen Platz, den er das Warmbad nannte, wo er ſich niederzulaſſen entſchloß, und wohin er die heilsbegierigen Korannas zu bleibender Niederlaſſung einlud. Zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung fanden ſich wirklich anſehnliche Schaaren derſelben in dieſer Abſicht bei ihm ein, und um Weideplätze und zureichende Unterhaltungsmittel für ſie und ihre Viehheerden zu haben, vertheilte er dieſelben auf ſechs verſchiedenen Stellen in weiter Umgebung umher, die er nun als ſeinen Miſſionsſprengel betrachtete, deſſen Bewohner zu würdigen Gliedern der Gemeinde Jeſu und zu nützlichen Menſchen erzogen werden ſollten. Der Himmelsſtrich ſo wie der Boden dieſer Gegend geſtattete keinen bedeutenden Feldbau, und es mußte daher das Hauptaugenmerk auf eine erweiterte Viehzucht geworfen werden. Da es im Winter und Frühling faſt immer an Regen fehlte, und nur gegen das Ende des Sommers heftige Gewitter den Boden befeuchteten, ſo lag die ganze Hoffnung ihres Lebensunterhaltes auf ihren Hornvieh- und Schafheerden, indeß ſie mit großem Fleiß Waſſercanäle zu graben verſuchten, um ihren Gärten zur Erzeugung von Gemüſe die nöthige Feuchtigkeit zuzuführen. Dieſes wilde Nomadenvolk konnte nur mit der größten Mühe zu einer gewiſſen Lebensordnung und zum Arbeitsfleiße gewöhnt werden, und die Miſſionare hatten lange mit der Zügelloſigkeit ihres Sinnes ſchwere Kämpfe zu beſtehen. „Dennoch," ſo bemerkt einer derſelben, „hat mir Gott bis jetzt die Gnade verliehen, mein Miſſionswerk, das ja Sein Werk iſt, mit viel Vergnügen und mit dem heißen Verlangen zu verrichten, daß es zum Heile ihrer Seele dienen möge, obgleich es

bis jetzt scheint, als ob die Arbeit bei Vielen unter ihnen vergeblich sey."

Im März 1805 brachen auf ihrer Niederlassung die Kindsblattern aus, und die Ansteckung verbreitete sich bald auf eine furchtbare Weise. Missionar Anderson, obgleich selbst von einer Krankheit ergriffen, besuchte die Leidenden unermüdet in ihren Hütten, um so gut er vermochte den Elenden hülfreich beizustehen und ihnen Worte des ewigen Lebens ans Herz zu reden. Wirklich erzeugte auch die Trübsal eine heilsame Geistesbewegung. Sie suchten begierig die Gelegenheit auf, das Wort Gottes zu hören und ihre verfinsterten Gemüther dem belebenden Lichte desselben aufzuschließen. Aber nach wenigen Monaten wurde Anderson selbst von einem heftigen Fieber ergriffen, das ihn aller Eßlust und alles Schlafes beraubte. Unbekannt mit der Natur seiner Krankheit und von aller ärztlichen Hülfe entblößt lag er hülflos auf seinem Krankenlager und schmachtete sehnsuchtsvoll der Stunde seiner ewigen Erlösung entgegen. In diesem traurigen Zustande kam ihm der Gedanke, eine Pflanze zu genießen, welche heftiges Erbrechen zu erzeugen pflegte, und siehe! das Mittel that seine Wirkung, die Krankheit ward gebrochen und er konnte sich mit Gottes Hülfe allmählig von seinem Lager wieder aufrichten. Noch hatte er sich nicht völlig erholt, als der holländische General-Commissär De Mist, von Dr. Lichtenstein begleitet, ihn in seiner Abgelegenheit mit einem Besuche überraschte. „Wir befinden uns nunmehr," erzählt Lichtenstein, „am Wohnorte des Missionars Anderson, in einem seiner größten Dörfer, das zwischen 300—400 Einwohner in sich faßt. Wir besuchten den Patriarchen, der von einer Krankheit noch so schwach war, daß er seine Wohnung nicht verlassen konnte. Diese bestand in einer Korannahütte, in welcher es sehr dürftig aussah, obgleich Alles reinlich gehalten war. Seine Schlafstätte war durch einen Vorhang von der Wohnung geschieden. In der Mitte der kleinen Stube stand ein Tisch, und an den Seiten derselben ein paar alte Kisten, welche als Stühle dienten. Wir fanden in Anderson einen freund-

lich ausſehenden Mann von etwa 30 Jahren, der etwas ſehr Heiteres und Andachtsvolles in ſeinem ganzen Benehmen hatte. Seine Geſichtszüge waren ſchön, und ſein Auge funkelte vom Geiſte der Gottſeligkeit und der Hingebung. Dieſe Züge, verbunden mit Spuren einer lang anhaltenden Krankheit, geben ihm die Geſtalt eines Heiligen, und es konnte nicht fehlen, daß ſchon der erſte Blick das Herz eines Jeden gewinnen mußte, der ihm nahe kam. Er verſicherte uns, wie willkommen ihm unſer Beſuch ſey, und wie ſehr er ſchon lange gewünſcht habe, daß die Regierung ihre wohlwollende Aufmerkſamkeit ſeiner Anſtalt unter den Korannas zuwenden möchte. Bereits hatte er vier Jahre unter dieſem Volke gearbeitet, und dennoch führte er die Klage, daß er der unermüdetſten Anſtrengung ungeachtet doch bis jetzt nur wenig unter demſelben habe ausrichten können. Einen Grund hievon fand er theils in der anhaltenden Trockenheit des Himmelsſtriches, welche ſein Volk nöthigte, ſich immerdar von einer Stelle zu der andern zu bewegen, theils in dem hohen Grade träger Ungelehrigkeit, der bei den meiſten ſeiner Schüler ſtattfand. Erſt ſeitdem er an dieſer Stelle ſich mit ſeinen Leuten angeſiedelt hatte, war ihm die Freude zu Theil geworden, einige heilſame Wirkungen ſeiner Arbeit unter denſelben wahrnehmen zu dürfen. Ein wachſendes Verlangen nach Unterricht und nützlicher Thätigkeit war ſeit dieſer Zeit unter dieſem Volke aufgewacht. Es war ihm nun ſehr darum zu thun, ſie von der Neigung zum Nomadenleben abzugewöhnen und eine Liebe zum Feldbau unter ihnen zu pflanzen. Wirklich hatte er einige ſeiner Leute dahin vermocht, daß ſie ſich feſte Wohnungen bauten. Er ſelbſt war gerade damit beſchäftigt, ein großes Haus für ſeine eigene Wohnung, ſo wie für die öffentlichen Gottesdienſte aufzurichten; auch waren unter ſeiner Aufſicht Waſſerleitungen in den Niederungen gegraben worden, um den Boden für den Anbau von Pflanzen tauglich zu machen. Seine ganze Bevölkerung hatte er in ſechs Dörfer abgetheilt, deren jedem ein Baſtard-Hottentotte als Magiſtratsperſon vorſteht. Das Warmbad liegt in einem

langen von beiden Seiten mit flachen Hügeln umgebenen Thale, an dessen oberm Ende eine reiche Wasserquelle fließt, die sich weiter unten zu einem kleinen Bache vereinigt. Auf beiden Seiten desselben sind die Pflanzungen der Korannas angelegt, und zerstreut umher kleine Wohnhäuser von Stein aufgerichtet. Großer Gewerbsfleiß und ein Geist der Ordnung herrschte in diesen Wohnungen, und sie zeichnen sich dadurch vor manchem Bauernhofe weißer Colonisten aus. Neben den gewöhnlichen Küchengewächsen wird auch Mais und Tabak gepflanzt, und eine halb vollendete Kirche für die öffentlichen Gottesdienste aufgerichtet."

Sowie die Gesundheit des Missionars Anderson erstarkte, fand er auch seine Leute zum Gehorsam williger, und seine äußere Lage trug jetzt das Bild eines neuen Lebens, das unter Gottes Segen vom Tode erstanden war. Auch die Predigt des Evangeliums fing nun an Frucht zu tragen, und seine Schulen füllten sich mit lernbegierigen Schülern. Aber jetzt kam die neue Verordnung des Statthalters Jansen auch auf seiner abgelegenen Colonie jenseits des Orangeflusses an, nach welcher seinem Unterrichte gewaltige Fesseln angelegt werden sollten, und nicht lange hernach traf noch weiter der Befehl des Statthalters bei ihm ein, sich nach der Capstadt zu begeben, um die weitern Anordnungen der Regierung mündlich zu vernehmen.

Mittlerweile hatte auch Dr. Van der Kemp (J. 1804) trotz des Regierungsbefehles seine Missionsarbeit zu Bethelsdorf ruhig und nicht ohne gesegnete Folgen fortgesetzt. Erklären läßt es sich immerhin, wie der holländische Statthalter der Capcolonie dazu kommen konnte, innerhalb seines Gebietes den christlichen Unterricht des Hottentottenvolkes auf mannigfaltige Weise zu beschränken; er findet für diese unmenschliche Verordnung einige Entschuldigung in dem Umstande, daß er in jenen Tagen der Uebermacht der aufrührerischen Bauern ein Opfer bringen und ihnen in diesem Stück zu Gefallen leben mußte. Allein völlig unerklärbar ist es, wie er eine solche Verordnung auf die süd-africanischen Völker überhaupt ausdehnen und verlangen konnte, daß kein Missionar, wel-

cher durch das Capgebiet ziehen muß, die Geſtattung haben ſolle, die benachbarten heidniſchen Völkerſtämme mit den Lehren des Chriſtenthums bekannt zu machen. Auf ſolche Weiſe war es den Miſſionaren aufs ſtrengſte verboten, in das Kafferuland zu ziehen. Dagegen machten jetzt die Kaffern häufige Beſuche zu Bethelsdorf, weil ſie eine große Hochachtung für Van der Kemp im Herzen trugen. Einer ihrer Häuptlinge, Zazu, brachte ihm ſeinen eigenen Sohn herbei, um von den Miſſionaren erzogen zu werden, und ſeinem Beiſpiel folgte bald ein anderer Häuptling, Conga, nach, welcher zwei ſeiner Söhne ihrer Pflege anvertraute. Auf dieſe Weiſe machte ganz unerwartet die Weisheit Gottes die Bosheit der Widerſacher zu Schanden, und bahnte ſo dem Evangelio eine weite Heerſtraße in das Kafferuland, indem jetzt aus dem Kaffernvolke ſelbſt im Stillen Lehrer des Chriſtenthums erzogen wurden, welche auch bis auf den heutigen Tag ihren heidniſchen Landsleuten die frohe Botſchaft von Chriſto mit Segen verkündigen. Allein dieſe Vorgänge erregten ein ſolches Aufſehen, daß auch Dr. Van der Kemp im April 1805 nach der Capſtadt gefordert wurde, um von ſeinem Betragen Rechenſchaft zu geben. In den erſten drei Monaten dieſes Jahres hatten die Miſſionare die Freude, ein Werk der göttlichen Gnade in den Herzen einiger armer Heiden wahrnehmen zu dürfen, ſo daß ſie innerhalb dieſer Zeit acht Erwachſene und fünf Kinder der Gemeinde Chriſti durch die Taufe einverleiben durften; auch hatten noch mehrere Andere ein großes Verlangen nach ihrem Seelenheile abgelegt, und nicht ſelten ließ ſich unter der Predigt des göttlichen Wortes ein lautes Weinen vernehmen. Am 3. März deſſelben Jahres hatte ſich Ulbricht als dritter Mitarbeiter an die Gemeinde angeſchloſſen, und nicht lange hernach kam auch Miſſionar Tromp und Tetje Bakker zu Bethelsdorf an, welche bisher unter den Hottentotten der Colonie gearbeitet hatten, aber der erwachſenden Hinderniſſe halber daſelbſt ihr Werk nicht länger fortſetzen konnten. So hatte auf unbekanntem Wege die Vorſehung Gottes dafür geſorgt, daß die bedeutende Lücke,

welche Van der Kemp in Bethelsdorf zurückließ, von andern treuen Mitarbeitern wieder ausgefüllt wurde.

Der Abſchied von ſeinem theuern Heidengemeindlein fiel dem ehrwürdigen Manne ſchwer. Nach der Taufe einer bekehrten Hottentottin hielt er ſeine letzte Abſchiedsrede an ſie über die Worte: 2 Sam. 15, 25. und 26.: „Werde ich Gnade finden vor dem HErrn, ſo wird Er mich wieder herbringen, und wird mich die Lade Gottes ſehen laſſen und Seine Wohnung. Spricht Er aber alſo: ich habe nicht Luſt zu dir! ſiehe, hier bin ich, Er mache es mit mir, wie es Ihm wohlgefällt!“ Am nächſten Morgen, den 21. April, machte er ſich nun mit ſeinem Mitarbeiter Read nach der Capſtadt auf den Weg. Die Neubekehrten begleiteten ihn ſo weit als ſie nur immer konnten, und als Alle zurückgekehrt waren, hing ſich noch ein kleines Hottentottenmädchen an ſie an, welches durchaus nicht von ihnen ſcheiden wollte und das ſie deshalb mit ſich nahmen. Auch der Sohn des Kaffernhäuptlings, der ihrer Erziehung anvertraut war, hatte ſich mit ihnen auf den Weg gemacht. Unterwegs trafen ſie auf einen andern Mitarbeiter, Miſſionar Smith, der die Geſtattung erhalten hatte, nach Bethelsdorf zu ziehen, und ſie dankten dem HErrn, der für ihre theure Gemeinde ſo väterlich ſorgte, daß ſie jetzt drei Arbeiter am Evangelio in ihr zurücklaſſen durften. Nach fünf Wochen gelang es ihnen, am 2. Juni (1805) wohlbehalten in der Capſtadt anzukommen. Lange Zeit in der Capſtadt zweck- und arbeitslos hingehalten, ohne vom Statthalter verhört, angeklagt oder freigeſprochen zu werden, fanden die Miſſionare einen ſüßen Troſt in dem chriſtlichen Umgange mit einer bejahrten frommen Wittwe, Frau Schmid, welche ihr Leben und ihr Vermögen bisher menſchenfreundlichen Unternehmungen gewidmet hatte, und in deren Haus die wandernden Miſſionare ſtets eine freundliche Ruheſtätte fanden. Dieſe edelmüthige Frau glaubte Urſache zu haben, zu befürchten, daß dieſen beiden Miſſionaren die Rückkehr nach Bethelsdorf nie wieder würde geſtattet werden. Sie verkaufte daher ihre liegende Habe, entſagte im 55ſten Lebens-

jahre den Bequemlichkeiten des Lebens und machte ſich nach Bethelsdorf auf den Weg, um die durch ihren Abgang der Gemeinde geſchlagene Wunde heilen zu helfen. Die ausgezeichneten Geiſtesgaben, welche der HErr ihr gegeben hatte, und der fromme Eifer einer warmen Liebe zu den Heiden, ſo wie ihre völlige Hingebung an die Rettung derſelben machten ſie zu einer ausgezeichneten Mitarbeiterin an dem Werke des HErrn. Wirklich gelang es auch ihren weiſe berechneten Bemühungen, viele Erwachſene und Junge ihres Geſchlechts in einer Unterrichts- und Arbeitsſchule zu vereinigen. Nicht minder geſchäftig war ſie, die Leute in ihren Hütten zu beſuchen, ſie mit den anſtändigen Sitten des häuslichen Lebens bekannt zu machen, und beſonders die Hausmütter zu einer verſtändigen und chriſtlichen Erziehung ihrer Kinder anzuleiten. Dabei hatte ſie die Freude, daß mehrere ihrer Schülerinnen für den wahren Glauben an Chriſtum gewonnen und der Gemeinde Jeſu einverleibt wurden.

Als die beiden Miſſionare Van der Kemp und Read, eines achtmonatlichen berufloſen Aufenthaltes in der Capſtadt müde, alle ihre Bemühungen vereitelt ſahen, die Genehmigung der Colonial-Regierung für ihre Rückkehr nach Bethelsdorf oder für eine andere Arbeitsſtätte unter den Völkern Süd-Africas zu erhalten, fingen ſie an ihre Augen nach der großen Inſel Madagaskar oder der Küſte von Mozambique hinzulenken, um dort außerhalb des Bereiches ihrer Verfolger neue Wirkungskreiſe für die Predigt des Evangeliums aufzuſuchen. Da Van der Kemp vorausſehen mußte, daß nach den nun einmal aufgeſtellten Verfolgungsgrundſätzen der holländiſchen Regierung die bereits im Gebiete der Colonie aufgerichteten Miſſionsſtellen innerhalb kurzer Zeit ihren unausbleiblichen Untergang finden würden, ſo hielt er für zweckmäßig, der Londoner Miſſionsgeſellſchaft den Vorſchlag zu machen, zwei Parthieen tauglicher und entſchloſſener Miſſionare nach Süd-Africa zu ſenden, von welchen die eine auf dem weſtlichen Ufer außerhalb der Gränzen der Colonie, zwiſchen dem Orangefluß und dem

Wendekreis des Steinbocks, die andere aber auf der Ostküste, nordöstlich vom Kaffernland, unter den Tambukis sich niederlassen sollte, um unter dem Beistande Gottes nach und nach längs des Orangeflusses eine Reihe von Missionsstationen aufzurichten, und durch diese die Colonie und das Kaffernland mit dem Evangelio Christi zu umschließen, und daß die holländische Missionsgesellschaft aufgefordert werden möge, innerhalb des Gebietes der Colonie die Pflanzstätten des Evangeliums unter dem Hottentottenvolke einzunehmen, und so nach allen Richtungen hin dem Worte der Wahrheit die verschlossenen Wege aufzuthun. Allein die Weisheit Gottes hatte in ihrem verborgenen Rath bereits den Weg gebahnt, den die Verbreitung der seligmachenden Erkenntniß Christi unter den Völkern Süd-Africas nehmen sollte. Am 4. Januar 1806 erschien die englische Flotte in der Tafelbucht, und am 20sten darauf war die Capstadt den brittischen Truppen übergeben. Dieser Umstand führte nun auf einmal eine ganz unerwartete und willkommene Veränderung in der Lage der Missionare und ihrer Arbeiten auf der Capcolonie herbei, und diese beiden Knechte Christi eilten jetzt so gut sie konnten ihrem geliebten Bethelsdorf wieder zu, wo sie von Allen mit der innigsten Liebe aufgenommen wurden.

Missionsgesellschaften vermögen in heidnischen Ländern wenig mehr zu thun, als das christliche Bekehrungswerk unter den Einwohnern zu beginnen. Da es die Natur der Sache unmöglich macht, daß dem wachsenden Entwicklungsbedürfnisse der Missionsstellen gleichmäßig wachsende Unterstützungen von der abendländischen Gemeinde der Christen aus zugesendet werden können, so kann ihre Aufmerksamkeit nicht frühe genug auf das Beginnen gerichtet werden, aus dem Volke selbst heraus, unter welchem die Kirche Christi gepflanzt werden soll, brauchbare Gehülfen zu erziehen. Kaum war Van der Kemp mit seinem Mitarbeiter Read (1806) nach Bethelsdorf zurückgekehrt, als er diesem Missionsbedürfnisse seine ganze Thätigkeit zuzuwenden begann. „Einige unserer bekehrten Hottentotten," so schreibt er um

dieſe Zeit, „legen einen merkwürdigen Eifer zu Tage, ihre Landsleute zum Glauben an Chriſtum hinzulenken. In ihnen iſt dieſer Eifer ſichtbarlich eine Gabe des heiligen Geiſtes, und ihre Ermahnungen ſind mit erfreulichem Erfolge begleitet. Ihr natürlicher Hang, ſo wie ihre äußerlichen Umſtände geſtatten es ihnen nicht lange zu Hauſe zu bleiben, und Mangel an Nahrung nöthigt ſie, ſich auswärts nach Arbeit umzuſehen, um ihr ehrliches Stücklein Brot für ſich und die Ihrigen zu erwerben. Auf dieſe Weiſe macht ſie ſchon das Lebensbedürfniß zu reiſenden Predigern, und da es ihnen meiſt an umfaſſendem Unterricht gebricht, dem ſie ſich wegen großer Dürftigkeit nicht unterziehen können, ſo beſtehen auch ihre Ermahnungen in Mittheilungen ihrer chriſtlichen Erfahrung, die ſie an einen Bibelſpruch anknüpfen. Könnten einige von ihnen in eine Lage verſetzt werden, wo ſie dem erforderlichen Vorbereitungsunterricht für einige Zeit ſich ſorgenlos widmen könnten, ſo würde die Huld Gottes durch ſolche ſchlichte Leute vielleicht noch mehr, als durch auswärtige Miſſionare unter dem einfachen Hottentottenvolke ausrichten. Ich würde zu dieſem Zweck der Geſellſchaft folgenden Plan vorſchlagen: „Eine kleine Anzahl „gründlich bekehrter Hottentotten ſollten für ein paar Jahre „zu Bethelsdorf in beſondern Vorbereitungsunterricht ge„nommen werden. In den Zwiſchenſtunden ſollten ſie ent„weder mit der Viehzucht oder mit Handarbeit ſich beſchäf„tigen und etwas zu ihrem Lebensunterhalte verdienen, wie „ſehr es auch anfänglich der trägen Gemüthsart der Hot„tentotten ſchwer fallen mag, zu Hauſe zu bleiben und ſich „anhaltend zu beſchäftigen. Der Name Miſſionar müßte „ganz und gar vermieden werden, weil derſelbe die Auf„merkſamkeit der Widerſacher reizen und ihrem Werke viel„fache Hinderniſſe in den Weg legen würde. Bereits findet „ſich ein ſolcher Mann in unſerer Gemeinde, Namens „Kruisman, welcher ausgezeichnete Tüchtigkeit zu ſolchem „Berufe hat und auch von Herzen bereit iſt, ſich ganz für „den Dienſt Chriſti hinzugeben.“ “ Auf ſolchem Wege ließ es der HErr den kleinen und ſchwachen Anfängen der evan-

gelischen Missionssache in Süd-Africa nach und nach gelingen, nicht nur die geistlichen Mittel und Wege ihrer Fortpflanzung im Stillen zu vermehren, sondern auch die Kreise ihrer Wirksamkeit unvermerkt immer weiter auszudehnen.

Freilich war noch mancher schwere Kampf zu bestehen, ehe das Licht und die Kraft der evangelischen Wahrheit die heitern Morgenstrahlen gewinnen konnte, welche sie in unsern Tagen über die Finsternisse der süd-africanischen Völker immer weiter zu verbreiten begonnen hat. Als die Engländer aufs Neue Besitz von der Capcolonie genommen hatten, so wurde ihre Ankunft von dem Hottentottenvolke freudig begrüßt, das in ihnen seine leiblichen und geistlichen Befreier zu erkennen glaubte. Wirklich fanden auch die brittischen Regierungsbehörden, daß sie den Hottentotten Zutrauen schenken durften, weil sie zur Unterdrückung des Uebermuthes der aufrührerischen Bauern kräftig mitgewirkt hatten. Als aber Letztere der unangenehmen Ueberzeugung sich hinzugeben anfingen, daß die Engländer jetzt bleibenden Besitz von der Capcolonie genommen hätten, so wandten sie jedes Mittel an, mit ihren neuen Gebietern sich auszusöhnen. Bald wurden die geleisteten Dienste der Hottentotten vergessen und das Interesse derselben dem Vortheil dieser neuen Verbindung zum Opfer gebracht. Dies war ein Ergebniß, das die Missionare nicht vorausgesehen hatten. Die Unterdrückung des Hottentottenvolkes dauerte auf die gleiche Weise fort, und Dr. Van der Kemp wurde bald gewahr, daß die brittischen Behörden seinen lauten Klagen eben so wenig Aufmerksamkeit schenkten, als dies bei den holländischen der Fall gewesen war. Schon im Januar 1807 sah er sich genöthigt, an die Londoner Missionsgesellschaft zu schreiben: „Es kommt mir vor, unsere Widersacher suchen ihren Plan dadurch zu erreichen, nicht daß sie uns aus der Colonie verjagen, sondern uns hin- und herstoßen und in immer engere Kreise der Wirksamkeit einschließen, indem sie hoffen, uns durch Widerwärtigkeiten aller Art zu ermüden und am Ende geneigt zu machen, unsere Stationen zu verlassen und ihnen das Feld zu räumen."

Der wackere Van der Kemp wurde indeß nicht müde, ſich des niedergedrückten Hottentottenvolkes aus allen Kräften anzunehmen, und war ſich als Diener Chriſti des innern Berufes bewußt, jedes geſtattete Mittel zu ergreifen, um ihnen die verſchloſſene Bahn zur Erkenntniß des Heiles zu öffnen, und auf dieſem einzig möglichen Wege der Rettung auch ihre zeitliche Knechtſchaft in einen Zuſtand der himmliſchen Freiheit zu verwandeln. Unter ſeinen Papieren finden ſich manche ſchriftliche Beweiſe, wie ſehr er ſich der Unterdrückten auch vor den obrigkeitlichen Behörden muthig anzunehmen angelegen ſeyn ließ. So ſchrieb er unter dem 21. Mai 1808 an den Landdroſt zu Uitenhage: „Die Träger dieſes Briefs, ein paar wackere Hottentotten, führen die laute Klage, daß ihnen von zwei Coloniſten ihre Frauen und Kinder von der öffentlichen Straße weggenommen worden ſind und mit Gewalt von denſelben zurückgehalten werden. Solche Mißhandlungen ſchreien laut zum Himmel um Gerechtigkeit. Ich bitte Sie daher ehrerbietig, daß Sie dieſen Unglücklichen den Genuß der Freiheit verſchaffen mögen, die ihnen durch die Natur und nach den Geſetzen des Landes gehört. Ich zweifle nicht, daß Sie die Nothwendigkeit erkennen werden, dieſen und ähnlichen Mißhandlungen ein Ende zu machen, welche, weil ſie bisher ungeſtraft geblieben ſind, täglich an Zahl und Abſcheulichkeit zunehmen und dieſes Land jedem Fremden, in welchem der letzte Funke von Menſchlichkeit noch nicht ganz erſtickt iſt, zum Gräuel machen.“

Erinnerungen dieſer Art waren nun freilich keineswegs geeignet, dem Miſſionswerke auf der Capcolonie die Gunſt der öffentlichen Behörden zuzuwenden, und Van der Kemp mit ſeiner Miſſionscolonie hatte die bittern Rückwirkungen davon reichlich zu erfahren. Da ſich immer deutlicher kund that, daß der Boden, auf welchem Bethelsdorf aufgerichtet war, für den Anbau gänzlich untauglich war, und die Einwohner der Niederlaſſung nicht zu nähren vermochte, ſo war ihm auf ſeine Vorſtellungen ſchon längſt von dem Statthalter die Anweiſung eines günſtigeren Landſtriches zugeſagt worden. Aber ſeinen wiederholten Bitten ungeachtet gelang

es ihm doch nie, die Erfüllung derselben sehen zu dürfen. „Auf dieser Stelle," so schreibt er an den Statthalter, „haben wir schon seit mehr als fünf Jahren geschmachtet und an den nöthigsten Lebensbedürfnissen bittern Mangel erduldet. Auch ist die gänzliche Ungewißheit unserer Lage Schuld, daß wir an den Aufbau fester Wohnhäuser noch nicht denken durften, sondern uns bisher in Schilf- und Strohhütten elendiglich behelfen mußten. Ich ersuche daher Ew. Excellenz ehrerbietig, daß dieser wachsenden Colonie ein tauglicheres Stück Land, wo möglich in der Nähe des Kaffernlandes, angewiesen werden möge, damit auch dieses Volk die Wohlthat des Religionsunterrichtes genießen und zu einem christlich gebildeten Volke erzogen werden möge." Die Erfüllung seiner Bitte erlebte freilich Van der Kemp nicht mehr, und erst die spätere Zeit trug ihre seligen Früchte aus dem heißen Kampfe davon, der ihm in diesem Leben für die Wohlfahrt des armen Hottentottenvolkes vom HErrn angewiesen war.

Da indeß der fromme Van der Kemp nicht müde wurde, seine bittenden Mahnungen an die Behörden des Landes in Betreff der fortgesetzten Hemmungen des Missionswerkes unter den Hottentotten und ihrer unmenschlichen Mißhandlung ergehen zu lassen, so blieb dem brittischen Statthalter, Grafen von Caledon, nichts übrig, als ihn nebst seinem Mitarbeiter Read nach der Capstadt zu berufen, um von einer niedergesetzten Commission ihre Klagen genauer untersuchen zu lassen. Van der Kemp kam im Spätjahr 1811 mit seinem treuen Mitarbeiter wohlbehalten daselbst an, ohne zu ahnen, daß für ihn die Stunde so nahe gekommen war, ihn von den Mühseligkeiten seiner Pilgerbahn zu erlösen und in die Freude seines HErrn aufzunehmen. Als er eben im Hause der Frau Schmid, in dem er sich niedergelassen hatte, einer ansehnlichen Versammlung einen Abschnitt aus dem Worte Gottes erklärte, ward er plötzlich von einer heftigen Krankheit ergriffen, die ihn auf ein kurzes aber höchst schmerzliches Krankenlager niederwarf. Seine Leiden waren so groß, daß er kein Wort zu sprechen vermochte, sondern stille duldend seiner Erlösungsstunde hoffnungsvoll

entgegenblickte. Einer ſeiner treuen Freunde richtete am Tage ſeiner Vollendung die Frage an ihn: wie ſein Herzenszuſtand beſchaffen ſey? „Es iſt Licht!“ rief er aus, „es iſt Licht!“ — und mit dieſen Worten übergab er ſeinen ſcheidenden Geiſt in die Hand ſeines Erlöſers.

Die früheſte Pflanzungsgeſchichte der Kirche Chriſti unter den ſüd-africaniſchen Völkern iſt ſo genau mit dem Lebensgange dieſes Vollendeten zuſammengewoben, daß ſie ſich nicht erzählen läßt, ohne ſeine Streiterbahn auf allen Seiten zu berühren. Mit ſeinem Abſcheiden fängt auch eine neue Periode für die ſüd-africaniſche Miſſionsgeſchichte an, deren kraftvolle Entwicklung wir bereits in unſerm Magazine mehrfach (Jahrgang 1820, 1823, 1826, 1829, 1831) umſtändlich erzählt haben. Hier war es uns blos darum zu thun, die erſten Lebenswurzeln nachzuweiſen, welche auf dieſem wilden Acker der Welt ſchon im Laufe des verfloſſenen Jahrhunderts von einigen treuen Knechten Chriſti angepflanzt wurden, aus deren fruchtbarer Ausſaat unter Gottes Segen das herrliche Ernteſeld hervorgewachſen iſt, das wir in unſern Tagen unter den ſüd-africaniſchen Völkern erblicken dürfen.

Der vollendete Dr. Van der Kemp, welcher an dieſer früheſten Pflanzung einen ſo kräftigen Antheil nehmen durfte, war unſtreitig einer der ausgezeichnetſten Männer ſeines Zeitalters; ſeine natürlichen Geiſtesgaben waren ungemein groß und zugleich mit ſittlichen Eigenſchaften verbunden, welche ihn für große Unternehmungen tauglich machten. Unter den Gelehrten ſeines Zeitalters behauptete er eine ausgezeichnete Stelle. Er war in ſechszehn Sprachen ſo bewandert, daß er alle verſtehen und die meiſten reden und ſchreiben konnte. Die lateiniſche Sprache ſtand ihm ſo gut zu Gebot, wie ſeine Mutterſprache, die Holländiſche. Er hinterließ Abhandlungen und Bemerkungen über den griechiſchen und hebräiſchen Text der heiligen Schriften, welche er ſelbſt in griechiſcher und hebräiſcher Sprache niederſchrieb, und die zugleich ſeine tiefe Bekanntſchaft mit der theologiſchen Literatur ſeiner Zeit beurkunden. Auch in der ſyriſchen

arabischen, persischen und armenischen Sprache hatte er sich gründliche Kenntnisse erworben, während er die französische, englische und deutsche Sprache mit Fertigkeit redete und schrieb. Selbst als er ein Alter zwischen 50 und 60 Jahren erreicht hatte, machte es ihm seine ausgezeichnete Sprachengabe leicht möglich, innerhalb 3—4 Monaten sich der Grundlagen jeder neuen Sprache zu bemächtigen, und innerhalb der wenigen Monate, welche er im Kaffernlande verbrachte, eine kurze Grammatik der Sprache dieses Volkes und ein Wörterbuch zu verfassen, das über 800 Wörter in sich faßt. Als Kenner der Naturwissenschaften, als Mathematiker und Arzt hatte er sich in Europa einen ehrenvollen Ruf erworben, und sich durch diese Kenntnisse den Weg zu großen Wirkungskreisen in seinem Vaterlande aufgeschlossen; aber er hielt es für noch größeren Ruhm, die Gaben der Natur und der Gnade, welche Gott ihm in so reichem Maaße verliehen hatte, auf das große Verbreitungswerk der christlichen Erkenntniß unter den heidnischen Völkern zu verwenden, und sich in einem Zeitalter öffentlich unter das Panier des Gekreuzigten zu stellen, in welchem es für Schmach geachtet wurde, zu Seinem Namen sich zu bekennen, und für schwärmerischen Wahnsinn, sein Leben dem Missionsberufe in der Heidenwelt zu weihen.

Immerhin mag die Bemerkung als gültig anerkannt werden, daß das heidnische Africa einem Manne wie Van der Kemp keine Wirkungskreise darbot, in denen er von seinen Gaben und Kenntnissen einen unmittelbaren Gebrauch machen konnte; aber wenn wir bedenken, wie sehr die unglücklichen Völker dieses Landes um diese Zeit eines Beschützers, Fürsprechers und Vertheidigers bedurften, welcher theilnehmend in ihren gränzenlosen Jammer hereintrat und ihre niedergedrückte Sache vor den Augen und Ohren der Welt geltend zu machen versuchte, und zugleich den hohen Muth, den unermüdeten Eifer, die unbestechliche Rechtschaffenheit und den bedeutsamen Einfluß in die Waagschale legen, der sich an Van der Kemp's Namen und Persönlichkeit anknüpfte: so müssen wir die Weisheit Gottes bewun-

dern, welche den ſüd-africaniſchen Völkern in dieſen Tagen der Noth einen Mann zuführte, welcher vollkommen geeignet war, die eiſernen Riegel ihrer Knechtſchaft zu erſchüttern und dem Werke Chriſti in dieſer Wildniß die erſten Bahnen aufzubrechen. Immerhin mögen viele ſeiner Nachfolger ungleich tauglicher geweſen ſeyn als er, ſich in ihrem Unterrichte zu den ſchwachen Erkenntnißkräften des Volkes herabzulaſſen und dieſen unwiſſenden Kindern der Wildniß die erſte Milch des Evangeliums darzureichen; indeß war es doch nicht ſelten der Fall, daß man den gelehrten Van der Kemp, von Hunderten von Hottentotten und Kaffern umringt, mit dem Alphabethe in der Hand daſtehen ſah, um dieſe Wilden mit den erſten Buchſtaben der holländiſchen Sprache bekannt zu machen und ſich gleich einem Kinde mit dieſen Kindern zu beſchäftigen. — Aber wenn dieſe erſten Anfänge des Unterrichtes auch nicht die eigentliche Aufgabe ſeines Lebens waren, ſo blieb ihm immer noch mehr als ſeinen übrigen Mitarbeitern zu thun übrig, um ihnen die Wirkungskreiſe anzubahnen, in denen ſie ſich jetzt freuen und ungehindert mit dem Werk Chriſti bewegen dürfen.

In einem Lande, wo rohe Sclaverei zu Hauſe iſt, kann ein vom Chriſtenglauben durchdrungenes Gemüth nicht lange in einem Zuſtande der Theilnahmloſigkeit verweilen. In einem ſolchen Lande wird der europäiſche Fremdling entweder ſeinen Abſcheu gegen das Syſtem der Sclaverei mit jedem Tage vermehrt fühlen, oder ſein Widerwille gegen daſſelbe wird ſich allmählig abſtumpfen, und ſeine Theilnahme für den unglücklichen Sclaven unbemerkt und unbewußt in die Denk- und Handlungsweiſe ſeiner Gebieter umgewandelt werden. Selbſt Solche, welche eine höhere Stufe chriſtlicher Bildung und Sinnesart durch Gottes Gnade erreicht haben, können durch Umgang und Gewohnheit dahin gebracht werden, daß ſie jeden Anblick zu ertragen vermögen. Wenn Mißhandlungen, Schmähungen, Peitſchenhiebe, Qualen, Todesſtrafen faſt die täglichen Bilder ſind, welche dem Auge vorſchweben, ſo gewöhnt ſich daſſelbe allmählig an den Anblick dieſer Grauſamkeiten; man kann ſie

ohne Entsetzen sehen, und an die Stelle des Mitleidens tritt meist unbewußt ein Gefühl der Härte, für welches sich in solchem Falle der bessere Mensch keine andere Rechenschaft als die der Angewöhnung geben kann. Dies ist eine der größten Gefahren, welche Missionaren unter barbarischen Völkern drohen, und sie bedürfen eines besondern Beistandes von oben und einer treuen Wachsamkeit über sich selbst, um mit dem harten, gefühllosen und ungeschlachten Geschlechte der Menschen nicht in dasselbe Gericht sittlicher Verhärtung hinabzusinken. Dies war glücklicher Weise bei dem vollendeten Van der Kemp nicht der Fall. Der tief verwundende Eindruck, den das harte Sclavenloos der unterdrückten Hottentotten auf seine Seele machte, blieb eine Wunde seines Herzens, die immer schmerzlicher wurde, je länger er in Süd-Africa verweilte. Anfangs nöthigte ihn das Gefühl der Theilnahme, sein ganzes Vermögen an die Loskaufung dieser Unglücklichen zu verwenden, und als ihm keine Geldmittel für diesen Zweck weiter zu Gebote standen, so waren ihm doch noch Gebet, Sprache, Schrift, Mahnung, Bitten, Drohen, Jammerruf übrig geblieben, um bei Männern von Einfluß und Ansehen ein Gehör für das niedergedrückte Volk zu suchen und Theilnahme für ihr trauriges Loos zu erwecken. Es ist dabei nicht zu läugnen, daß sich Van der Kemp nicht selten vom Strome dieser Gefühle übernommen und über die Grenzlinien der Mäßigung fortreißen ließ, und seine Eingaben an die Regierungsbehörden, welche diesen schmerzlichen Gegenstand seiner Seele betreffen, tragen nicht selten das Gepräge einer schonungslosen Empfindlichkeit, welche leicht das Verhältniß ehrfurchtgebietender Unterordnung vergessen konnte, welche er der Obrigkeit, die Gewalt hat, schuldig war. Aber wenn er bisweilen in diesem Stücke zu weit ging und dafür die Mißbilligung seiner christlichen Brüder sich zuzog, so darf es dennoch nicht vergessen werden, daß auch ihm in dieser Beziehung das Wort des Apostels gilt: „Thun wir zu viel, so thun wir's dem HErrn!“ Vielleicht wäre freilich bei der zweiten Regel des Apostels: „Sind wir mäßig, so sind wir euch mäßig!“

der gleiche große Zweck nicht minder bald auf ſchonenderem Wege mit des HErrn Hülfe erreicht worden. Allein darüber gebühret uns nicht mit dem Vollendeten zu zürnen, der doch immer einen guten Kampf vor unſern Augen gekämpft und einen ſchönen Lauf vollendet hat, in welchem er ein Muſter für ſeine Brüder geworden iſt.

Zehnter Abſchnitt.

Allgemeiner Ueberblick der evangeliſchen Miſſionsſtellen unter den Hottentotten-Stämmen der Cap-Colonie im Anfang des Jahres 1836.

Fügen wir, um nicht die ganze Geſchichte dieſer Miſſionen zu verfolgen, den kurzen Ueberblick ein, den die Feder eines erfahrenen Mannes vor 15 Jahren von den Hottentotten Miſſionen gegeben hat.

Noch lag ein ſchweres mitternächtliches Dunkel über den Völkerſtämmen Süd-Africa's, als der fromme Van der Kemp (im Jahr 1811) ſein Auge im Tode ſchloß; und auch die Ausſichten in die nächſte Zukunft ließen den ruhigen Beobachter des Werkes Chriſti nicht ſobald den erſehnten Anbruch eines hellen Morgenſterns erwarten. Zwar hatte ſich zu Gnadenthal ein Kirchlein Chriſti unter einer Anzahl bekehrter Hottentotten feſt angewurzelt und es fing an, ſeine erheiternden Strahlen in den nächſten Umgebungen zu entfalten. Auch an den öſtlichen Grenzen der Colonie zu Bethelsdorf, ſo wie im Norden auf der Hochebene des Orangefluſſes, waren die erſten Anfänge von Miſſionsanſiedelungen unter den Eingebornen gegen tauſendfache Hinderniſſe verſucht worden. Aber die dortigen Häuflein heilsbegieriger Seelen waren ſehr gering; und noch geringer war die Schaar von Arbeitern, welche auf dem verwilderten Boden den Pflug des Evangeliums in die Hand zu nehmen bereit ſtanden. Die größten Hemmungen aber fand in jenen Tagen das Werk der Heidenbekehrung, in dem erbitterten Haſſe, welchen die meiſten Anſiedler demſelben

von allen Seiten entgegenstellten. Fünf und zwanzig Jahre sind nunmehr vorübergeflossen, seitdem Van der Kemp von diesem Kampfplatze abgerufen wurde; und welche wundervollen Veränderungen haben sich nicht innerhalb dieses Zeitraumes unter den süd-africanischen Völkern ereignet! Welche herrliche Siege hat nicht das Evangelium Christi unter denselben davon getragen! Dem niedergedrückten Hottentottenvolke wurde die volle bürgerliche Freiheit errungen und durch einen Beschluß des englischen Parlamentes vom Jahr 1829 gewährleistet. Die Grenzen der Cap-Colonie wurden ansehnlich erweitert, und in allen Distrikten des Landes zahlreiche und gesegnete Missionssprengel aufgerichtet. Ueber alle benachbarten wilden Völkerstämme hat sich weit umher der heilende und bildende Einfluß der christlichen Erkenntniß ausgebreitet, und viele derselben der europäischen Gesetzgebung und dem Sonnenscheine christlicher Gesittung nahe gebracht. Die Sclavenketten der zahlreichen Negerbevölkerung wurden auf der Cap-Colonie zerbrochen, die Sclaverei für immer abgeschafft, und mit dem wilden Kaffernvolk ein Friedensvertrag geschlossen, welcher der Verbreitung des Evangeliums unter demselben sehr förderlich ist.

Wir beschränken unsere Uebersicht blos auf die Hottentotten-Nation in- und außerhalb der Cap-Colonie.

Durch die obengenannten Veränderungen, welche sich in einen Zeitraum von wenigen Jahren zusammendrängen, hat die Cap-Colonie schon an Umfang und Bevölkerung Ansehnliches gewonnen, indem sich der Boden derselben nunmehr von Westen nach Osten auf eine Länge von 180 deutschen Meilen erstreckt, auf welcher sich eine Einwohnerzahl von 235,000 Seelen befindet, von welcher durch den letzten Friedens-Vertrag 60,000 bis 70,000 Seelen in brittischen Schutz und den Genuß der brittischen Gesetze aufgenommen worden sind. Der mit den Häuptlingen des Kaffernvolkes am 17. September 1835 abgeschlossene Vertrag bildet unstreitig einen neuen merkwürdigen Wendepunkt in der süd-africanischen Missionsgeschichte.

Sein Hauptinhalt iſt folgender:

1) Die Häuptlinge der Kaffernfamilie des verſtorbenen Königs Geika, Macomo, Tyalie, Kuſia, Eno Fadani mit ihren Stämmen verſprechen für ſich und ihr Volk, treue Unterthanen des Königes von England zu ſeyn, den Befehlen des Statthalters Sr. Majeſtät zu gehorchen, und den allgemeinen Geſetzen der Colonie ſich willig zu unterwerfen; ſo wie der Statthalter und die Geſetze auch über das Kaffernvolk den gleichen Schutz und die gleiche Sicherheit ausdehnen, wie ſie alle andern Unterthanen Sr. Majeſtät genießen.

2) Die Häuptlinge mit ihren Familien und ihrem ganzen Volksſtamme unterwerfen ſich hiermit allen Strafverordnungen und ſelbſt den Todesſtrafen, welche die Geſetze der Colonie auf Aufruhr, Mord, Straßenraub, Mordbrennerei, Diebſtahl und andere Verbrechen geſetzt hat, mögen ſie dieſe Verbrechen gegen einander ſelbſt oder gegen die Einwohner der Colonie und andere Schutzverwandte derſelben begehen. Dies iſt namentlich auch der Fall bei jedem Verbrechen gegen die Perſonen und das Eigenthum der Fingu-Nation, welche ſich durch einen Vertrag unter den Schutz des Königs von England geſtellt hat. Noch weiter wird feſtgeſetzt, daß jede Verhandlung von ihrer Seite gegen irgend Jemand innerhalb und außerhalb ihrer Stämme in Hinſicht auf Beſchuldigung angeblicher Bezauberung durch obengenannte Geſetze gänzlich verboten iſt und ſtrenge beſtraft werden wird.

3) Genannte Häuptlinge verſprechen hiermit, alle räuberiſchen Ueberfälle auf die Nachbarländer für immer gänzlich aufzugeben, dieſelben aus allen Kräften zu verhüten, und alle diejenigen, welche gegenwärtig auf Raubzügen ſich befinden ſollten, augenblicklich zurückzurufen. Eben ſo ſollen:

4) Alle Schießgewehre, welche ſie im Beſitze haben, an den Befehlshaber der engliſchen Truppen, Obriſt Smith, ſogleich ausgeliefert werden.

In einigen weiteren Artikeln dieſes Vertrages werden die Grenzen des Kaffernlandes genau beſtimmt; es wird

angeordnet und zugestanden, daß unter dem Schutze der brittischen Regierung und der Kaffern-Nation Prediger des Evangeliums und Schullehrer, und erforderlichen Falles auch englische Beamte im ganzen Lande angestellt werden, und daß die Häuptlinge für die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthumes verantwortlich seyn sollen. Ein ähnlicher Vertrag wurde auch mit den Söhnen des berühmten Häuptlings Islambie abgeschlossen, welche die südöstlichen Theile des Kaffernlandes beherrschen, und die beiden Missionare, Herr Chalmers und Boyce von der Regierung als Ausführer dieses Vertrages aufgestellt.

Schon ein Jahr zuvor hatte der zum Christenthum bekehrte berühmte Häuptling des Griqua-Stammes, Waterboer, der an den nordöstlichen Grenzen der Colonie seine Wohnsitze hat, einen ähnlichen Schutzvertrag mit der brittischen Regierung abgeschlossen, und derselbe wurde als Verbündeter zum Grenzwächter (Markgrafen) der Colonie an ihrer östlichen Grenze aufgestellt. Bei einem Besuche, den er im Sommer 1834 in der Capstadt machte, wohnte er einer öffentlichen Jahresfeier der Mission in dieser Hauptstadt bei, und hielt an die zahlreiche Versammlung folgende Ansprache: „Ich habe dem HErrn für diesen Tag viel zu danken. Es macht meinem Herzen große Freude und erregt mein innigstes Dankgefühl, daß ich einer solchen Versammlung beiwohnen und nun gleichfalls gezählt werden darf zu der Schaar derer, welche nicht nur den HErrn Jesu lieb haben, sondern auch damit sich beschäftigen, seinen Namen auf der Erde kund zu machen, damit alle Menschen in Ihm gesegnet werden, und alle Völker Ihn den Gesegneten nennen. Ich fühle mich glücklich, mich heute umgeben zu sehen von Solchen, welche die Kraft des Evangeliums empfinden, das Menschengeschlecht in allen seinen Gestalten lieben, ihrer Mitmenschen sich erbarmen, und vereint sich sehnen und arbeiten und beten, damit bald die gesegnete Zeit herbeikomme, wo Unwissenheit, Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Krieg an allen Enden der Erde aufhören, und an ihrer Stelle Erkenntniß und Gerechtigkeit, Friede

und Liebe allgemein in der Welt herrſchen werden. Ich fühle heute die eigenthümliche Stellung, in welcher ich mich befinde. Mein Leben iſt eine Geſchichte erſtaunlicher Ereigniſſe. Oft befand ich mich früher in Lagen, welche entſcheidungsvoll und gefährlich waren und meine ganze Seele mit ſich fortriſſen; aber ich erinnere mich nicht, in einer ähnlichen Lage wie heute je geweſen zu ſeyn, wo ſo große entzückende Gedanken mein Gemüth erfüllen. — In welchem Zuſtande ward ich in dieſe Welt herein geboren? — Mitten in einer chriſtlichen Colonie war ich ein unwiſſender Heide, der von jedem Unterrichte ausgeſchloſſen war. Durch meine Farbe, meine Geburt und meinen Namen vom Genuß bürgerlicher Rechte und chriſtlicher Vorzüge ausgeſchloſſen, mußte ich in banger Finſterniß meine unglücklichen Tage dahin leben; und in dieſem Zuſtande würde ich geblieben ſeyn, hätten nicht wahre und lebendige Chriſten ſich meiner und meines Volkes angenommen; und ſo hätten wir in thieriſcher Unwiſſenheit als Kinder des Verderbens unſern Lauf vollendet. Aber gelobt ſey Gott! Er hat mich mit ſeinem Evangelio beſucht; in den Wahrheiten deſſelben, die ich von Herzen liebe, bin auch ich unterrichtet worden; ich habe Antheil gefunden an ſeinen reichen Segnungen, die nun für mich ein Quell ewiger und unvergänglicher Freuden geworden ſind. — Ich fühle mich emporgehoben durch ſeine Hoffnung; ich freue mich ſeiner heiligen Vorrechte, und blicke bewundernd vorwärts auf die Vollendung ſeiner Herrlichkeit hin. Aber eben darum fühle ich mich bei Allem, was im Worte Gottes und im Glauben an Seine Weltregierung groß und gut und köſtlich iſt, verpflichtet für die Verbreitung dieſer heilbringenden Grundſätze und für die Begründung chriſtlicher und kirchlicher Vorzüge zu arbeiten und zu beten, und zum Dank für ſeine Gnade alles was an mir iſt, dem Dienſte Gottes meines Erlöſers unterthan zu machen.“ —

Noch werfen wir einen kurzen und flüchtigen Blick auf die zahlreichen evangeliſchen Arbeits-Stätten, welche in unſeren Tagen innerhalb des Gebiets der Cap-Colonie aufge-

richtet worden sind. Es sind nicht weniger als sieben verschiedene Missionsgesellschaften, welche in unsern Tagen wetteifernd ihre zahlreichen Glaubensboten den süd-africanischen Völkern zugesendet haben. Die älteste derselben ist die evangelische Brüdergemeine, welche schon im Jahr 1736 ihre Arbeiten auf der Cap-Colonie begann, und dieselbe im Jahre 1792 erneute. Ihr folgte in den letzteren Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Londoner Missionsgesellschaft nach. Etwa 20 Jahre später schloß sich die Methodisten-Missionsgesellschaft an die Reihe dieser Arbeiter an. Und ihren Fußtapfen folgten in den letzten Jahren die Missionsgesellschaften von Glasgow, Paris, Barmen und Berlin mit dem Häuflein ihrer Missionsarbeiter nach. Auf diese Weise zählt nunmehr der verhältnißmäßig kleinere und wenig bevölkerte Umfang der süd-africanischen Länder 54 weit umher zerstreute Missionsstellen, auf denen 104 Missionare nebst ihren Gehülfen dem Evangelio Christi und seiner Verbreitung dienen.

1) Die Capstadt. Diese faßt eine Bevölkerung von etwa 19,000 Seelen in sich, unter denen 6000 Neger sich befinden, welche vor kurzer Zeit von den Sclavenketten befreit und der bürgerlichen Freiheit theilhaftig geworden sind; mehrere Missionare verschiedener Gesellschaften, welche zugleich das Missionsgeschäft derselben in Süd-Africa leiten, haben sich hier bleibend niedergelassen. Mit besonderer Thätigkeit wird nunmehr der Unterricht des armen Negervolkes betrieben, und die zu diesem Zwecke aufgerichteten Schulen nicht blos von der Jugend, sondern auch von Erwachsenen jeden Alters fleißig besucht. Die Bibelgesellschaft, sowie die Traktatgesellschaft wetteifern mit einander, das unwissende Volk mit heiligen Schriften und nützlichen Unterrichtsbüchern zu versehen, und mehrere christliche Hottentotten sind Umträger dieser Bücher geworden. — Auch die Umgebungen der Hauptstadt werden von Missionaren besucht, und auf allen Dörfern umher wird das Evangelium von Christo verkündigt. —

2) Stellenbosch. Ein Missionar der rheinischen Mis-

ſionsgeſellſchaft hat ſich an dieſer Stelle niedergelaſſen, um den weißen Coloniſten, ſowie den Muhammedanern und Negern im Evangelio zu dienen. Ihm und ſeinen Gehülfen haben die Einwohner freiwillig eine niedliche Kirche zum Gottesdienſte aufgebaut.

3) Paarl, 14 Stunden nordöſtlich von der Capſtadt, wurde ſchon im Jahre 1819 von einigen Miſſionaren der Londoner Miſſionsgeſellſchaft beſetzt. Sie haben ein kleines Gemeinlein von Hottentotten und Negern geſammelt, und 150 Kinder beſuchen die Schule. Mehr als 500 befreite Sclaven genießen die Segnungen des Evangeliums, und die Koſten der Miſſion werden von den Coloniſten getragen.

4) Bosjesfeld, 16 Stunden nördlich von der Capſtadt, wurde im Jahr 1834 vom Miſſionar Kramer aufgerichtet, und ſein Wirkungskreis, der etwa 300 Seelen umfaßt, nimmt mit jedem Tage zu.

5) Worceſter. Hier befinden ſich mehr als 2000, und im ganzen Diſtricte wenigſtens 9000 heidniſche Einwohner. Ein Miſſionar der rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft arbeitet hier ſeit 1832 mit Eifer und Segen, und auch die Schule befindet ſich in einem gedeihlichen Zuſtande. Ein neues Kirchlein wurde an dieſer Stelle aufgebaut, das 400 Zuhörer in ſich faſſen kann.

6) Groenekloof, 16 Stunden nördlich von der Hauptſtadt, ſeit 1808 als Miſſionsſtelle der Brüdergemeine aufs neue beſetzt, ſchließt mit 4 Miſſionaren eine Gemeinde von 668 Seelen in ſich, unter denen 222 Abendmahlsgenoſſen und 104 Schulkinder ſich befinden. „Wir wünſchten," ſchreiben die Miſſionare, „einen größeren Hunger nach der Gerechtigkeit unter den Hottentotten dieſer Gemeinde wahrnehmen zu dürfen. Dennoch dürfen wir zum Preiſe Gottes ſagen, daß viele gläubige Seelen ſich unter denſelbigen befinden und daß wir fortdauernd ermunternde Beweiſe wahrnehmen dürfen, daß das Wort vom Kreuze nicht vergeblich gepredigt wird. Wir haben hier eine blühende Kleinkinderſchule und die lieben Kleinen machen mir durch ihre Unterrichtsbegierde viele Freude. Es iſt ein wahres Labſal für

mich in den Familien unserer Niederlassung Besuche zu machen. Komme ich einer Hütte nahe, so darf ich fast gewiß seyn, daß die Kinder in derselben die Lieder singen, die sie in der Schule gelernt haben; trete ich hinein, so laufen sie nach meiner Hand, um sie zu küssen; und gehe ich wieder fort, so folgen sie mir häufig von einer Straße zu der andern nach. Wenn ich in ihrem Kreise bin, so ist es mir, als sey auch ich wieder ein Kind geworden, obgleich ich bereits mein fünfzigstes Jahr zurückgelegt habe."

7) Wagenmachersthal, 12 Stunden nordöstlich von der Capstadt, eine Station, auf welcher sich im Jahre 1830 ein Missionar der Pariser Missionsgesellschaft niedergelassen hat. Dieser Ort ist von Nachkömmlingen holländischer und französischer Auswanderer bewohnt. Auch schließt er 700—800 freigelassene Neger in sich, unter denen der Missionar mit Segen arbeitet. Im verflossenen Jahre sind fünf derselben der Gemeinde Christi durch die Taufe einverleibt worden.

8) Tulbagh, 30 Stunden nordöstlich von der Capstadt gelegen. Noch arbeitet hier der alte ehrwürdige Arie Vos im Kreise dieser Gemeinde, indeß ein wackerer Gehülfe, ein Missionar Zahn, den die rheinische Missionsgesellschaft hierher versetzte, in den Umgebungen ein großes Erntefeld findet. Das Gemeinlein beläuft sich etwa auf 120 Seelen, und die Schule wird von 62 Kindern besucht. Auch eine Kleinkinderschule wurde an dieser Stelle aufgerichtet, welche 47 Kinder zählt.

9) Neu-Wupperthal, in den Zederbergen etwa 5 Tagreisen von der Capstadt entfernt. Auch diese Station wurde im Jahr 1830 von einigen Sendboten der rheinischen Missionsgesellschaft besetzt, welche thätig an der Verbreitung evangelischer Erkenntniß unter den Hottentotten arbeiten. Zwanzig Eingeborne sind getauft worden und 60 Kinder besuchen die Schule. An der äußersten nördlichen Grenze der Colonie findet sich die Station.

10) Eben-Ezer, 24 Stunden von Clan William entfernt, wo sich im Jahr 1831 auf Verlangen eines Häupt-

lings der umher wohnenden Namaquas-Hottentotten einige Miſſionare der rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft niedergelaſſen haben. Die Einwohnerzahl der Station beläuft ſich auf 172 Hottentotten, von welchen 14 die heilige Taufe empfangen haben.

Ziehen wir weiter nördlich über die Grenzen der Colonie hinaus, ſo treten wir in das kleine Namaqualand ein, in welchem bereits ſeit 30 Jahren die Londoner Miſſionsgeſellſchaft ihre Glaubensboten umhergeſendet hat. Die erſte Station, welche uns hier begegnet, iſt Lily-Fountain (Lilien-Quell) bei den Khamisbergen, wo ſeit 1807 eine Arbeitsſtätte des Evangeliums aufgerichtet worden iſt, und zwiſchen 700 und 800 Namaquas zu einer Chriſtengemeinde vereinigt ſind.

Noch zwei andere Miſſionsſtellen, Komaggas und Steinkopf, befinden ſich in dieſem Lande, welche von einigen deutſchen Miſſionaren im Dienſte der Londoner Miſſionsgeſellſchaft beſetzt ſind, die im Segen in dieſer öden Sandwüſte arbeiten. —

Doch wir kehren wieder zu der Cap-Colonie zurück, um in ihrem Gebiete nach der öſtlichen Grenze hinzuwandern. Die nächſte Miſſionsſtation, welche uns in dieſer Richtung von der Capſtadt aus auf dem Wege begegnet, iſt:

11) Gnadenthal, 52 Stunden von der Capſtadt entfernt. Dieſe Station wurde, wie wir oben ausführlich erzählten, von den Miſſionaren der Brüdergemeine im Jahr 1792 aufs neue begonnen. Sie iſt, wie die älteſte, ſo auch die größte und blühendſte im ganzen Hottentottenlande, indem ſich eine Gemeinde von 1383 Seelen hier geſammelt hat. „Es ſind wohl," ſchreibt ein wackerer Miſſionar dieſer Stelle, „im ganzen Vereine der Brüder nur wenige, vielleicht keiner unſerer Mitarbeiter, deren Laſten ſo leicht, und deren Ermunterungen ſo viele ſind, wie dies bei uns der Fall iſt. O möchten wir doch jederzeit unter einem tiefen Gefühl unſerer Unwürdigkeit bereitwillig ſeyn, Gott allein die Ehre dafür zu geben, und es ernſtlich bedenken,

wie nöthig es ist, allen Fleiß anzuwenden, um den dargebotenen reichen Segen weise zu benützen. Bei manchen Anläßen haben wir eine ermunternde Regsamkeit des göttlichen Geistes unter den Gliedern unserer zahlreichen Gemeinde kürzlich wahrnehmen dürfen. Wir feierten vor einigen Wochen das Jahresfest unserer Kleinkinderschule, welche mehr als 160 Kleine in sich faßt, wobei die Kinder mit ihren Eltern in der Kirche zusammenkommen. Nachdem die Kinder zum Vergnügen aller Anwesenden ihre kleinen Uebungen gemacht hatten, wurden unter sie die Geschenke vertheilt, welche kürzlich ein verehrter Freund ihnen zugesendet hatte. Gegen ihre Gewohnheit gingen die Eltern nach Hause, ohne ein Wort zu sprechen; aber kaum waren wir in unserer Wohnung zurückgekehrt, so füllte sich dieselbe mit Schaaren derselben, welche sich äußerten, durch das, was sie in der Kirche gesehen hätten, so mächtig ergriffen worden zu seyn, daß sie nicht im Stande gewesen wären, ein Wort herauszubringen, und sie hätten daher vorgezogen, einzeln ihren innigsten Dank für diese große Liebe uns auszusprechen, welche ihren lieben Kindlein zufließe. — Nur vor wenigen Jahren noch pflegten die Hottentotten so wenig Werth auf die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder zu legen, daß es sehr schwer gewesen wäre, sich ihrer Mitwirkung dabei zu versichern. Jetzt wetteifern sie mit einander, wer von ihnen zur Förderung dieses Werkes am meisten beitragen möge. Auch dies ist das Werk unserer Kleinkinderschule."

„Wie sehr die Gesinnungen unserer Colonisten in hiesiger Gegend sich verändert haben," heißt es unter anderm in ihrem neuesten Berichte, „wird auch durch folgendes anschaulich. Wenn früher eine Auction (öffentlicher Verkauf) auf einem Colonistenplatze gehalten wurde, durfte Musik und Tanz nicht dabei fehlen. In diesen Tagen wurde eine solche in unserer Nähe gehalten; aber statt der Musik und des Tanzes wurden geistliche Lieder gesungen und eine Erbauungsstunde gehalten. Der HErr hat im verflossenen Jahre viel an uns gethan. Der Gang unserer Gemeinde

war ſtill und lieblich, und es befinden ſich in derſelben Viele, denen es von Herzen anliegt, dem Heilande zur Freude zu leben. Von auswärts hat unſere Gemeinde einen größeren Zuwachs gehabt, als es ſeit 30 Jahren der Fall geweſen iſt, indem 108 neue Einwohner in unſeren Ort gezogen ſind. Die meiſten Coloniſten in der Umgegend ſtehen in lieblicher Gemeinſchaft mit uns, und laſſen nicht leicht einen Sonntag vergehen, ohne unſere Kirche zu beſuchen. Auch im Aeußerlichen haben wir den Segen des Reiches Gottes reichlich genoſſen, und jeder, der arbeitet, hat was er braucht."

12) Caledon, 48 Stunden öſtlich von der Capſtadt gelegen. Dieſe Station wurde im Jahre 1811 von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft gegründet und nach langer Unterbrechung im Jahr 1827 wieder erneuert. Es befindet ſich hier eine Hottentottengemeinde von 450 Seelen, welche ein deutſcher Miſſionar, H. Helm, leitet. Auch wird die Schule von 150 Kindern fleißig beſucht. „Die Kinder," ſchreibt Miſſionar Helm, „machen gute Fortſchritte, und würden noch größere machen, wären nicht manche derſelben durch die Armuth ihrer Eltern genöthigt, ſich frühe ſchon in Dienſte der Bauern zu begeben, um etwas zu verdienen. Beſonders ſind die freigelaſſenen Neger der Umgegend begierig nach dem Worte Gottes, und man ſieht ſie oft 16 Stunden weit herbeikommen, um dem Gottesdienſte beizuwohnen."

13) Hemelen Aarde, ein großes Lazareth von Ausſätzigen, das 5 Stunden von Caledon am Meeresufer liegt, und wo im Jahr 1823 von der Brüdergemeine ein Miſſionar aufgeſtellt wurde. Die umher wohnenden Hottentotten ſammeln ſich um dieſen Glaubensboten herum, und ein Häuflein von 87 Getauften hat ſich hier zu einer Gemeinde gebildet. Beſonders geſegnet ſind ſeine Arbeiten an den Unglücklichen, welche hier, meiſt von einem unheilbaren Ausſatze gequält, darnieder liegen.

„Am 21. Juli," ſchreibt derſelbe in ſeinem neueſten Briefe, „wurde einer unſerer Kranken von ſeinem 8jährigen Jammerleiden durch einen ſeligen Heimgang erlöſet. Dieſer

Unglückliche litt nicht nur am ganzen Körper an der Lazaruskrankheit, sondern war überdies ganz blind.

Schon im Jahre 1816 hatte derselbe in Gnadenthal die heilige Taufe empfangen. Daß ihm diese Gnadenstunde unvergeßlich geblieben war, davon zeugte sein Mund oft auf eine erbauliche Weise, und er betrachtete sich von der Zeit an als ein Eigenthum Jesu. Das Wort Gottes gewährte seinem bedürftigen Herzen Trost und Weide, und er konnte den Augenblick der Erlösung von seinen Leiden kaum erwarten."

14) Elim, bei dem Cap Agulhas (Nadelspitze). Diese Station wurde im Jahr 1824 von der Brüdergemeine errichtet, und faßt eine Gemeinde von 258 Seelen in sich. Hier wurde von den gläubigen Hottentotten eine neue Kirche aufgerichtet, und die Schule befindet sich in gedeihlichem Zustande. Viele der umherwohnenden heidnischen Hottentotten werden durch die Predigt des Evangeliums angezogen. „Am Neujahrstage," so schreibt der Missionar, „hatten sich außer einer großen Anzahl von Heiden auch viele Christen hier eingefunden, und wir lernten mehrere derselben kennen, welche im Gefühl ihrer Sündigkeit nach dem Heilande der Sünder verlangen. Vor Anderen zeichnete sich ein junger Mann durch seine Liebe zu Jesu aus. Er besuchte die Hottentotten in ihren Häusern, unterhielt sich erbaulich mit denselben, und erzählte ihnen offenherzig, wie er ehedem den Vergnügungen der Welt nachgegangen sey, wie aber jetzt sein Herz nach dem Brode des Lebens verlange. Nach der Predigt bezeugte er öffentlich den anwesenden Hottentotten, mit Unwissenheit könnten sie sich nun nicht mehr entschuldigen, und wenn sie die Worte, welche sie hier gehört hätten, nicht zu Herzen nähmen, so würden sie sich eine schwere Verantwortung zuziehen. Vor seiner Abreise von hier besuchte er uns, und sein Mund ging über von dem, wovon sein Herz voll war.

15) Pacaltsdorp, 100 Stunden östlich von der Capstadt gelegen, und im Jahr 1813 von der Londoner Missionsgesellschaft aufgerichtet. Im Mai 1834 zählte man hier 516 Einwohner; als am Schlusse desselben Jahres

die Kaffern feindliche Ueberfälle in das Gebiet der Colonie zu machen anfingen, ſo ſuchten die flüchtigen Bewohner der Grenze hier einen Zufluchtsort, und ihre Zahl mehrte ſich bald ſo ſehr, daß 1242 Seelen innerhalb kurzer Zeit hier verſammelt waren. Die Gottesdienſte ſo wie die Schule werden fleißig beſucht und tragen liebliche Früchte unter den Einwohnern. Die Miſſionare beſuchen dieſelben regelmäßig in ihren Häuſern, und haben die Freude da und dort eine Seele aus der Finſterniß zum Licht erwachen zu ſehen. Auch im Aeußerlichen nimmt der Wohlſtand der Hottentotten-Gemeinde zu. Der Ackerbau wird fleißig betrieben und zwei neue Straßen mit niedlichen Wohnungen ſind kürzlich an dieſer Stelle aufgebaut worden. 60 Hottentotten haben freiwillig ihre Dienſte angeboten, um die Colonie gegen die Kaffern zu vertheidigen.

16) Hankey am Chamtus-Fluſſe. Dieſe Station wurde im Jahr 1825 von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft errichtet, und auf ihr arbeiten 2 Miſſionare mit unermüdeter Thätigkeit. Die Einwohnerzahl hat ſich innerhalb kurzer Zeit auf 600 Seelen vermehrt; eine neue Kirche wurde aufgebaut; die Chriſtengemeinde zählt 300 Mitglieder; die Schule faßt 110, und die Kleinkinderſchule 60 Kinder in ſich. Die Regierung hat kürzlich den angeſiedelten Hottentotten dieſes Ortes ein neues Stück Land von 800 Jucharten zum Geſchenk gemacht, und dadurch ihrem äußerlichen Wohlſtande bedeutend aufgeholfen. Die Wirkungen des letzten Kaffernkrieges wurden auch auf dieſer Stelle ſchmerzlich gefühlt und vielfache Störungen im Miſſionsgeſchäfte dadurch erzeugt. „Wenn ich daran gedenke," ſchreibt der hieſige Miſſionar Melville, „wie klein die Zahl derer iſt, welche das Jahr hindurch der Gewalt der Finſterniß entriſſen und in das Reich des Sohnes Gottes verſetzt wurden, ſo will mich oft Kleinmüthigkeit überfallen. Aber bedenke ich den unendlichen Werth einer unſterblichen Seele, welche ihrem Gott zugeführt wird, ſo finde ich darin zureichenden Grund der Dankbarkeit, auch für die geringſte Vermehrung des Reiches unſeres Erlöſers, und einen mächtigen Antrieb, für

dieſe heilige Sache alle meine Kräfte aufzuopfern." — Der Weg führt uns nun noch einmal nach:

17) Bethelsdorf, 90 deutſche Meilen von der Capſtadt entlegen, dieſem bekannten Kampfplatze des vollendeten Van der Kemp zurück, welcher nunmehr nach 25 Jahren eine ganz andere Geſtalt gewonnen hat. Mehrere Reihen wohlgebauter Wohnhäuſer bilden nunmehr ein ſchönes Dorf, das im Anfang des Jahres 1834 von 400 bekehrten Eingebornen bewohnt war. Der unfruchtbare Boden der Umgegend hindert freilich die ſchnellere Entwicklung des äußerlichen Wohlſtandes der Einwohner, und da weder Viehzucht noch Ackerbau ihrem Bedürfniſſe genügt, ſo bleibt ihnen nichts übrig, als durch Handelsverkehr mit der Küſte ihre ehrliche Nahrung zu ſuchen. Das Evangelium erweiſt ſich auch hier als eine Gotteskraft, zur Rettung des Sünders, und im Jahre 1834 wurden 18 Heiden durch die Taufe zu der Gemeinde des HErrn hinzugefügt. — Ihre Schule wird von 105 Kindern beſucht, und auch die Kleinkinderſchule zählt 90 kleine Schüler, welche früher dem guten Hirten zugeführt wurden. Ein Beweis von der frommen Thätigkeit der meiſt armen Hottentotten, welche hier wohnen, beſteht auch darin, daß ſie in dieſem Jahr 648 fl. zur Förderung des Miſſionswerkes unter den Heiden freiwillig beigeſteuert haben. Als am Ende des Jahres 1834 der Kaffernkrieg ausbrach, ſo diente Bethelsdorf als Zufluchtsort für die vertriebenen Grenzbewohner, und mehr als 1000 derſelben eilten dorthin, um ihr Leben aus den Händen der blutgierigen Kaffern zu erretten. Dieſe ſind nun wieder zu ihren friedlichen Hütten zurückgekehrt und die Gemeinſchaft der Chriſtenliebe hat nach den Tagen der Trübſal einen neuen Aufſchwung gewonnen. In geringer Entfernung von Bethelsdorf befindet ſich:

18) Die Diſtriktsſtadt Uitenhage, wo ſich ſeit mehreren Jahren der deutſche Miſſionar Meſſer zur Arbeit niedergelaſſen hat. Die neue Kirche dieſes Ortes wurde am 1. December 1834 eingeweiht, und faßt ein Gemeinlein von etwa 300 Seelen in ſich. Im Jahr 1834 wurden 34 Hei-

den getauft, und 16 Taufcandidaten aufgenommen; auch wird die Tagesſchule regelmäßig von etwa 100 Schülern beſucht. „Unter den Muhammedanern dieſer Stadt," ſchreibt Miſſionar Meſſer, „iſt kürzlich eine große Erweckung entſtanden, und die alte Herrſchaft des Irrthums und der Sünde ſcheint einen gewaltigen Stoß erlitten zu haben. Die muhammedaniſchen Prieſter verſäumen kein Mittel um das arme Volk in Unwiſſenheit zurückzuhalten; allein bei vielen derſelben verfehlen ſie ihre Abſicht. Die Leute ſagen ihnen ins Angeſicht hinein: „Ihr habt uns lange genug betrogen; jetzt haben wir etwas Beſſeres erkannt, und der Weg zur Gnade Gottes iſt uns durch Chriſtum aufgeſchloſſen." Eine der muhammedaniſchen Neubekehrten iſt ein junges Weib, das vor wenigen Jahren mit ihren zwei kleinen Kindern von der Capſtadt hierher gebracht wurde, um als Sclavin verkauft zu werden. Sie beſuchte meine Kirche und ſagte mir mit Thränen in den Augen, daß das ſüße Wort, daß wir durch Chriſtum umſonſt und ohne Geld von der Gewalt des Teufels und der Sünde erlöſet werden können, einen ſo tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, daß ſie außer der Verbindung mit Ihm keine Ruhe mehr finden könne. Ich nahm ſie in den Unterricht, und ſie machte in der lebendigen Erkenntniß der Heilslehre ſo erfreuliche Fortſchritte, daß ſie zur Taufe zugelaſſen wurde. Die empfangene Gnade machte bei der Taufe einen ſo tiefen Eindruck auf ihr Gemüth, daß ſie bei der Taufhandlung ihre beiden Kinder ans Herz drückte und laut zu ſchreien anfing." „Auch unſere äußerlichen Umſtände," fährt der Miſſionar fort, „nehmen an Wohlſtand zu. Die Leute fangen an, ſich anſtändig zu kleiden, und die zahlreichen Branntweinſchenken der Stadt ſind bis auf zwei herabgeſchmolzen. Auch hier wurde im Jahr 1834 eine Beiſteuer von 180 Gulden durch die Scherflein der armen Hottentotten freiwillig zuſammengetragen.

Auf der Südſeite von Bethelsdorf befindet ſich an der Algoabai:

19) Port Elisabeth, wo unter 1100 Einwohnern die Londoner Missionsgesellschaft eine Missionsstelle angelegt hat. Unter den Einwohnern wird in der holländischen und englischen Sprache das Evangelium verkündigt und mit Begierde aufgenommen. Auch die Schulen werden fleißig und zwar nicht blos von Jungen sondern auch von Erwachsenen besucht und durch sie der gute Same weithin in die Herzen ausgestreut.

An dem benachbarten weißen Flusse, der sich in den Sonntagsfluß und die Algoa-Bai ausmündet, hat im Jahr 1818 die Brüdergemeinde die Missionsstation

20) Enon aufgerichtet. Eine Gemeinde von 450 Hottentotten haben die dortigen Missionare gesammelt. Von diesen schreiben die Missionare im Jahr 1833: „Es gibt einige unter ihnen welche wissen warum sie hier sind; die meisten aber müssen sich noch bekehren. Ihr Herz ist dabei nicht ruhig, und wenn sie an das erinnert werden, was sie dem Heilande schuldig sind, so schlagen sie die Augen nieder. Bei den Abendmahlsgenossen ist zwar Leben aus Gott zu bemerken, aus Trägheit des Herzens achten sie aber zu wenig auf ihre Verpflichtung gegen den Heiland; doch können sie dabei nicht ruhig seyn, denn sie fühlen die Bestrafung des Geistes Gottes."

Im Jahr 1833 sind hier 19 Erwachsene und 16 Kinder getauft worden, und die Zahl der Abendmahlsgenossen belief sich auf 138 Mitglieder. Diese Gemeinde kam im December 1834 durch den Ueberfall der Kaffern in große Noth. „Wir versammelten die hier befindlichen erwachsenen Mannspersonen," schreiben die Missionare, „und es wurde berathschlagt, was in den gegenwärtigen Umständen zu thun sey, da die Kaffern als Feinde in die Colonie eingefallen seyen und uns immer näher kommen. Es ward nun der Beschluß gefaßt, der Missionsplatz Enon müsse gegen sie vertheidigt, und unsere Frauen und Kinder sammt dem Rindvieh bei der Annäherung der Kaffern nach Uitenhagen geflüchtet werden. Die Schießgewehre wurden nun zusammengebracht, aber es waren ihrer nicht mehr als 25 Stück. Wir gingen mit einander in die Kirche, um mit

einem Gebet auf den Knieen den HErrn um Hülfe und Errettung anzuflehen. Am 30. December wurden Kriegsrüſtungen getroffen, Patronen verfertigt und alles zur Vertheidigung des Platzes zugerüſtet, und am folgenden Tage unſere Frauen und Kinder nach der Stadt gebracht. Es wurde ausgemacht, daß unſere hieſige Schmiede, die mit einer Mauer umgeben iſt, die Feſtung, wo man ſich vertheidigen wolle, ſeyn ſollte. Bald vernahmen wir in öffentlichen Blättern, die Kaffern ſeyen in ſo großer Anzahl in die Colonie eingedrungen, daß die militäriſche Macht nicht im Stande ſey, ihnen weſentlichen Widerſtand zu leiſten, und ſchon ſey ein großer Theil des Landes von ihnen in Beſitz genommen, alles Vieh weggeführt, die Bewohner ihres Eigenthums beraubt, und Viele derſelben ermordet worden. Endlich ließen ſich einige Kaffern-Parthieen in der Nähe erblicken, unter denen einige gut holländiſch ſprachen. Dieſe erklärten: „den Hottentotten und den Miſſionsplätzen thun wir nichts zu Leide, aber die Bauern und die Engländer wollen wir ermorden, und wir werden nicht aufhören Krieg zu führen, ſollte es auch noch drei Jahre lang dauern.“ Bald verbreiteten ſich die Kaffern nach allen Richtungen hin, und die ganze Gegend von Enon wurde von ihnen in Beſitz genommen. „Es iſt äußerſt ſchwer,“ ſchreiben die Miſſionare, „mit den Kaffern Krieg zu führen, weil ſie nicht in Schlachtordnung anrücken, ſondern nur Parthienweiſe, gewöhnlich des Nachts, ihre Ueberfälle machen. Sie ſchießen nicht vermittelſt eines Bogens, ſondern ſie werfen mit Aſſagaien aus der Ferne, und in der Nähe ſtechen ſie damit, wie mit einem Speer.“ — Einer der Hottentotten, welche Enon vertheidigten, ſchrieb um dieſe Zeit: „Wir fühlen in unſerer Noth die Nähe des Heilandes. Er iſt nicht von uns geſchieden, wir finden Ihn. — Wir ſind recht hungrig ſein Wort zu hören, und wollen Ihn bitten, daß Er uns ſättige. Er, der mächtig iſt über alle Fürſten und Könige, wird Friede bringen in dieſem Lande, auf daß ſich die zerſtreute Gemeinde von Enon wieder ſammle mit unſern theuren Lehrern.“ —

Indeß eilten englische Hülfstruppen von allen Seiten herbei, und als ein bedeutender Heereshaufen derselben in Graaf Reinet sich gesammelt hatten, brachen sie auf die Kaffern los, schlugen dieselben mit großem Verluste über den Fischfluß zurück, drangen in ihr Land ein, und Enon ward auf diese Weise vom Untergange errettet. —

21) Grahams-Stadt. In dieser Hauptstadt des großen Distriktes Albany hat die Londoner- und Methodisten Missionsgesellschaft einige Missionsarbeiter aufgestellt. Die Gemeinde der ersteren besteht aus etwa 400 Seelen, während die letztere im ganzen Distrikte umher auf 4 verschiedenen Stellen Arbeiter am Evangelium unter den zahlreichen englischen Ansiedlern, sowie unter den Hottentotten angestellt hat. Eine thätige Hülfsgesellschaft in dieser Stadt wirkt zur Förderung des Evangeliums im Segen und hat im verflossenen Jahre 876 fl. zur Förderung der Missionssache beigetragen. Dieser Distrikt hat durch die letzten Ueberfälle der Kaffern großen Schaden erlitten, und Grahams-Stadt selbst befand sich in der drohendsten Gefahr, welche jedoch der HErr gnädig abgewendet hat. Die Stadt war von Flüchtlingen angefüllt, die größtentheils ihre ganze Habe eingebüßt hatten. „Uebung der Feindesliebe," schreibt einer der Missionare, „ist wohl die schwerste Pflicht, welche dem Christen anempfohlen ist. — Aber obgleich manche unserer Leute ihr ganzes zeitliches Eigenthum und viele ihrer nahen Verwandten eingebüßt hatten, so vereinigte sich doch unsere ganze Gemeinde vor der Feier des heiligen Abendmahls in dem feierlich erklärten Entschlusse: den Kaffern zu verzeihen und nur desto ernstlicher um ihre Bekehrung zu Gott zu flehen. Unter diesen drangsalsvollen Umständen hat sich an manchem Herzen die Kraft der göttlichen Gnade bewährt. Als einem unserer Mitglieder beim Heraustreten aus der Kirche die Trauerbotschaft entgegen gebracht wurde, daß während seiner Abwesenheit sein Haus niedergebrannt worden sey, so erklärte er laut an der Schwelle des Heiligthums: „Für den Segen, den die Predigt des Wortes Got-

tes meiner armen Seele mittheilte, gebe ich gerne mein Haus hin und Alles was darin iſt. —

22) Theopolis. — Auch dieſe aus bekehrten Hottentotten gebildete Miſſionsniederlaſſung, welche etwa 220 Stunden von der Capſtadt liegt und 24 Stunden nordöſtlich von Bethelsdorf entfernt iſt, befindet ſich im Diſtricte Albany, nahe bei der Mündung des Kowieflufſes, umfaßt 382 Einwohner in ſich. Sie wurde ſchon im Jahr 1814 aufgerichtet, und unter abwechſelnden Umſtänden fortgeführt. An den äußerſten Grenzen der Colonie gegen das Kaffernland gelegen, hat ſie ſchon oft in früherer Zeit ſchwere Drangſale erduldet; aber nun läßt der neugeſchloſſene Friede auch eine beſſere Zeit für das Aufblühen ihres leiblichen und geiſtlichen Wohlſtandes erwarten.

23) Graaf Reinet. Dieſe Stadt iſt eine der wichtigſten Punkte für die Miſſion, und ſchon der ſelige Van der Kemp hat ein Häuflein von Gläubigen in derſelbigen geſammelt. Das Gemeinlein beſteht aus 300—400 Seelen, unter denen mehrere Miſſionare am Evangelio arbeiten.

24) Niederlaſſung am Katzfluſſe. Dieſe Miſſionsſtelle wurde im Jahr 1829 am Katzfluſſe nahe bei ſeiner Ausmündung in den großen Fiſchfluß auf einem Gebiete aufgerichtet, das als neutrales Land zwiſchen der Colonie und dem Kaffernlande mitten inne liegt und faſt ausſchließend von Hottentotten beſetzt iſt, deren Anzahl ſich auf 3000 Seelen beläuft. Unter ihnen arbeiten 2 wackere Miſſionare der Londoner Miſſionsgeſellſchaft. Ihre Gemeinde iſt anſehnlich, und faßt 300 Abendmahlsgenoſſen in ſich. Im Jahr 1835 hatten die Miſſionare daſelbſt die Freude, hundert bekehrte Hottentotten durch die Taufe der Gemeinde Jeſu einzuverleiben. Dieſe Gegend hat durch den letzten Einfall der Kaffern am meiſten gelitten, und die Einwohner mußten ſich mit Zurücklaſſung ihrer Habe über die Grenzen der Colonie hinüberretten. Nun haben ſie ſich wieder auf ihren Wohnplätzen geſammelt, und die brittiſche Regierung hat dieſes Land unter ihren unmittelbaren Schutz genommen.

25) Die äußerſte Miſſions-Niederlaſſung, Siloh, welche am Klipplaatfluſſe (27° öſtlicher Länge, und 31° 30′ ſüdlicher Breite) liegt, haben drei muthige Miſſionare der Brüdergemeine vor wenigen Jahren unter den Tambuckies begonnen. Der neueſte Bericht derſelben, der bis zum Juli 1834 reicht, enthält manche erfreuliche Spuren von der Wirkſamkeit der göttlichen Gnade, und neue Zeugniſſe der bewachenden Huld Gottes, welche auch in den größten Gefahren ihre Kinder zu ſchützen weiß. Das Gemeinlein beſtand am Ende des Jahres 1833 aus 240 Tambuckies und 162 Hottentotten, und hatte im Laufe des Jahres um 31 Seelen zugenommen. Miſſionar Bonatz daſelbſt gibt in einem Briefe vom 30. Juni einige Nachrichten über die Art und Weiſe, wie die mächtige Hand Gottes dieſe Gemeinde mitten im drohendſten Kriegsſturme auf eine huldreiche Art bewahret hat. Er meldet hierüber Folgendes: „Die verfloſſenen Monate waren in der That für uns eine Zeit, in der wir mannigfaltig auf die Probe geſtellt wurden, und wo man faſt täglich an ſich die Frage ſtellen mußte: „wo iſt nun dein Glaube? wo iſt dein Vertrauen auf den, ohne deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fallen ſoll?“ Ach wie oft haben wir da den treuen Hüter unſeres Lebens durch Kleinglauben und Mangel an Vertrauen betrübt! Und wenn wir nun daran zurückdenken, in welcher Gefahr wir uns befanden, und wie wir noch heute ſo ungeſtört hier wohnen, ohne daß uns der geringſte Schaden betroffen hat, ſo erſtaunen wir billig über das Wunder göttlicher Barmherzigkeit und Liebe! O wären wir Ihm dafür doch mehr zum Preiſe!

„Als im December vorigen und im Januar dieſes Jahres die Kaffern, unſere ſüdlichen und ſüdöſtlichen Nachbarn, unter denen es ſchon lange gegährt hatte, einen wüthenden Anfall auf die Colonie machten, ſo hörten wir zwar bald von dem Anfange dieſer Unruhen, da aber ſogleich aller Verkehr zwiſchen uns und der Colonie aufhörte und wir lange Zeit nichts mehr vernahmen, ſo tröſteten wir uns, daß dieſelben wohl nicht von großer Bedeutung

ſeyn möchten, legten den Grundſtein zur neuen Kirche, und fingen friſch zu bauen an. Da liefen plötzlich die ſchauderhafteſten Nachrichten von den Verheerungen bei uns ein, welche dieſe Wilden um uns her verübten. Mehrere Miſſionsplätze im Kaffernlande wurden ein Raub der Flammen; engliſche Handelsleute wurden gewaltſam ermordet; die Miſſionare konnten kaum ihr eigenes Leben durch die Flucht retten; auch in der Colonie bis gegen Enon hin, wurden Unthaten in Menge begangen, Rindvieh und Schafe in Menge fortgetrieben. Bald zogen auch Kaffern mit ihren geraubten Heerden dicht bei uns vorüber, und unſere Tambucki bekamen Luſt mit ihnen Krieg anzufangen und ihnen ihre Beute wieder abzunehmen. Wir geboten ihnen aber, ſie ungehindert ziehen zu laſſen, und der HErr gab unſern Ermahnungen Nachdruck, daß ſie befolgt wurden. Nur wenig Stunden von dieſen Barbaren entfernt, blieben wir aus Gnaden verſchont. Endlich aber kam doch ein ernſtlicher Brief von unſerm Freund, Kapitän Armſtrong, der uns aufforderte unſer Leben zu retten, weil man auch den Tambucki's nicht mehr trauen könne. — Wir hörten nun auf an unſerer Kirche zu arbeiten, packten ein, vergruben was wir nicht fortzubringen glaubten, und zeigten es ſodann den Tambucki's an, daß wir ſie verlaſſen müßten. Sie waren außer ſich vor Betrübniß und fragten mit vielen Thränen, ob wir ſie den Feinden zum Raube laſſen wollten. Andere ſagten, ja, es iſt wahr, wir haben es verdient, denn wir haben auf Gottes Wort noch ſo wenig Acht gehabt. Solche Aeußerungen machten es uns ſchwer wegzugehen, und da das Bauern-Commando bald darauf in unſerer Nähe poſtirt wurde, ſo lavirten wir von einem Tage zum Andern, und obſchon wir oft Nachricht bekamen, daß die Kaffern auch unſern Untergang beſchloſſen hätten, und die Tambucki's uns nun ſelbſt ermahnten zu flüchten, weil ſie nicht Urſach an unſerm Tod ſeyn wollten, indem wir ihretwegen uns dieſer großen Gefahr ausſetzten, ſo war unſere Stimmung doch die, auf den HErrn zu vertrauen, und falls Gefahr unſerm Haupte drohe uns zu vertheidigen.

Niemand als wir selbst vermag sich vorzustellen, was wir in dieser Zeit gefühlt und erfahren haben. Die Truppen zogen endlich im April sämmtlich in das Schlachtfeld; die Kaffern sahen nun bald ein, daß aller Widerstand vergeblich sey, und sind jetzt alle wieder auf der Flucht begriffen.

„Ganz Kaffernland, und auch das Land, worin Siloh liegt, wird wohl eine englische Provinz werden. Wir bitten und wünschen, daß dieses keine nachtheiligen Folgen für die Tambucki's haben möge, die nichts mit diesem Kriege zu thun gehabt haben."

Elfter Abschnitt.

Freeman's Reise nach Süd-Africa. — Capstadt und Dr. Philip. — Gnadenthal, Swellendam und Zuurbrak. — Pacaltsdorp, George und Dyffelsdorp. — Die Umgestaltungen. — Oudshorn und Avontuur. — Bekehrung des Kaffern Genote. — Hankey und die Ueberschwemmungsnoth. — Das neue Leben. — Bethelsdorf und Port Elisabeth. — Die Fingu's. — Clarkson. — Lebensregungen aus Bethelsdorf. — Uitenhagen. — Theopolis. — Grahamstown, die östliche Hauptstadt. — Die Grenzverhältnisse mit den Kaffern. — Die neuen Gebiete. — Fort Beaufort. — Knapp's Hoffnung. — King William's Town. — Die Wesleyanerstationen. — Die schottischen Arbeiten. — Peelton. — Die junge Kafferin. — Die Berliner Station Bethel. — Freemanton. — Der Häuptling Madur. — Besuch der Häuptlinge. — Der Fitcani-Krieger. — Löwengeschichte. — Die Brüdergemeinde Siloh. — Die Niederlassungen am Capfluffe. — Cradock, Somerset und Graaf Reinet. — Colesberg und Philippolis.

So bliebe uns zum Schlusse nur Eines noch übrig, den gegenwärtigen Zustand der Missionen in diesem Theile der Erde zu zeichnen. Da aber bei der Ausdehnung derselben über viele Völkerstämme und weite Länderstrecken dies nur in einer Reihenfolge von Heften dieses Magazins geschehen könnte, dem bisherigen Verfasser aber nicht vergönnt ist, diese ihm theure Arbeit noch länger fortzusetzen, so muß er sich begnügen, hier nur einen kurzen Blick in die jetzige Lage der Missionsstationen, ohne alle Ansprüche auf Vollständigkeit, zu

werfen, wie er ihn aus dem neueſten Bericht des ſeligen J. J. Freeman, Secretair der Londoner Miſſionsgeſellſchaft, entnimmt. Dieſer theure Mann war früher Miſſionar auf der Inſel Madagaſcar geweſen, bei der Verjagung der Miſſion zuerſt nach der brittiſchen Inſel Mauritius und dann nach England gegangen, wo er in einer Reihe von Jahren der Sache des Evangeliums unter den Heiden als Secretair der Miſſionsgeſellſchaft, die ihn ausgeſendet hatte, die erſprießlichſten Dienſte leiſtete. Im Jahr 1848 erhielt er den Auftrag nach Süd-Africa zu reiſen und die vielen Stationen ſeiner Geſellſchaft in Augenſchein zu nehmen; hernach über Mauritius, wo er beſonders die Angelegenheiten der eingebornen Chriſten auf Madagaſcar ins Auge faſſen ſollte, nach England zurückzukehren. Er vollführte dieſen Plan, indem er auch noch Ceylon und dann Aegypten und Paläſtina beſuchte. Es iſt daher der Zuſtand der Dinge im Jahr 1849, den uns ſeine Schilderungen vorführen. In der Capſtadt fand er den ehrwürdigen Dr. Philip, den ausgezeichneten, vieljährigen Vorſteher der Miſſionen ſeiner Geſellſchaft im ſüdlichen Africa, nicht mehr, denn die zunehmende Schwäche des Alters hatte ihn genöthigt, ſich nach Hankey, wo ſeine Familie lebte, zurückzuziehen. Es gelang ihm, der Kirche ſeiner Gemeinſchaft, die eben ohne Prediger war, einen ſolchen in der Perſon des gerade aus Oſtindien zurückkehrenden Miſſionars W. Thompſon zu verſchaffen. Die Bevölkerung dieſer Stadt beläuft ſich auf etwa 22,000 Seelen, wovon über 12,000 zu den Farbigen gehören; Chriſten zählt die Stadt 15,000, Muhammedaner über 6000, der Reſt ſind Juden und Heiden. Für ſie alle hat die holländiſch-reformirte Gemeinſchaft zwei Kirchen mit drei Predigern, die lutheriſche eben ſo viele, die engliſch-biſchöfliche Kirche unter dem Biſchoff Dr. Gray zwei Kirchen mit zwei Geiſtlichen, die ſchottiſche Staatskirche und die ſchottiſche freie Kirche je einen Prediger mit Kirche; dann hat die Gemeinſchaft der Congregationaliſten, zu der er ſelbſt gehörte, ihre zwei Kirchen und Prediger; eben ſo viele zählen die Wesleyaner. Die ſüd-africaniſche Miſſionsgeſell-

schaft besitzt eine eigene Capelle von einem Geistlichen bedient und die Römisch-Katholischen haben einen Bischof und eine Kirche mit den nöthigen Priestern.

Unser Reisender ging in der gewöhnlichen, schon oft geschilderten Reiseart mit Ochsenwagen, an dem inzwischen zu einer blühenden Stadt von fast 4000 Einwohnern herangewachsenen Gnadenthal (dem früheren Pavianskloof) vorüber, durch Swellendam, gleichfalls einer blühenden christlichen Stadt der Hottentotten, nach dem nächsten Missionsplatz seiner Gesellschaft in Zuurbrak, einem saubern Hottentottendorfe von 1100 Einwohnern, wo Missionar Helen seinem frommen Vater als Missionar nachgefolgt war und dessen jüngerer Sohn als Schullehrer wirkte. Er sah in der Schule zu, wie alte Leute mit der Brille das Alphabet lernten, und freute sich 270 Erwachsene da versammelt zu finden; noch mehr aber wurde sein Geist erquickt, als er die Eingebornen in einer Versammlung so recht von Grund des Herzens beten hörte und die bekannten schönen Stimmen der Hottentotten im Gesang vernahm. Es ist dieses Dorf eine eigentliche Bildungsanstalt für das Volk, indem seine Leute, die sich theils selbst erhalten, sogar mitunter wohlhabend durch ihre Arbeit werden, theils solche, deren Unterhalt bestritten werden muß, christlichen und allgemein bildenden Unterricht erhalten. Aus dieser Anstalt werden von den umliegenden Städten und Dörfern Knechte und Mägde genommen; die meisten aber bauen das Land der Anstalt gegen Unterhalt und Lohn. Sie ist überhaupt (seit 1805) errichtet, um die von Natur so trägen Hottentotten an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, und sie hat diesen Zweck in hohem Grade, doch noch nicht so erreicht, daß es schon räthlich wäre sie aufzugeben und die Hottentotten zu freien Grundbesitzern zu machen, dann aber ein Gesetz gegen herumschweifende Arbeitslose zu erlassen. Diese Einrichtung würde nicht selten zum Verkaufe des Gutes durch leichtsinnige Besitzer und zur Auswanderung aus dem Colonielande führen, wo kein Gesetz sie erreichen könnte.

In Pacaltsdorp, das er zunächſt erreichte und wo er mit ſchönem Geſang empfangen wurde, traf er den 80jährigen Miſſionar W. Anderſon, der nun 50 Jahre in Süd-Africa gearbeitet hatte, nebſt dem Miſſionar Atkinſon. Eine Verſammlung wurde gehalten, an der 250 Gemeindeglieder Theil nahmen, die Hr. Freeman anſprach und von denen dann mehrere, mit tiefem Gefühl der Gnade Gottes und des Segens, der ihnen geworden, ihm antworteten. Das Dorf hat ſeinen Namen von dem deutſchen Miſſionar Pacalt. Es geht auch im Ackerbau nur langſam vorwärts, weil der Boden blos von der Regierung gepachtet iſt und die Leute nicht ſo viel Intereſſe an ſeiner Verbeſſerung haben. Der ſanfte Miſſionar iſt zugleich Schullehrer und hat viel Arbeit auf ſich. Eine Kleinkinderſchule wird von Anderſon's Tochter geführt. Die Eingebornen lernen nur langſam den Werth der Schulbildung verſtehen.

George iſt eine kleine Stadt von 1500 Seelen, nahe bei Pacaltsdorp, hat aber leider neun Cantinen, d. h. Branntweinhäuſer, die ſehr viel Schaden thun. Es war gerade Bibelfeſt in der reformirten Kirche, woran die Miſſionsgemeinde zahlreich Theil nahm. Es ſind hier auch biſchöfliche Chriſten mit einem Geiſtlichen. Jetzt ging es durch den majeſtätiſch wilden Kamphurpaß über die Craddockberge nach Dyſſelsdorp zu, wo Miſſionar Anderſon, der Sohn des Patriarchen in Pacaltsdorp, arbeitet. Er kam entgegen, und auf deſſen Pferdewagen ging es in wildem Jagen ſo raſch nach der Station, daß die entgegengerittenen Gemeindeglieder in vollem Galopp kaum Schritt halten konnten. Das Dorf ſelbſt hat nur 80 Einwohner, in der Nähe aber leben bei den Bauern viele Hunderte, die zur Station gehören, ſo daß die ſonntäglichen Gottesdienſte von 3—500 Eingebornen beſucht werden und die Gemeinde im Ganzen wohl 1500 Seelen umfaßt. „Ich hatte," ſchreibt der Reiſende, „große „Freude an den Leuten im Gottesdienſte. Nichts konnte „anſtändiger ſeyn als ihre Erſcheinung: Alles in tiefer „Aufmerkſamkeit mit ſichtlicher Begierde zu lernen. Einfachheit, Mäßigkeit und Reinlichkeit ſind die hervorſtechenden

„Züge der Gemeinde. Alles hübſch, Niemand auffallend ge„kleidet. Der Geſang gut, die Stimmen melodiſch und har„moniſch. Es wurde für eine Capelle im Dorfe Oudshorn „geſteuert, und zwar ſo reichlich und ſo ganz freiwillig, daß „ich ſehr erfreut war; und weil es am Vormittag ſo gut „ging, verlangten ſie, daß es am Nachmittag wiederholt „werde. Es kamen 10 Pfund (120 Gulden) zuſammen. „Sie verſprachen jährlich 100 Pfund (1200 Gulden) Miſ„ſionsbeiträge.“

Auch für die damals ſchwebende Frage über die Verpflanzung engliſcher Verbrecher nach der Capcolonie hatten die Leute Sinn und faßten eine Bittſchrift gegen dieſelbe ab. Beim Abſchied waren ſie wieder voll Liebe, wünſchten glückliche Reiſe, geſegnete Heimkehr, gaben Empfehlungen an alle ihre Freunde und an die Frau und Kinder des Beſuchenden mit. „Wie ſchön veredelt doch,“ ſo ruft Freeman hier aus, „das Chriſtenthum alle Gefühle und erhöht das „Leben! Welch ein Segen der Geſellſchaft iſt es, wenn „es den Selbſtling zum weitherzigen Menſchen, den Rohen „zum Gütigen, den Stolzen zum Demüthigen, den Rach„ſüchtigen zum Friedfertigen und Verſöhnlichen umwandelt! „Wie wird das häusliche Leben geheiligt, und wie werden „ſeine Reize vermehrt! wie wird das Benehmen ſo mild „und angenehm, das Angeſicht leuchtend von Verſtand! wie „tritt Ordnung an die Stelle der Zügelloſigkeit, und Fleiß „an die Stelle des Müſſigganges und Laſters! Das Land „lacht, die Wildniß blüht wie eine Roſe, die Einöde jubelt „von Geſang!“

In Oudshorn hatte die Gemeinde ein kleines Grundſtück gekauft und nun ganz mit eigenen Kräften eine Capelle darauf gebaut, indem ſie 6 Wochen lang je 3 Wochentage daran arbeiteten, wobei Anderſon ſelbſt der Erſte war. Ich ging hier in das Haus eines Eingebornen. Die Leute hatten mir Erfriſchungen bereitet. Die Familienbibliothek beſtand aus einer Bibel und einem Geſangbuch. Es iſt ein großer Mangel, daß es ſo wenige für die Anfänger geeignete Schriften in holländiſcher Sprache gibt. Von

hier ging die Reiſe 32 Stunden weit nach der Station Avontuur in der Lange Kloof, noch im Diſtrict George, wohin auf einem Pferdewagen gereiſt wurde. Dort ſteht Miſſionar Hood. Er hatte zuerſt nur ſechs Zuhörer bei ſeinen Predigten; allmählig wuchs die Zahl; ein holländiſcher Bauer gab Wohnhaus und Feld, wenn ſich der Miſſionar bleibend anſiedeln wollte. Jetzt beſtehen hier gute Schulen und reich beſuchte Gottesdienſte. Manche Eingebornen haben von dem Bauer Land gepachtet und wohnen jetzt in ſchönem Wohlſtand um den Miſſionar her. Der Bauer hat den Vortheil, leicht Arbeiter zu finden, und ſo gewinnen alle Partheien. Jetzt bauen die Leute eine Capelle auf eigene Koſten, die 400 Leute faßt; denn es kommen auch Auswärtige her, ſo daß der Miſſionar, der zugleich Arzt iſt, im Ganzen 700 Seelen in ſeiner Pflege hat. Es war ein herrlicher Anblick, die theilnehmende Freude der Leute zu ſehen, als in einer Miſſionsſtunde der Gang des Reiches Gottes gezeichnet wurde. Dort in Avontuur wohnt ein Kaffer vom Geika-Stamme, Namens Genote. Vor etlichen Jahren kam er mit mehrern Andern aus bloßer Neugierde zu dem Kaffern-Miſſionar Williams. Zu ihrem großen Erſtaunen fanden ſie an ihm einen Menſchen, nur von anderer Farbe, Kleidung und Sprache. Zwaart Boy (Schwarzbube), ſo heißt man den Genote, hatte viele Warnungen erhalten zu fliehen, weil Gefahr ſey; aber er ſah nichts Gefährliches und blieb. Er war dabei als Williams erkrankte und ſtarb, und trug einen Brief deſſelben an Herrn Hood in Somerſet. Es ſollte aber Krieg ausbrechen, und er beſchloß ſein Land zu verlaſſen und in die Colonie zu gehen, wo er ſich einem Bauer verdingte, der ihn ſehr ſchätzte, weil er treu und fleißig war. Er war nahe bei Avontuur, nur ein jäher Berg lag zwiſchen ihm und dem Bauernhofe. Zufällig begegnete er dem Miſſionar. Er wurde etliche Male in der Kirche geſehen, dann brachte ihn ein Freund zu Herrn Hood mit den Worten: „Sprechen Sie doch mit dieſem alten Manne, „er hat ſchon zwei Tage und zwei Nächte keine Ruhe.“ Es wurde ihm ein Sitz geboten und er erſucht, ſich offen aus-

zuſprechen. Er bekannte, er fühle eine Gefahr, aber er wiſſe nicht was für eine, er könne ſeinen Zuſtand nicht beſchreiben, es ſey ihm als hätte er ein Verbrechen begangen und ſollte geſtraft werden. Auf die Frage, was er denn für die Urſache halte? gab er zur Antwort: „O meine Sünden, meine „Sünden! die ungeheure Menge meiner Sünden machen „mein Herz ſo ſchwer, wie ein Berg von Blei! Ich habe „keine Kenntniß, keine Weisheit, ich weiß nicht was ich „thun ſoll. Sagen Sie mir es doch!“ Der Miſſionar ſprach mit ihm von Gott und fand, daß er ziemlich richtige Vorſtellungen von ihm als Schöpfer und Erhalter habe. „Aber,“ ſagte der Mann, „ich brauche noch etwas Anderes; „ich kann nicht zufrieden ſeyn, ich habe keine Ruhe; ſagen „Sie mir doch, was es iſt?“ — Jetzt konnte ihm der Miſſionar die Wunder der erlöſenden Gnade anpreiſen. Der Kaffer ſagte ihm, welche Aenderung er in ſeinem Herzen ſpüre und erzählte: „Vor einiger Zeit ſtarb mir ein Kind; „ich wurde ganz wüthend und hätte mich ſelber ermordet, „wenn man mich nicht mit Gewalt gehindert hätte. Vor „einem Monat wurde mir wieder ein Kind krank, und ich „ſagte in meinem Herzen: „der große Gott, der es mir „gegeben hat, kann es mir wieder nehmen; Er thue was „Ihm wohlgefällt.“ Ich liebte mein Kind; es war ein „harter Kampf; aber ich gab es Gott zurück. Als mein „Kind ſtarb, kamen meine Freunde mit mir zu weinen und „zu klagen. Ich bat ſie fortzugehen, damit ich nicht auch „ins Klagen komme und es zurückzuhalten wünſche, was ich „doch nicht durfte; denn ich hatte es ja ſchon Gott übergeben. „Mein Kind ſtarb, und ich war ganz ſtill. Wer hat das „wirken können, als der große Gott? was kann ich thun „Ihm zu dienen?“ Er horchte athemlos, als der Miſſionar ihm die Heilandsgnade ſchilderte. Ein Licht dämmerte in ihm. „Sagen Sie mir es noch einmal, denn ich bin alt „und dumm!“ Seine Augen waren ſtarr; Thränen rollten über die braunen Wangen. Er zitterte am ganzen Leibe von innerer Bewegung. Jetzt kam er oft und zuletzt wünſchte er auf der Station zu wohnen, was aber, da er Vieh hatte,

wegen des Weideplatzes Schwierigkeiten fand. Aber er sagte: „Ich bin ein Kaffer und habe mein Vieh lieb, aber „ich will lieber das letzte Stück weggeben, um hier zu woh„nen und das Wort Gottes zu hören." Der Missionar, der eben eines Hirten bedurfte, bot ihm diese Stelle an, wo er sein eigenes Vieh mitweiden und noch Lohn erhalten sollte. Er schwieg einige Minuten und sagte dann: „Das ist nicht „Ihr Plan, das hat Gott Ihnen eingegeben." Und so machte er Anstalten zur Uebersiedelung. Sein Bauer wollte ihn nicht ziehen lassen. „Was treibst du denn?" fragte er, „du bist ja nicht weit von der Kirche, kannst hingehen so „oft du willst, ich hindere dich ja nicht." — „Ja," sagte der Mann, „aber der Berg ist hoch und steil, und ich werde „alt und schwach, und dann zählet Ihr doch die Tage die „ich dort bin und ziehet sie mir vom Lohne ab." „Aber „warum mußt du denn so oft gehen?" fragte der Bauer, „ich thue es ja auch nicht." — „Jawohl, aber Ihr habt „eine große Bibel dort am Fenster liegen und ich denke, Ihr „leset alle Tage darin — ich kann nicht lesen, bei mir muß „Alles durchs Ohr hinein, und ich muß in der Nähe bei „dem wohnen, der es mir alle Tage sagen kann." — „Aber „warum nicht machen wie wir?" fuhr der Bauer fort, „wir „laden den Missionar zu uns ein und hören ihn." „Ich „fürchte," sagte der arme Mann, „da kommt nicht viel her„aus. Wir haben auch keinen Platz, wohin wir den Missio„nar einladen könnten, und Ihr wisset ja, Ihr würdet ihm „Euern Platz nicht geben. Darum will ich lieber gehen." — Er ging und wohnt jetzt zu Avontuur, wurde getauft, ist Gemeindeglied und musterhafter Christ, ermahnt auch Andre. Er betet auch öffentlich und that es am Sonntag, als ich da war. Er fing holländisch an, wie aber sein Herz wärmer wurde, ging er in die Kaffern-Sprache über, und Jedermann war von der Innigkeit ergriffen, mit der er flehte, wenn gleich die meisten nur wenig davon verstanden. Er heißt jetzt Samuel.

Von da ging es nach Kruis Fontein (Kreuzquelle), einer von dem Kaffer-Missionar Williams errichteten Neben-

station von Hankey. Er kaufte Land, das er allmählig an freie Eingeborne wieder abtrat oder verpachtete. Die Station mit Capelle und Schule ist sehr blühend. Die Hauptstation Hankey hat ihre wichtigste Bedeutung durch das Seminar für eingeborne Missionare. Es ist zwar jetzt bei der schlimmen Wirkung des Kaffernkrieges, der die wildesten und unreinsten Leidenschaften erweckt und auch viele Jünglinge für den Militärdienst in Anspruch nimmt, kein günstiger Augenblick, daher bis jetzt nur wenige Zöglinge da waren; allein es wird so nicht bleiben.

Die Stelle, wo im Jahr 1847 ein Anschwellen der Flüsse Klein- und Gamtus-River eine furchtbare Ueberschwemmung machte, ist noch jetzt deutlich zu sehen, indem erst ein Anflug von neuer Vegetation den Sand überwuchert. Das Missionshaus, auf höherem Grunde stehend, wurde von ihr nicht erreicht, und jetzt baut sich das neue Dorf bei demselben an. Die hübschen weißen Hütten verkünden Fortschritte der Gesittung und des Wohlstandes. Gegenüber dem Hügel, worauf das Missionshaus stand und von ihm durch den Klein-River getrennt, erhebt sich ein anderer mit der Capelle. Dort liegt auch auf bewaldeter Höhe der Gottesacker der Station, wo Missionar William Philip und seine Mutter und andere Opfer des furchtbaren Ereignisses schlafen. Der alte ehrwürdige Dr. Philip wohnt jetzt hier bei der Asche seiner Geliebten und sein Sohn T. D. Philip steht an der Spitze seiner Station. Es kamen damals 13 Angehörige derselben um. Ein christlicher Hottentotte, der entkam, erzählte, wie er mit 6 Frauen und noch 9 Männern, als das Wasser gegen 40 Fuß über seine gewohnte Höhe heranwachsen wollte, sich auf eine Anhöhe geflüchtet. Da standen sie, lautlos einander ansehend, und Wasser ging ihnen noch bis unter die Arme. „Lucas," sagte er, „sprach kein Wort mehr. Ich faßte meinen Muth „fest zusammen. Ich band für mein Weib eine Matte zu„sammen und sagte ihr, daß sie dieselbe immer über der „Brust halten müsse, um den Kopf über dem Wasser zu haben, „bis Hülfe käme. Dann nahm ich meine Mutter und hielt

„ſie in den Armen empor, bis ich nicht mehr konnte. Sie „war die Erſte, die von uns weggeſchwemmt wurde. Dann „riß es den Lucas fort und er ſank ſogleich. Meine Frau „war fortgeriſſen worden, während ich meine Mutter noch „auf den Armen hatte. Aber die Matte war ihr unter den „Arm gerathen ſtatt auf die Bruſt, und ſo wurde ſie über „und über geſtürzt und ſchwamm fort in die Dornbüſche, „wo ich ſie nicht mehr ſah. Der Knabe Carl Baan ging „zu den drei Smits und ging von einem zum andern. Jetzt „hielt er ſeine Mutter empor, die er ſinken ſah, dann ſeine „kleine Schweſter, bis ſie alle ſanken. Ich ſah ein Dach „gegen mich hertreiben und entſchloß mich es zu erreichen. „Es gelang. Sarah und Carl Baan folgten mir und wa„ren nahe bei mir. Ich warf ihnen eine Stange vom „Dache zu, Carl ergriff ſie und ich zog ihn herauf. Auch „Sarah konnte ich in dem Augenblick heraufziehen, als ſie „ausrief: „hilf, mein Oheim" und ſinken wollte. Eben da „ſah ich Lydia, des alten Lucas Weib, etwa 30 Ellen vor „mir auf einer Matte daher ſchwimmen. Sie fing an zu „ſingen: „Jezus neemt de Zondaars aan," ſang das ganze „Lied durch und rief dann aus: „o großer Gott!" legte ihr „Haupt auf die Matte, wie auf ein Kiſſen, und ſank. Die Zeit „ging ſchon dahin, aber am Abend hörte ich endlich auf mein „Hülferufen eine Antwort, daß Hülfe komme. Ich dachte, „als ich auf dem Dache ſaß, an Noah in der Arche; aber „ich fühlte, daß mir Gott nicht darum helfe, weil ich recht„ſchaffen ſey wie Noah. Ich wunderte mich, daß ich gerettet „werden ſollte, während ſo viele Beſſere als ich dahingerafft „wurden."

Herr Freeman machte in Hankey die Wahrnehmung, daß bei dieſem Volke in früheſter Jugend eine raſche Entwicklung eintrete und ſie mit wunderbarer Leichtigkeit lernen; ſpäter aber pflege ein Stillſtand einzutreten und es wolle dann nicht mehr gehen, wenn nicht ein mächtiger Antrieb von Außen das träge Weſen überwinde. Hier ſey wirklich die Furcht des HErrn der Weisheit Anfang in wörtlichem Sinne, weil erſt die Bekehrung den Lerntrieb hervorbringe.

Aber es fehlte auch auf sehr traurige Weise an Unterrichtsmitteln.

Eine Missionsversammlung wurde gehalten, der 250 Eingeborne anwohnten. Es war große Aufmerksamkeit und wurde wieder schön gesungen. Auch sprachen mehrere der Christen sehr tüchtig. Die Erbauung einer neuen Capelle wurde beschlossen. Im Allgemeinen lieben diese Hottentotten den öffentlichen Gottesdienst sehr. Allerdings ist dabei zu fürchten, daß viel Aeußerlichkeit mit unterläuft, weshalb sie auch nach den ersten christlichen Herzensregungen schon die Taufe und Zulassung zum Abendmahl begehren. Die holländische reformirte Kirche und die lutherische machen den Eintritt als förmliches Gemeindeglied sehr leicht, indem sie nur Einlernung gewisser Formulare fordern; andrerseits hat es auch seine Schwierigkeiten, den Andrang der Einlaßfordernden zurückzuhalten. Wir dringen daher im Ganzen doch darauf, daß Niemand aufgenommen werde, der nicht Buße und Glauben hat. Es liegt uns nicht daran, große, sondern lebendige Gemeinden zu haben, damit doch hier in Süd-Africa das biblische Christenthum in seiner einfachen Kraft stets seine Vertretung finde.

Von Hankey ging es erst zu Pferd, dann im Ochsenwagen 30 Stunden weit an Einem Tage nach Bethelsdorf, dann nach Port Elisabeth an der Algoa-Bay, einer rasch anwachsenden Stadt voll neuer Häuser, die an die Heimath erinnern würde, sähe man nicht die langen Ochsengespanne in den Straßen, die hart arbeitenden, schlecht gekleideten Fingus und die finstern Gesichter so verschiedener süd-africanischer Stämme. Die anglicanische, die wesleyanische und die Kirche der Independenten sind hier sehr besucht, aber Missionar Robson ist von der Arbeit unter den Einwanderern so in Anspruch genommen, daß die Farbigen darüber zu kurz kommen. Man will eine neue Kirche bauen, die ihren eigenen Geistlichen haben soll, und dann kann die Mission wieder schwunghafter betrieben werden.

Hier fand der Reisende in den bienenkorbartigen Häuschen der Fingu, die ein eigenes Dörfchen von 300 Seelen

bilden, eine Erinnerung an das alte Süd-Africa. Die Fingu ſind ein Nomadenvolk. Sie bleiben nur in der Stadt, bis ſie ſich Geld genug erworben haben um Vieh zu kaufen; dann ziehen ſie ſich mit dieſem auf beſſere Weideplätze zurück, als die Nähe der Algoa-Bay darbietet. Darum haben alle Bemühungen, ſie zum Bau ordentlicher, viereckiger Häuſer zu vermögen, bis jetzt nichts gefruchtet. Sie ſind auch Heiden geblieben und haben ſich bis jetzt den Gottesdienſten der Miſſion ferne gehalten. So zeigt ſich nur deſto ſchlagender der Zuſammenhang der höhern Geſittung an den Stämmen mit ihrem chriſtlichen Unterrichte. Dagegen leiden die Fingus unter dem Einfluſſe einer andern Civiliſation: ſie trinken viel Branntwein und werden in jeder Hinſicht dadurch verſchlechtert; ihre Stumpfheit nimmt zu, und ihr Lohn wird in den von der Regierung privilegirten Cantinen oder Branntweinſchenken verpraßt. Einige dagegen auch von dieſem rohen Stamme ſtehen doch als Beweiſe ſeiner Bildſamkeit da. Sie kommen in den Gottesdienſt, beobachten den Tag des HErrn, lernen in der Schule und ſind anſtändige und nützliche Glieder der Geſellſchaft. Etwa 25 ſind wirkliche lebendige Chriſten, tragen für die Gemeindezwecke und für Wohlthätigkeit reichlich bei, während ſie vorher durch ihren Geiz ſich auszeichneten. Als kürzlich die Wesleyaner eine Zeitung in der Kaffernſprache ankündigten, unterzeichneten ſich 17 Fingus dafür. Dieſe Fingu ſind die von den mörderiſchen Zulufürſten Tſchaka und Dingaan zerſprengten Reſte mehrerer Völkerſchaften, die ſich ins Kaffernland flüchteten und von dem Könige Hintza aufgenommen wurden, wo ſie als Nomaden lebten. Die Bedrückung der Kaffern trieb ihrer 15,000 ins Colonieland, wo ſie im öſtlichſten Theile ihre Anſiedlung erhielten. Die Brüdergemeine hat unter ihnen die Miſſionsſtation Clarkſon errichtet.

Die Gemeinde Bethelsdorf beſteht aus 300 Seelen, und Frau Kitchingman, die Tochter des dortigen Miſſionars, wirkt geſegnet durch eine Schule. Da weder Ackerbau noch Viehzucht auf dem ſchlechten Boden hinreichen

würde, die Einwohner zu ernähren, so hat man die Bereitung und den Vertrieb des Seesalzes dort mit Vortheil begonnen. Im Ganzen gibt sich auch hier zu erkennen, wie die Schlaffheit und Trägheit des Volkes auf die Mission und die Missionare nicht ohne Einfluß bleibt. Der Hottentotte ist ein schlauer, auch leiblich schwächlicher Mensch; Viele leiden an Brustkrankheiten, und auch abgesehen von den Kriegen und Verdrängungen der eingebornen Stämme ist ihre allmählige Aufreibung zu fürchten, wenn nicht ächt christliches Wesen sie hindert. Die Gemeinde war im Stillstande und kein rechter Fortschritt in ihr zu bemerken, während nach fünfzigjähriger Arbeit wohl Besseres erwartet werden konnte. Dies legte Freeman mit dem Blick auch auf die Leistungen der Gemeinde für die Mission ihr dringend ans Herz, indem er sie auf die Mittel hinwies, die ihr zu Gebote stehen. Einige der Africaner sprachen vortrefflich. Sie baten vor Allem um die Erhaltung der Gemeinde, um Geduld mit ihr und versprachen neue Anstrengungen zu machen, eine Zusage, der sie auch sogleich die That folgen ließen, indem 100 Pfund außerordentliche Missionsgaben unterzeichnet wurden. Auch die weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde wurden gründlich besprochen, und Freeman konnte mit der Zuversicht abreisen, einen Anstoß zum Fortschritte gegeben zu haben.

Uitenhagen, nur 5 Stunden weiter nach Osten, eine schöne, regelmäßig gebaute Stadt mit 5000 Einwohnern, halb Europäer, halb Hottentotten, Fingu, Barolong und andere Stämme, war der nächste Ort, wo er Halt machte. Der Missionar, Herr Patterson, holte ihn ab. Er wurde von der Gemeinde, mit dem holländischen Geistlichen Smith und dem wesleyanischen Hall, in der Capelle mit einem Theemahle empfangen; 400 Personen nahmen Theil, meist Farbige. Es war ein schöner Abend im ehemaligen Lande der Wilden. Herrlicher Gesang und christliche Ansprachen wechselten, und man ging mit dem tiefen Eindruck der Gemeinschaft in Jesu Christo auseinander. Hier verräth Alles den segensreichen Einfluß christlichen Geistes und Lebens,

und man ſieht ſo recht, was das Evangelium aus rohen Menſchen machen kann.

Der nächſte Ort war Theopolis, wohin der Reiſende über Bethelsdorf, wohin ihn etliche Gemeindeglieder mit Hrn. Patterſon begleiteten, und über Langbuſch, eine Nebenſtation von Grahamstown, gelangte, auf welcher der Miſſionar Smith ihn begrüßte. Die Leute derſelben ſind Holzhauer, ein fleißiges, mäßiges, verſtändiges Völklein, das wohl ein ordentliches Dorf um ſeine Capelle her bilden dürfte, wenn man ihm dazu an die Hand ginge. Es ging fünf Tagereiſen mühſamer Wanderung über den Zwartekop-, Buſchmann- und Sonntagsfluß an den Kaſouga, an deſſen jenſeitigem Ufer das Miſſionsdorf liegt, das zu Ehren des Beſuches ſchön in neuem weißem Anſtrich glänzte. Lange Dürre hatte Gärten und Felder öde gelegt. Die Capelle zählte am Sonntage faſt 400 Beſucher. Aber im Ganzen ſehen die Leute hier vernachläſſigt aus. Die Station liegt zu weit von der nächſten Marktſtadt; das Land iſt waſſerarm; nur Holzhauen, Holzhandel, Kohlenbrennen ſind die Nahrungszweige; der Viehſtand, auch der des alten, ſeitdem geſtorbenen Miſſionars Saß, wurde in den Kaffernkriegen geraubt. Früher war die Station blühender und kann es unter tüchtiger Führung wieder werden. Sie litt 1846—47 ſchon durch die Kaffern. Miſſionar Taylor erzählte, wie die Kaffern in der Nacht einen vergeblichen Angriff gemacht, was ſich nun eine Reihe von Nächten wiederholte, während ſie bei Tage die Bauernhöfe der Umgegend ausraubten. Durch den Verrath einiger Kaffernweiber wurde endlich das Vieh der Station geraubt. Zwei Fingu-Leute, ein wackerer Chriſt darunter, wurden getödtet. Die Europäer und Gemeindeglieder mußten ſich alle nach Grahamstown flüchten, um den Truppen freiere Hand zur Säuberung des Landes von den Eindringlingen zu geben. — Dahin zog auch Herr Freeman auf mühſamen Wegen. Er war nun in der Hauptſtadt von Albany, der öſtlichen Metropole der Colonie, die auf einem den Kaffern abgerungenen Boden ſeit 1820 durch Einwanderung heranwuchs. Sie

hat in ihren schönen Straßen und stattlichen Häusern 5—6000 Einwohner. Die Wesleyaner sind dort die überwiegende christliche Gemeinschaft; nächst ihnen kommen die Independenten; dann folgen die Baptisten, die aber in innerm Zwiespalte liegen. „Ich lernte dort," sagt Freeman, „den „General Somerset kennen, den wärmsten, entschiedensten „Freund der Eingebornen, der durch die raschen Bewegungen „mit seinen berittenen Hottentotten im letzten Kriege der „Retter der Colonie wurde. Er versicherte, diese 3500 Hot„tentotten seyen im Kriege, in beständiger Bewegung, stets „beaufsichtigt und fern von den Branntweinschenken, ganz „vortreffliche Soldaten, bei denen fast nie ein Straffall vor„komme, während in der Garnisonsstadt, wo die Cantinen „wirken, täglich wohl hundert solche Fälle eintreten." Ein Dorf von Hottentotten und Fingu liegt in der Nähe der Stadt.

Von hier aus ging die Reise in das brittische Kaffernland hinein, und zwar zuerst nach der Niederlassung am Kat-River (Katzenfluß). Bis zum Jahr 1812 war der große Fischfluß die Ostgränze der Colonie. Von da an gab es zwar Mißhelligkeiten mit den Kaffern, aber erst 1819 brach der Krieg aus, an dessen Ende das Land zwischen jenem Flusse und dem Keiskamma als neutrales Gebiet erklärt wurde, das keiner von beiden Theilen besetzen dürfe. Im Jahr 1829 wurde der Kaffernhäuptling Makomo von den Engländern aus einer Gegend mit Gewalt vertrieben, die er in Folge von andern Vorgängen eingenommen hatte, da man auch Kaffern den Aufenthalt im neutralen Gebiet gestattete. Das geräumte Gebiet ist das jetzige Beaufort, und dort wurde am Katzenflusse eine große Hottentotten-Ansiedlung gegründet. Noch östlicher liegt das jetzige Victoria, wohin Makomo sich zurückzog. Da wohnen Tambucki, Buschmänner und andre Stämme unter brittischer Aufsicht. Der Hauptort ist Alice. Erst auf dieses folgt östlich Brittisch-Kaffraria mit dem Hauptplatze King Williams-Town. Es geht bis an den Kei-Fluß, jenseits dessen im Osten die unabhängigen Kaffern wohnen.

Zu Fort Beaufort wohnt Miſſionar Gill und beſorgt auch noch Umrelo und Birklands als Nebenſtationen. Hier hat der böſe Kaffernkrieg der Miſſion unſäglichen Schaden gethan. Die Gemeinden wurden zerſtreut, zur Flucht genöthigt; die Arbeit hörte auf. Dorthin kam der alte Miſſionar Read vom Kat-River, der nach fünfzigjähriger Arbeit noch friſch und kräftig wirkt mit ſeinem Sohne, zugleich aber auch Abgeordnete von Philippolis, die den Letztern zum Miſſionar begehrten. — In Birklands, wo chriſtliche Kaffern ſich hübſche Wohnungen gebaut haben, wurde eine Verſammlung gehalten, die nebſt Freeman auch Herr Calderwood, der Commiſſär des Diſtrikts, anredete. Er war zuvor Miſſionar und wurde ungeſucht zur Annahme dieſes Poſtens gedrungen.

Bei Alice am Chumie-Fluß ſah Freeman die ſchöne Station der freien ſchottiſchen Kirche zu Lovedale. Auf derſelben befindet ſich eine Lehrerin, die ein Seminar für Schullehrerinnen leitet, worin jedoch ſeit dem Kriege nur noch ſieben Zöglinge ſich befinden. „Meine Ueberzeugung," ſagt Freeman, „nach Allem, was ich geſehen, iſt, daß wir „unſre Miſſionen im Kaffernland nicht aufgeben dürfen." — Ganz in der Nähe liegt die neue, erſt 50 Familien zählende Stadt Alice.

Von hier ging es nach Knapps-Hope (Hoffnung), die den Namen des ehrwürdigen Profeſſors Dr. Knapp in Halle trägt, weil Miſſionar Kayſer daſelbſt ſein Schüler war. Im Jahr 1846 war hier Alles von den Kaffern eingeäſchert worden, nicht weil man die Miſſion haßte, ſondern weil man fürchtete, die brittiſchen Truppen wollten ſich da halten. Es war ſogar befohlen worden, die Wohnungen der Lehrer zu ſchonen. Kayſer war eben mit dem Wiederaufbau ſeiner Capelle beſchäftigt. Die Station iſt klein, was aber dem Charakter des Kaffernvolkes entſpricht, das ſich nie in großen Haufen zuſammenthut, ſondern Dörfer von 5—12 Familien bildet, weil der Weidegrund nicht mehrere duldet. Auch iſt hier überall für den Ackerbau die große Dürre ein Hinderniß, und es hängt aller Erfolg von

guten Bewässerungsanstalten ab. So bleiben die Gemeinden, die Schulen, die Seminarien klein. Dem ungeachtet haben die Missionare jetzt mehr Hoffnung auf günstigen Erfolg als je bisher, indem die Kaffern unabhängiger von ihren Häuptlingen geworden sind, und das brittische Gebiet ihnen Raum zu freier Niederlassung darbietet. Auch sind die civilisirenden Wirkungen der Mission unter dieser Nation da und dort bei denen bemerkbar, die noch nicht selbst Christen geworden sind, indem sie das Land zu bauen und Korn für den Handel zu erzielen, bessere Häuser zu errichten und Wagen und Ochsen anzuschaffen begonnen haben. Leider hat seitdem Herr Kayser sich abermals vor den Kaffern nach Alice flüchten müssen, weil sein Leben in der drohendsten Gefahr schwebte.

In King Williams-Town, wohin Herr Freeman von dem dortigen Missionar Brownlee abgeholt wurde, der wichtigsten Militärstelle des brittischen Kaffernlandes, fand er die Mission in gutem Stande. Der Missionar hatte einen guten Bewässerungscanal aus dem Büffel-Fluß gebaut, den die Behörden sich zu Nutze machten und zum Danke dafür Brownlee's Haus und wohl gepflanztes Feld für sich wegnahmen. Er mußte sich Wohnung und Kirche neu bauen und that es im geringsten Style. Sonntäglich predigt Herr Brownlee in holländischer Sprache den Hottentotten-Soldaten, und den Kaffern in ihrer eigenen. In drei Gottesdiensten finden sich jedesmal etwa 150 aufmerksame Zuhörer ein. Die eigentliche Gemeinde zählt 40 Mitglieder. Ein wesleyanischer Missionar gibt eine christliche Zeitung heraus, welche sie fleißig lesen. Er hat eine große Druckerei, die ganz mit eingebornen Arbeitern geführt wird und großen Segen stiftet. Eben druckte er seine Grammatik der Kaffern-Sprache. — Auch zu Mount Coke in der Nähe befindet sich eine wesleyanische Missionsstation unter den Herren Impey und Hewitson, die an Umfang der Gemeinde und Tüchtigkeit der Schule und des Landbaues sehr wichtig ist.

Wesleyville und Oſt-London ſind zwei andere Stationen derſelben Geſellſchaft, und jede derſelben hat ihren geſegneten Einfluß. Herr Freeman beſuchte den Kaffernhäuptling Jan Zazo, der ſchon längſt unter chriſtlichem Einfluſſe ſteht, und fand ihn in guten Umſtänden, während rings umher die Heiden durch den Krieg verarmt waren. Aber auch er theilte den Nationalfehler ſeines Volkes, die Trägheit und Unbeſonnenheit, ließ ſich zur Theilnahme an kriegeriſchen Schritten verleiten und zerfiel dadurch mit dem Statthalter. — In Pirie, einer ſchottiſchen Miſſionsſtelle, klagte der erfahrene Miſſionar Roß über den verderblichen Einfluß der ſittlich verdorbenen europäiſchen Einwanderer.

Endlich erreichte er Gelbholz oder Peelsthal, eine neu gegründete Station ſeiner eigenen Geſellſchaft, wo er den Miſſionar Birt antraf, der im Jahr 1840 die Station Umrelo gegründet, im Segen geführt, aber wegen des Krieges im Jahr 1846 wieder aufgegeben hatte. Seine Gemeinde von 50 Seelen zog mit ihm ins brittiſche Gebiet, zerſtreute ſich dort während der längern Dauer des Krieges, und nur die Hälfte ſammelte ſich nach dem Frieden wieder um ihn, um, da die alte Heimath jetzt zum brittiſchen Kaffernlande gehörte, in der eigentlichen Kafferei, wo die Miſſion auf die Heiden wirken konnte, ſich wieder anzuſiedeln. Der Imidongo-Stamm wünſchte ſie wieder bei ſich zu ſehen, aber es fand ſich kein brauchbarer Niederlaſſungsort. So kam man auf die jetzige Stelle, wohin zwar zuerſt nur neun Seelen von der alten Gemeinde mitzogen, weil ſie das ſchöne Land mit Vorurtheil anſahen, aber am Ende ſich doch mehrere ſammelten. Eine kleine Wohnung für den Miſſionar und ein Kirchlein wurden gebaut, und eigene Hütten der Eingebornen, von europäiſcher Form, erſtanden, und zwar ohne einen Heller Beiſteuer von der Geſellſchaft. Eine Wochenſchule mit 100 Kindern, eine Sonntagsſchule mit eben ſo vielen Erwachſenen iſt im Gang. Die Gemeinde zählt wieder 50 Glieder, und dieſe gehen nicht allein ſelbſt predigend unter die Heiden, ſo daß rings umher die Kaffern

alle heidnische Sitte weggeworfen haben und ihre Kinder zur Schule schicken, sondern ein Eingeborner arbeitet auch draußen auf Kosten der Gemeinde förmlich als Katechist. Auch hatte Freeman die große Freude, 12 junge Kaffern aus verschiedenen Gemeinden zu sehen und zu sprechen, die auf den nahen Missionsstätten abwechselnd sich zum Gebet und Austausch ihrer Erfahrungen versammeln, und deren fester Grundsatz ist, allem heidnischen Wesen entgegenzutreten. Ein Anfang der eingebornen Geistlichkeit wurde in ihnen mit Freuden von ihm begrüßt. Sie verstanden Alle Englisch. Die ganze Umgebung mit dem schön angepflanzten Felde und den neuen Häusern sprach den gesittenden Segen des Evangeliums aus und zeigte, welches die Mittel sind, um den Wilden zu zähmen, welches die Bande, ihn an den Boden zu fesseln, und welches die Kräfte, um das Gewonnene zu festigen und den Frieden zu sichern. Frau Birt hat die eingebornen Frauen und Mädchen um sich gesammelt, die in anständiger europäischer Kleidung erscheinen und schöne Arbeiten zum Verkaufe machen, aus deren Erlös sie ein Schulhaus zu bauen beabsichtigen. Und wie viel mehr würden sie thun, fehlte es ihnen nicht so oft an den kleinen Werkzeugen, wie Nadeln, für die willigen Hände. Herr Birt erzählte folgenden Vorfall: Eine junge Kafferin hatte ihren Kaffernputz aufgegeben und europäische Kleidung angenommen, um die mit ihr vorgegangene Veränderung auch äußerlich darzustellen. Sie ging in den Unterricht. Ihr Bruder, der noch Heide war, wollte sie zu einem heidnischen Tanze mitnehmen, was sie verweigerte. Er holte einen Stock und drohte sie mit Schlägen zu zwingen. Er schlug sie, riß ihr die Kleider ab und schlug sie wieder, bis der Stock brach. Sie zuckte nicht, sie weinte nicht, sie sprach kein Wort des Vorwurfs. Er wollte einen andern Stock holen, als sich eingeborne Frauen darein mischten, weil sie fanden, sie habe genug gelitten. Jetzt zog er ihr mit Gewalt heidnische Kleider an, und da fing sie an bitterlich zu schluchzen, weil es ihr wie ein Rückfall ins Heidenthum erschien. „Warum hast du denn vorher nicht geweint?“ fragte der

Bruder, „als ich dich ſchlug, und weinſt jetzt, da ich dich „anziehe?“ — Einige Zeit ging hin bis der Bruder wieder zu ihr kam. Er wollte nicht in die Hütte gehen; er ſchämte ſich vielleicht ſeines Betragens und fürchtete Vorwürfe; aber ſie kam heraus, gab ihm die Hand und einen Schweſterkuß. Das brach ſeinen harten Sinn. Sie darf jetzt ungeſtört den Unterricht beſuchen.

Von Peelton, wie die Station jetzt heißt, ging Herr Freeman nach Norden, um einige Nebenſtationen des Miſſionar Read zu ſehen, ehe er ſeine Hauptniederlaſſung am Katzen-Fluſſe beſuchte. Der Weg führte ihn über die deutſche (Berliner) Miſſionsſtation Bethel. Die Miſſionare Lieſeldt und Kropf waren eben beſchäftigt die im Kriege von 1846 faſt gänzlich zerſtörte Station wieder aufzurichten. Alles war hier geplündert oder eingeäſchert worden; aber ſchon ſtand die Capelle wieder da und Häuſer wurden gebaut, Felder bewäſſert und angepflanzt, der Pflug und Spaten waren in voller Thätigkeit. So ſchön die Lage und ſo reich die Bewäſſerung iſt, ſo ſind dort die Leute doch ſehr arm. Die Miſſionare mit Hrn. Birt begleiteten den Reiſenden bis an den Kolong. Es ging über mehrere Flüſſe. Herr Read kam entgegen und endlich wurde Madurs-Kraal im Madurs-Lande glücklich erreicht. Es liegt wohl 60 Stunden nördlich von King Williams-Town in kahlem, pflanzenarmem Hügellande, wo natürlich die Bevölkerung nur ſehr ſpärlich ſeyn kann. Der Häuptling Madur, der der Regierung treu blieb, gebietet über etwa 300 Hottentotten, Buſchmänner, Fingu und andere zerſprengte Stämme. Sein Kraal iſt klein und ärmlich. Die Capelle blieb vom Kriege verſchont. Jetzt heißt die Station zum Andenken an dieſen Beſuch Freemanton. Der Häuptling iſt alt und arm, aber regelmäßig im Lernen der Wahrheit und eifrig für beſſeres Leben und Einführung des Ackerbaues. Immerhin hat er den ſchweifenden Buſchmann (er ſelbſt iſt ein ſolcher) zu geordnetem und friedlichem Leben gebracht, und wenigſtens Einige dieſer armen, raſch ausſterbenden Nation dadurch gerettet. Es war vor 10 Jahren, daß die

Missionare zu Philipton (Katzenfluß) den Plan faßten, etliche dieser Armen aus den Wildnissen zu sammeln. Sie gingen in die Einöde und fanden sie; einige Nationalgehülfen ließen sich bei ihnen nieder und eine kleine Gemeinde entstand; eine Schule von 70 Kindern wurde gebildet. Ein einziger Pflug, den sie mitbrachten, richtete Großes aus. Die Bewohner der Station schlugen die Feinde der Colonie im Kriege glücklich zurück. Madur erzählte Herrn Freeman auf die Frage nach seinen frühern Vorstellungen von Gott, Welt und Ewigkeit, er habe darüber gar keine Gedanken gehabt, habe zwar gehört, daß es einen Mann gebe, der irgendwo im Himmel droben sey, aber wie er dahin gekommen, wer er sey und was er thue, darüber sey er ganz im Unklaren gewesen; „kurz," sagte er, „ich war eines der „wilden Thiere; ich hatte genug zu thun, um da und dort „meine Nahrung zu finden und dachte, wenn ich sterbe so „sey Alles aus. Und jetzt ist es mir ein Wunder, daß „mich Herr Read gefunden hat, ich weiß nicht wie und „warum. Und jetzt wohne ich hier in meinem Dorfe, meine „Familie und mein Volk um mich her; mein Land ist an„gebaut und wir haben den großen Segen, Gottes Wort „zu hören und unsre Kinder in die Schule zu schicken."

Dort in Freemanton kam auch Umdschaki, ein Häuptling der Amaponda-Kaffern, zum Besuche. Er hatte ausdrücklich mit Madur verabredet, ihm Freeman's Ankunft zu wissen zu thun. Er bat dringend um Lehrer für sich und sein Volk. Er war vormals ein stolzer, wilder, riesenhafter Krieger, jetzt aber gedemüthigt, weil einer seiner Söhne, wie Absalon, ihm des Volkes Herz gestohlen hatte. Auch ein anderer Eingeborner vom Fitcani-Stamme, den die Mantatti und die Colonial-Regierung vernichteten, kam nach der Station. Er ist ein schöner Charakter von großer Kraft, Einsicht und Tüchtigkeit, ein Mann, der sich selbst durch seinen Fleiß erhält und viele Zeit an den Unterricht seiner Landsleute wendet. Er erzählte von seinem vormaligen Kraale, den kein Weib betreten durfte, nur Krieger; wie vor ihm Jedermann sich bücken mußte, ehe er eintrat; von der furcht-

baren Hungersnoth, die ſie im Kriege erlitten, ſo daß ſie nach Aufzehrung alles Viehes die ſämmtlichen Hunde und die Menſchen verzehrten, wobei ſie ſich nur enthielten, Glieder der eigenen Familie zu freſſen, indem ſie die zu dieſem ſchrecklichen Looſe Beſtimmten gegen einander austauſchten.

Das Land in dieſer Gegend iſt noch reich an Löwen. Man erzählte Herrn Freeman, was ſich kurz vorher zugetragen. Vier Eingeborne ſchliefen im Freien, je zwei und zwei zuſammen in ein Tuch eingewickelt. Ein Löwe kam und trug zwei derſelben in ihrem Tuche fort. Sie erwachten, ſchlüpften aus dem Tuche und ſchlichen zu ihren Gefährten zurück, während der Löwe mit dem leeren Tuche fortging. Eben hatten ſie die Andern geweckt und erzählten ihr Abenteuer, als der Löwe, der inzwiſchen den Betrug gewahr geworden, daher ſprang, ſich auf den Erzählenden warf, ihn am Halſe packte und tödtete, der aber noch Zeit hatte ausrufen zu können: ſchießt! ſchießt! Es geſchah und der Löwe blieb todt. Nun flohen die Andern davon. Als ſie aber Morgens die Stelle wieder aufſuchten, war nicht nur der getödtete Mann, ſondern auch der erſchoſſene Löwe von andern dieſer grimmigen Thiere aufgezehrt.

Auf der Weiterreiſe nach dem Katzen-Fluſſe kehrte Freeman auf der Station der Brüdergemeine, Namens Siloh, ein, die, am Klip-Plaats-Fluſſe gelegen, einen herrlichen Nutzen durch geſchickte Bewäſſerung zieht, und nicht allein ſich ſelbſt durch ihren tüchtigen Ackerbau erhält, ſondern auch noch zur Errichtung einer neuen Station am Windvogel-Berg Mittel erübrigt. Es ſind treffliche Felder und reiche Gärten da; die Bewohner ſelbſt, 800 an der Zahl, kommen gut fort. Die Station entſtand vor 10 Jahren auf Anregung der Regierung, die Anfangs an einen Militärpoſten dachte, weil Räuber das Land beunruhigten. Bruder Hallbeck von Gnadenthal reiste hin, und auf ſeinen Vorſchlag wurde die Errichtung der Station mit geringer Unterſtützung von Seiten der Regierung beſchloſſen. Die Hauptſchwierigkeit war und iſt das Bauen, weil weit umher kein Wald zu finden iſt. Dennoch ſtehen das Miſſionshaus, Kirche,

Schule und etliche andere Häuser hübsch und geräumig da. Die Gemeinde, der holländisch und kafferisch gepredigt wird, zählt 80 Abendmahlsgenossen, Kaffern, Tambucki, Fingu, Hottentotten u. A. Der Krieg brachte auch hier einen feindlichen Angriff, der aber abgeschlagen wurde.

Endlich ging es nun durch die Winterberge, wo in der Höhe ein furchtbarer Schneesturm die Reisenden durch Kälte und durch Verschüttung und Erweichung der Wege in große Gefahr brachte, hinüber in die reich bewaldeten und wasserreichen Schluchten, die bereits zum Gebiete von Philipton am Kat-River gehören. Da lagen vor dem Auge die Niederlassungen Willsdale, Wilsonton, Bruceton, Lushington Vale, Readsdale, alle nach Freunden der Mission benannt, die zusammen mit Philipton die Niederlassung von 5—7000 Seelen bilden.

Nachdem die Hottentotten Schritt für Schritt um jedes Menschenrecht und um jeden Anspruch auf das Land ihrer Väter mit List und Gewalt gebracht waren, und nun die Mission anfing die andere Waagschale der Betrachtung sinken zu machen, so daß sie allmählig wieder bis zur Gleichheit mit den Weißen vor dem Gesetze gelangten, hatte doch die Regierung ihnen noch nicht wieder eigenen Landbesitz zugewiesen. Erst im Jahr 1829 gelang es den unabläßigen Bemühungen des edeln Dr. Philip, auch dieses zu erreichen, indem die Hottentotten-Ansiedlung am Katzen-Flusse errichtet wurde. Das Land, das man ihnen gab, war spärlich zugemessen; es war den Kaffern abgenommener Boden und an der feindlichen Gränze gelegen. Aber die Hottentotten benahmen sich so musterhaft, daß auch die böswilligste Verläumdung, die das Aeußerste gegen sie that, doch in die Länge nicht aufkommen konnte. Einer aus ihrer Mitte, Andries Stoffels, erschien in England, in Geist, Beredtsamkeit und ächtem Christenthum ein edler Vertreter seiner Brüder. In den Kaffernkriegen von 1835 und 1846 waren diese Hottentotten eine Brustwehr der Colonie. Allein immer noch schwebt die Regierung zwischen der Anerkennung

dieſer Thatſachen und dem Geſchrei der den Hottentotten und der Miſſion feindlichen Bauernpartei.

Als im Jahr 1829 auf die Aufforderung der Behörden Tauſende chriſtlicher und geſitteter Hottentotten, darunter viele gebildete Familien, fleißige Ackerbauer und geſchickte Handwerker nach dem Katzen-Fluſſe wanderten, da war es wie der Zug nach Kanaan. Es waren Arme und Reiche, meiſt aber fromme Leute. In kurzer Zeit war die Einöde in wohl bebautes Land mit Gräben, Dämmen, Waſſerleitungen, Gärten und Häuſern verwandelt, und Hunderte von Europäern jeden Ranges und Standes bezeugten, was ſie mit ihren Augen da ſtaunend geſehen hatten. Man bedenke, daß die Anbauer zugleich beſtändig gegen die wilden Anfälle des Kaffernhäuptlings Makomo ſich zu wehren hatten, und man muß ſtaunen, wie ſie in ſo kurzer Zeit ein ſchön geordnetes Gemeindweſen mit ziemlichem Wohlſtande bildeten.

Als die Hottentotten von Bethelsdorf ſich dieſem Zuge anſchloſſen, da drangen ſie in ihren Miſſionar, den ältern Read, den älteſten der africaniſchen Miſſionare, mit ihnen zu ziehen, und er that es. Philipton, der Mittelpunct der ganzen Niederlaſſung, wurde ſein Sitz. Ringsum entſtanden die Stationen Balfour und Blinkwater (Tidmanton) und 11 Nebenſtationen, von denen wir oben einige genannt haben. Kirchen wurden gebaut, und als ſie im Kriege eingeäſchert wurden, wieder hergeſtellt. In zwölf Schulen, die ſeit dem Kriege auf acht herabgeſunken ſind, ſammelten ſich täglich 700 bis 1000 Kinder; die Lehrer derſelben wurden in Philipton ſelbſt erzogen, wie dort denn 40 im Ganzen in 10 Jahren ausgebildet wurden. Gemeindeglieder zählt man zu Philipton im engern Sinne 600; die Zuhörerſchaft in den Gottesdienſten kann bis auf 1000 ſteigen. Miſſionsvereine von Alten und Jungen, von Männern und Frauen wirken im Segen. Die Druckerpreſſe gibt ein Wochen- und ein Monatsblatt heraus. Dieſe Dinge ſind meiſt auf Koſten der Eingebornen entſtanden. Mäßigkeits- und Ackerbaugeſellſchaft beſtehen. Zu Balfour ſteht Miſſionar Thomſon, der zugleich als Arzt ausgezeichnet wirkt. Er

hat mehrere Kirchen in seinem Kirchspiel. Zu Tidmanton fand Freeman die Schule in schönem Gange und durfte die Ordination des eingebornen Lehrers Arie Van Royen miterleben, und sich sowohl von seiner als der Gemeinde wahrer Frömmigkeit und ächt christlicher Bildung überzeugen.

Ein Ausflug nach der nahen schottischen Missionsstelle Chumie zeigte ihm den Missionar Cumming mit seiner Gattin und die Wittwe Chalmers in voller, gesegneter Thätigkeit.

Nachdem der Reisende noch das Mögliche zum Schutze der Niederlassung gegen mancherlei von Seiten der Behörden geübte Ungerechtigkeiten gethan, reiste er nach Cradock ab, das 34 Wegstunden vom Katzen-Flusse liegt. Dort fand er den Missionar Taylor eifrig beschäftigt unter den Eingebornen und den Europäern, die Gemeinde in schönem Gedeihen, worauf er nach Somerset kam, wo er mit der farbigen Gemeinde eine Festversammlung hielt. Missionar Gregorowsky arbeitet dort. — Graaf Reinet wurde erreicht, eine aufblühende Stadt, in der Wohlstand herrscht. Dort ist die englische Kirche durch Herrn Lang, die holländische durch Herrn Murray, die Mission aber durch Herrn Merrington vertreten, um den sich die Eingebornen sammeln. Von da ging es über die Berge nach Colesberg, eine hübsche Stadt von 700 Einwohnern in bergigem Lande, zwischen dessen kahlen Hügeln nur ein Häufchen armseliger Buschmänner sich umhertreibt. Missionar De Kock weidet dort eine kleine Heerde von Eingebornen im Worte Gottes und hat noch eine wesleyanische Mission und zwei Geistliche der bischöflichen und holländischen Kirche neben sich. In der öffentlichen Versammlung der Gemeinde trat auch ein Mann mit einem Missionsbeitrag hervor, der vor Kurzem noch ein Muhammedaner und dabei trotz des Korans ein Trunkenbold gewesen war, nun aber ein wahrer Christ und ein Mann von Fleiß und strenger Mäßigkeit geworden ist. — Nächst Colesberg wurde Philippolis besucht, wohin es über den Oranien-Fluß

oder Gariep ging, und wo die Miſſionare Wright und Vanderſchalk ſtehen.

Damit hatte er nun das Griqua-Land betreten, das er, den Stationen folgend, durchwanderte. Wir verlaſſen ihn hier und begnügen uns an dem kurzen Ueberblick über die Hottentotten- und Kaffernſtationen, die ſeine Reiſe uns gegeben hat.

Missions-Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1852.

Deutschland & Schweiz.

1. Brüdergemeinde. 1732.
2. Ostindische Missions-Anstalt zu Halle. 1705.
3. Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel. 1816.
4. Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen. 1828.
5. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin. 1824.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin. 1822.
7. Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin. 1836.
8. Berliner Missionsverein für China. 1850.
9. Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig. 1836.
10. Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen. 1836.
11. Chinesische Stiftung in Cassel. 1849.

Niederlande.

12. Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam. 1797.

England.

13. Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. 1647.
14. Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums. 1701.
15. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1792.
16. Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.) 1816.
17. Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft. 1786.
18. Londoner Missionsgesellschaft. 1795.

19. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1800.

20. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.

21. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.

22. Kirchliche Mission für Borneo. 1846.

23. Patagonische Missionsgesellschaft. 1851.

24. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.

25. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.

26. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1824.

27. Mission der freien Kirche Schottlands. 1843.

28. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1843.

29. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.

30. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.

31. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Frankreich.

32. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.

Dänemark.

33. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

Schweden.

34. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.

35. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

Norwegen.

36. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Nord-America.

37. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.

38. Americanische Missionsgesellschaft. 1810.
(Board of Foreign Miss.)

39. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Norden. 1819.

40. Missionsgesellschaft der bischöflichen Methodisten-Kirche im Süden. 1845.

41. Mission der bischöflichen Kirche in Nord-America. 1835.

42. Mission der presbyterianischen Kirche. 1837.

43. Freiwilligen-Baptisten-Mission. 1833.

44. Südlicher Baptisten-Missionsverein. 1845.

45. Siebenter-Tag-Baptisten-Missionsgesellschaft. 1842.

46. Missionsverein für die Indianer. 1842.

47. Americanischer Missionsverein. 1846.

48. American. lutherische Mission. 1837.

49. Mission der presbyterianischen Kirche in Neuschottland. 1848.

50. Presbyterianische Mission von Jamaica.

Australien.

51. Australische Missionsgesellschaft in Sydney. 1851.

1. Nachrichten aus der Heimath.

England. Von der kirchlichen Missionsgesellschaft werden Anstalten gemacht, um im Spätjahr 6 weitere Arbeiter nach Joruba (Abbeokuta) in West-Africa zur Verstärkung der dortigen Mission zu schicken. — Am 11. Juni wurden nicht weniger als 20 Personen, Frauen und Schullehrer mitgerechnet, nach ihren verschiedenen Arbeitsgebieten abgefertigt. Unter ihnen war ein christlicher Neuseeländer-Häuptling, Tamahana Te Rauparaha, der nach einjährigem Aufenthalte in England in sein Vaterland zurückkehrt. Africa, Nord- und Süd-Indien, Nordwest-America, Neuseeland und China sind die künftigen Arbeitsfelder der jetzt abgeordneten Missionare. Sieben Geistliche und drei Schullehrer gehen zum ersten Mal aus.

2. Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Seit der Ankunft des ersten protestantischen Missionars, Dr. Morrison, in China, im Jahr 1807, bis Ende 1851 haben ihrer 150 in diesem Lande gearbeitet. Von diesen sind 25 gestorben, drei derselben durch Mörderhand und vier sind ertrunken. 48 haben China wieder verlassen, nachdem sie sammethaft 202 Jahre, also jeder einzelne im Durchschnitt 4⅕ Jahre, daselbst gearbeitet hatten. Zu Ende 1851 lebten und standen mit der Mission in Verbindung 83 Arbeiter, von denen 5 aus Gesundheitsgründen abwesend waren. Die Arbeitsjahre dieser Missionare betragen zusammen 474, so daß auf jeden durchschnittlich 5⅔ Jahre kommen. Die Gesammtheit der Arbeitsjahre von sämmtlichen 150 Missionaren von 1807 bis Ende 1851 beträgt 810, so daß auf jeden einzelnen beinahe 5½ Jahre kommen.

Indischer Archipel.

Borneo. Am 15. April 1851 brach Miss. Denninger (4) mit seiner Familie und einer Gesellschaft losgekaufter Dajacken von Bintang in Pulopetak auf, um im Innern von Borneo eine Missionsstation zu gründen. Von den mitziehenden Dajacken waren 13 bereits Christen, die übrigen 6 hatten wenigstens schon längere Zeit Unterricht empfangen und waren der Wahrheit zugethan. Sie fuhren den Duffonstrom hinauf und kamen am 30. April am Ziel ihrer Reise, im Dorfe Muarotowa, am Flusse Sihong, 30 Meilen von der Sannenlinie, an. Die Stelle zu ihrer Niederlassung wählte Denninger zwischen diesem und dem nahen Dorfe Ganting, deren jedes etwa 200 Einwohner enthält. Man fällte den Wald und brannte ihn nieder, einige Wege wurden gemacht und Brunnen gegraben, und brauchbare Baumstämme im Walde zum Bauholz aufgesucht. Ein Stück des niedergebrannten Waldes wurde gleich von den Wurzeln gereinigt, aufgegraben und mit Kartoffeln bepflanzt. Bald aber stellte sich bei den Ansiedlern die Ruhr ein, die benachbarten Häuptlinge erwiesen sich feindselig, und so ging

es mit der Ansiedlung sehr langsam und trübselig zu.

Java. Drei Missionare des Goßner'schen Vereins (7), August und Adolf Mühlnicke und Zeese, sind am 5. August 1851 auf Java angekommen und haben bereits auf erhaltene Erlaubniß der holländischen Regierung bei Batavia eine Mission begonnen. Der Oberstatthalter hat selbst 500 fl. dazu gegeben. Auch hat sich dort ein eigener Verein für innere und äußere Mission gebildet.

Ober- und Nieder-Indien.

Ranschi-Bethesda. (7) Unter dem 2. December 1851 meldet Miss. Brandt, daß am 20sten Sonntag nach Trinitatis 30 Seelen, aus Erwachsenen und Kindern, Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen bestehend, durch die Taufe ihrem Gemeindlein hinzugefügt worden sehen.

Tschupra. (7) Miss. Ziemann meldet unterm 31. December 1851: „Unsre Schulen, sowohl Knaben als Mädchen, sind jetzt in ziemlich gutem Stande. Wir haben gegenwärtig sieben Knabenschulen mit 300 Kindern, und eine Mädchenschule mit 30—40 Mädchen, von Schwester Schorisch geleitet."

Vorder-Indien. Kuddapa. Miss. Porter (18) in Kuddapa durfte im vorigen Jahr 18 Erwachsene und 14 Kinder taufen. Zu Ende des Jahres bestand die Missionsgemeinde aus 41 Mitgliedern mit Einschluß des Missionars und seiner Frau.

Nestorianer. (38) Memikan. Miss. Rhea schreibt unterm 6ten Januar 1852 von dieser neuen Station (siehe letzte Miss.-Ztg., S. 135): „Einige Tage nach unserer Ankunft dahier ließ der Bischof von Gawar durch einen Boten den Leuten den Besuch unsers Gottesdienstes verbieten; auch sollten sie ihre Kinder nicht in unsre Schule schicken. Die Hauptpersonen des Dorfes, mit Ausnahme des Diaconen Tamu und seiner beiden Brüder, hielten Rath und beschlossen, sich von uns ferne zu halten. Die kleinen Knaben jedoch, die ihre Bücher den Tag zuvor im Schrecken von sich geworfen hatten, kamen am folgenden Morgen vor Tagesanbruch in großer Eile und baten um Unterricht; und bei unsrer gewöhnlichen Abendandacht fanden sich zu unsrer Verwunderung alle ihre Eltern ein. — Vor etwa 14 Tagen kam ein Beamteter vom Mudir hieher und verlangte von diesem kleinen Dorfe, das nur vier steuerpflichtige Häuser hat, 20 Thaler, außer den bereits bezahlten 60 Thalern, welche allein im Vergleich gegen andern Dörfern schon außer allem Verhältniß waren. Die Leute gingen zu ihrem Bischof und mit ihm zum Mudir und baten um Gerechtigkeit; aber umsonst. Der Bischof, obgleich ein Mitglied der türkischen Behörde, nahm sich ihrer mit keinem Worte an. — Die Steuer wurde mit großer Schwierigkeit bezahlt; aber statt ihre offenbare Absicht zu erreichen, die Leute von uns abzuschrecken, schlossen sie sich jetzt nur um so enger an uns an. Am letzten Sonntag wohnte fast das ganze Dorf, 50 Seelen, unserm Gottesdienste bei.

Alle Mütter kamen zu Frau Coan in Religionsunterricht; zwei von ihnen lernen lesen. Unsre kleine Schule, die Anfangs nur zwei Schüler hatte, hat jetzt zehn; unter ihnen sind mehrere Jünglinge, die eine Stunde von ihrer Tagesarbeit abbrechen und dem A B C-Buch widmen."

Der Prinz-Regent von Aserbidschan, Hamsa Mirsa, hat der Nestorianer-Mission ein Geschenk von 50 Taman (über 250 fl.) gemacht und angeordnet, daß künftig eine gleiche Summe jährlich gegeben werde. Hamsa Mirsa ist der Oheim des gegenwärtigen Königs von Persien, und der dritte an Macht in diesem Reich. — Die eigenhändige Anzeige dieser Gabe war an den brittischen Consul zu Tebris, R. W. Stevens, gerichtet, und lautet wie folgt: „Der Hochrangige, Würdeerhabene, der Verstandes- und Klugheitsgenosse, der Solidität- und Geschicklichkeitsbesitzer, der Pfeiler christlicher Hauptleute, der Erhabenste der Edeln Christi, der Consul der hohen brittischen Regierung sey der gnädigen Theilnahme unseres Liebe kundgebenden Herzens versichert. — Als dieser Wohlwollende uns Schilderungen von der Schönheit des Betragens und der Arbeiten der Hochrangigen, der in Urumia wohnenden americanischen Geistlichen, welche sich mit dem Unterricht der Jugend befassen, vor Augen stellte, da nahm vollkommene Hochachtung für sie Besitz von unserm Herzen, und wir hielten uns verbunden, unsre Gunst gegen sie offenkundig zu machen; darum bestimmen wir die Summe von 50 Tamans in Form einer Bewilligung an die oben genannten Hochrangigen, und haben den edeln Diener seiner Majestät, Dschan Muhammed Khan, Statthalter von Urumia, beauftragt, ihnen diesen Betrag jährlich auszubezahlen und ihre Bescheinigung dafür zu nehmen. Da es sich geziemt, daß jener Wohlwollende von dieser Sache unterrichtet werde, so wird diese Anzeige gemacht."

Armenier. (38) Diarbekr. Miss. Dunmore in Diarbekr, nachdem er mehrere Beispiele von an Protestanten verübten Gewaltthätigkeiten und von der Feindseligkeit des Paschas berichtet, fährt in seinem Brief vom 5. Februar also fort: „Unsre Sonntagsgottesdienste sind seit Anfangs dieses Jahres im Durchschnitt von mehr als 70 Personen, die Kinder abgerechnet, besucht worden, und noch sehe ich keiner Abnahme entgegen. Die Bewegung ist ganz nur unter den Armeniern. Die Wahrheit scheint ihre Herzen mächtig ergriffen zu haben."

Constantinopel. Am 15ten Februar wurde zu Haskani eine neue Gemeinde gegründet unter der Benennung: „dritte evangelisch-armenische Kirche von Constantinopel", bestehend aus den protestantischen Communicanten in Haskani und Balad. — Die Pera-Gemeinde hat 20 Mitglieder, die zweite 62, und die neue Gemeinde 30, zusammen 112.

Miss. Everett gibt unter dem 31. März einen erfreulichen Bericht von den Arbeiten der Bücherhausierer, deren von den Brüdern

in Constantinopel elf angestellt sind. Auch sind im vorigen Jahr zwei reisende Buchhändler ausgesendet worden. Vier der Hausierer bringen ihre Zeit in Constantinopel und sieben an andern Orten zu. „In Constantinopel steht Baron Wertannos oben an. Er ist ein ungemein thätiger Mann, voll Glaubens und heiligen Geistes, hält überall Versammlungen, Katechisationen u. s. w., und hat überdies ein Auge über das ganze evang. Werk im Lande. Er hat binnen der letzten 5 bis 6 Jahre über hundert Briefe nach Marsowan geschrieben." — Unterm 14. April schreibt Miss. Everett: „Wir haben unser Bücherlager von Galata in das Herz von Constantinopel verlegt. Das ist ein wichtiger Schritt vorwärts."

Nachdem Miss. Bliß in Trebisond in seinem Brief vom 16ten März von einer sehr bittern Verfolgung gegen die Protestanten und protestantisch Gesinnten in Marsowan gemeldet, fügt er hinzu: „Doch hat Alles zur Förderung des Evangeliums gedient. Die, welche an der protestantischen Sache Antheil genommen hatten, blieben standhaft, und der Besuch unsrer Gottesdienste hat zugenommen. Gewaltthaten, wodurch protestantisch Gesinnte entmuthigt werden sollten, haben vielmehr dazu beigetragen, sie der Wahrheit näher zu bringen."

Aintab. Hier wurden am ersten Sonntag im März zwölf Personen in die protestantische Kirche aufgenommen, und Miss. Schneider glaubt, es seyen bei diesem Anlaß an 570 Personen zugegen gewesen. — Unterm 8. März heißt es in seinem Tagebuch: „In Kessab nimmt der Forschungsgeist noch immer mehr überhand, so daß der Raum zum Gottesdienst erweitert werden mußte. Bereits fangen welche an aus den umliegenden Dörfern zu kommen und sich nach den neuen Lehren zu erkundigen, und Arbeiter werden in der Nähe verlangt."

Griechenland. Der Missionar Dr. King (38) in Athen ist abermals wegen der Predigt des Evangeliums in seinem eigenen Hause vor das Criminalgericht gezogen und von demselben zu 15tägiger Einkerkerung und Verbannung aus dem Reiche verurtheilt worden. Um ihn vor der Mißhandlung des fanatisirten Pöbels zu schützen mußte Militär aufgeboten werden. Der Kerker soll einer der ekelhaftesten der Welt seyn. (S. M.-Z. 1847, H. 1, S. 181 und H. 4, S. 274.) Dr. King selbst erzählt davon unt. 9. März: „So eben bin ich im Gefängniß von Athen eingezogen, wo sich außer mir 125 Gefangene befinden, welche in 11 kleine Gemächer vertheilt sind, von denen 8 nicht mehr als 10—11 Quadratfuß groß sind und 8 - 12 Gefangene enthalten. Zwei der Gefangenen sind in Ketten und wegen des Mordes von 17 Männern zum Tode verurtheilt. Anständig aussehende Männer und die ärgsten Uebelthäter, noch unverhörte Leute, die vielleicht unschuldig sind, und die wegen Mord und Raub Verurtheilten, Junge und Alte, Jünglinge, die vielleicht das erste Verbrechen

oder auch keines begangen haben, und der im Verbrechen ergraute Sünder, sind hier alle zusammengedrängt." — „Mein Herz ist nicht traurig, sondern voll Freude. Dieser Tag ist mir einer der schönsten meines Lebens. Ich danke dem HErrn Jesu von ganzem Herzen, daß ich würdig erfunden worden bin, um seines Namens und der von Ihm gelehrten Wahrheit willen Schmach zu leiden." — Am 10. März wurde King, da er sich auf den Areopag berief, aus dem Kerker in das Polizeihaus gebracht, wo er freundlich behandelt wurde und seine Freunde ihn ungehindert besuchen konnten. Drei Tage nachher erkrankte er am Fieber, und der Polizeidirector ließ ihn in sein Haus gehen, wo er bis zur Entscheidung des Areopags unter Bewachung bleiben durfte. Am 25. März erfolgte das Urtheil des Areopags, das eine Bestätigung desjenigen des Criminalgerichtes war.

Ost-Africa. Dr. Krapf* (19) erzählt in seinem Brief vom 12ten April aus Sansibar von einem Ausflug nach Usambara, um einen passenden Ort für Missionsarbeiten gegen Südwesten hin aufzusuchen. In dieser Absicht verließ er Rabbai im Februar und begab sich nach der Stadt Pangani, an der Mündung eines Flusses gleichen Namens, dem nördlichen Ende von Sansibar fast gegenüber, von wo er zwei Boten an Kmeri, den König von Usambara, absandte. Das Weitere lassen wir Krapf selbst erzählen: „Noch waren die Boten keine 30 Meilen weit gegangen, als sie einem Heerführer des Königs begegneten, der nach Pangani beordert war, um daselbst eine Steuer zu entheben. Der Heerführer schickte meine Boten zurück, da er mich seinem Herrn selber vorstellen wollte. So wurde mir ein leichter Eingang verschafft. Der Heerführer ließ mein Gepäck durch seine Leute auf Kosten des Königs tragen. Nach einer Reise von 12 Tagen kam ich nach Fuga, der Hauptstadt von Usambara, wo ich Kmeri an das mir vor 3 Jahren gegebene Versprechen erinnerte. Er sagte, ich könne von drei Orten einen für meinen Aufenthalt wählen: Tongueberg, Mringaberg und Pambireberg. Ich wählte den erstern, wegen seiner Nähe am Flusse Pangani, der bis Tongue schiffbar ist."

Süd-Africa. Des Kaffernkrieges ungeachtet konnten die Missionare (27) in Lovedale am 11ten April 9 Erwachsene, 4 Männer und 5 Weiber, taufen, von welchen 5 Kaffern und 4 Fingus sind. Eine weitere Zahl hatte die Taufe noch in Aussicht.

Madagaskar. Einer der nach Mauritius geflüchteten Christen von Madagaskar, Namens David Johns (Andrianabo) schrieb unterm 17. März d. J. nach England, indem er einen von einem gläubigen Landsmann in Madagaskar erhaltenen Brief einschloß. Aus David Johns Brief ist zu ersehen, daß die Königin Ranawalona noch lebt und regiert, daß sie aber wünscht die Regierung an ihren Sohn und Erben, den vortrefflichen Prinzen Rakotoseheno abzutreten, welche Absicht jedoch bisher durch den Wider-

ſtand des Oberbefehlshabers Rauitaro vereitelt worden iſt. Ferner wird gemeldet, der Prinz mache in der chriſtlichen Erkenntniß raſche Fortſchritte und fahre fort, ſeine verfolgten Landsleute zu begünſtigen und zu vertheidigen, ſo weit es ihm möglich ſey.

Nord-America. Californien. Es iſt bekannt, daß auch eine große Zahl Chineſen durch ihren Goldhunger nach Californien gelockt worden ſind. Um nun auch dieſen den himmliſchen Reichthum in Chriſto anzupreiſen, hat die presbyterianiſche Kirche (42) einen Miſſionar unter ſie zu ſenden beſchloſſen. W. Speer, früher Miſſionar in Canton, iſt für dieſen Poſten beſtimmt und ſoll Anfangs September dahin abgehen.

Weſtindien. Jamaica. (1) Die neu eingerichteten Nebenſchulen für die Kinder, welche die Hauptſchulen auf den Stationen nicht täglich beſuchen können, weil ſie zu entfernt wohnen, gedeihen immer erfreulicher, und immer mehrere werden eröffnet. „Die Zahl unſerer Schüler," ſchreibt Miſſ. Buchner, „beläuft ſich jetzt auf 2604, das iſt 769 mehr als im vorigen Jahr. In unſern Nebenſchulen werden nun 1019 Kinder unterrichtet, und die Mühe, welche wir uns um dieſelben geben, hat die allgemeine Theilnahme in ſolcher Weiſe angeregt, daß ſich auch auf den Stationsſchulen die Zahl der Kinder im letzten Jahr um 323 vermehrt hat. — Wir denken noch mehr Schulen zu eröffnen, und da dieſe meiſt mit farbigen Lehrern beſetzt werden müſſen, ſo haben wir denn auch noch mehr als früher unſre Aufmerkſamkeit auf unſer Lehrer-Seminar oder Normalſchule in Fairfield zu richten." — Ueber den religiöſen Zuſtand der Inſel im Allgemeinen ſagt Br. Buchner: „Dem HErrn ſey Dank, es ſcheint ſich mit dem gottloſen, ſinkenden Zuſtand, der in den letzten Jahren eingetreten war und uns für die Inſel zittern machte, wieder geändert und gebeſſert zu haben. Der Beſuch des Gottesdienſtes und der Schulen nimmt wieder zu; von heidniſchen Vergnügungen und Ausſchweifungen, ſowie von ſataniſchen Schwärmereien und Irrlehren hört man wenig mehr. Hauptſächlich hat jedenfalls die Cholera dahin gewirkt, dem wachſenden Verderben Einhalt zu thun."

Däniſch-Weſtindien. Miſſ. Bentien (1) in Emmaus ſchreibt unterm 24. März 1852: „Jetzt unterrichte ich die letzten Heiden, welche hier auf St. Jan leben, für die heil. Taufe. Sie ſind zwölf an der Zahl, meiſt alte Africaner."

Auſtralien. Am 21ſten October 1851 ſind endlich die Miſſionare Täger und Spieſeke (1) an dem Orte ihrer Beſtimmung, am Boga-See, angelangt. Von Mitte Juli bis Anfangs October hatten die Brüder viel durch die naſſe Witterung zu leiden gehabt. Heftige Stürme wehten, ein Regenſchauer folgte dem andern, alle Bäche ſchwollen gewaltig an, und es war daher nicht möglich von der Station des Herrn Campbell, wo ſie ſich befanden, nach dem Boga-See zu gelangen. Vom Anfang Sep-

tember an wohnten ſie 6 engliſche Meilen von dieſer Station in einer Schäferhütte. Neben der Schlafſtätte des Schäfers fand ſich noch ſo viel Platz, daß Br. Täger des Abends ſein Bett aufſchlagen konnte; Br. Spieſeke dagegen übernachtete im Wagen. Hier waren ſie ſechs Wochen hindurch in Erwartung beſſerer Witterung, in welcher Zeit ihre Geduld ſehr geprüft wurde, und als ſie endlich am 16. October aufbrechen konnten, hatten ſie auf ihrer fünftägigen Reiſe mit allerlei Beſchwerden zu kämpfen, indem ſie durch Flüſſe und Sümpfe zu ſetzen hatten, wobei ſie einen Theil ihrer Habſeligkeiten verloren und in durchnäßten Kleidern die Nacht zubringen mußten.

Inſeln der Südſee.

Sandwichsinſeln. (38) Miſſ. Lyons ſagt in ſeinem Bericht von Waimea vom Jahr 1851: „Einige der mir anvertrauten Gemeinden ſind neu erweckt worden, und Bekehrungen haben ſich vervielfältigt. Es ſind 82 in die Gemeinde aufgenommen worden, und etliche 40 ſind zu einer ſpätern Aufnahme im Vorſchlag. Etwa 50 Abgefallene haben ſich wieder herzu gefunden.“ — Ueber den Stand der Bildung im Allgemeinen äußert ſich Miſſ. Lyons, nach einem Aufenthalt daſelbſt von 20 Jahren, ſo: „Die Wildniß iſt zum Fruchtgefilde geworden, ſproſſend und blühend wie die Roſe. Die vormals halbwilden Bewohner wandeln in geſitteter Tracht umher. Die Erziehung hat das Mannesalter erreicht. Schulen blühen unter dem Schutz der einheimiſchen Obrigkeit. Wir haben ein Geſetzbuch, das aus 3 Bänden und etlichen hundert Seiten beſteht. Das Feudalſyſtem hat aufgehört und das gemeine Volk iſt Landeigenthümer geworden. Es iſt ſein eigener Herr und kann ſich ſeine Vertreter wählen, um in der Geſetzgebung ſeine Rechte zu wahren.“ — „Auf dem Gemeindebuch ſind 6500 Mitglieder verzeichnet. Die Wohlthätigkeit hat eine etwas ſyſtematiſchere Form angenommen. Die ganze Bevölkerung iſt aufgerufen worden, einen allgemeinen Mäßigkeitsverein zu bilden, und faſt Jedermann hat ſich darein aufnehmen laſſen.“

Rarotonga. Miſſ. Gill (18) ſchreibt unt. 5. Juni 1852: „Seit Gründung der drei Kirchen dieſer Inſel im Jahr 1833 ſind über 1500 Mitglieder in die Gemeinſchaft aufgenommen worden, von denen die Hälfte im Glauben an Chriſtum geſtorben iſt. Zwiſchen 7 und 800 leben jetzt noch unter uns dem Evangelio würdig und uns zur Freude und Krone. Im letzten Jahr ſind 112 neue Mitglieder aufgenommen worden. Dies ſind Früchte früherer Arbeiten, und in 2 oder 3 Monaten hoffen wir noch eine ſchöne Zahl von denen aufzunehmen, die im letzten Juni und Juli ſich durch öffentliches Bekenntniß dem HErrn ergeben haben.“

Inhalt

des dritten Heftes 1852.

Seite.

Erster Abschnitt. Africa. — Entdeckung der südlichen Spitze dieses Welttheils durch die Portugiesen. — Niederlassung der Holländer auf dem Kapgebiete. — Gestalt des südlichen Küstenlandes. — Das Hottentotten-Volk. — Verschiedene Stämme desselben. — Ihre Lebensweise, Kleidung, Wohnung, Viehzucht, Waffen, Religion. — Sittliche Tugenden ihres ursprünglichen Nationalcharakters. — Fehler desselben. — Sie werden von den Colonisten vom väterlichen Heerde verdrängt. — Buschmänner. — Vertheidigungskrieg der Bauern gegen dieselben. — Ihr jammervoller Zustand. — Lagerstätte und Lebensweise derselben. — Zustand der Hottentotten-Kraals auf der Colonie. — Ihre Knechtschaft. — Das Evangelium als ihr letztes Rettungsmittel aus ihrem Elende 3

Zweiter Abschnitt. Früheste Missionsversuche der holländischen Regierung. — Unfruchtbarkeit derselben. — Absendung des Missionars Schmidt von der Brüdergemeine nach der Capstadt. — Erste Anfänge seiner Arbeiten unter den Hottentotten. — Niederlassung desselben zu Pavianskloof. — Segen seiner Arbeit. — Er wird genöthigt, nach siebenjähriger Arbeit seine Hottentotten-Gemeinde zu verlassen. — Fünfzigjähriger Stillstand der Mission in Süd-Africa. — Wiederanfang derselben von Seiten der Brüdergemeine. — Niederlassung von drei mährischen Missionarien zu Pavianskloof. — Schnelles Wachsthum des Christenthums unter den Hottentotten. — Feindseliges Benehmen der holländischen Bauern gegen die Mission. — Die Gemeinde zu Pavianskloof wird von denselben auseinandergesprengt. — Eroberung der Capstadt durch die Engländer 18

Dritter Abschnitt. Die Mission begünstigt von der brittischen Regierung. — Gedeihlicher Zustand derselben. — Vergeblicher Widerstand der Bauern. — Aeußerlicher Wohlstand von Pavianskloof. — Barrow's Zeugniß. — Die Kirche erweitert. — Ankunft neuer Missionare. — Ansteckende Krankheit. — Theurung. — Feindseligkeit der Bauern. — Die Capcolonie den Holländern zurückgegeben 35

Vierter Abschnitt. — Die Buschmänner. — Anfang der Missionsarbeiten der Londoner Missionsgesellschaft. — Van der Kemp und Kicherer. — Ihre Ankunft in der Hauptstadt. — Ansuchen einiger Häuptlinge der Buschmänner um Unter-

Seite.

richt. — Kicherer's Reise nach dem Zackflusse. — Aufrichtung einer Missionsstation daselbst. — Schwerer Anfang. — Segen der Missionspredigt. — Reise nach der Capstadt. — Bekehrung des Hottentotten John. — Sein Sohn Cornelius. — Errettungen aus Gefahren. — Lebensunterhalt der Missionare . 45

Fünfter Abschnitt. — Die Korannas. — Kurze Nachricht vom Koranna-Stamme. — Sein Verlangen nach Missionaren. — Missionar Anderson läßt sich am Orangeflusse nieder. — Gefahren der Reise. — Africaner. — Seine Grausamkeit. — Auch Missionar Kicherer begibt sich dorthin. — Gesegnete Wirksamkeit unter den Korannas. — Ein Betrüger in der Wüste. — Kicherer's Rückkehr zum Zackflusse. — Seine gefahrvolle Lage in der Wüste. — Beginn einer Niederlassung unter den Hottentotten am Zackflusse. — Wachsthum der Gemeinden. — Kicherer's Reise nach England und Holland 56

Sechster Abschnitt. — Die Kaffern. — Das Kafferland. — Beschreibung der Kaffern und ihrer Gewohnheiten. — Die Missionare Van der Kemp und Edmond ziehen dorthin. — Ihre Unterhandlungen mit dem Kaffernkönig Geika. — Niederlassung am Keiskammaflusse. — Missionar Edmond zieht nach der Colonie zurück. — Gefahrvolle Lage Van der Kemp's. — Seine Arbeiten im Kaffernlande. — Rückzug desselben nach Graaf Reinet. — Zusammentreffen mit den Missionaren Van der Lingen und Read 67

Siebenter Abschnitt. Die Arbeiten der Missionare zu Graaf Reinet. — Empörung der Bauern wegen des Unterrichts der Hottentotten. — Graaf Reinet von denselben belagert. — Van der Kemp's Vermittlung. — Seine Zusammenkunft mit Geika. — Neuer Angriff der Bauern auf Graaf Reinet. — Plan einer neuen Niederlassung in der Algoa-Bay. — Van der Kemp's Wiederabzug dorthin. — Gedeihen ihrer Arbeit. — Gefährliche Lage der Niederlassung. — Uebergabe der Colonie an die Holländer 88

Achter Abschnitt. Uebergabe der Capcolonie an die holländische Regierung. — Neue Hoffnung der Colonisten für die Unterdrückung der Mission. — Van der Kemp's Ansiedlung zu Bethelsdorf. — Seine freundlichen Verhältnisse zum holländischen Statthalter. — Aufblühen von Gnadenthal. — Lichtenstein's Besuch daselbst. — Zustand von Bethelsdorf. — Schwierigkeiten dieser Niederlassung. — Besuch des General-Commissärs an dieser Stelle. — Die Capcolonie von einer englischen Flotte bedroht. — Aufrichtung eines Hottentottencorps. — Missionar Korhammer als Feldprediger unter denselben angestellt. —

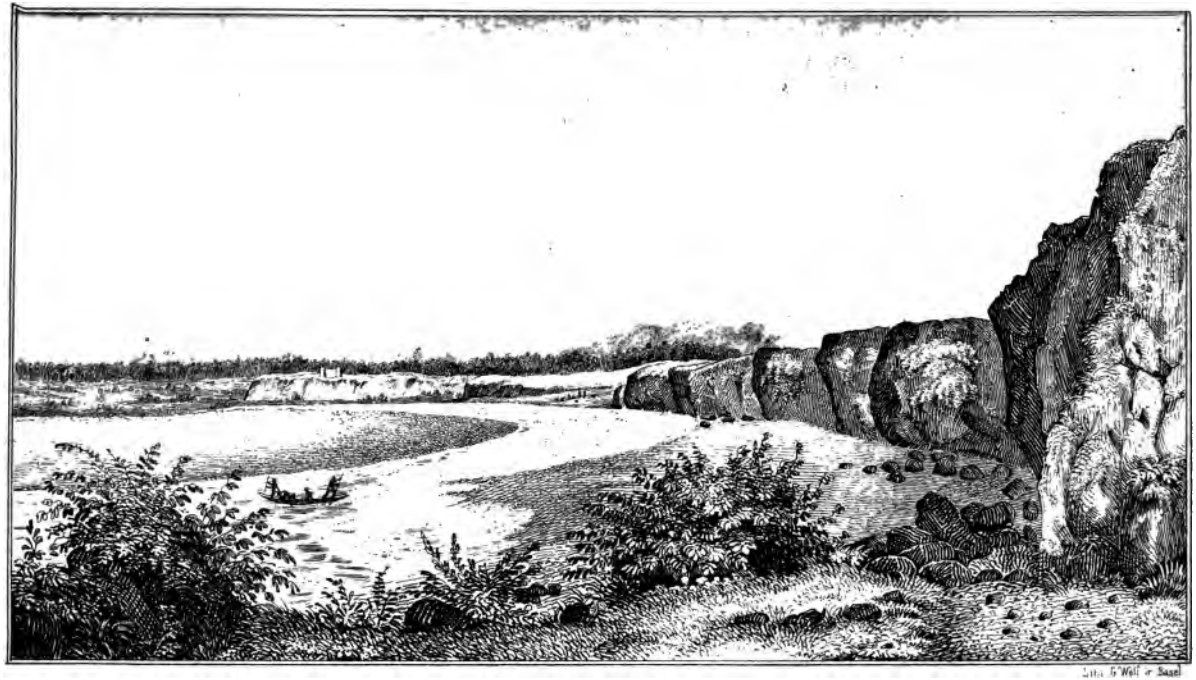
Seite.

Feindſelige Maaßregeln der Regierung gegen die Miſſion. — Zurückkunft des Miſſionar Kicherer. — Sein Beſuch am Zackfluſſe. — Anſtellung deſſelben als Prediger zu Graaf Reinet . 99

Neunter Abſchnitt. — Die Koranna's und die öſtliche Miſſion. — Miſſionar Anderſon's Arbeiten unter denſelben. — Sein Miſſionsſprengel am Warmbad. — Lage deſſelben. — Anſteckende Krankheit. — Beſuch des General-Commiſſärs De Mist und Dr. Lichtenſtein's am Warmbade. — Zeugniß des Letztern über den Zuſtand dieſer Miſſionscolonie. — Anderſon von ſeiner geſegneten Arbeit hinweg nach der Capſtadt gerufen. — Bethelsdorf. — Wachsthum der dortigen Gemeinde. — Ankunft neuer Miſſionare daſelbſt. — Dr. Van der Kemp und Miſſionar Read nach der Capſtadt gerufen. — Frau Schmid daſelbſt. — Ihre Verdienſte um die Miſſion. — Hoffnungsloſe Lage Van der Kemp's. — Die Capſtadt von der engliſchen Flotte eingenommen. — Rückkehr der beiden Miſſionare nach Bethelsdorf. — Bildung von Nationalgehülfen. — Fortdauer der Bedrückung. — Van der Kemp's Vorſtellung an die Behörden. — Wird deshalb nach der Capſtadt berufen. — Sein Tod. — Einige Züge aus Van der Kemp's Charakter 113

Zehnter Abſchnitt. Allgemeiner Ueberblick der evangeliſchen Miſſionsſtellen unter den Hottentotten-Stämmen der Cap-Colonie im Anfang des Jahres 1836 130

Elfter Abſchnitt. Freeman's Reiſe nach Süd-Africa. — Capſtadt und Dr. Philip. — Gnadenthal, Swellendam und Zuurbrak. — Pacaltsdorp, George und Dyffelsdorp. — Die Umgeſtaltungen. — Oudshorn und Avontuur. — Bekehrung des Kaffern Genote. — Hankey und die Ueberſchwemmungsnoth. — Das neue Leben. — Bethelsdorf und Port Eliſabeth. — Die Fingu's. — Clarkſon. — Lebensregungen aus Bethelsdorf. — Uitenhagen. — Theopolis. — Grahamstown, die öſtliche Hauptſtadt. — Die Grenzverhältniſſe mit den Kaffern. — Die neuen Gebiete. — Fort Beaufort. — Knapp's Hoffnung. — King William's-Town. — Die Wesleyanerſtationen. — Die ſchottiſchen Arbeiten. — Peelton. — Die junge Kafferin. — Die Berliner Station Bethel. — Freemanton. — Der Häuptling Madur. — Beſuch der Häuptlinge. — Der Fitcani-Krieger. — Löwengeſchichte. — Die Brüdergemeinde Siloh. — Die Niederlaſſungen am Capfluſſe. — Cradock, Somerſet und Graaf Reinet. — Colesberg und Philippolis . 151



DIE RHEDE VON CANNANUR
von der Nordseite

Jahrgang
1852.
Viertes Quartalheft.

Sieben und dreißigster

Jahresbericht

der

evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel.

(Mit einer Ansicht der Rhede von Cannanur und einem Grundriß von Akropong.)

Vorwort.

Wir sind bei der Bearbeitung unseres Jahresberichtes dieß Mal von unserer alten Regel, die Geschichte unserer verschiedenen Missionen nur bis zum letzten December des vergangenen Jahres mitzutheilen, die Geschichte unserer heimathlichen Verhältnisse dagegen bis zum 1. Juli des laufenden Jahres herab zu führen, abgegangen. Wir haben die Geschichte unserer Stationen gleichfalls bis zum 1. Juli 1852 verfolgt, um die Hauptresultate der ostindischen Visitationsreise des Inspektors Josenhans schon in diesem Jahresbericht mittheilen zu können, und den Bericht über dieselbe nicht in zwei Jahresberichten getheilt erscheinen lassen zu müssen. Der Natur der Sache nach muß sich der Reisende nun aber vorbehalten, die eingehendere Beschreibung seiner Wanderungen in Indien und die ausführlichere Darstellung unseres Missionswerkes in jenem Lande unsern Freunden in einem späteren Hefte des

Miſſions-Magazins vorzulegen. Wir hoffen auf dieſe Weiſe den Erwartungen unſerer Leſer am beſten zu entſprechen, die ohne Zweifel ſchon jetzt etwas Näheres über die Ergebniſſe dieſer Viſitation zu erfahren wünſchen, dabei aber doch auf die Mittheilung einer ausführlichen Schilderung ſeiner Erlebniſſe und Arbeiten nicht gerne verzichten würden.

Einleitung.

Wenn wir, von Europa kommend, im Tulu-Land oder in Malabar landen, fällt uns alsbald der Wald von Cocos-Palmen in die Augen, der den Sand der Meeresküſte bedeckt. Wer von oben herab dort beim Leuchtthurm in Mangalur oder auf der Höhe von Nettur, auf der das Miſſionshaus von Tellitſcherry ſteht, das erſte Mal auf dieſen Wald herniederſchaut, den erfüllt dieſer Anblick gewiß mit herzlichem Entzücken. Er bietet aber nicht blos dem Auge mancherlei Reize dar, er iſt auch der Reichthum des Landes. Ohne die Cocos-Palme könnte das Volk dieſes Landes nicht beſtehen. Und doch, wenn man dieſe Zierde und Segensquelle des Landes näher betrachtet, was findet man? Im tiefen, unfruchtbaren, gelben Sand des Meeresufers, in welchem weit und breit kein Grashalm zu ſehen iſt, iſt dieſer Baum gepflanzt, und je weiter hinein ins Land und je höher hinauf an den Bergen, deſto ſeltener iſt dieſe Palme zu finden, deſto weniger will ſie gedeihen. Der Palmenwald erliest ſich das Meer zum unzertrennlichen Begleiter; denn ihm verdankt er ſeine Herrlichkeit und Fruchtbarkeit. Die mit Salz gewürzte Meeresluft iſt das Lebens-Element der Cocos-Palme. Außer ihr bedarf ſie nur der fleißigen Hand des Gärtners, der ihr in der Zeit ihrer Jugend täglich Waſſer ſpendet.

Wie der Palmenwald an der Meeresküſte unſeres oſtindiſchen Miſſionsgebietes, ſo iſt nun aber die Miſſion ſelbſt.

Sie steht auf dürrem, unfruchtbarem Grund. Wem ist der Boden des natürlichen Menschenherzens besser zu vergleichen als der Sandebene dort an der ostindischen Meeresküste? Im tiefen, öden Sande, unter der Gluth der heißen Mittagssonne, pflanzt, begießt und erndtet, wer auf dem Felde der Mission zu arbeiten berufen ist. Und dennoch welch ein hehrer Bau ist demungeachtet das Werk der Mission! — Mächtig wie der Lebenstrieb der hoch aufstrebenden Cocos-Palme wirkt der Trieb des Geistes in der Mission. Wie das Blätterdach des Palmenwaldes, von jedem Hauch bewegt, fast unaufhörlich in Bewegung ist und im Windeswehen wie ein wogendes Meer seine grünen Wellen frisch und glänzend in die Ferne sendet, so ist auch im Heiligthum der Mission, wenn gleich verborgen, ein beständiges Weben und Schaffen und Gestalten unsichtbarer Kräfte zu bemerken, und setzen sich die Wellen ihres frischen Lebens, obwohl still und meist geräuschlos, doch hehr und gewaltig bis zu den fernsten Küsten der Erde fort.

Wie der Hindu unter diesem Dach der Palme Schutz findet gegen den Brand der Sonne seines Landes, so finden unter dem Dach der Mission die Heidenvölker eine stille Friedensstätte! Wie sich die Frucht der Palme in reicher Fülle Jahr aus Jahr ein um ihre Krone lagert, so bringt der Baum der Mission jeden Monat seine Frucht reichlich, mannigfaltig, süß und köstlich. Wie die Palme von der Wurzel bis zur Krone Stück für Stück und Glied für Glied nützlich sich erweist, so ist auch die Mission, von welcher Seite Du sie betrachten willst, ein Segen für die Welt.

Aber auch sie gedeiht nur in der Tiefe der Demuth und der Leiden, nicht auf den Höhen des Selbstruhms und des Glücks. Auch sie bedarf der treusten Pflege, vieler fleißiger Hände, die Wasser schöpfen aus den Lebensbrunnen und dieß alle Tage herzutragen, um ihre Lebenswurzeln, die im heißen, dürren Sande stehen, beständig zu erfrischen. Auch der Baum der Mission bedarf der Nähe eines Meeres, das ihm Kühlung bringt und mit seinem Salze seine sprudelnden Säfte würzt. Es ist das Meer der Gnade, an

deſſen Ufern die Miſſion gepflanzt iſt; es iſt das Meer der Liebe, die uns täglich und ſtündlich mit ſeinem Troſt erfüllt, die allein uns Stärke und Freudigkeit verleiht; es iſt das Meer der Wahrheit und Heiligkeit, aus welchem alle Reinigung von Sünden, alle Erneuerung und Wiedergeburt der Einzelnen und der Völker, alle Läuterung und Verklärung unſeres Lebens fließt.

Gelobt ſey Gott, daß auch wir in Baſel mit unſerer Miſſion an den Ufern dieſes Meeres der ewigen Gnade gepflanzet ſind! Auch unſere Miſſion iſt aus dürrem Erdreich aufgeſproßt; noch iſt der Boden, auf dem ſie ſteht, kein anderer geworden, als er von jeher war, und ſo wird es bleiben, bis eine neue Zeit anbricht im Reiche Gottes. Darum können wir noch nicht ſagen, die Pflanzung unſerer Miſſion ſey dem Bedürfniß täglicher Begießung, ſorgſamer Pflege, bereits entwachſen. Wenn uns auch da und dort an einer fruchtbaren Stelle ein Erndtetag bereitet wird, die Erndte im Großen iſt noch nicht gekommen. Dagegen gedeiht der Palmenwald dennoch ſichtbar. Das Meer ſpendet ſein heilſames Salz, und die Gnadenlüfte wehen uns — zum Ruhm des HErrn ſey es geſagt — in Wahrheit Leben und Gedeihen zu. Davon iſt das Zeuge, was wir im verfloſſenen Geſellſchafts-Jahr erfahren haben und nicht blos hören, ſondern auch mit eigenen Augen ſehen durften.

Das verfloſſene Jahr iſt in mehrfacher Beziehung vor manchem andern ausgezeichnet geweſen. Wir möchten es der Morgenſtunde vergleichen, wo in unſerm Indien (denn auch wir haben ein Indien, das wir unſer nennen dürfen) der Seewind beginnt. In unſerm Indien ſind die Morgenſtunden oft die drückendſten. Da gerade wird die Hitze Manchem am gefährlichſten. Um 10 Uhr dagegen beginnt der Seewind, der den Tag hindurch fortdauert und ſo weit er reicht, überall die Hitze des Tages mildert. Einen ähnlichen Wendepunkt ſoll in unſerm Miſſionsleben, wie wir hoffen, das verfloſſene Jahr bezeichnen. Die heißen Morgenſtunden, hoffen wir, ſeyen zurückgelegt und ein friſcher Gnadenhauch begleite uns nun während der übrigen Zeit

unſeres Arbeitstages. Noch kommt der Mittag erſt; dies dürfen wir nicht vergeſſen; aber wir werden Seewind haben, der uns immer die nöthige Erfriſchung bringt; dieſe Zuverſicht haben wir.

Und der HErr, der im verfloſſenen Jahr ſein Verheißungswort ſo treulich an uns erfüllte, wird unſere Hoffnung nicht zu Schanden werden laſſen.

I.

In den heimathlichen Kreiſen hat unſrer Geſellſchaft das verfloſſene Jahr eigenthümlich ſchwere Prüfungen gebracht, aber auch auf merkwürdige Weiſe die Freundlichkeit und Treue des HErrn verſiegelt.

Mußte ſchon der letzte Bericht mit Wehmuth erwähnen, daß den alten, in langer Erfahrung geübten Mitgliedern der Committee durch körperliche Leiden die gewohnte Tüchtigkeit der Mitwirkung erſchwert worden ſey, ſo ſchien bei Hrn. Rathsherrn Socin im Winter und bei Hrn. Ryhiner-Chriſt im Frühling dieſes Jahres der Abſchied von dem irdiſchen Tagewerk in unmittelbarer Nähe zu ſeyn. Zur gleichen Zeit wurde Hr. Candidat Oſtertag und Hr. Pfarrer Geß, ſpäter Hr. Architekt Riggenbach von längerer Krankheit befallen. Die Zahl der in den Sitzungen Anweſenden ſchmolz mehrere Male nahe zuſammen. Aber dem HErrn ſey Dank! — Hr. Rathsherr Socin hat gegen alle Erwartung nicht blos ſich erholt, ſondern ſogar vermocht, der langen Reihe ſeiner umfangreichen, mühevollen Jahresrechnungen auch die diesmalige mit eigener Hand beizufügen; Hr. Ryhiner-Chriſt kann wiederum regelmäßig in die Sitzungen kommen; die drei übrigen Erkrankten ſind ganz oder doch im Weſentlichen wieder hergeſtellt, und außerdem hat Hr. Pfarrer Reſpinger

an der St. Leonhardskirche und Hr. Fabrikant Carl Sarasin Freudigkeit gewonnen, in die Reihe der Committeemitglieder einzutreten.

Kaum vor diesen Heimsuchungen mit Krankheitsnoth war es, daß die Committee in ein finanzielles Gedränge kam, wie noch nie zuvor, seit unsere Gesellschaft besteht. Nicht daß wir von einem offenbaren Abfall früherer Freunde oder von sichtbarer Ermattung ihrer thätigen Liebe zu sagen hätten; vielmehr könnten wir von manchen Orten glaubensvolle, mächtig ermunternde Werke der Liebe nennen; aber schon im vorigen Jahre hatte nur ein beträchtliches Vermächtniß das Gleichgewicht zwischen unsern Einnahmen und Ausgaben hergestellt. Die Revolutionsjahre, die Mittelmäßigkeit mehrerer Ernten, das schreiende leibliche und geistige Elend von Tausenden in der Heimath, sind Umstände, welche auf das Herbeifließen der Missionsbeiträge nicht ohne Einfluß seyn konnten. So kam es, daß in den letzten Jahren unsere Einnahmen hinter frühern Jahren zurückblieben, während wir Gottlob in jedem Jahre unsere Ausgaben steigen sehen. Es wäre ja ein trauriges Zeichen, wenn es sich anders verhielte. Je mehr Saaten, desto mehr Arbeiter. Je mehr Ernte, desto mehr Schnitter. Je mehr erweckte, also aus der Kaste verstoßene, alles Erwerbes beraubte Hindus, desto mehr unabweisbare Verpflichtung, diesen neuen Brüdern die Möglichkeit zu verschaffen, daß sie auf neue Weise im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen. Die Committee mußte ein Anlehen von 55,000 franz. Franken aufnehmen und dafür das Missionshaus zum Pfande geben. Der Blick auf die Zeitumstände war geeignet, den Ernst dieser Sache noch mehr zu erhöhen. Die politischen Verhältnisse waren durch die bekannten Dezembervorgänge in Frankreich neuerdings in Frage gestellt. In einem Theile der Schweiz, besonders aber in Württemberg, steigerte sich die Noth der ärmern Klasse zu einer Höhe, wie seit lange nicht. Gleichwohl beschloß die Committee eben in jenen Wochen den Zögling Winnes aus Staffort im Badischen als dritten Missionar nach China zu senden, weil die Noth-

wendigkeit der Jahre langen Einſamkeit Miſſionar Lechler's ein Ende zu machen, klar vor Augen lag. Und dem HErrn ſey Dank: Er hat unſere Hoffnung nicht beſchämt. Unſere Wege ſind etwas lichter geworden. In Baſel ſelbſt, in Genf und in anderen Gegenden der Schweiz, Deutſchlands, des Elſaſſes u. ſ. w., haben treue Freunde unſere Noth zu Herzen genommen und durch beſondere Gaben einen Theil der Schuld getilgt.*) Wir trauen dem HErrn zu, daß Er auch des anderen Theiles gedenken werde.

Zu beſonderm Danke ſind wir Ihm aber unter dieſen Umſtänden dafür verpflichtet, daß Er uns im Laufe des Jahres neue Hülfsvereine zugeführt. 1) In Straßburg hat die evangeliſche Geſellſchaft beſchloſſen, künftig neben dem Werke der Pariſer Miſſionsgeſellſchaft auch das unſrige mit ihren Gaben zu bedenken. 2) In Genf hat ſich die Zahl unſerer Freunde durch Bildung eines eigenen Hülfsvereins für die Basler China-Miſſion vermehrt. 3) Für denſelben Zweig unſerer Arbeit haben wir von einem in London conſtituirten chineſiſchen Miſſionsverein Unterſtützung erhalten. 4) Aus Preußen haben ſich früher mit Berlin verbundene Freunde, durch die veränderte Richtung der Berliner Miſſionsgeſellſchaft genöthigt, mit ihren Miſſionsunterſtützungen uns zugewendet. Unſere ruſſiſchen, ſchwediſchen und amerikaniſchen Freunde haben ihre Beihülfe für unſer Werk fortgeſetzt.

Das Miſſionshaus ſah im Anfange des Septembers ſeinen Hausvater, Inſpektor Joſenhans, für drei Vierteljahre nach Indien ziehn. Als 5 Monate hernach zwei der Lehrer, Herr Pfarrer Geß und bald darauf Herr Candidat Oſtertag erkrankten, ſo trat für die Zöglinge eine ziemliche Verwaiſung und in Betreff des Unterrichts ein großes Gedränge ein. Wir haben Herrn Theol. Profeſſor Auberle für die Freundlichkeit zu danken, mit welcher er während dieſer Zeit die im theologiſchen Studium befindlichen Zöglinge

*) Am 1. Oktober waren 25,000 fr. Frank. an der contrahirten Huld heimbezahlt.

an ſeiner Altteſtamentlichen Vorleſung Theil nehmen ließ, wie uns Herr Profeſſor Hagenbach hinſichtlich der Kirchengeſchichte ſchon ſeit einer Reihe von Jahren dieſelbe Güte erweist. Mit beſonderer Freude aber dürfen wir den ſämmtlichen Zöglingen des Miſſionshauſes das Zeugniß geben, daß ſie der Committee und den Lehrern die Zeit des Gedränges durch den Ernſt ihres Wandels und ihrer Arbeit weſentlich erleichtert haben. In der Mitte des Juni kehrte der Inſpector, Gott ſey Dank, wohlbehalten zurück. Und wie der Glaube, mit welchem die Committee ihn ſendete, bereits gekrönt worden iſt, ſo ſoll, dies hoffen wir, dieſe oſtindiſche Reiſe, wie für unſer ganzes Werk, ſo auch für die Erziehung und Ausbildung der Zöglinge nicht ohne mancherlei geſegnete Nachwirkung bleiben. Dagegen iſt leider Herr Candidat Oſtertag durch ſeinen noch immer nicht ganz gekräftigten Geſundheitszuſtand genöthigt worden, ſeine Lehrthätigkeit nach 15-jährigem lebendigem Wirken bis auf Weiteres einzuſtellen, ſo daß ſich die übrigen Lehrer in ſeine Fächer (Religionslehre für die Zöglinge der Voranſtalt, bibliſche Geſchichte und Weltgeſchichte ꝛc.) haben theilen müſſen.

Aus der Voranſtalt mußten im Laufe dieſes Jahres drei Zöglinge entlaſſen werden, aus dem Miſſionshauſe Einer. Die Urſache lag aber, Gott ſey Dank, bei keinem in Mißverhalten, ſondern bei Einem in Krankheit, bei Dreien in Mangel an Gaben. Die Committee erkennt es je länger je mehr als Pflicht gegen die Brüder ſelbſt und gegen das ihr anvertraute Werk, wo nicht entſchieden die nöthigen Gaben der Natur und des Geiſtes vorhanden ſind, ohne Verzug die Entlaſſung anzuordnen, weil ſie immer klarer erkennt, daß zum Miſſionsberuf mehr als nur gewöhnliche Tüchtigkeit erforderlich iſt. Ein weiterer Zögling der Voranſtalt, Mühle aus Schleſien, wurde der hieſigen Geſellſchaft von Freunden Iſraels übergeben, weil er überzeugt iſt, daß ſeine Berufung auf Iſrael gehe.

Außer den vier Brüdern, deren Abgang nach Indien zugleich mit dem Inſpector ſchon im vorigen Jahresbericht erwähnt worden iſt, wurde auf unſere eigenen Miſſions-

stationen im Laufe des Jahres 51/52 nur der oben erwähnte Zögling, Bruder Winnes, abgesendet. Er ist im Mai in Hongkong angekommen, aber leider wegen eines unterdessen von dem chinesischen Statthalter des Distriktes Tiotschio (Provinz Quantung) gegen die Mission erlassenen Ediktes bis jetzt verhindert gewesen, das eigentliche Ziel seiner Reise zu erreichen, daher er sich vorerst in Hongkong mit dem Studium der chinesischen Sprache beschäftigt. Dagegen sollen im Dezember 1852 zwei unserer Brüder auf unsere westafricanischen Stationen gehen: Christaller aus Winnenden (Württemberg), um die von H. N. Riis begonnene sprachliche Arbeit an Ort und Stelle fortzusetzen, insbesondere seiner Zeit biblische Bücher zu übersetzen; Steinhauser aus Langenwinkel (Baden), um die Arbeitslast der drei Brüder in Ussu zu erleichtern.

Mit dem im vorigen Berichte erwähnten Bruder W. Däuble ging auch Johannes Menge aus Hanau im vorigen Spätjahr auf die Bremer Missionsstation Peki in West-Africa ab; es hat aber dem HErrn gefallen, denselben bereits im April dieses Jahres am Klimafieber aus dieser Zeit abzurufen. Auch Däuble's Gesundheit ist ziemlich angegriffen. In Folge dessen sollen in kurzer Zeit unsere Zöglinge J. W. Brutschin aus Gersbach (Baden) und Friedr. Plessing aus Markgröningen (Württemberg) zur Verstärkung nach Peki ziehen.

In den Dienst der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft sind im Laufe dieses Sommers drei Brüder übergeben worden: G. Fr. Gerst aus Eßlingen, J. G. Kefer aus Winterbach und A. Mafer aus Schlaitdorf in Württemberg. Sie werden im November dieses Jahres mit dem aus Africa auf Besuch zurückgekommenen Bruder Hinderer nach dem Joruba-Lande abgehen, ohne zuvor die Ordination in London erhalten zu haben.

Nach Nord-America gingen im Laufe des letzten Jahres, außer dem im vorigen Berichte erwähnten Gantenbein, noch zwei andere Brüder ab: Julius Ehrhart aus Heidenheim (Württemberg) nach Saginaw-City, Staat Mi-

chigan und Andreas Irion aus Thuningen (Württemberg). Nachdem nämlich der letztere lange vergeblich auf seine Bestätigung Seitens der kaiserlich-russischen Regierung für die Pfarrei Elisabeththal bei Tiflis gewartet hatte, so bekamen wir endlich die Eröffnung, daß kein Schweizer und kein auf schweizerischen Anstalten gebildeter Mann künftighin in Rußland könne zugelassen werden. Diese Nachricht hat uns nicht blos wegen Bruder Irion leid gethan, dem seine Gesundheit die Versetzung in ein tropisches Klima nicht gestattet, während wir zu seiner Reife und Umsicht die Zuversicht haben durften, daß er für die Elisabeththaler Gemeinde ein tüchtiger Diener seyn werde, sondern was uns besonders schmerzt, ist dies, daß wir demnach die seit Jahrzehnten mannigfach gesegnete Verbindung unseres Hauses mit den deutschen Gemeinden am Kaukasus, dem schwarzen Meere und der Wolga, wonach deren Seelsorger meist aus unserer Anstalt hervorgingen, künftighin werden geschmälert sehen.

In jetzigem Augenblicke sind im Missionshause 36, in der Voranstalt 23 Zöglinge: 16 der Letzteren sind diesen Sommer neu aufgenommen worden. Von diesen neu eingetretenen Brüdern sind 5 aus der Schweiz, 6 aus Württemberg, 2 aus Baden, 1 aus Baiern, 1 aus Nassau, 1 aus Hannover.

Die Lehrfächer, in welchen jetzt gerade und für das ganze Anstaltsjahr 1852/53 die Zöglinge unserer Anstalt Unterricht empfangen, sind folgende:

I. Missionsanstalt.

Lehrgegenstände.	Lehrer.	Hörende Classen.
A. Theologische Fächer.		
a) praktische Theologie.		
Predigtübung mit prakt. Schrifterklärung	Inspector Josenhans	Classe I—III.
Katechetische Uebungen	Pfarrer Geß	Cl. I—III.
Missions-Wissenschaft	Inspektor Josenhans	Cl. I u. II.

Lehrgegenstände.	Lehrer.	Hörende Classen.
b) wissenschaftliche Theologie.		
Kirchengeschichte	Prof. Dr. Hagenbach	Classe II.
Vergleich. der Bekenntnisse der verschiedenen christl. Kirchen. (Allg. Symbolik.)	Pfarrer Geß	Cl. I—III.
Neutestamentliche Exegese Evang. Johannis	„ „	Cl. I—III.
Alttestamentliche Exegese Jesaias	„ „	Cl. I u. II.
c) vorbereitende Fächer.		
Bibel-Analyse	Candidat Mörike	Cl. IV.
Uebungen im Predigt-Vortrag	Candidat Günzler	Cl. IV.
B. Philologische Fächer.		
a) Latein.		
Libri symbolici	Pfarrer LeGrand	Cl. III.
Lateinische Schriftsteller	Candidat Mörike	Cl. IV.
Lateinische Syntax und Composition	Candidat Günzler	Cl. IV.
b) Griechisch.		
Plato und cursor. Lect. des N. T.	Candidat Günzler	Cl. III.
Griech. Grammatik	„ „	Cl. IV.
c) Hebräisch.		
Formenlehre. Exp. und Comp.	Candidat Mörike.	Cl. III.
d) Englische Sprache	Sprachlehrer Mosley Sprachlehrer Hoff	Cl. I. Cl. II.
C. Realien.		
Medizin	Prof. Dr. Streckeisen	Cl. I.
Weltgeschichte	Candidat Mörike	Cl. III u. IV.
Geographie	Candidat Günzler	Cl. III u. IV.
D. Künste.		
Gesang	Dr. Hauschild	Cl. I—IV.
Violin	Kapellmeister Lutz	Cl. I—IV.
Zeichnen	Candidat Günzler	Cl. III u. IV.

II. Voranstalt.

Lehrgegenstände.	Lehrer.	Hörende Classen.
Religionslehre	Inspector Josenhans	Cl. I u. II.
Bibellectüre	Hausvater Kolb	Cl. I u. II.
Biblische Geschichte	Lehrer Eppler	Cl. I u. II.
Uebung im Schulhalten unter Aufsicht Schullehrer Bubeck's in der Klingenthalschule.		
Lateinische Formenlehre	Hausvater Kolb	Cl. I u. II.
Deutsche Sprache	Lehrer Eppler	Cl. I u. II.
Leseübungen	" "	Cl. I u. II.
Orthographie	" "	Cl. II.
Kalligraphie	" "	Cl. II.
Geographie	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Geometrie	Real-Lehrer Schäublin	Cl. I.
Arithmetik	" " "	Cl. II.
Gesang	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Violin	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Klavier	Hausvater Kolb	Cl. I.
Zeichnen	Lehrer Eppler	Cl. I. u. II.

Von den aus der Heidenwelt in die Heimath zurückgekehrten Brüdern konnte Missionar Widmann mit seiner Gattin im vorigen Winter wieder nach Akropong ziehen; Missionar Layer mit seiner Frau dagegen, obwohl sehnlich seine Rückkehr nach Indien wünschend, schien der Committee noch nicht so weit in seiner Gesundheit gekräftigt, um dieses Unternehmen wagen zu dürfen. Missionar H. N. Riis hat im Genusse ordentlicher Gesundheit Sprachlehre und Wörterbuch der Odschi Sprache zu Ende gebracht. Von Missionsprediger Zaremba, der während der Abwesenheit des Inspectors theilweise die Hausvaterstelle versah, hat nach der Rückkehr des Letztern noch im September eine längere Reise zu den Elsässer Missionsfreunden angetreten.

II.

Unſere Arbeit in den drei verſchiedenen Heidenländern, welche unſere Geſellſchaft in Angriff genommen hat, iſt im verfloſſenen Jahre mit Ausnahme der Station Jamtſao in China, ohne Störung vorangeſchritten. Ja ſie iſt uns abermals unter den Händen gewachſen. Der Stand der Dinge auf unſern verſchiedenen Miſſionsſtationen iſt, was den Geiſt, in welchem gearbeitet wird, die Ordnung, in welcher die Adminiſtration ſich befindet und die Eintracht der Miſſionare unter ſich betrifft, im Ganzen ein vollkommen befriedigender. Die Erfolge unſrer Arbeit ſind auf allen unſern Stationen, nicht Eine ausgenommen, ſo ermuthigend, daß wir uns aufgefordert ſehen müſſen, mit Freudigkeit vorwärts zu gehen. Das Werk im Ganzen iſt zu einem ſtattlichen Baume erwachſen. Vergleichen wir es freilich mit dem, was von den evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaften Großbritanniens und Nordamericas, oder andrerſeits von der römiſchen Propaganda geſchehen iſt und noch geſchieht, ſo kommt es kaum in Betracht. An ſich betrachtet dagegen und von unſerm Standpunkt aus angeſehen, iſt es in Wahrheit groß und bedeutend zu nennen. Wir können dies im beſondern von unſrer oſtindiſchen Miſſion bezeugen, deren Umfang und Einfluß uns durch die Acten der erſten Viſitation unſrer oſtindiſchen Stationen ſo vollſtändig und klar vor Augen gerückt iſt, wie noch nie. Man hat uns bisweilen in dem Verdacht der Großſprecherei und Ruhmredigkeit. Man wird auch dieſe Aeußerungen in dem eben bezeichneten Sinne deuten. Nichtsdeſtoweniger wird, was Thatſache iſt, unangefochten ſtehen bleiben müſſen, und es iſt um ſo nöthiger, daß die Reſultate der Miſſion in ihrer wahren Bedeutung erkannt werden, da es Stimmen genug gibt, welche dieſelben in Zweifel ziehen und verkleinern, und auch der Muth und die Freudigkeit der Gläubigen oft ſo tief herunter ſinkt. Dieſen äußern und innern Feinden gegenüber müſſen wir uns *deſſen bewußt* bleiben, daß wir trotz aller Schwachheit und

II. Voranstalt.

Lehrgegenstände.	Lehrer.	Hörende Classen.
Religionslehre	Inspector Josenhans	Cl. I u. II.
Bibellectüre	Hausvater Kolb	Cl. I u. II.
Biblische Geschichte	Lehrer Eppler	Cl. I u. II.
Uebung im Schulhalten unter Aufsicht Schullehrer Bubeck's in der Klingenthalschule.		
Lateinische Formenlehre	Hausvater Kolb	Cl. I u. II.
Deutsche Sprache	Lehrer Eppler	Cl. I u. II.
Leseübungen	" "	Cl. I u. II.
Orthographie	" "	Cl. II.
Kalligraphie	" "	Cl. II.
Geographie	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Geometrie	Real-Lehrer Schäublin	Cl. I.
Arithmetik	" " "	Cl. II.
Gesang	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Violin	Hausvater Kolb	Cl. I.
	Lehrer Eppler	Cl. II.
Klavier	Hausvater Kolb	Cl. I.
Zeichnen	Lehrer Eppler	Cl. I. u. II.

Von den aus der Heidenwelt in die Heimath zurückgekehrten Brüdern konnte Missionar Widmann mit seiner Gattin im vorigen Winter wieder nach Akropong ziehen; Missionar Layer mit seiner Frau dagegen, obwohl sehnlich seine Rückkehr nach Indien wünschend, schien der Committee noch nicht so weit in seiner Gesundheit gekräftigt, um dieses Unternehmen wagen zu dürfen. Missionar H. N. Riis hat im Genusse ordentlicher Gesundheit Sprachlehre und Wörterbuch der Odschi Sprache zu Ende gebracht. Von Missionsprediger Zaremba, der während der Abwesenheit des Inspectors theilweise die Hausvaterstelle versah, hat nach der Rückkehr des Letztern noch im September eine längere Reise zu den Elsässer Missionsfreunden angetreten.

die Miſſionare Bührer und Lehmann an der Stadtgemeinde Mangalur ſtationirt. Miſſionar Bührer war aber durch heftige und langwierige Dyſenterie ſchon im Jahr 1850 genöthigt worden, die Station zu verlaſſen und auf den blauen Bergen ſeine Geneſung zu ſuchen. Erſt im Spätjahr 1851 konnte er nach Mangalur zurückkehren. Zum Preiſe des HErrn hält ſeine Geſundheit nun wieder vollkommen Stand. Miſſ. Lehmann wurde im Spätjahr 1851 von einer Gefahr drohenden Lungenkrankheit befallen, iſt jedoch von derſelben wieder vollſtändig geneſen. Die Abtrennung der beiden Außenſtationen Utſchilla und Gudde von ihrer Mutter-Gemeinde Mangalur und ihre Vereinigung mit der um ſechs Stunden näher liegenden Gemeinde Mulky machte die Verſetzung Miſſ. Bührer's und Lehmann's nach Mulky nothwendig. Sie verließen deswegen im Anfang des Jahres 1852 die Station Mangalur.

Damit iſt die Fürſorge für die Mädchen-Erziehungsanſtalt in Mangalur der Frau Miſſ. Greiner allein zugefallen. Sie war im Anfang des Jahres 1851 genöthigt, um ihrer Geſundheit willen eine Luftveränderung vorzunehmen. Sie brachte einige Zeit auf der Außenſtation Utſchilla und in Cap zu; die Regenzeit über mußte ſie auf der höher gelegenen Balmattha Zuflucht ſuchen. Dagegen konnte ſie vom September 1851 bis Juni 1852 ununterbrochen ihrem Beruf nachkommen, was uns um ſo mehr zum Dank gegen den HErrn verpflichtet, als in der That ſehr viel auf ihr liegt.

Miſſ. Greiner, der Senior der Mangalur-Station, obwohl unter der achtzehnjährigen Arbeitslaſt grau geworden und bisweilen (ſo auch im Spätjahr 1851) von plötzlichen Krankheitsanfällen, welche ihren Sitz in der Leber zu haben ſcheinen, in gefährlicher Weiſe heimgeſucht, arbeitet immer noch mit bewundernswürdiger Kraft und Ausdauer fort, wie er denn jetzt noch die größten Fußreiſen, trotz einem Eingebornen, in der heißeſten Zeit zu ertragen vermag, und von Morgens bis Abends ununterbrochen in Arbeit iſt.

Miſſ. Deggeller erfreute ſich im Ganzen einer ziemlich guten Geſundheit und arbeitet ſich nicht allein immer mehr in die Tulu-Miſſion hinein, ſondern gewinnt auch immer mehr die dem Miſſionar nothwendige Gewißheit, daß er vom HErrn geſandt und getragen ſey.

Das Gehülfen-Perſonal der Mangalur-Stadtmiſſion hat ſich im Lauf der innerhalb der Grenzen unſers Berichts fallenden anderthalb Jahre ſehr verändert. Mit der Abtrennung Utſchillas und Guddes kamen die Katechiſten Titus und Iſaak zur Station Mulky. Die Entlaſſung der erſten Promotion unſrer Balmattha-Zöglinge aus dem dortigen Katechiſteninſtitut machte es möglich, für die Station drei neue Katechiſten zu erhalten, von welchen Samuel Ammanna neben dem Katechiſtenamt das Amt eines Schulmeiſters an der Gemeinde-Knabenſchule, Leonhard Schiri das an der Gemeinde-Mädchenſchule, Daniel Aaron das an der Tamelſchule übernommen hat. Elieſer Aaron, der früher die Knaben- und Mädchenſchule aus Mangel an einem tauglichen Lehrer zugleich beſorgt hat, wurde dagegen als Katechiſt und Schullehrer nach Bolma, einer Außenſtation von Mangalur, 3 Stunden von der Stadt entfernt, verſetzt. Von den alten aus der Gemeinde hervorgegangenen Katechiſten iſt jetzt nur noch der greiſe Simeon in Thätigkeit. Peter wurde ein anderes Gemeindeamt zugewieſen, weil ſeine Gabe mehr für die eigentliche Diaconie als für das Lehramt ſich eignet. Enos iſt kränklich und gebrechlich. Andreas aber iſt im Lauf des Sommers 1852 ſelig heimgegangen.

Miſſ. Greiner ſchreibt von ihm, er ſey eine Säule der Gemeinde geweſen. Er mit ſeinem Bruder Simeon ſey die erſte Urſache davon geweſen, daß das Evangelium in Bockapatna (Vorſtadt von Mangalur) feſten Fuß faßte, ſowie daß in Utſchilla und durch dieſes wiederum in Gudde kleine Gemeinlein gegründet wurden. Er habe keine glänzenden Gaben gehabt, aber ſeine Aufrichtigkeit und Treue haben ihn geſchickt gemacht, an dem Wohl Anderer zu arbeiten. Er bekleidete außer dem Amt eines Katechiſten das Amt eines Gemeindeälteſten ſieben Jahre, und die an der Ge-

meinde arbeitenden Miſſionare wiſſen einſtweilen die durch ſeinen Tod entſtandene Lücke nicht auszufüllen. Er hinterläßt eine Wittwe mit 9 unverſorgten Kindern, von welchen einige bereits als hoffnungsvolle Jünglinge eine Zierde der jungen Chriſtengemeinde ſind.

Was die Miſſionsarbeit betrifft, ſo war Miſſionar Greiner von Ende Januar 1851 bis Mitte April in Utſchilla und Gudde damit beſchäftigt, theils die neue Nebenſtation Gudde einzurichten, theils den Taufunterricht und die Taufe der dortigen Katechumenen zu ertheilen und zu vollziehen. Es wurden in der erſten Hälfte des Jahres 1851 33 neue Glieder zu der Tulu-Gemeinde hinzugethan, nämlich in Utſchilla 11, in Gudde 22 Perſonen, über welche der Bericht vom vorigen Jahre bereits Näheres mitgetheilt hat. Die Tamel-Gemeinde erhielt gleichfalls einen Zuwachs von 11 Perſonen, welche neu aufgenommen wurden. Unter dieſen befindet ſich eine römiſche Katholikin von Cuddalur, welche ſich zur Trauung mit einem Tamel-Chriſten evangeliſcher Confeſſion meldete, und zugleich den Wunſch ausſprach, zur evangeliſchen Kirche überzutreten. Ihr Name iſt Catharina. Getauft wurde ein Tamelweib von Marcara, jetzt Hannah, die im Dienſte einer engliſchen Dame dort war und auch wieder dahin zurückkehrte. Sie lebte früher mit dem Vater eines unſerer Katechiſtenſchüler, der nun geſtorben iſt (der Vater). Es lag dieſem Jüngling am Herzen, ſie auf dem Weg des Heils zu ſehen, und durch ſeine Zuſprüche hauptſächlich wurde der Wunſch in ihr rege, Chriſtin zu werden. Am 23. Februar wurde eine Familie von Tameln getauft, die 9 Seelen ſtark iſt; der Vater Samuel, ſein Weib Hannah, drei erwachſene Kinder, Simſon, Naemi, Salomon, und vier kleinere Kinder, Eliſa, Anne, Eſther, Miriam. Dieſe Leute kamen hieher mit dem jetzigen Collector; ſie gehörten einer Unitarier-Gemeinde in Madras an. Der älteſte Sohn, Simſon, wurde durch das Leſen der heiligen Schrift von der Gottheit Chriſti überzeugt und über das Heil ſeiner Seele, in Verbindung mit einer Gemeinde, die den Sohn leugnet, bedenklich, ſowie über die darin erhaltene Taufe

beunruhigt. Sein Herr liebt und schätzt ihn seines Charakters und Wandels halber, ging ihm auch beim Forschen der Wahrheit an die Hand, empfahl ihn aber uns zu weiterem Unterricht und Befestigung. Seine Eltern und Geschwister, obgleich nicht selbst ergriffen wie er, gaben doch seinen Vorstellungen ein geneigtes Ohr und sprachen nach einigen Unterredungen mit uns den Wunsch bestimmt aus, in die rechtgläubige Gemeinde Christi aufgenommen zu werden.

In der zweiten Hälfte des Jahres fanden in der Tulu-Gemeinde keine Uebertritte statt. Die Tamel-Gemeinde verminderte sich durch den Abzug des in Mangalur stationirten Regiments um 17 Seelen. Dagegen erhielt sie von anderer eite her einen Zuwachs von 14 Seelen, unter welchen ein ehemals römisch-katholischer Zimmermann sich befindet, dem das leere Formenwesen der römischen Kirche nicht länger genügte, und die früher in Mangalur getaufte, dann nach Honor verheirathete, gründlich bekehrte Lydia, von welcher in dem Bericht unserer verehrten Frauen-Missionsgesellschaft Näheres mitgetheilt ist.*)

Die Aussichten, welche sich unserm Werk auf dieser Station eröffneten, schildert der Bericht vom 3. Juli 1851 in folgenden Worten:

„Während wir voriges Jahr von einer Regung zu Gunsten des Christenthums unter den Palmweinziehern in Utschilla und Gudde berichten konnten, so sind wir genöthigt nun vom Gegentheil zu melden. Feindschaft und Zorn hat sich jetzt der meisten Leute bemächtigt. Auch sonst ordentliche, wenigstens nicht zu den erklärten Feinden gehörige Leute, werden von dem Fürsten der Finsterniß aufgeregt. Die früher dem Evangelium Geneigten sind jetzt durch Furcht ganz eingeschüchtert und zurückgetrieben, und Manche sind wohl innerlich auf des Feindes und seiner Knechte Seite getreten. Schon lange führten diese Letztern einen Gewalt-

*) Dreizehntes Schreiben des Frauen-Vereins zu Basel für weibliche Erziehung in den Heidenländern an die theuern Hülfsvereine in Deutschland und der Schweiz. Basel im Oct. 1852. Gdr. v. C. Detloff.

ſtreich im Schilde, drohten auch laut genug; endlich brachte der Uebertritt eines 17jährigen jungen Weibes die Sache zum Ausbruch. Um unſern Chriſten den obrigkeitlichen Schutz angedeihen zu laſſen, waren wir genöthigt, endlich Klage einzugeben. Der Spruch des Richters trifft zwar die Rädelsführer nicht und legt denen, die wirklich Hand anlegten, nur eine geringe Geldbuße auf; wir hoffen aber, dies werde ſie doch von weitern Gewaltthätigkeiten abhalten. Das Mädchen ſelbſt iſt ſo bearbeitet, eingeſchüchtert, innerlich umgewandelt worden, daß ſie leider vor Gericht alle an ihr und Peter verübte Gewaltthätigkeit läugnete und hier vor dem Magiſtrat erklärte, bei den Ihrigen bleiben zu wollen. Wir können in Folge der Stimmung der Gemüther ſtatt einer langen Liſte von Taufcandidaten diesmal nur Einen von dorther und Einige von hier aufweiſen, im Ganzen 9.

„Unter den 8 in dieſem Bericht aufgeführten Taufcandidaten befindet ſich jedoch Einer, deſſen Bekehrung als ein glänzender Sieg über die Macht der Finſterniß zu betrachten iſt. Es iſt ein 17jähriges Mädchen, Namens Roſa, deſſen Unterricht für einige Tage eine ziemliche Aufregung in der Stadt Mangalur hervorrief. Ihre Großmutter, Mutter und Tante waren öffentliche Huren, die durch dieſen Sündendienſt reich wurden. Des Mädchens Vater, ein engliſcher Oberſt, prozeſſirte vergeblich um den Beſitz ſeiner Tochter; ſie wurde der Hurenmutter zugeſprochen und von ihr zu gleichem Handwerk aufgebracht. In letztern Jahren hatte ſie öfter Unterredungen mit einigen auf ihrem Grund und Boden wohnenden Chriſten, deren Worte Eingang fanden. Sie gewann ſie lieb und gelangte allmählig zur Ueberzeugung von der Schlechtigkeit ihres Weges und der Falſchheit ihrer Religion. Dazu kam, daß ein engliſcher Herr, der ſie hielt, in ſeinem Gewiſſen, wie es ſcheint, geſtraft, bei ſeiner Abreiſe ſie bat, dieſe Lebensweiſe aufzugeben und Chriſtin zu werden. Die Tante (die Mutter ſtarb bald nach der Geburt des Kindes) hielt es mit einem hochgeſtellten Muhammedaner, der um ihres Vermögens willen ſie zu heirathen beſchloß, und alle

Ueberredungskunst anwandte, sie und das Mädchen zu Muhammed zu bekehren; allein der Plan scheiterte an dem entschiedenen Widerstand des Mädchens, das endlich frei erklärte, es wolle Christin werden. Auf dieses hin wurde sie bewacht; es gelang ihr aber zu entfliehen und mit Hülfe unserer Christen unser Bangalow zu erreichen. Für mehrere Tage wurden wir beunruhigt; ihre Verwandten brachten Haufen Maplah's mit, die bereit waren sie mit Gewalt fortzuschleppen, sobald sie aus dem Haus heraustreten würde. Die in ihrem Gehöfte wohnenden Christen wurden fast täglich geängstet. Man warf Steine in ihr Haus und paßte ihnen auf, um sie zu schlagen; es geschah ihnen jedoch kein Leid. Der Magistrat machte dem Treiben bald ein Ende, und eine Anklage auf gewaltsame Entführung des Mädchens wurde von ihm kurz und bestimmt abgewiesen, ohne daß wir nöthig hatten, sie vor Gericht zu bringen.

„Auch in der zweiten Hälfte des Jahres traten mehrere Heiden aus der Verbindung mit ihren früheren Umgebungen und begehrten in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu werden. Sie sind Eltu und Subba mit seiner Frau und seinen drei Kindern; ferner Ischwara, ein junger verheiratheter Mann von der Goldschmiedkaste und einer ihrer Hauptleute hier. Er kam Mitte December mit David, der sein Nachbar ist, ins Bangalow, um Christ zu werden. Er war aufgeregt und voll Furcht und erklärte, er gehe nicht mehr fort. Schon vor 10 Monaten habe sich der Gedanke in ihm geregt, er wolle Christ werden, sey aber an der Ausführung gehindert worden. Allein er sey gewiß, daß all ihr Gottesdienst und Weg nichts als Betrug sey, und sein Entschluß sey nun fest. Wir wagten es mit ihm und behielten ihn. Sein Uebertritt machte einiges Aufsehen. Seine Kastenleute kamen einige Tage hindurch um ihn zu sehen und zu sprechen. Er ist vermöglich und hat Haus und Hof, das nun einstweilen seine Mutter allein bewohnt. Sein Weib, Parvatti, kam vor ein paar Wochen auch nach. Sie ließ ihm sagen, er solle sie holen, wurde aber beim ersten Versuch mit Gewalt zurückgehalten. Nachts spät ge-

lang es ihm jedoch sie ohne Geräusch von Hause wegzubringen. Nun ist sie mit Freuden bei uns. Zunächst kam sie freilich nur aus Liebe zu ihrem Mann, ist aber voll Vertrauen zu uns und wohnt Gebet und Unterricht aus freiem Antrieb bei. Außerdem ist uns eine Anzahl Heidenkinder, theils von ihren Eltern, theils von Regierungsbeamten, übergeben worden. Einige sind geradezu selbst gekommen. Die Kleinen sind einstweilen im Krankenhaus unter Simeon's und seiner Frau Pflege, die größern Knaben im Waisenhaus und die größern Mädchen im Mädcheninstitut untergebracht. Ein erwachsenes katholisches Mädchen, das durch schlechtes Leben an Leib und Seel verdorben war, kam ebenfalls und bat dringend um Erlaubniß da bleiben zu dürfen. Sie führt sich gut auf und erholt sich auch körperlich. Zwei der ins Waisenhaus aufgenommenen Knaben sind wieder fortgelaufen. Der Dritte ist aber ein fleißiger Knabe, der sich brav hält.

„Auch in Utschilla ist eine Familie nahe getreten, deren Glieder Christen werden wollen. Es ist eine Wittwe mit ihrer verheiratheten, aber von ihrem Manne verlassenen Tochter und zwei noch unerwachsenen Kindern. Der Umgang mit einer unserer jungen Christenfrauen dort und die Bedrückungen ihres bisherigen Hausherrn, eines Brahminen, brachten die Tochter zu dem Entschluß, Christin zu werden. Sie verdienen ihr Brot mit Tagelöhnen, und wohnen Gebet und Gottesdienst bei."

Den sittlichen und religiösen Stand der Mangalur-Gemeinde schildern unsere Missionare folgendermaßen. Sie schreiben im ersten Bericht:

„In der Gemeinde hat sich nichts besonderes zugetragen. Einige Streitigkeiten zwischen Eheleuten und Nachbarn hatten wir beizulegen. Ein anderer Pastoralfall, Caleb und sein Weib betreffend, ist noch schwebend. Beide, vom HErrn entfernt, machen einander das Leben sauer, und unser Bitten und Ermahnen geht dahin, sie zur Erkenntniß ihrer Sünde und aufrichtiger Buße zu führen. Die Sonntags- und die Wochen-Gottesdienste gehen ihren regelmäßigen Gang.

Die kleinen Gemeinlein auf den Nebenstationen geben uns Hoffnung und machen uns Freude."

Der zweite Halbjahrbericht sagt:

„Die Gemeinde, die der Hirte und Bischof unserer Seelen uns zu weiden anvertraut hat, erfährt bei unserm vielfachen Zurückbleiben und Unzulänglichkeit, über die wir Buße zu thun haben, doch die Treue des ewig treuen und wahrhaftigen Zeugen, der gesagt hat: „ich will dich nicht verlassen noch versäumen; ich will mit dir seyn bis ans Ende der Tage." Das Wirken seines Geistes offenbart sich an denen unter ihnen, die ihr Seelenheil mit Furcht und Zittern schaffen, und auch an Solchen, an denen wir wenig Gnadenwirkungen bemerken konnten. Ein junger Mann kam und klagte mit Thränen sich der abscheulichsten Sünden an, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassen, und wie er bisher aus Schaam geschwiegen habe, es nun aber nicht länger tragen könne. Er seufzte und rang nach Vergebung und Frieden, den er auch dann im heiligen Abendmahl fand, in der Vorbereitung, wozu er so stark ergriffen worden war. Eine andere Seele, die früher ausgeschlossen werden mußte, sucht nun ihr Seelenheil mit Ernst."

Natürlicher Weise betrachtet aber der hinter dem Pflug gehende Ackersmann eben meist die Furche, die er gerade zieht; höchstens überblickt er am Abend oder am Morgen das Stück Landes, das er bereits umgebrochen oder noch umzubrechen hat. Einen Ueberblick über ein Missionsgebiet im Ganzen zu nehmen, sind die wenigsten Missionare im Falle. Sie sind an ihre Station gewiesen. Ueberdies geht der Blick der besten Missionare, der gesegnetsten Arbeiter auf dem Gebiete der Mission, vorzugsweise auf die Erweckung, Bekehrung und Kräftigung der Einzelnen. Eben deswegen liefert der Bericht eines mitten in der Arbeit stehenden Missionars für Entferntstehende selten ein vollständiges und anschauliches Bild von der Gemeinde, an welcher er arbeitet. So ist es auch hier. Wir lassen deshalb Inspector Josenhans mit Wenigem den Eindruck schildern, den er von

der Gemeinde Mangalur, während ſeines 14wöchigen Aufenthalts daſelbſt erhalten hat. Sein Urtheil iſt dieſes:

„Unſere Chriſtengemeinde in Mangalur, verglichen mit der Geſammtbevölkerung der von ungefähr 40,000 Menſchen bewohnten Stadt, iſt freilich immer noch ſehr unſcheinbar. Wenn ich die, nun zu Mulky gehörigen, Außenſtationen Utſchilla und Gudde abziehe, betrug die Zahl der Gemeindeglieder in Mangalur, die Katechumenen eingerechnet, am Schluß des Jahres 1851 ungefähr 354. Und dieſe Chriſten gehören meiſt den mittlern und untern Kaſten an. Mangalur iſt alſo noch lange nicht bekehrt; die Sarasvata und Concani und Tulu-Brahminen, die Guzeratis, die Parſis, die Mopla's, die Beamten im Gerichtshof und in der Cutſchery des Collektors, die Prieſter, die Gelehrten, die Handelsleute, die ſich in buntem Gemiſch in dieſer Stadt bewegen, ſind noch nicht unſer. Aber erſtens werden dieſe Gewaltigen und Edeln und Weltweiſen es vielleicht gar niemals, und der HErr triumphirt doch. Man leſe was Paulus 1. Cor. 1, 26—29 ſchreibt und erinnere ſich daran, daß es ein oft gehörter Vorwurf der Polemiker der erſten chriſtlichen Jahrhunderte gegen die chriſtliche Religion war: Weiber, Sclaven, Handwerker ſeyen die einzigen Anhänger der neuen Secte. Fürs andere iſt doch unter der Zahl der Mangalur-Chriſten nun eine ganze Reihe von Kaſten vertreten; die höchſte nicht ausgenommen. Fürs dritte zählt man die Chriſten nicht, ſondern wiegt ſie, wie mein ruſſiſcher Freund zu ſagen pflegt. Und da ſpreche ich es dann als meine volle Ueberzeugung aus, daß in der von unſern Miſſionaren gegründeten Chriſtengemeinde jenes Specificum lebt, was als die Kraft der Auferſtehung vom Tode auch in uns allein die Wiedergeburt zum Leben vollbringt. Ich habe an Kindern und Alten, an Frauen und Männern, an Knechten und Herren die Kennzeichen wahrer Bekehrung wahrgenommen. Die Mangalur-Gemeinde im Ganzen iſt mir nicht ſo wohl unterrichtet erſchienen als einige andere; ſie iſt weniger aus Einem Guß geformt. Dagegen geben ſich bedeutende Spuren von ſelbſtſtändigem Leben kund. Ueberdies

genießt die Gemeinde im Ganzen eine Achtung unter dem Volk, die mich in Verwunderung gesetzt hat. Nur einige Wenige bedürfen in leiblicher Beziehung noch der Unterstützung der Heimath. Mit Einem Wort: die Gemeinde hat sich nach allen Seiten hin Bahn gebrochen; und es ist ein solider, guter Grund aufs Künftige gelegt.

„Freilich ist eine junge Hindu-Christengemeinde eine eigenthümliche, dem europäischen Ankömmling anfangs völlig räthselhafte Erscheinung. Leute von oft vorgeschrittenem Alter, von oft ausgezeichneter Begabung und selbst wieder mancherlei Erfahrung, und doch Kinder, wenn man sie mit den europäischen Christen vergleicht; Kinder, denen man den Mangel an Erziehung auch im Alter noch ansieht. Wir können uns der Periode der Kindheit unseres Volkes nicht mehr entsinnen; darum greifen wir in Betreff Indiens im Urtheil bald zu hoch, bald wiederum zu tief. Nichtsdestoweniger wird der Unterschied zwischen einem bekehrten und einem unbekehrten Hindu sogleich Jedem klar und deutlich; denn derselbe ist in Wahrheit so groß, daß man in Indien nicht blos an eine geistige, sondern auch an eine leibliche Wiedergeburt muß glauben lernen. Erkennen Sie nicht den Ernst und die Feierlichkeit im Gesicht des Aeltesten Simeon dort? Sehen Sie nicht das Auge des Greisen wahre, hohe Freundlichkeit und Freude ausstrahlen? Bemerken Sie nicht die Anmuth und die Zartheit in der Schüchternheit selbst, mit der er als ein Mann der untern Kasten dem Europäer gegenüber sich benimmt? Und dieses junge Volk hier, wie tritt es doch so ganz anders an Sie heran als die heidnische Jugend; insbesondere das Volk der Mädchen! Gewiß diese evangelische Christengemeinde hat eine gottversiegelte große Zukunft. Es lebt in ihr der Geist dessen, von dem Johannes sagte: „ich taufe euch mit Wasser. Er aber wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen."

Die Schulen und Erziehungs-Anstalten, welche zur Niraschwale Mission gehören, nämlich das Waisenhaus für Knaben, mit welchem die Knaben-Gemeindeschule verbunden ist, und die Mädchen-Anstalt, mit welcher die

Mädchen-Gemeindeſchule in Verbindung ſteht, ſind nach dem Bericht unſerer Brüder ihren regelmäßigen Gang gegangen. Der Beſtand der Schulen iſt folgender:

Anſtaltsknaben	25
Tagſchüler	21
Summa der Knaben	46
Anſtaltsmädchen,	
welche nicht mehr ſchulpflichtig ſind	9
welche die Schule beſuchen	34
Tagſchülerinnen	4
Summa der Mädchen	47

Die Mädchenſchule war eine Zeit lang weniger beſucht, weil eine große Zahl der Kinder an einem langwierigen Fieber darniederlagen, das Manche todesſchwach machte. Manche unter den Mädchen machten der Vorſteherin und den Lehrern Freude; Andere bereiteten ihnen mancherlei Sorge. Mit den Knaben konnten die Lehrer im Ganzen zufrieden ſeyn; beſonders waren ihnen zwei der neu confirmirten Knaben durch ihren ſtillen und gottesfürchtigen Wandel zur Freude. Dagegen kamen durch das Geſtändniß eines andern, ſpäter auch confirmirten Knaben, Verführungen mehrerer Fleiſchesſünden an den Tag.

Der Inſpector freute ſich über den Zuſtand dieſer Schulen. Die äußere Einrichtung fand er geringer als auf den andern Stationen. Die Lokalitäten ſind im höchſten Grad einfach. Die Mädchenſchule wird in der Verandah gehalten. Knaben und Mädchen ſitzen noch auf dem Boden, während die Kinder an andern Orten wenigſtens Bänke zum Sitzen haben. Es hat dies wohl mancherlei Nachtheile. Natürlich geht der Schreibunterricht und das Schreiben erſt recht an, wenn man einmal am Tiſch ſitzt. Auch wird die Reinlichkeit und der Anſtand durch das Kauern auf dem Boden nicht befördert. Dagegen ſind die Fortſchritte der Kinder im Leſen, beziehungsweiſe im Schreiben, Rechnen, Geſang, bibliſchen Geſchichte, Auswendiglernen und Katechismuslehre, ja ſelbſt in der Geographie im Ganzen befriedigend. In der Mädchen-

Anstalt fand er einige ganz tüchtige Schülerinen. Besonders sprach ihn das offene und zutrauensvolle Benehmen der Kinder an, was gegen die heidnische Art auffallend abstach. Er hat sich davon überzeugt, daß in Manchen der Kinder ein wahrhaft frommer Sinn lebt.

Eine besondere Schwierigkeit bereitet in den Mangalur-Schulen das Bedürfniß der gleichzeitigen Betreibung zweier Sprachen, des Tulu und des Canaresischen. Ebenso erscheint es bei einem Theile der Mädchen als sehr wünschenswerth, daß sie nicht blos in weiblichen Arbeiten, sondern auch in Garten- und Feldarbeit einige Uebung erlangen, damit sie dem Gewerbe der Eltern nicht entfremdet werden.

Sehr erfreulich sind die Fertigkeiten, welche sich die Knaben und Mädchen in mancherlei Handarbeiten erwerben. Die Knaben fertigen Grasmatten, spulen Garn, arbeiten im Garten; die Mädchen nähen, stricken, klöppeln Spitzen, häckeln, machen die Franzen an die in der Weberei gewobenen Stoffe, waschen, glätten, flicken, kochen u. s. w.

Die Heidenschulen, welche früher von den Missionaren in Niraschwale besorgt wurden, sind neuerdings den Balmattha Brüdern zugetheilt worden.

Das Krankenhaus, in welchem bis 20 und mehr Kranke, meist Aussätzige und an unheilbaren Krankheiten Leidende oder Krüppel verpflegt werden, steht unter Aufsicht des Katechisten Simeon und seiner Frau, die in Erfüllung ihres schweren Berufs eine musterhafte Treue beweisen. —

Die Familie des alten kinderlosen Paars ist zugleich der Zufluchtsort, in welchem die ganz kleinen schwarzen Waisenkinder, Findlinge und Heimathlose geborgen werden.

Census der Niraschwale-Gemeinde
(Utschilla und Gudde mitgerechnet)
vom 1. Januar 1852.

Summa der Gemeindeglieder	412
Taufcandidaten	42
Summe der mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen	454

b. Stadttheil oberer Bazaar.

α) Englische Schule.

Missionar: W. Hoch mit seiner Frau.
Lehrer der englischen Schule: Herr May, ein Indobritte;
„ Ball, ein Indobritte;
„ Menazes, Katholik;
Lehrer der canaresischen Schule: „ Rangappa, Heide.

β) Canaresischer Gottesdienst.

Missionare: H. Mögling u. H. Anandr. Kaundinja.

Ungefähr eine halbe Stunde von dem Missionsgehöfte in Miraschwale befindet sich das Missionsgehöfte des obern Bazaars. Schon seit einer Reihe von Jahren stand dort unsere englische Schule. Sie steht an einer der gangbarsten Straßen des Marktes und bildet einen einzigen großen Saal. Der Lehrer Missionar Hoch wohnte bisher auf der eine halbe Stunde entfernten Balmattha. Im Lauf des Jahres 1851 wurde an die englische Schule ein zweistöckiges Wohnhaus für Missionar Hoch und das Indobritten-Institut erbaut. Es befinden sich im untern Stockwerk dieses Hauses ein Zimmer für die indobrittischen Zöglinge und ein Studirzimmer für den Missionar. In der Verandah wird die canaresische Schule gehalten. Im zweiten Stockwerk sind drei Zimmer für die Familie des Missionars eingerichtet.

Seit dem Anfang des Jahres 1852 wird die englische Schule zugleich für den canaresischen Gottesdienst benützt. Es wird jeden Sonntag in der Frühe in der genannten Sprache von den auf der Balmattha wohnenden Missionaren, derzeit Miss. Mögling und Miss. Hermann Anandrao Kaundinja gepredigt.

Was nun

α) die englische und canaresische Schule betrifft, so entwirft der Jahresbericht des Miss. Hoch ein interessantes Bild von den Kämpfen, welche diese Anstalt im Jahr 1851/52 zu bestehen hatte. Wir lassen ihn deshalb hier folgen:

Jahresbericht des Missionar Hoch:

„Lobe den HErrn meine Seele, und was in mir ist Seinen heiligen Namen; lobe den HErrn meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat.“ Diese Worte sind mir im verflossenen Jahre so oft ins Herz und auf die Lippen gelegt worden bei den Veränderungen meiner persönlichen Verhältnisse, daß ich nicht umhin kann, sie heute an die Spitze meines diesmaligen Berichtes zu setzen. Vor Allem Lob und Dank dem HErrn, daß Er mir von Tag zu Tag bei dem Bau meines Wohnhauses neben der englischen Schule so treu durchgeholfen, meine Arbeitsleute vor allem Unfall gnädiglich bewahrt und mich bei voller Gesundheit und Kraft erhalten hat. Sobald nach der Regenzeit der Ausbau des untern Stocks so weit vollendet war, daß die untern Zimmer bezogen werden konnten, war ich genöthigt die Balmattha mit unsern sechs indobrittischen Zöglingen zu verlassen, weil im dortigen Missionshause Platz bereitet werden mußte, um unsere erwarteten Gäste aus der Heimath aufzunehmen. Somit bezogen wir das neue Haus schon Ende Septembers, mußten uns aber freilich im Anfang sehr beschränken und uns behelfen, so gut wir konnten. Insbesondere fehlte uns aber noch die kräftige Hausmutter. — Ganz unerwartet, gerade als ich am 14. October Nachts mich anschickte, mit meinen Knaben den Tag mit Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes zu schließen, kam die Nachricht, daß unsere Reisegesellschaft angekommen sey; und sobald die Abendandacht vorbei war, eilte ich sie zu begrüßen; und aufs neue in höherm Grade hieß es: Lobe den HErrn, meine Seele! — Nun aber gab es 14 Tage lang viel Mühe und Arbeit bis auch der obere Stock so weit ausgebaut und eingerichtet war, um bezogen werden zu können. Am 30. October durfte ich dann meine Braut zum Altar führen und ein neues „Lobe den HErrn“ anstimmen. Ein großer Kreis von Missionsgeschwistern (es befanden sich außer Herrn Inspector und seinem Begleiter 16 Brüder und 5 Schwestern hier) und unsere Gemeinde ward festlich versammelt. Die lieben Brüder begrüßten uns in

der Kirche mit einem deutſchen Lobpſalm. Nach dem canareſiſchen Gemeindegeſang eröffnete Br. Ammann mit einem herzlichen Gebet in Tulu. Dann betrat der liebe Herr Inſpector die Kanzel und predigte über die köſtliche Verheißung der Tagesloſung (Ezech. 34, 16.) und die große Miſſionsfrage im Lehrtext (Ap.-Geſchichte 2, 37.) und traute uns hierauf an dem Altar, an dem die meiſten unſerer anweſenden Geſchwiſter aus den Heiden in den Tod Jeſu getauft und mit uns ſchon oftmals Eines Brotes und Eines Kelches theilhaftig worden ſind. Nach der kirchlichen Feier vereinigte das gaſtliche Haus der Geſchwiſter Greiner nicht nur die Miſſionsgeſchwiſter, ſondern auch viele unſerer Gemeindeglieder, während unſere Jünglinge und die größern Knaben ſich auf Balmattha zum feſtlichen Mal verſammelten. Die Gemeindeglieder, die ſich in ihren ſchmucken Feierkleidern zum Mittageſſen einfanden — es waren ihrer 200 — lagerten ſich in 2 langen Reihen auf dem Boden der Verandah, welche das Miſſionshaus umgibt. Die Grasmatten, auf denen ſie ſaßen, waren ihr Tiſchtuch; Piſangblätter ihre Teller, die Hände ihre Löffel. Ihr vergnügtes Geſumme bildete unſere Tafelmuſik, als wir uns in dem innern Saal des Miſſionshauſes zu Tiſche ſetzten. Wir durften es bei dieſem Anlaß recht fühlbar erfahren, daß der HErr Jeſus noch derſelbe iſt, der Er in Kana war. Sein Wort war in der That unſer Nachtiſch, als zuerſt Br. Hebich anfing, die Looſungen anzuwenden, die einem jeden der Gäſte auf den Teller gelegt worden waren, und Herr Inſpector dann Br. Hebich's Bibelſpruch mit Bemerkungen begleitete. So wurde es Abend, ehe wir uns deſſen verſahen, und wir ſchloſſen mit dem Liede: Eines wünſch' ich mir vor allem Andern ꝛc. Dann aber verſammelten wir uns nochmals im neuen Hauſe um den Theetiſch. Unſer Geſang zog viele unſerer heidniſchen Nachbarn herbei, die allmählig unſere Treppe füllten und uns in unſerer Feſtfreude durch die Fenſter beobachteten. Nachdem wir noch zum Schluß das Lied: Nun lob mein' Seel' den HErren ꝛc. geſungen hatten, und Herr Inſpector Pſalm 103 geleſen, weihte er das Haus

in einem eindringlichen Gebet. — Zu beklagen hatte ich freilich an diesem Tage, daß meine Schulknaben nicht auch an unserer Festfreude Theil nehmen konnten, weil ihnen als Heiden nicht vergönnt ist, mit uns zu essen und zu trinken und in unsrer Weise sich zu freuen und fröhlich zu seyn. Ach, daß sie es wenigstens noch lernten, ehe wir droben mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen dürfen! — Seit diesem unvergeßlichen Tage wohnen wir nun im Segen und Frieden des HErrn mit den uns anbefohlenen 6 Zöglingen in unserm neuen Hause, und bilden einen vergnügten Familienkreis. Wenn es auch namentlich in der Erziehung unsrer Knaben manche demüthigende und betrübende Erfahrung zu machen gibt, und auch unsere Freude im besten Fall nur eine Freude mit Zittern ist, so dürfen wir uns doch unsers treuen HErrn freuen, der unsere einzige, aber auch allgenügende Zuflucht ist. Eine große Freude war es uns, als wir unsere Pfleglinge am Christabend beschenken und mit ihnen „Gott wird ein Mensch!" singen und unserm Heilande aufs Neue huldigen durften. Darum war „Lobe den HErrn meine Seele!" billiger Weise unser Ruf auch am Jahresschluß, und sehr freute es uns, als auch Herr Inspector mit dem 103. Psalm das verflossene, reich gesegnete Jahr schloß. —

„Wenn ich aber zu den Schulen übergehe, so wandelt sich meine Freude in Seufzen. Hier gehen die Festtage zu Ende, und Werktage des Kampfes und scheinbar erfolgloser Arbeit beginnen. Am liebsten knüpfe ich meinen Bericht an die Beschreibung unsers Jahresexamens, das am 29. November stattfand.

„Nach 10 Uhr sammelten sich die Schüler in der gereinigten frisch geweißten Schule in festlicher Kleidung. Meist waren sie ganz weiß gekleidet; sie hatten ein weißes Tuch in Beinkleiderform um die Lenden geschlungen, darüber einen weißen Rock, und auf dem Kopf einen schmucken, weißen Turban, den sie, mit Ausnahme unsrer Christenknaben, die ganze Zeit aufbehielten, indem es bei ihnen als schlechte Sitte gilt, ihre Haarzöpfe vor Europäern sehen zu lassen.

Ihre zum Theil höchſt verſtändigen, anſprechenden, mehr oder weniger braunen Geſichter drückten feſtliche Freude aus und zeigten viel weniger Befangenheit, als wir es von Haus aus gewohnt ſind. Sie haben ein beſonderes Vergnügen an Gelegenheiten, bei denen ſie ſich hervorthun können; und wiederholen oder vielmehr lernen auswendig für einen ſolchen Anlaß mit großer Anſtrengung und Beharrlichkeit Alles, wovon ſie vermuthen, daß es im Examen vorkommen könnte. Es iſt daher gar nicht ſchwer, ſie in einem Examen glänzen zu laſſen, ſo lange man nicht weiter fragt, als was ſie in den Lectionen gelernt haben. Freilich iſt es anders, wenn ihr Denkvermögen vorherrſchend in Anſpruch genommen wird. — Während ich ihnen ihre Plätze anwies, trafen bereits einige engliſche Gäſte ein. Es kamen der erſte Collektor, Hr. Maltby, mit ſeiner Frau; durch ihn eingeführt ein Verwandter des Königs der Kurgs (der in Folge des Kurgaufſtandes im Jahre 1834 von den Engländern entſetzt, penſionirt und nach Benares verwieſen wurde) mit ſeiner Gemahlin, die er nach engliſcher Sitte am Arm führte, während nach Hinduſitte die Frau hinter ihrem Mann einhergeht; ferner der erſte Richter, Hr. Anderſon, der die Güte hatte, zu präſidiren, der Kaplan Hr. Posnett, die Herren Copleſton, Fiſcher, Chamier u. ſ. w., ſowie mehrere unſerer Miſſionsbrüder. Die Gäſte ſaßen in einem großen Halbkreis, in deſſen freien inneren Raum die einzelnen Klaſſen, die auf Bänken vor demſelben in 8 Reihen ſaßen, vorzutreten hatten. Der übrige freie Raum der Schule wurde bald ausgefüllt von einer Menge Zuſchauer aus der Stadt. Auf einem Tiſch vor dem Präſidenten lagen die Schulregiſter und Zeugniſſe und Examenarbeiten der Schüler. Die Examenarbeiten der erſten Klaſſe beſtanden in einem engliſchen Aufſatz über die Frage: „Was iſt Wahrheit;“ in der Ueberſetzung einiger ſchwieriger canareſiſcher Aufſätze, in einigen Aufgaben, Quadrat- und Kubikwurzeln zu ſuchen und in Uebungen im engliſchen Schön- und Rechtſchreiben. — Um halb 12 Uhr endlich konnte begonnen werden. Aus unſern Katechiſtenſchülern und meinen Zöglingen hatte ich

für diesen Anlaß einen Gesangchor gebildet, weil es bis jetzt noch nicht gelungen ist, meine englischen und canaresischen Schüler so weit für unsern Gesang zu interessiren, daß sie den Wunsch hätten, darin Unterricht zu empfangen. Wir sangen in canaresischer Uebersetzung das Lied: „Wachet auf ruft uns die Stimme!" nach der Melodie im alten Rythmus. Hierauf betete ich etwa in folgender Weise in englischer Sprache:

„Allmächtiger Gott, himmlischer Vater! Durch Deine Gnade und Barmherzigkeit sind wir hier versammelt, um Dir Ehre und Preis zu geben, für die Liebe womit Du die ganze Welt geliebet hast und auch uns liebst, so viele wir hier beisammen sind! O HErr! wenn wir diese jungen Seelen, die Du einladest den Weg des Friedens zu betreten, heute Rechenschaft ablegen hören, wie sie das letzte Jahr angewendet haben, laß uns da nicht vergessen, daß wir alle zusammen einst vor Dir erscheinen werden, um Rechenschaft zu geben, wie wir die Gnadenmittel benützt haben, die Du uns bescheeret hast. Ach HErr, schenke uns einen recht tiefen Eindruck von all Deiner Liebe und Barmherzigkeit. Erleuchte aber besonders auch alle die, welche noch in Finsterniß dahingehen und belebe die, welche noch im Todesschatten liegen. HErr! erbarme Dich über uns und offenbare Deine Barmherzigkeit und Dein Heil einem Jeglichen unter uns. — Sey nun auch in unserer Mitte und segne die Worte, die da gesprochen werden. HErr erhöre uns, um Deines heiligen Namens willen. Amen.

„Alsdann las ich folgenden Jahresbericht englisch vor:

„Bei dem dießmaligen Examen kann ich nicht anders als an des Heilands Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum Luc. 14, 6—9. zu erinnern, und ich vermuthe, daß auch manche der Freunde, die von Jahr zu Jahr unserm Examen beiwohnten, geneigt seyn könnten, unsere Schule einem solchen unfruchtbaren Feigenbaum zu vergleichen. Wenn wir den Baum betrachten, so finden wir ihn wohl mit grünen Blätter bedeckt; aber auch eine Menge Blätter sind bereits abgefallen, und vielleicht schon verdorret, oder doch am Verdorren, und wir müssen fürchten, daß in kurzer

Zeit eine weitere Menge ſich ablöſen werden. Von Früchten weiß ich nichts! — Doch nein — wenigſtens einige Früchte befinden ſich in unſrer Mitte, die zur Ehre unſers HErrn und Meiſters herangereift ſind. (Br. Hermann Kaundinja, ſowie ſeine beiden Freunde waren anweſend.) Jedoch was den gegenwärtigen Stand der Schule betrifft, ſo müſſen wir uns darauf beſchränken zu graben und zu düngen, und geduldig und treu fort zu arbeiten, bis des HErrn Stunde kommt. Bei dieſem Anlaß aber möchte ich auch alle die auffordern, welche wiſſen, daß dieſe jungen Leute noch lange nicht verſorgt ſind, wenn ſie auch eine tüchtige Schulerziehung empfangen haben, uns mit ihrer Fürbitte für ſie zu unterſtützen. Ich ſelber auch, ich halte es für nöthig, es hier öffentlich zu erklären, werde inskünftige ſuchen mit mehr Eifer und Beharrlichkeit für ſie zu beten.

2. Bei dem letzten Examen im Jahre 1850 waren 130 engliſche Schüler anweſend. Unmittelbar nach dem Examen mußten 27 neuaufgenommene Knaben wieder entlaſſen werden, weil ſie ſich weigerten, neben Billawern (Söhne von Kokosnußbauern) zu ſitzen. Dieſer Vorfall, in Verbindung mit einigen andern, wodurch die Leute ängſtlich geworden waren, hatte zur Folge, daß auch andere die Schule verließen und Eltern ſich veranlaßt ſahen, ihren Kindern den Schulbeſuch zu verwehren. Außerdem mußten wir auch dieſes Jahr wieder die alte Erfahrung machen, daß manche neuaufgenommene Knaben ſehr bald nach kurzem Verſuch der Schule müde werden und wegbleiben. So kam es, daß wir im September 1850, in dem das letzte Examen ſtattfand, 44 Schüler verloren. Im Lauf des Jahres mußten noch 29 Schüler entlaſſen werden, theils weil ſie ihre Strafgelder nicht zahlten, theils weil ſie zu lange von der Schule wegblieben in Folge von Hochzeiten und Reiſen. Auf ſolche Weiſe verloren wir während des Jahres insgeſammt 73 Schüler. Aus verſchiedenen Rückſichten ſahen wir uns veranlaßt, 15 Schüler im Lauf des Jahres aufzunehmen. Somit ſind heute 72 engliſche Schüler anweſend. Am letzten Mittwoch (26. Nov.) wurden 34 neue Schüler

aufgenommen. Viel mehrere hätten ſich gern aufnehmen laſſen, wenn ich nicht erklärt hätte, daß ich bei meinem frühern Entſchluß, in der Schule keine Kaſtenunterſchiede zu dulden, beharren müſſe. Aus dieſer Urſache blieben die Braminen auf der Straße ſtehen, als ich die ſich meldenden Schüler herein rief und ſitzen hieß; und nur einige Wenige kamen nachträglich, ihre Namen einſchreiben zu laſſen. So wurden aufgenommen: 11 Katholiken, 9 Muhamedaner, 7 Braminen, 4 Söhne von Cocosnußbauern und 3 Knaben anderer Kaſten. Wir haben ſomit jetzt 106 engliſche Schüler. Aber es iſt wahrſcheinlich, daß alle Braminenknaben der 3ten, 4ten und 5ten Claſſe nach dem Examen die Schule verlaſſen werden, weil auch Billawerknaben in dieſen Claſſen ſind. Ich ſprach mit einigen der verſtändigſten Schüler über dieſe Sache, und ſuchte ihnen nachzuweiſen, daß ſolche gehäſſige und ſündliche Geſetze einer einzelnen Claſſe von Menſchen, in einer Schule wie die unſrige unbeachtet bleiben müßten, und daß ich ihnen zur Sünde behülflich ſeyn würde, wenn ich ihnen ſolchen Unterſchied erlaubte.

3. Der Schulbeſuch iſt immer noch nicht regelmäßig genug, obſchon er etwas beſſer geworden iſt, namentlich in Folge unſerer Strafgelder. Wir empfingen während des Jahres 28 Rup. Strafgelder; — gewiß viel zu viel! — Indeſſen haben dieſe Strafgelder die gute Wirkung, daß die Eltern und Verwandten der Schüler nicht mehr ſo gleichgültig beim unregelmäßigen Schulbeſuch der Knaben bleiben können, als ſie es ſonſt waren. In Betreff der vielen Feſte ſahen wir uns genöthigt, eine neue Verordnung zu machen, weil nämlich die verſchiedenen Kaſten, denen unſere Schüler angehören, ihre beſondern Feſte haben, ſo können wir ihnen um der übrigen Schüler willen an ſolchen Tagen nicht mehr Vacanz geben, ſondern werden, wenn ſie an dieſen Tagen von der Schule wegbleiben, wie ſonſt Strafgelder zahlen laſſen. —

4. Die neue Einrichtung, daß die Schüler ihre Bücher und Schreibmaterialen anſchaffen, hat ſich erprobt. Wir

verkauften im letzten Jahr für 318 Rupien Bücher und Schreibmaterialien.

5. Unterricht. Ich kann nicht sagen, daß ich mit den Fortschritten der Schüler während des letzten Jahres völlig zufrieden bin. Das letzte Jahr war aber auch ein höchst ungünstiges Schuljahr. Wir waren mehrmals genöthiget, unsere Lectionen etliche Wochen lang zu unterbrechen, wegen des Baues des neuen Hauses neben der Schule. Die Beaufsichtigung dieses Baues nahm auch meine Zeit so sehr in Anspruch, daß ich mich der Schule nicht gehörig widmen konnte. Außerdem sind aber noch einige weitere Umstände ins Auge zu fassen, welche nachtheilig auf die Fortschritte der Schüler wirkten. Erstlich fühlten wir den Mangel herangebildeter Lehrgehülfen in den verschiedenen Classen sehr stark. Zweitens müssen wir gestehen, daß unsere englischen Schulbücher, die in England selber brauchbar seyn mögen, den Bedürfnissen unsrer Schüler ganz und gar nicht entsprechen, und so viel wir wissen, ist es fast unmöglich passendere Schulbücher zu erhalten. Beinahe alle Schulbücher, die in den englischen Schulen Indiens gebraucht werden, sind nichts als Abdrücke von Büchern, die in den Schulen Englands und Schottlands eingeführt sind! Drittens haben die Schüler fast keine Zeit ihre Aufgaben zu machen. Sie sind Morgens von 6 bis 10 Uhr in der Schule, und wenigstens großentheils von 11 bis 5 Uhr im Regierungsbüreau als Freiwillige beschäftigt; und die Einrichtung ihrer Häuser ist so, daß es ihnen sehr schwer fällt, Nachts zu Hause zu arbeiten. Viertens ist auch die Schulzeit zu kurz, da sie des Tages nur 4 Stunden in der Schule seyn können.

6. Da mir nun meine Verhältnisse erlauben, meine ganze Zeit und Kraft auf die Schulen unter meiner Leitung zu verwenden, so gedenke ich, um den oben erwähnten Uebelständen so bald als möglich abzuhelfen, folgende Anstalten zu treffen, vorausgesetzt, daß ich die nöthige Theilnahme und Unterstützung finde, und die Schulkasse im Stande ist, die dadurch vermehrten Ausgaben zu tragen.

a) Ich will versuchen einige junge Leute zu finden, die da Willens wären, sich zu Lehrgehülfen heranbilden zu lassen, und sie an einigen Nachmittagen von 3—5 Uhr unterrichten.

b) Ich werde fortfahren mit Herrn May geeignetere Lehrkurse wenigstens für die untern Klassen zu bearbeiten, und die bereits vorhandenen Manuscripte zu diesem Behuf beendigen.

c) Wir werden sobald als möglich trachten, den Schülern die Schule Abends von 5—9 Uhr zu öffnen, und dafür zu sorgen, daß sie die nöthige Beleuchtung, Wörterbücher, Charten und andere Hülfsmittel zur Ausarbeitung ihrer Aufgaben vorfinden. Und da wir gefunden haben, daß es nicht wohl angeht, die Bücher unsrer Schulbibliothek ferner noch auszuleihen, weil manche derselben verloren, andere zu sehr beschädigt wurden, so sollen den Knaben, die ihre Aufgaben gemacht haben, passende Zeitschriften, wie die „Illustrated London News" und Lesebücher gereicht werden, unter der Voraussetzung, daß sie dieselben zurückgeben, ehe sie heimgehen. Auch soll dafür gesorgt werden, daß Knaben die nöthige Hülfe finden, wenn sie vorziehen, sich im Uebersetzen canaresischer Gerichtspapiere zu üben.

d) Um für die übrigen Schulfächer mehr Zeit in der Schule zu gewinnen, sollen sobald als möglich die Uebungen im Uebersetzen canaresischer Gerichtsakten auf den Nachmittag verlegt werden. Ueberhaupt wünschen wir eine Mittagsschule von 3—5 Uhr einzurichten, welche folgende vier Classen umfassen würde:

I. eine Elementar-Classe, für Schüler der 3ten und 4ten Classe, welche des Nachmittags die Büreaux nicht besuchen.

II. Eine Classe zur Uebung im Uebersetzen canaresischer Gerichtsakten für Schüler der ersten und 2ten Classe, die sich gerne auf Anstellungen in den Gerichtshöfen vorbereiten möchten.

III. Um dem Wunsch eines Freundes zu entsprechen, eine Classe für künftige Feldmesser mit Unterricht im Zeichnen und in der Geometrie.

IV. Eine Classe zur Heranbildung von Lehrgehülfen.

7. Da nun zum ersten Mal Schüler, welche ihren eigentlichen Schulkurs beendet haben, aus der Schule entlassen werden können, halten wir es für nothwendig, für sie eine sogenannte Wiederholungs-Classe zu errichten, Morgens von 6 bis halb 10 Uhr, weil manche Fächer wegen Kürze der Zeit vom eigentlichen Schulkurs ausgeschlossen sind. Die Lectionen dieser Wiederholungs-Classe sollen bestehen:

a) In populären Kursen in Physik, Chemie, Naturgeschichte, Mechanik, Astronomie und andern Fächern, und zwar so, daß während eines Jahres nur eines dieser Fächer vorkommt und im nächsten Jahr mit einem andern wechselt, um so allen Schülern Gelegenheit zu bereiten, noch für eine Reihe von Jahren in der Schule sich fortzubilden.

b) In Aufsatzübungen und Erklärung englischer Schriftsteller.

c) In Algebra und Geometrie, ebenfalls in mit einander abwechselnden Jahreskursen.

d) Besonders aber auch werden sie angehalten werden, mit der ersten und zweiten Classe den täglichen Bibellectionen beizuwohnen.

Mit Rücksicht auf die Aufsatzübungen habe ich die Freude zu erwähnen, daß ein alter Freund unsrer Mission 100 Rupien zu Preisen geschenkt hat, um ältere Schüler zu veranlassen, noch länger in der Schule zu verbleiben. Wir hoffen daher am Schluß des nächsten Jahreskurses im Stande zu seyn, für die beiden besten Aufsätze von Schülern der Wiederholungs-Classe zwei bedeutendere Preise geben zu können.

8. Bei all diesen neuen Einrichtungen und Verbesserungen wollen wir jedoch die Worte des Psalmisten nicht vergessen: „Wo der HErr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen; es ist umsonst, daß ihr

frühe aufstehet, und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen; denn seine Gesegneten erben das Land!"

Nachdem dieser Bericht vorgelesen war, wurden die Schüler der untersten Classe vorgerufen, welche vor einem Jahr aufgenommen worden waren. Ihre Lectionen bestanden in englischen Sprechübungen, verbunden mit biblischer Geschichte, im Lesen, Schreiben, den vier Species, in Uebersetzungsübungen und im Analysiren ganz einfacher Sätze. Im Examen fragte ich sie über die Theile eines Federmessers; hierauf hatten sie einige einfache Sätze zu analysiren und machten dann der

4ten Classe Platz, welche aus der Geschichte des Sündenfalls gefragt wurden, und eine auswendig gelernte Erzählung hersagten. Ihre Lectionen während des letzten Jahres bestanden in Biblischer Geschichte, im Auswendiglernen englischer Erzählungen, im Lesen eines Theils des Buches: „Instruction for the youth of India," in grammatikalisch geordneten Uebersetzungsübungen, im Rechnen und Schönschreiben.

3te Classe. Diese Classe erhielt im letzten Jahr Unterricht in der Biblischen Geschichte und in den Elementen der Geographie; sie hatten ferner Uebungen im Uebersetzen englischer Lesestücke, die auswendig gelernt wurden, grammatikalisch geordnete Uebersetzungsübungen aus dem Canaresischen ins Englische, Rechnen und Schönschreiben. Im Examen wurden sie über die Länder und Hauptstädte Europas gefragt; außerdem hatten sie ein auswendig gelerntes Lesestück herzusagen.

2te Classe. Ihre Lectionen waren: Bibellesen, Geographie von Europa, Alte Geschichte, Lesen mit Auswendiglernen der gelesenen Stücke, Grammatik, Aufsatzübungen, Uebersetzungen aus dem Canaresischen, und Rechnen. Im Examen kamen vor: „der Untergang der Reiche Israel und Juda, Geographie von Holland und Hersagen einiger englischen Lesestücke.

1ſte Claſſe. Dieſe hatten im letzten Jahr: Bibelleſen (Evangel. Markus und Apoſtel-Geſchichte 1—7.), Weltgeſchichte bis zu Conſtantin dem Großen, Geographie von Indien, Grammatik, Leſen claſſiſcher Leſeſtücke mit Uebung im Auswendiglernen, Ueberſetzen ſchwerer canareſiſcher Aufſätze, Uebung im Schreiben engliſcher Aufſätze und Rechnen (Regel-de-tri, Decimalbrüche, Quadrat und Kubikwurzeln.) Sie wurden examinirt über die Apoſtel-Geſchichte und beſonders über das Cap. 5, 17—42; über die Geſchichte des Dekkans vom Anfang der muhammedaniſchen Eroberungen bis zu den Mahrattakriegen, über die puniſchen Kriege, und außerdem hatten ſie einige Gedichte herzuſagen.

Nachdem in ſolcher Weiſe die Prüfung der verſchiedenen Claſſen, wobei namentlich die Schüler der erſten Claſſe gut und raſch antworteten, vorüber war, wurde die neue Claſſeneintheilung und Preisvertheilung vorgenommen.

In der erſten Claſſe befanden ſich 13 Schüler; von dieſen wurden 5 Schüler, nämlich Rangappa, Gregor Pachico, George Woodfall, (einer meiner Zöglinge), Daſappa und Jonathan (der Sohn unſers Kirchenälteſten Andreas) mit guten Zeugniſſen entlaſſen, dabei der Wunſch ausgeſprochen, daß ſie nun in die neue Wiederholungs-Claſſe eintreten möchten. Jonathan erhielt zudem einen Preis (eine populäre Aſtronomie in 2 Bändchen, herausgegeben von der engliſchen Traktatgeſellſchaft). Die andern vier konnten keine Preiſe erhalten, weil ſie nicht das ganze Schuljahr hindurch anweſend geweſen waren. Die vier nächſten Schüler wurden mit ziemlich guten Zeugniſſen und unter der Bedingung entlaſſen, daß ſie wenigſtens noch 1 Jahr die Wiederholungs-Claſſe beſuchen. Der 10te und der 12te erhielten ein erträglich gutes Zeugniß, mit der Bedingung, daß ſie noch 2 Jahre die Wiederholungs-Claſſe beſuchen, während der 11te, ein 30jähriger Bramine, der ſich zwar ſehr viel Mühe gegeben hatte, die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden, aber ſeines Alters wegen in Fertigkeit und Gewandtheit hinter den meiſten ſeiner Mitſchüler zurückgeblieben war, mit einem

guten Zeugniß entlassen wurde. Dem letzten endlich, der noch sehr zurück war, wurde der Wunsch ausgesprochen, daß er noch 1 Jahr in der ersten Classe bleiben möchte. Bei diesem Anlaß wurden die Zeugnisse vorgelesen und die nöthigen Mahnungen angeknüpft. Die Schüler dieser Classe waren fast alle seit 1847 in der Schule. Von den 16 Schülern der 2ten Classe wurden 12 in die erste promovirt. Wegen unregelmäßigem Schulbesuch konnten dem 1sten und 3ten Schüler dieser Classe keine Preise gegeben werden; hingegen erhielt der 2te „Smart's Dictionary" und der 4te „Symond's Geography of India." — Von den 16 Schülern der 3ten Classe wurden 9 in die 2te befördert, aber keiner von ihnen konnte einen Preis erhalten. Von den 18 Schülern der 4ten Classe wurden 13 in die 3te aufgenommen. Der 2te, 3te und 5te erhielten Preise, nämlich Barth's biblische Geschichten. Von den 9 Schülern der 5ten Classe endlich konnten 8 in die 4te vorrücken; dem 1sten, 2ten und 4ten (zwei von ihnen sind Billawer) konnten Preise gegeben werden, bestehend in einem englischen Lesebuch für Anfänger. Zugleich wurden die 34 neu aufgenommenen Schüler vorgestellt, sowie auch die Schüler der canaresischen Schule, zu deren Examen die Zeit nicht mehr reichte, wenigstens den Gästen vorgeführt. Im Ganzen waren anwesend:

A. Englische Schule:

1ste	Classe	13	Schüler.
2te	"	16	"
3te	"	16	"
4te	"	18	"
5te	"	9	"
Summa der alten Schüler:		72	
Neu aufgenommene:		34	
Englische Schüler in's gesammt:		106	

B. Canaresische Schule:

1ste Classe	15	Schüler.
2te Classe	8	"
3te Classe	9	"
Summa der canaresischen Schüler:	32	
Summa der englischen Schüler:	106	
Somit insgesammt:	138	anwesende Schüler.

Von diesen 138 Schülern waren:

54 Brahminen, nämlich 38 Saraswata und 16 Concani (wovon 40 in der englischen Schule, 14 in der canaresischen).
29 Muhammedaner.
9 Billawer.
19 Aus verschiedenen Kasten.
17 Katholiken.
10 Protestanten.
138

Bei der Vorführung der Schüler nach der neuen Classeneintheilung, wobei nicht versäumt wurde, Mahnungen und Tadel auszusprechen, wo es immer nöthig war, kam es vor, daß ein kleiner Braminenknabe sich sträubte, an den ihm angewiesenen Platz zu stehen, weil sein Nachbar ein Billawer war. Dieß gab Herrn Anderson die Veranlassung, den anwesenden Braminen die Thorheit vorzustellen, wenn sie wegen den Billawern die Schule verlassen und sich so auf einmal ihre künftige Laufbahn verkümmern würden. Br. Hermann Kaundinja übersetzte Hr. Anderson's Rede ins Canaresische. Wir bedauerten nur, daß Hr. Anderson in seiner Ansprache nur die zeitliche Versorgung der Schüler im Auge behielt, und somit so viel als möglich mit den Braminen von ihrem Standpunkt aus sprach. Damit war das Examen zu Ende.

In der Woche darauf machte ich mit meiner lieben Frau und meinen 6 Zöglingen einen Ausflug nach Mulki. Nach meiner Rückkehr kam mir alsbald die Nachricht zu Ohren, daß alle Braminen die Schule verlassen wer-

den. Die alten Braminen hatten ſich nämlich im Tempel berathen und beſchloſſen: ein Capital von 5—600 Rupien zu ſammeln, um aus deſſen Intereſſen einen indobrittiſchen Schulmeiſter für eine engliſche und einen Braminen-Schulmeiſter für eine canareſiſche Schule, die ſie errichten wollen, zu beſolden, und alle aus der Kaſte zu ſtoßen, die ins künftige meine Schule beſuchen oder Schüler zu mir ſchicken würden. Ich ließ nun alle Schüler auffordern, am 8. December in der Schule zu erſcheinen, um ihre Examenszeugniſſe in Empfang zu nehmen. Beinahe alle erſchienen, und zwar in der Abſicht, mich nochmals um Nachgiebigkeit in Betreff der Kaſten zu erſuchen. Ich erklärte, es könne nicht ſeyn; Kaſtenunterſchiede könne ich nicht dulden; und ich bleibe bei meiner Verordnung auch auf die Gefahr hin, daß ſie alle, wie ſie vorhätten, die Schule verlaſſen würden. Sie ſollten aber nicht meinen, daß ſie mir perſönlich mit ihrem Austritt zeitlichen Nachtheil verurſachten; ich lebe nicht davon, daß ich viele Schüler habe, ſondern von den Beiträgen vieler Chriſten zu Hauſe, die da wünſchen, daß ſie, die engliſchen Schüler, das Heil in Chriſto finden möchten; aus dieſem Grunde ſey ich auch hier; — hingegen ſchmerze es mich tief, ſie aus der Schule ſcheiden zu ſehen, um ihretwillen. Das ſey wahr, wenn ſie es recht angreifen würden, ſo könnten ſie allerdings eine Schule errichten, in der ſie manches lernen könnten; aber Eines würden ſie keine Gelegenheit haben zu lernen, nämlich wie ſie ſelig werden könnten, und das ſey die Hauptſache; wenn ſie das nicht lernen, ſo ſey all ihr Lernen umſonſt; ſie würden es auch einmal mit Schrecken bereuen, wenn ſie einmal, wann es zu ſpät ſey, nämlich dort vor dem Richterſtuhle Chriſti, bekennen müßten, daß ſie Gelegenheit gehabt hätten, ſelig zu werden, hätten aber dieſe Gelegenheit von ſich geſtoßen. Uebrigens weil ich ſie jetzt vielleicht für lange nicht mehr ſo bei einander ſehen würde — einmal freilich würde ich ſie ganz gewiß wieder bei einander ſehen, eben dort vor dem Richterſtuhle Jeſu Chriſti — wolle ich ſie nun noch einmal ernſtlich einladen, ſich zu bekehren, und das Heil in Jeſu Chriſto

anzunehmen. Außer Ihm ſey ja gewiß kein Heil und keine Seligkeit zu finden; würden ſie zu Ihm kommen, ſo würden ſie auch auf einmal von den ſchmählichen Feſſeln des Kaſtenweſens frei werden; ſie ſollten doch einmal dieſer ihrer Knechtſchaft müde ſeyn; hier bei Jeſu ſey Freiheit, Ruhe, Friede, Seligkeit zu haben. — Viele Zuhörer hatten ſich verſammelt; dieß veranlaßte mich die geſprochenen Worte auch noch canareſiſch zu wiederholen. Nun forderte ich jeden einzelnen auf, ſich zu erklären, ob er in der Schule bleiben oder austreten wolle. Der erſte war Daſappa, einer meiner hoffnungsvollſten Schüler, der zugleich auch bereits gute Dienſte als Monitor leiſtete; er ſuchte ſich zuerſt auszureden, er könne nicht anders, er dürfe nicht in die Schule kommen. Ich antwortete: er ſolle ſich doch nicht ſo von Andern hin- und hertreiben laſſen, ſondern ſich einmal entſcheiden; wenn man ihn aus der Kaſte ſtoße, ſo ſolle er nur zu mir kommen; ich wolle ihn gewiß mit Freuden aufnehmen. Er blieb bei ſeinem Nein. Alle Braminen, bis auf einen einzigen, einen Verwandten von Jakob Kamſika, der aber nicht anweſend war, ſomit 39, erklärten ihren Austritt. Ich bemerkte dieß in ihren Zeugniſſen und entließ ſie. Auch Mandſchanatha, der ſchon mehrere Jahre als Monitor in der Schule arbeitete, erklärte ſeinen Austritt; bei ihm that es mir um ſo mehr leid, da ich immer noch eine freilich nur ſchwache Hoffnung hatte, daß er ſeinen Rückfall im Jahr 1843 bereuen und doch noch für Chriſtum ſich entſcheiden würde. Ich ſprach ernſtlich mit ihm; es half aber nichts; er ging. — Seit dieſer Zeit weiß ich wenig von ihnen. Nur ſo viel habe ich gehört, daß die Saraswata- und Concani-Braminen wegen der neu zu errichtenden Schule Streit bekamen; daß zwar viele Beiträge verſprochen, aber noch keine 1000 Rupien bezahlt ſind; und daß nun meine frühern Monitoren Mandſchanatha und Daſappa im Saraswata-Tempel Schule halten, und ſich von den Schülern monatlich ½ Rupie zahlen laſſen. — Was werden ſoll, iſt mir nicht klar. Ich glaube nicht, daß ſie im Stande ſind, eine ordentliche Schule zu errichten. Doch

ſind meine Hoffnungen, daß ſie bald wiederkehren würden, ſehr ſchwach geworden. — Mehrere von ihnen haben mich ſchon beſucht. Zwei von ihnen wünſchten, daß ich ihnen etwa Abends beſonders Schule halten möchte. Ich ſchlug es natürlich ab, fragte ſie aber friſchweg, ob ſie Frieden hätten? ob ſie einen Heiland hätten? Sie ſchwiegen mit Thränen in den Augen. Ich bat ſie, ſich zu entſcheiden; lud ſie ein, zu bleiben; ſie gingen, verſprachen aber, mich wieder zu beſuchen. — Ein anderer, ſchon älterer Braminenſchüler, der in ſeinem Braminismus ſchon erſtarrter iſt, beſuchte mich ebenfalls. Ich ſprach mit ihm über den jetzigen Stand der Dinge. Er meinte aber, ſie (die Braminen) ſeyen beſſer als die Villawer. Ich fragte ihn da, ob ſie denn keine Menſchen ſeyen? Ich ſey nicht beſſer als die Villawer; warum ſie denn ſo ſehr begehren zu mir in die Schule zu kommen? Wir kamen dann auf die Bibel zu ſprechen; er meinte aber, ihre Schaſtras ſeyen richtig, und wollte die Wunder ihrer Götter geltend machen. Ich bat ihn dann, er möge doch nachſehen, wo Gott durchgängig heilig dargeſtellt ſey; eine ſolche Darſtellung Gottes könne von ſündigen Menſchen nicht herrühren, hingegen gar wohl die Darſtellung eines unheiligen Gottes u. ſ. w. Dieſer Nachweis wollte ihm nicht gefallen; aber gleichwohl ſchien er ihm einzuleuchten, und er ſuchte nun den HErrn Jeſum anzugreifen, und ſprach von ſeiner Menſchwerdung, worauf ich ihm antwortete, daß er von dem heiligen Leben des HErrn auf ſeinen heiligen Urſprung ſchließen könne. Ferner ſprach er von ſeinem Mangel an Erkenntniß, als er auf jenem Feigenbaum Früchte ſuchte zu einer Zeit, da es ja keine Früchte gab und ihn dann verfluchte, was ich ihm hernach erklärte. — So ſprachen wir eine geraume Zeit; doch ſpürte ich nichts von einer innern Bewegung an ihm.

Vom 9. bis 15. December war dann nochmals Vakanz, weil ich nun für einen neuen Monitor ſorgen und einen neuen Lectionenplan ausarbeiten mußte. Außerdem hatten die Katholiken gerade Feſte, und es war Ausſicht, daß im Laufe dieſer Woche noch mehrere Schüler könnten

aufgenommen werden. Es wurden auch noch eine Anzahl aufgenommen; zugleich aber ließ mich eine zugekommene Nachricht, daß der hieſige katholiſche Biſchof ſeinen Leuten den Beſuch unſrer Schulen verbiete, befürchten, es möchten nun auch die Katholiken wegbleiben. Doch blieb, wie ſich nachher zeigte, Keiner weg. — Einer von Herrn May's Schwägern, ein junger Hr. Ball, wurde mit 8 Rupien monatlich als neuer Monitor angeſtellt und angeleitet, ſo daß nun meine Gehülfen ſind: Herr May (mit 50 Rup. des Monats), Herr Ball (mit 8 Rup. des Monats) und Herr Meneзes (mit 8 Rupien des Monats). Am 15. December endlich konnte die Schule wieder eröffnet werden mit 105 Schülern, nämlich:

A. Engliſche Schule.

Wiederholungs-Claſſe . .	5	Schüler.
1ſte Claſſe	13	"
2te "	12	"
3te "	12	"
4te "	12	"
5te "	29	"
Summa:	83	Schüler.

B. Canareſiſche Schule.

1ſte Claſſe	10	Schüler.
2te "	8	"
3te "	4	"
Summa:	22	Schüler. *)
Schüler der engliſchen Schule:	83	
Zuſammen:	105	Schüler.

*) Auch die canareſiſche Schule hatte nämlich durch obige Vorfälle faſt alle Braminenſchüler verloren. Sie wird wie bisher vom Braminen Rangappa gehalten. —

Dieſe 105 Schüler vertheilen ſich nach den Kaſten folgendermaaßen:

	Engliſche Schule.	Canareſiſche Schule.	Zuſammen.
Proteſtanten	13	—	13
Katholiken	18	2	20
Muhammedaner	27	4	31
Braminen	1	7	8
Billawer	12	1	13
Verſchiedene Kaſten	12	8	20
	83	22	105

	Engliſche Schüler.	Canareſiſche Schüler.	Zuſammen.
Am 15. Dec. waren anweſend:	80	19	99
„ 16. „ „ „	79	15	94
„ 17. „ „ „	61	10	71
„ 18. „ „ „	76	14	90
„ 19. „ „ „	77	13	90
„ 20. „ „ „	75	13	88
„ 22. „ „ „	77	13	90

u. ſ. w.

So ſtand es mit der Schule am Ende letzten Jahres. Nachträglich muß ich noch beifügen, daß in der Woche vom 12. bis 17. Januar dieſes Jahres ein neuer Sturm über die Schule ergangen iſt. — Auf einmal erklärten die Muhammedaniſchen Schüler in ſämmtlichen Claſſen, daß ſie die ihnen angewieſenen bibliſchen Aufgaben nicht mehr, wie bisher, lernen werden. Ich hatte da keine andere Wahl, als ihnen zu antworten, daß ſie die Schule verlaſſen müßten, wenn ſie bei dieſer ihrer Widerſetzlichkeit beharrten. Sie blieben dabei, und alle Muhammedaner, bis auf einen einzigen (zuſammen 26), verließen die Schule. Außerdem blieben ſonſt noch einige weg, ſo daß jetzt in der engliſchen Schule ſich nur noch 56 Schüler befinden, nämlich:

Wiederholungs-Claſſe	5	Schüler.
1ſte Claſſe	11	"
2te "	7	"
3te "	9	"
4te "	8	"
5te "	16	"
Zuſammen:	56	Schüler.

Wie ſich herausſtellt, ſo war dieſe Widerſetzlichkeit der Muhammedaner durch einen ältern muhammedaniſchen Schüler angeregt worden, der ihnen verſprach, mit ihnen eine engliſche Schule anzufangen. Ob es geſchehen iſt, weiß ich nicht.

So bin ich nun mit meinen Schulen auf einmal wieder in die Zeit des Anfangs zurückgeworfen, und muß aufs Neue unter Demüthigung und Beugung lernen zufrieden zu ſeyn mit den Schülern, die mir der HErr in Gnaden zuführt. — Am meiſten beklage ich beim Anblick der Trümmer unſrer Schule, daß ſie nicht die Folge eines Sieges, ſondern einer Niederlage ſind. Dem ungeachtet ſey der Name des HErrn gelobet. Er weiß, wozu dieſe Führungen gut ſind. — Es iſt klar, daß die im Examenbericht angedeuteten Veränderungen und Erweiterungen unter den obwaltenden Umſtänden nicht eintreten können. Meine Aufgabe iſt jetzt, wie ich glaube, in Geduld und Hoffnung fortzubeten und fortzuarbeiten und fortzuglauben. Dazu helfe mir der HErr. — Dafür bitte ich mir auch ganz beſonders Ihre Fürbitte aus!" Wilhelm Hoch.

β) Noch haben wir einige Bemerkungen über die weitere Miſſionsarbeit in dieſem Stadttheil hinzuzufügen.

1. Wie bereits bemerkt, wurde im Jahr 1852 ein canareſiſcher Sonntagsgottesdienſt im Lokal der engliſchen Schule eingerichtet.

Bisher war die Kirche in Niraſchwale der einzige Ort geweſen, wo regelmäßiger Gottesdienſt gehalten worden war. Die Miſſionare Greiner, Bührer, Deggeller, Lehmann, Mögling und Würth predigten jeder in der Sprache, die ihm am geläufigſten war, die einen im

Tulu, die andern im Canareſiſchen. Dieß hatte das Unangemeſſene, daß, wenn canareſiſch gepredigt wurde, ein Drittheil der Gemeinde die Predigt nicht verſtand; wenn aber allein Tulu gepredigt wurde, zur Kirchenſprache unſrer Canara-Miſſion ein Dialect erhoben wurde, welcher nur im Tulu-Land, einem ſehr kleinen Theil von Canara, geſprochen wird, und diejenigen Einwohner der Stadt und des Landes, welche des Tulu nicht mächtig waren, das Evangelium niemals in ihrer eigenen Zunge verkündigen hörten. Auf Antrieb des Inſpectors wurde deßwegen der Beſchluß gefaßt, die Gottesdienſte in der Niraſchwale-Kirche ſämmtlich im Tulu zu halten und in der engliſchen Schule einen regelmäßigen Gottesdienſt im Canareſiſchen einzurichten. Die Balmattha-Miſſionare, die des Tulu nicht vollſtändig mächtig waren, lernten zu dem Ende noch das Tulu und predigen nun gleichfalls Tulu in Niraſchwale; dagegen ſetzen ſie ihre canareſiſchen Vorträge in der engliſchen Schule fort. Der Erfolg dieſer neuen Einrichtung ſoll, wie wir hoffen, der ſeyn, daß wir im Lauf der Zeit eine canareſiſche Gemeinde an dieſer Stelle entſtehen ſehen. Zu unſrer Freude können wir jetzt ſchon berichten, daß in den canareſiſchen Frühpredigten nicht bloß derjenige Theil unſrer Tulu-Chriſten, der gerne eine canareſiſche Predigt hört, ſondern immer auch eine Anzahl Heiden ſich einfindet, welche Luſt zur Wahrheit oder auch ihr Marktgeſchäft zufällig herzuführt. Vielleicht gelingt es uns ſpäter noch für eine regelmäßige Concani-Predigt Zuhörer zu finden. Der Prediger für eine Concani-Kirche ſtände ſchon bereit, da Concani die Mutterſprache Herm. Kaundinja's iſt.

2. Einen weitern ſehr wichtigen Theil unſers Miſſionswerkes in Mangalur bilden die regelmäßigen Straßenpredigten, welche jeden Montag und Freitag Abend von den Miſſionaren Mögling und Kaundinja an der dem engliſchen Schulhauſe zunächſt gelegenen Straßenecke auf dem Hauptplatz des Bazaars im vollen Predigergewand mit Geſang und Gebet unter einem gemietheten Baum gehalten werden. Mehrere Hunderte von Heiden und Muhammeda-

nern finden sich regelmäßig dazu ein. Der Anstand und die Aufmerksamkeit, mit welcher das Wort Gottes angehört wird, übertrifft die kühnsten Erwartungen, die man früher hegte. „Dürfen wir's nicht wagen zu denken," schreibt Missionar Mögling in Beziehung auf diese so höchst erfreuliche Erscheinung, „der HErr habe vor, ein Gnadenwerk in Mangalur auszurichten und führe die Leute der Predigt seines Wortes zu, ohne daß sie selbst sich bewußt sind, was sie immer wieder an den Predigtort bringt?"

Wir bitten unsre Leser, nachzulesen was unser dießjähriger Heidenbote, Nro. 12, über diese Bazaar-Predigten berichtet.

c. Balmattha.

Missionare: Hermann Mögling; Samuel Kullen; Hermann Anandrao Kaundinja mit seiner (noch heidnischen) Frau.

Vorsteher der Werkstätten:

Georg Plebst, Faktor der Buchdruckerei, lithographischen Presse und Buchbinderei.

Sebastian Müller, Vorsteher der Uhrenmacher-Werkstätte.

Johannes Haller, Vorsteher der Weberei.

Heidnische Schulmeister: 3.

Die Stadt Mangalur ist im Westen von ihrem Hafen, im Süden und Norden vom Netrawaty und einem namenlosen Fluß umschlossen. Im Osten liegen drei Hügel, die wie die Gabeln eines Dreizacks in die Stadt hereingreifen. Der nördliche Zinken ist der höchste und am weitesten vorspringende. Rechts an seinem Fuß liegt das Missionsgebiet des obern Bazaars, links dicht am Meere, im Mittelpunkt der Stadt, Niraschwale. Eine kleine halbe Stunde rückwärts auf dem mittlern, weit kürzern Hügel, Balmattha (ursprünglich Belmont) genannt, liegt unser drittes der Mission von Hrn. Blair geschenktes Missionsgehöfte, das, von dem Thurm der englischen Kirche auf dem Exerzierplatze, hinter dem Niraschwale-Missionsgehöfte angesehen, sehr offen

und frei und wirklich freundlich auf die am Fuße der Hügel liegende und in die verschlungenen Windungen ihrer Seitenthälchen sich hineinziehende Stadt herniederschaut.

Das Missionsgut nimmt den größten Theil des Hügels ein. Am Fuße desselben, gegen Norden, Westen und Süden, liegt eines der römisch-katholischen Quartiere mit seinen fruchtbaren, wohl gepflegten Gärten. Unser Besitzthum ist meist steriler Felsengrund. Nur im Süd-Osten in einer kleinen Thalschlucht findet sich fruchtbares Land, auf welchem sich ein Theil unsrer Mangalur-Gemeinde angesiedelt hat. Das ganze Missions-Gut theilt ein von aller Welt gegangener Fahrweg in zwei ungleiche Hälften ab, von welchen die kleinere, nördlich gelegene, mit den darauf erbauten Häusern an einen englischen Freund vermiethet ist, weil die Mission gegenwärtig sie nicht bedarf; die andere dagegen theils von den Missionshäusern bedeckt und ein wenig angepflanzt, theils aber auch aus Mangel an Mitteln und Händen wüste liegen gelassen wird.

Reden wir von der Balmattha, so verstehen wir darunter also das eine Mal jenen Hügel, auf welchem unser Missions-Gehöfte liegt, das andere Mal die dort oben befindlichen Anstalten, welche wir Alle mit diesem Namen zusammenfassen. Und wer unter den Gliedern der Basler Missionsgesellschaft kennt die Balmattha nicht, in welcher Miss. Mögling's rastloser Geist schon seit langen Jahren schafft und waltet?

Die Missionsarbeit, welche auf Balmattha betrieben wird, ist von zweierlei Art. Wie es natürlich ist, muß sich das Daseyn eines Missionars stets schon in seiner unmittelbaren Nähe bezeugen. So hat auch die Balmattha von Anfang an an der Stadtmission Theil gehabt. Noch mehr findet dieß im gegenwärtigen Augenblick statt. Wie bereits berichtet wurde, haben die Miss. Mögling und Kaundinja einen Theil der Predigten in der Niraschwale-Kirche übernommen, und ist von ihnen ein gedoppelter canaresischer Gottesdienst in der englischen Schule und auf dem Marktplatz begonnen worden. Ueberdieß ist neuerdings Missionar

Mögling die Leitung der drei Heidenschulen, welche wir in Mangalur unterhalten, zugefallen. Zu gleicher Zeit befinden sich aber auf der Balmattha eine Reihe von Anstalten, welche nicht bloß der Stadt Mangalur, sondern unsrer ganzen Mission angehören.

α) Die Katechisten-Schule.

Die wichtigste der Balmattha-Anstalten ist die Katechistenschule. Sie stand bisher unter der Leitung Missionar Mögling's. Neben dem Amt eines Vorstehers und Lehrers dieser Schule hatte er aber zugleich das Secretariat der Generalconferenz unsrer Mission und die Aufsicht über unsere lithographische Presse zu besorgen. Jahre lang ertrug seine kräftige Constitution dieses Uebermaaß der Arbeit; endlich aber brach seine Kraft zusammen. Es schien er müsse in Europa Hülfe suchen (1850); eine längere Reise verschaffte ihm jedoch Erleichterung. Während dieser Zeit versah Miss. Würth von Hubly zeitweilig seine Stelle, wie derselbe auch nachher noch zu seiner Unterstützung an seiner Seite fortarbeitete (Herbst 1850 bis Ende 1851). Die Committee hielt es indessen für nothwendig, bleibende Abhülfe zu schaffen. Sie berief Candidat Kullen von Kornthal zum Vorsteher der Katechistenschule und beschloß, ihm Hermann Kaundinja zum Gehülfen zu geben. Beide reisten mit dem Inspector nach Indien. Natürlicher Weise mußte aber Miss. Kullen der Landessprache sich bemächtigen, ehe er in sein Amt eingeführt werden konnte. Ohne dieß schien es zweckmäßig, die Veränderung im Lehrerpersonal erst beim Austritt der in der Schule sich befindenden Promotion eintreten zu lassen. Dieser fand im Januar 1852 Statt. Es waren 9 Zöglinge, welche absolvirten. Das Examen, das mit ihnen im Beiseyn und theilweise unter Mitwirkung des Inspectors vorgenommen wurde, fiel vollkommen befriedigend aus. Die Zöglinge legten einen Grad von Schriftkenntniß Alten und Neuen Testaments an den Tag, und zeigten so schöne Kenntnisse in Kirchen- und Weltgeschichte, Geographie und Arithmetik, und eine so hübsche

Fertigkeit im Gesang, wie sie der Inspector unter den gegebenen Umständen nie erwartet hätte. Auch in Beziehung auf das geistliche Leben war in ihnen ein guter, solider Grund gelegt, wie der Inspector während eines mehrmonatlichen Zusammenlebens mit ihnen wahrzunehmen Gelegenheit hatte. So wurden sie denn in der ersten Woche des Januars (1852) über die verschiedenen Stationen vertheilt. Mangalur erhielt Samuel Ammanna, Leonhard Schiri und Daniel Aaron; Honor erhielt Christian Kamsika; Bettigherry den Nahasson Rozario; Malasamudra den Jacob Kamsika; Cannanur den Diego Fernandez und den Sebastian Phuhtah; Käty den Georg Kolb zugetheilt. Nachdem ihre Bestimmungsorte ermittelt waren, wurde der 4. Januar als Tag ihrer Einsegnung festgesetzt. Diese wurde in der Kirche zu Mangalur unter lebhafter und inniger Theilnahme der Gemeinde und auswärtiger Freunde, unter denen auch ein bekehrter Bramine, Namens Narajen aus Bombay, war, durch den Inspector vollzogen. Im Februar erreichten die jungen Katechisten, auch die, welche den weitesten Weg zurückzulegen hatten, ihre Stationsorte. Von keiner Seite her vernahmen wir bis jetzt Klage über sie.

Wenn man bedenkt, daß mehrere Katechisten-Seminare andrer Missionsgesellschaften in Folge der Selbstsucht und Eifersucht der Missionare auf einander zu Grunde gegangen sind, so darf man das Ereigniß der Aussendung unsrer ersten 9 eingebornen Predigtgehülfen um so mehr als einen himmlischen Segen betrachten, als es uns der HErr gelingen ließ, die leer gewordenen Plätze unsrer Katechistenschule mit einer noch größern Anzahl frommer Jünglinge wieder zu besetzen. Konnten gleich zwei unsrer Missionsprovinzen noch keine zum Katechistenamt tauglichen Jünglinge an die Anstalt auf Balmattha abgeben, so lieferten dagegen zu unsrer großen Freude die beiden andern Provinzen Canara und Malabar eine hinreichende Anzahl. Die Station Cannanur übergab der Schule die Zöglinge Hermann, Jesuadian, Joseph, Georg, Abraham (und als

Gast einen sehr begabten, aber von Natur zur Schwermuth geneigten Jüngling David). Wir sind unserm Senior Miss. Hebich dafür besonders dankbar. Die Station Tellitscherry sandte Benjamin und Esra, zwei der bestunterrichteten und erzogenen Leute. In Mangalur fanden sich die Jünglinge Israel, Aaron, Titus (in intellectueller Beziehung der begabteste unter allen), Theophilus, Peter und Dheiryanatha (ein unbekehrt zur römischen Kirche übergetretener, aber auf der Balmattha gläubig und evangelisch gewordener Bramine). Auch Mulky endlich konnte einen Zögling liefern: es ist Jonathan, Glied einer reich gesegneten Christenfamilie daselbst. Die neue Classe unterscheidet sich von der abgegangenen überhaupt darin, daß sie zum größeren Theil bereits in der christlichen Gemeinde aufgewachsen und erzogen ist. Sie soll nach dem Zeugniß ihrer Lehrer in geistlicher und intellectueller Beziehung reifer eingetreten seyn, als die abgegangene erste Promotion. Wir hoffen eben deßwegen, daß dieselbe nach Beendigung ihrer Vorbereitungszeit als eine noch tüchtigere Botenschaar aus der Schule hervorgehen und das Vertrauen unsrer Freunde in der Heimath sowohl als unsrer Missionare der Anstalt selbst, die wir aus wohl erwogenen Gründen mit aller Liebe und Sorgfalt zu pflegen entschlossen sind, für immer sichern werde.

Der Unterrichtscursus der neuen Classe begann im April dieses Jahres. Nachdem eine Hausordnung und ein neuer Unterrichtsplan entworfen und von dem Inspector genehmigt war, wurde von Letzterm in Gegenwart des Präsidenten und Secretärs der Generalconferenz, den Missionaren Hebich und Mögling, unter deren Obhut und Aufsicht die Anstalt zunächst steht, den Zöglingen Cand. Kullen als ihr Vorsteher, Miss. Herm. Kaundinja als ihr Lehrer vorgestellt, die Hausordnung vorgelesen und sie auf dieselbe verpflichtet. Es war für alle Anwesenden eine feierliche und reich gesegnete Stunde. Verschiedene Aeußerungen der Zöglinge, welche hernach laut wurden, bezeugen den tiefen Eindruck, welchen die Ansprachen und namentlich die

Verpflichtung auf die Hausordnung auf die Jünglinge machten. Mit großer Freudigkeit griffen unsere beiden Freunde Kullen und Kaundinja, für die nächste Zeit noch unterstützt von Missionar Mögling, ihr Werk an. Auch die Zöglinge faßten ihre Aufgabe mit höchst erfreulicher Munterkeit und Liebe und sehr befriedigenden Erfolgen an. Die Bibellectionen, die deutsche Sprache, der Gesang (letzterer von den jungen Brüdern aus Malabar besonders cultivirt), machten ihnen sichtbare Freude. Waren sie alle vor ihrem Eintritt auf Balmattha mit Miss. Hebich auf das Götzenfest in Taliparambu gesendet worden, um dort während der großen Festwoche die Aufgabe des Katechisten praktisch kennen zu lernen und einen tiefern Eindruck zu bekommen von der Heiligkeit, Größe und Gefahr ihres zukünftigen Berufs, so war es ihnen nun um so erwünschter, auf dem stillen Balmatthahügel aus dem Munde ihrer Lehrer das zu vernehmen, was sie tüchtig machen soll zu dem heiligen Krieg, zu welchem auch sie zunächst durch uns, wie wir hoffen, aber von dem HErrn selbst, berufen worden sind.

Die Hausordnung der Katechisten-Anstalt auf Balmattha bei Mangalur;

(von Miss. Kullen entworfen, von der Generalconferenz gutgeheißen und von der Committee bestätigt.)

§. 1. Die Katechisten-Anstalt auf Balmattha soll gottesfürchtige Jünglinge aus den gesammelten Christengemeinden, die die nöthigen Gaben und Vorkenntnisse haben, zu Schullehrern und Katechisten bilden, damit sie tüchtig werden die Missionare in ihrer Arbeit an den Gemeinden und unter den Heiden zu unterstützen.

I. §. 2. Ein Katechist muß vor Allem im lebendigen Glauben stehen an den HErrn, den er verkündigen soll, und selber bekehrt seyn, wenn Andere durch ihn bekehrt werden sollen.

Um die Gläubigen immer tiefer in die göttliche Wahrheit hineinzuführen, muß er eine zusammenhängende und umfassende Erkenntniß von der Wahrheit haben. Dann wird er auch antworten können denen, die Grund fordern der Hoffnung, die in uns ist.

Und nicht nur in Herz und Sinn muß er die Wahrheit tragen, sondern soll auch das Geschick haben, sie in klarer und lieblicher Rede hervorzugeben. Er sollte gerne mit andern Leuten umgehen, und den lebendigen Trieb haben, Alten und Jungen mit seiner Gabe zu nützen.

Auch ein Vorbild der Ordnung sollte ein Katechist für seine Landsleute werden. Darum lasset uns darauf sehen, daß Jeder seine Sachen in guter Ordnung habe!

§. 3. Diese Gaben kommen vom HErrn: Ihn dürfen wir um dieselben anrufen. Aber es gilt uns auch, unsere Gaben zu erwecken und auszubilden, um diesen mannigfaltigen Anforderungen genügen zu können.

Diejenigen, die den aufrichtigen Wunsch haben, dem HErrn in seinem Reiche zu dienen, ohne eitle Absichten auf Geld oder Ehre — werden also der Committee der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel dankbar seyn, daß sie sie aufnimmt in eine Anstalt, wo sie für ihren künftigen Beruf sich ausbilden können.

So werden sie auch den Vorsteher der Anstalt, den die Committee zu deren Leitung bestimmt hat, und den an derselben angestellten Lehrern um des HErrn willen gehorsam seyn, und ihnen mit Offenheit und Ehrerbietung begegnen, als die ihr Bestes suchen und über ihre Seelen zu wachen haben.

§. 4. Indem die Committee Zöglinge in die Anstalt aufnimmt, gibt sie ihnen damit nicht ein Versprechen, daß sie in ihrem Dienst einmal eine Anstellung finden werden. Es muß sich also Jeder prüfen, ob er den Glauben hat, in dieser Zeit der Vorbereitung treu fortzuarbeiten, ohne bestimmte Aussicht, ob und wie ihn die Gesellschaft hernach verwenden wird.

Die ganze Zeit der Vorbereitung ist somit eine Probezeit. Jeder unsrer aufgenommenen Brüder muß sich erst erproben, ob ein Leben aus Gott in ihm ist und ob er die nöthigen Gaben hat, ehe ihm der Katechistenberuf anvertraut werden kann.

§. 5. Körperliche Strafen sind in der Anstalt nicht eingeführt. Würde sich Einer zum Fleiß, zur Ordnung oder Bescheidenheit immer wieder vergebens ermahnen lassen, oder sich mit einer Weibsperson einlassen, oder in Sünden der Selbstbefleckung, beharrlicher Lüge oder des Betrugs fallen, so müßte er wieder entlassen werden.

II. §. 6. Unsre Hauptsorge soll seyn, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Durch fleißiges Gebet und treuen Gebrauch des Wortes Gottes wird Jeder den HErrn finden und in seiner Gnade wachsen. Wem irgend etwas auf dem Herzen liegt, der sage es dem Hausvater mit kindlicher Offenheit.

§. 7. Das Wort Gottes sollte jedem Zögling die liebste Beschäftigung seyn, so oft er Zeit findet darin zu lesen. Er lese es mit stetem Gebet zum HErrn um die Erleuchtung seines Geistes, und mit Nachdenken über das Gelesene, wenn er auch manchmal an einem Wort der Schrift wird vorbeigehen müssen, ohne es völlig verstanden zu haben.

§. 8. Sonntags und an Wochentagen nehmen die Zöglinge an den Gottesdiensten der Gemeinde Theil und werden angehalten, den Hauptinhalt der gehörten Predigt Montags kurz niederzuschreiben.

Wenn das Zeichen gegeben wird, sollen sie sich in Stille und Ordnung mit einander in die Kirche begeben und nach dem Gottesdienst wieder mit einander zurückkommen.

Auch in der Zwischenzeit sollen sie sich der Stille nach Innen und Außen befleißigen.

Wenn sie an einem der Wochentage ihre Lehrer zur Predigt vor den Heiden in der Stadt begleiten, mögen

sie auch das mit Ernst und Stille und mit fürbittendem Herzen thun.

§. 9. Aber auch jeder einzelne Tag möge uns geheiligt werden durch Gottes Wort und Gebet. Morgens (um 5 Uhr) und Abends (um 8 Uhr) werden die Lehrer in besondern Andachten mit den Brüdern singen, beten und das Wort Gottes lesen.

An einem Abend der Woche wird abwechslungsweise einer der Lehrer eine vertrauliche Besprechung mit den Brüdern halten, wie diese Einrichtung in der Mutteranstalt zu Basel seit Jahren im Segen besteht.

Am Abend vor dem Genuß des heil. Abendmahls wird eine besondere Vorbereitungsstunde in der Anstalt gehalten. Aber die ganze Woche vorher sind die Brüder eingeladen einzeln zu einem ihrer Lehrer zu kommen, um über ihr Inneres mit ihm zu reden.

III. §. 10. Als das nöthigste und wichtigste der Unterrichtsfächer lasset uns allezeit den Unterricht im Worte Gottes ansehen, und uns recht befleißen, mit der Schrift wohl vertraut zu werden.

Nächstdem ist einem Katechisten das Nöthigste, daß er die Sprache seines Volkes gründlich verstehen und richtig gebrauchen lerne. Das Erlernen einer der europäischen Sprachen ist dazu förderlich, wie überhaupt der Verstandesbildung dienlich, wozu auch der Unterricht im Rechnen mithelfen mag.

Aus Geographie und Geschichte sollen die Schüler die Länder und Völker der Erde und namentlich ihr eigenes Land und Volk näher kennen lernen, und ebenso sich bekannt machen mit den nicht christlichen Religionssystemen, mit denen sie später werden kämpfen müssen.

Endlich ist der Gesang ein wichtiger Theil des Gottesdienstes, zu dessen Hebung ein Katechist mitwirken soll. Wer irgend Gabe hat, gebe sich Mühe, daß er selber singen lerne, um es wiederum Andre lehren zu können.

§. 11. Beim Lernen ist vor Allem eine tüchtige Grundlage nöthig. Keiner ruhe, bis er das Gehörte verstanden hat. Das ist möglich, wenn sich die Schüler gewöhnen, in der Lection genau aufzumerken. Wer in der Lection Etwas nicht recht gefaßt hat, der komme zu dem Lehrer aufs Zimmer, um weiter darüber zu fragen.

Weil nur durch Wiederholung das Gelernte fest werden kann, so lasset uns die Stunden der Selbstbeschäftigung wohl auskaufen, damit jeder Schüler mehr und mehr selber denken und arbeiten lerne!

§. 12. Der Samstag ist vorherrschend der Wiederholung gewidmet. Je am letzten Samstag des Monats wird Vormittags von den Lehrern eine allgemeine Wiederholung angestellt, um den Fleiß der Schüler zu prüfen.

Auch die an der hiesigen Gemeinde arbeitenden Missionare werden zu derselben eingeladen.

IV. §. 13. Die Glocke zum Aufstehen läutet an Werktagen um 5 Uhr, Sonntags etwas später.

Um 5½ Uhr sollen sich die Zöglinge in Ordnung beim Morgengebet einfinden.

Auch zu den Lectionen sollen sie auf den Ruf der Glocke zeitig kommen und alles Zerstreuende beseitigen, damit der Lehrer ohne Weiteres beginnen kann. Es bleiben aber zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden einige Minuten Zeit, damit sich die Schüler auf die neue Lection rüsten können.

Die Lectionen werden meist mit einem kurzen Gebet begonnen.

§. 14. Auch während der Selbstbeschäftigungsstunden soll Stille herrschen, und das gegenseitige Fragen aufs Nöthige sich beschränken. Die Zöglinge sollen selbst unter einander für Stille sorgen, so auch für gute Ordnung im Zimmer, daß nichts von Kleidern und dergleichen darin herumliege.

Jede Woche wird Einer zum Senior aufgestellt werden, der speciell dafür Sorge trägt, und seinen Anweisungen

soll Jeder willig folgen. Derselbe bringt auch die Teller der Zöglinge auf den Tisch und hilft die Speisen herschaffen und nach dem Essen den Tisch abräumen. Außer ihm soll ohne Auftrag Keiner in die Küche gehen.

§. 15. In der Freizeit, des Abends besonders, soll Jeder darauf bedacht seyn, sich Bewegung und Erholung zu verschaffen.

Ohne Vorwissen des Hausvaters sollen die Zöglinge nicht außerhalb des Gehöftes gehen oder in einem Hause einen Besuch machen. Auch wenn Einer nach dem Gottesdienst seine Angehörigen in der Stadt zu besuchen wünscht, soll er den Hausvater vorher darum wissen lassen.

In die Werkstätten auf der Balmattha soll Keiner gehen, so lang man dort an der Arbeit ist.

§. 16. Jeder erhält vier gute Anzüge *) (und einen abgängigen zur Aushülfe), zwei Turbane, zwei Leintücher (nebst Matte und Teppich), und zwei Sacktücher.

Sind neue Kleider anzuschaffen, so sollen die Zöglinge Nichts von sich aus bestellen, viel weniger der Eitelkeit Raum geben, sondern sich den Anordnungen des Hausvaters kindlich fügen, und auch in kleinen Dingen sich dankbar beweisen lernen.

§. 17. Ihre Matten zum Schlafen breiten die Zöglinge auf dem Boden ihres Wohnzimmers aus. Diejenigen, die in der wärmern Jahreszeit außen auf der Weranda schlafen wollen, mögen vorher dem Hausvater davon sagen.

Um 10 Uhr spätestens soll sich Jeder zur Ruhe begeben.

§. 18. Ueberhaupt, meine Lieben, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem lasset uns nachdenken und wachsen in allen Stücken an Dem, der das Haupt ist: Christus!

*) Die Sonntagskleider sind von weißem baumwollenem Tuch, bestehend in Rock und Hosen nach ostindischem Schnitt; die Werktagskleider bestehen in Wamms und Hosen von weiß und blau gewürfeltem baumwollenem Zeug.

Der Unterrichts-Plan der Katechisten Anstalt, wie er beim Beginn des neuen Cursus festgestellt wurde.

Erstes Jahr: Bibellesen (mit kurzen Erklärungen): geschichtliche Bücher des Alten und Neuen Testamentes, je 6 Stunden wöchentlich. — Biblische Geschichte des Alten Testamentes, 6 Stunden. — Canaresisch Lesen (christlicher, dann auch älterer Schriften), 2 Stunden. — Aufsatzübungen, 2 Stunden. — Grammatik, 2 Stunden. — Deutsche Sprache, 6 Stunden. — Rechnen, 4 Stunden. — Gesang, 4 halbe Stunden.

Zweites Jahr: Bibellesen: Lehrbücher des Alten und des Neuen Testaments, je 6 Stunden. — Geschichte des Neuen Testamentes und des apostolischen Zeitalters, 6 Stunden. — Canaresisch (wie oben), 6 Stunden. — Deutsche Sprache, 6 Stunden. — Rechnen, 4 Stunden. — Gesang, 4 halbe Stunden.

Drittes Jahr: Bibelerklärung: Hauptstücke der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments, 6 Stunden. — Harmonie der Evangelien, 6 Stunden. — Geschichte des Reiches Gottes im alten Bund, 4 Stunden. — Katechismuslehre, 6 Stunden. — Uebung im Rechtschreiben von Predigten, 2 Stunden. — Deutsche Sprache, 2 Stunden. — Canaresisch, 2 Stunden. — Geographie, 2 Stunden. — Gesang, 4 halbe Stunden.

Viertes Jahr: Erklärung der Propheten, 6 Stunden, — der apostolischen Briefe sammt Apostelgeschichte, 6 Stunden. — Kirchengeschichte, 6 Stunden. — Predigt- und Katechisir-Uebungen, 4 Stunden. — Deutsche Sprache, 4 Stunden. — Christliche Glaubenslehre mit Rücksicht auf Islam und Heidenthum (sammt Lesen von Beweisstellen), 8 Stunden. — Singen, 4 halbe Stunden.

Die Zöglinge werden die Missionare zu ihren Predigten auf den Bazaar begleiten, jeden Monat einen Missionsausflug von 1—2 Tagen mit ihnen machen, und jedes Jahr eine mehrwöchentliche Missionsreise. —

Als Lehrbücher waren früher „Butler's Analogy of Religion, natural and revealed, to the Constitution and

Course of Nature" und „Paley's horæ paulinæ" vorzüglich im Gebrauch. Nunmehr wird die christliche Religionslehre nach dem Lehrbegriff der evangel. Kirche von J. H. Kurtz," von Herm. An. Kaundinja ins Canaresische übersetzt, im Manuscript als dogmatisches und ethisches Lehrbuch eingeführt werden. Für den Unterricht in der Kirchengeschichte ist eine canaresische Ueberarbeitung der Calwer Kirchengeschichte durch Missionar Mögling, für die Weltgeschichte ein nach Leo und Dittmar von Miss. Würth bearbeitetes canaresisches Handbuch im Manuscript vorhanden. Beim biblischen Unterricht wird die von Miss. Weigle für die Bibelgesellschaft in Madras revidirte canaresische Bibel-Uebersetzung gebraucht.

Die Aufsicht über die Haushaltung der Katechistenschule führt Missionar Plebst. Es mangelt auf der Balmattha immer noch an einer Frau, die das Hauswesen besorgte. Wir hoffen indeß, daß die Zeit nicht mehr ferne sey, wo des lieben Bruder Herm. Kaundinja's Gattin von ihren Göttern zu dem lebendigen Gott und zum Heiland ihrer Seele sich bekehren werde, und sie wäre dann wohl die tauglichste Person, das Hauswesen der Katechistenschule zu besorgen. Ueber alles Erwarten, bald nach der Ankunft ihres Mannes, ließ sie sich zwar herbei, sich wieder mit ihm zu vereinigen; aber, wenn sie auch nicht hoffen mag, ihn wieder vom HErrn abtrünnig machen zu können, dessen Eigenthum er geworden ist, so verstand sie doch ihr Anerbieten, wieder zu ihm zu kommen, ganz anders, als er und wir. Im vollen Bewußtseyn ihrer hohen braminischen Herkunft bietet sie mit der ganzen Verschrobenheit und Unbeugsamkeit eines unwissenden Hinduweibes jedem Versuch von seiner Seite, sie Christo und der Gemeinde in Liebe oder Ernst näher zu bringen, einen selbst Hermann's heidnischen Verwandten thöricht erscheinenden Trotz. Die Lage des geliebten Bruders ist eben deßwegen eine im höchsten Grade prüfungsvolle und schmerzliche. Demungeachtet sind wir im Glauben gewiß, es werde der Gnade und Barmherzigkeit unseres großen Gottes und Heilandes gelingen, ihren star-

ken Geiſt unter das Kreuz Chriſti zu beugen. Möge dieſer Tag bald erſcheinen, der für Hermann Kaundinja nicht allein, ſondern auch für die ganze Balmattha, ja die ganze Mangalur-Gemeinde, für unſere ganze große Miſſionsfamilie ein Tag der Freude und des Dankes ſeyn wird!

β) Schullehrer-Seminar.

Früher beabſichtigten wir auf der Balmattha ein Schullehrer-Seminar neben der Katechiſtenſchule zu errichten; allein wir haben uns überzeugt, daß die Ausführung dieſes Planes für jetzt, wegen des Mangels an tauglichen Jünglingen wie an den nöthigen Lehrkräften, unmöglich iſt. Miſſ. Hoch, dem früher neben der engliſchen Schule und dem Indobritten-Inſtitut die Schullehrerbildung zugewieſen war, iſt von jenen beiden Anſtalten ſo ganz in Anſpruch genommen, daß wir nur die Wahl hatten, die engliſche Schule oder das Schullehrer-Seminar fallen zu laſſen. Wir wählten das Letztere, weil wir klar erkannten, daß die Anſtellung chriſtlicher Lehrer in den Heidenſchulen ihre Aufhebung aller Orten (wenige ausgenommen) zur Folge hätte, unſere Gemeindeſchulen aber am zweckmäßigſten von unſern Katechiſten beſorgt werden, denen die Uebung im Schulhalten nur gut kommen kann. Unſere Katechiſtenſchüler erhalten eben deswegen von Miſſ. Mögling, dem die früher von den Miſſionaren der Niraſchwale-Gemeinde beſorgten Heidenſchulen in Mangalur übergeben wurden, praktiſche Anleitung im Unterricht der Jugend, indem er ſie an dem in dieſen Schulen zu gebenden Unterricht Antheil nehmen läßt.

γ) Buchdruckerei, lithographiſche Preſſe und Buchbinderei.

Im linken nord-weſtlichen Flügel der Balmattha befindet ſich die Katechiſtenſchule; im rechten ſüd-öſtlichen Flügel ſind mehrere Gelaſſe, welche die Werkſtätten der Buchdrucker, Lithographen und Buchbinder und ihre Vorräthe enthalten. In dieſer Anſtalt machte das verfloſſene Jahr Epoche.

Wie bereits in unſerm letzten Jahresbericht erwähnt wurde, ſollte Miſſionar Plebſt als Faktor der neu zu errichtenden Buchdruckerei nach Indien gehen. Es geſchah dieß im September 1851. Gleichzeitig gingen die in Baſel neugefertigten canareſiſchen Typen, ſowie das nöthige Quantum engliſcher Lettern nach Indien ab. Beide Sendungen langten aber erſt im Mai 1852 daſelbſt an. In der Zwiſchenzeit war Miſſ. Plebſt eifrig bemüht, die Lokalitäten der Buchdruckerei herzurichten, die ſchon längſt in Indien ſtehende Dreimänner-Preſſe aufzuſtellen und in Gang zu bringen und die ſonſtigen Vorkehrungen zu treffen.

Ohne Zweifel iſt nun die Maſchine ſelbſt bereits in Thätigkeit. Doch wird die Buchdruckerei erſt dann ihren Zweck vollſtändig erfüllen, wenn einerſeits das kleinere Alphabet, an welchem zwar ſchon längere Zeit gearbeitet wird, welches aber noch nicht vollendet iſt, in Indien angelangt, andererſeits die nöthige Anzahl Setzer erzogen ſeyn wird.

Die lithographiſche Preſſe wird in Zukunft theils nur für die Regierung arbeiten, wie ſie dieß theilweiſe bis jetzt ſchon gethan hat, theils ſolche Manuſcripte vervielfältigen, welche ſie wohlfeiler liefern kann, als die Druckerpreſſe. Es liegt im Intereſſe der Miſſion, ſie neben der typographiſchen Werkſtätte fortbeſtehen zu laſſen, weil eine der ſchwerſten Aufgaben der Miſſion iſt, den Chriſten einen Erwerb zu ſichern.

Die Schriften, welche die lithographiſche Preſſe bisher geliefert hat, ſind folgende:

a) im Tulu: Das Neue Teſtament auf Koſten der Basler Bibelgeſellſchaft.

b) im Canareſiſchen: Bibliſche Geſchichte des Alten Teſtaments, — des Neuen Teſtaments, — des Alten und Neuen Teſtaments.

Pilgrim's Progress. Ueberſetzung von Bunyan's Pilgerreiſe von G. Weigle.

Irarupatrike. Briefe zweier junger Bramanen, von denen ſich einer bekehrt; während ſeiner Bekehrungszeit an ſeinen Freund geſchrieben. Mit Benützung

der Geschichte H. A. Kaundinja's und seines (zurückgetretenen) Freundes Ram-tschandra's, von H. Mögling.

Sanmarga. Zusammenstellung des Hauptinhalts der christlichen Predigt für Heiden, von Miss. Layer.

Henry and his bearer. Uebersetzung des Schriftchens der Frau Sherwood ins Canaresische, von H. Mögling.

Hridayadarpana. Herzbüchlein; neu für Hindu bearbeitet, von H. Mögling.

Balabodhane. Erstes Lesebüchlein von Miss. Kies.

Balaschikscha. Fibel von Missionar Weigle.

Tati vichara. Gespräch über den Ursprung der Kaste. Beweis, daß der Kastenunterschied neu und menschlichen Ursprungs und die Opposition des Evangeliums gegen den Kastenunterschied ein Zeugniß seiner Göttlichkeit sey; von H. Mögling.

Mata vichara. Kritik des Hinduismus und Muhammedanismus und Gegenüberstellung der Hauptlehren der Schrift. Ein Gespräch von H. Mögling.

Gnana marga suchane (Erkenntnißwegs Uebersicht). Zusammenstellung der gegenüber von den Lingaiten wichtigsten Heilslehren für Lingaiten, bearbeitet von Miss. Layer.

Deva vicharane. Götter Untersuchung. Eine Komödie, die Thorheiten und Bosheiten des Hindu-Götzendienstes darstellend, von H. Mögling.

Das größte von der lithographischen Presse gelieferte Werk ist eine canaresische Blumenlese (Bibliotheca carnataka) in 3 Bänden kl. Fol., nicht für den Verkauf, sondern für den Gebrauch der Missionare als Hülfsmittel gründlichen und umfassenden Sprachstudiums bestimmt; mit Regierungs-Mitteln gedruckt. Das Werk umfaßt die:

Basava purana, eine Geschichte des Basava, Stifters des Lingaitismus oder der lingaitischen Religion.

Kanakadasa, ein Loblied auf Wischnu und Kanakadasa.

Dasara pada, 100 Gedichte moralischen Inhalts aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Ravana digvijaya, eine Prasanga von einem Mangalur-Meister aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Jaimini. Umarbeitung eines Capitels der Bharata von Jaimini.

Channa Basava purana. Geschichte des Channa Basava, höchster Lehr-Auctorität der Lingaiten.

Bharata, alte canaresische Uebersetzung (aus dem 9. und 11. Jahrhundert) des Sanskrit Epos Bharata.

Gade, 3500 canaresische Sprüchwörter, von H. Mögling gesammelt.

Die Gesammtzahl der von der lithographischen Presse im letzten Jahr gelieferten Schriften beträgt 10,900 Exemplare, 1137 Seiten. Die Versorgung der beiden Pressen mit dem nöthigen literarischen Stoff, wie überhaupt die Oberaufsicht und Leitung derselben, ist von der Committee Miss. Mögling anvertraut. Die Zahl der Arbeiter in den Werkstätten der Buchdruckerei und Lithographie beträgt 13, die der Buchbinderei beträgt 5.

♪) Die Industriewerkstätten.

Diese haben während des Aufenthalts des Inspectors in Indien mancherlei Aenderungen erfahren.

Die Industriefrage, unter andern eine der Hauptfragen, welche durch die Visitationsreise gelöst werden sollten, wurde von demselben von Anfang an mit besonderer Angelegentlichkeit ins Auge gefaßt, und auf seinem ganzen Wege auf jeder Station mit Beziehung auf die speciellen dort vorliegenden Verhältnisse und erhaltenen Aufschlüsse aufs Neue erwogen. Als er in Indien anlangte, waren 3 Brüder für die Industriewerkstätten in Mangalur angestellt: die beiden Schwarzwälder Uhrenmacher Bösinger und Müller und der Weber Johannes Haller. Letzterer war noch mit Erlernung des Englischen und Canaresischen und den Einleitungen zur Einrichtung der Baumwollenweberei beschäftigt. Die beiden Ersteren waren schon mehrere Jahre bemüht gewesen, ihrem Auftrage gemäß eine Uhrenmacher-Werkstätte einzurichten. Es hatte sich aber im Lauf der Zeit

herausgestellt, daß die Einführung der Schwarzwälder Uhrenfabrikation in Indien, wenigstens in unsern Verhältnissen, eine Unmöglichkeit sey. Einerseits hielten die Schwarzwälder-Uhren in der Regenzeit den Einfluß des Klima's nicht aus, und andrerseits war unsere Werkstätte nicht im Stande mit den Amerikanern zu concurriren, die schon lange auf diesem Gebiet Erfahrungen gesammelt und Fortschritte gemacht hatten. Dagegen war es Br. Bösinger gelungen, eine Schreinerei und Schlosserei zu errichten; Br. Müller konnte zur Klein-Uhrenmacherei übergehen, in welcher er täglich mehr Kenntnisse und Geschicklichkeit sich erwarb. Allein während der mancherlei Nöthen, welche die Brüder zu bestehen hatten, bis sie zu dem eben erwähnten Ziel gelangten, hatte sich ihrer Gemüther eine große Muthlosigkeit, wenn nicht eine fast völlige Hoffnungslosigkeit, bemächtigt. Zudem lebten sie mit einem Theil der Missionare in gespannten Verhältnissen, wozu außer der bei ihnen einwurzelnden Meinung, daß diese an dem Mißglücken ihrer Unternehmung einen großen Theil der Schuld tragen, der Umstand viel beitrug, daß die Industrie-Commission, um das Industrieweſen von der Missionsarbeit gänzlich geschieden zu erhalten und die Zeit und Kraft der Missionare ungetheilt der Mission zuzuwenden, die Industrie-Brüder völlig unabhängig neben die Conferenz der Missionare gestellt hatte, was allerdings, statt der beabsichtigten Förderung beider Theile, beiden nur Schwierigkeiten bereitet hatte. So war es des Inspectors erstes Geschäft, die getrennten Gemüther zu vereinigen. Bald aber stellte sich die Unmöglichkeit heraus, Br. Bösinger völlig zufrieden zu stellen. Er bat um seine Entlassung, und der Inspector glaubte, sie annehmen zu sollen. Sofort trat er in die Privatdienste Missionar Lechler's in Salem. Damit war die Krise beendigt. Die Schreinerei und Schlosserei konnte nicht fortgeführt werden. Eintracht und Freudigkeit kehrte aber wieder. Br. Müller entschloß sich die Klein-Uhrmacherei nach Maaßgabe der gegebenen Verhältnisse mit 2 Lehrjungen im Kleinen fortzuführen, und es steht nun so viel fest, daß er im Stande ist, sein Brod ohne Zu-

ſchuß aus der Miſſionskaſſe zu verdienen und eine, wenn auch nur kleine Zahl junger Leute aus den Eingebornen in einer Kunſt zu unterweiſen, von der ſie ſich ſpäter nähren können, ſelbſt wenn ſie ſolche nur in ſehr beſchränktem Umfang auszuüben vermögend ſeyn werden.

Br. Haller begann die Umgeſtaltung der von Miſſ. Metz begonnenen Weberei. Er führte ſtatt der dort gebräuchlichen Webſtühle und Methode die europäiſchen ein. Es waren große Schwierigkeiten zu überwinden, unter denen immer diejenigen die größten ſind, welche im Weſen und Charakter der Menſchen liegen. Welchen Kampf der Meiſter mit ſeinen Hindu-Arbeitern zu beſtehen hat, denen, wenn ſie auch Chriſten geworden ſind, alle chriſtliche Erziehung und alle Anſchauung der gebildeteren Welt mangelt, davon hat der Freund der Miſſion in der Heimath keinen Begriff. Dennoch gelang es Br. Haller ſchon während der ſiebenmonatlichen Anweſenheit des Inſpectors in Indien nicht allein den Gemeindegliedern volles Vertrauen zu der neu eingerichteten Weberei abzugewinnen, ſondern auch das Geſchäft ſelbſt in einen ſo tüchtigen Gang zu bringen, daß er bereits 20 Perſonen zu beſchäftigen im Stand iſt, und für die gefertigte Waare auf dem Bazaar erwünſchten Abſatz finden konnte. Zwar iſt auch bei dieſem Arbeitszweig kaum auf Gewinn zu rechnen; ſicherlich aber vermag ſich die Werkſtätte nicht nur allein zu halten, ſondern auch ihren Meiſter unabhängig von der Miſſionskaſſe zu ernähren und einem Theil der Gemeinde Arbeit und Verdienſt zu verſchaffen. Ueberdieß wird dieſe Werkſtätte, wie ſich bereits herausgeſtellt hat, dem Wunſche, der die Committee bei Errichtung der Werkſtätten geleitet hat, vollkommen entſprechen: ſie wird unzweifelhaft zur Bildung eines chriſtlichen Handwerkerſtandes auf allen unſern Stationen weſentlich beitragen und deßhalb gewiß ein ſegensreiches Mittel zur Einführung eines praktiſchen Chriſtenthums in der Hand des HErrn werden.

So weit wäre alſo die Induſtriefrage gelöst. Sie hat aber noch eine andere und umfaſſendere Seite. Auf

allen unsern Stationen, wo Handwerker zum Christenthum übertreten, sind diese mit ihrem Uebertritt für einige Zeit wenigstens brodlos gemacht, selbst wenn sie einiges Vermögen, insbesondere einen eigenen Heerd besitzen. Alle aber, welche, nach unserm Sprachgebrauch zu reden, gesellenweise arbeiten und kein eigenes Haus, keinen eigenen Handwerkszeug, kein eigenes Arbeitsmaterial besitzen, sind nicht allein brodlos, sondern auch obdachlos, sobald sie Christen werden, und sind nichtsdestoweniger fast durchgängig verheirathet. Was ist nun in solchen Fällen zu thun? Dieß ist die große und im höchsten Grad dringliche Frage. In Gemeinden, welche bereits zahlreicher sind und in der bürgerlichen Gesellschaft eine achtunggebietende Stellung sich errungen haben, wie z. B. die Gemeinde in Mangalur, finden sich am Ende immer Auswege, welche zuletzt zu einem einigermaaßen erwünschten Ziel führen. Da aber, wo die Gemeinde eben erst sich bildet und die Zahl der Christen noch so klein ist, daß sie von der Uebermacht der sie umgebenden Heidenwelt erdrückt wird, ist es oft schlechthin unmöglich, für die Uebergetretenen selbst, ein Unterkommen und Auskommen für sich zu finden. Da erhebt sich immer von Neuem die brennende Frage: „Was ist zu thun? Soll die Missionskasse Unterstützungen darreichen, durch welche es den Neuherausgetretenen möglich wird, eine Werkstätte einzurichten und ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen, oder müssen und sollen wir die Brüder aus den Heiden ihrem Schicksal überlassen?“ Alle Missionsgesellschaften in Ostindien versorgen ihre Christen für den ersten Anfang auch in leiblicher Beziehung auf die eine oder andere Weise. Wer die Verhältnisse kennt und nicht von europäischem Standpunkt aus urtheilt, statt mit Gründen mit Machtsprüchen entscheidet, muß die Nothwendigkeit davon zugeben, daß man sich von Seiten der alten Christenheit der jungen Pflanzen der neu entstehenden Gemeinden annehmen müsse. Nicht die Taufcandidaten sollen unterstützt werden, ist die Meinung, sondern die bereits Uebergetretenen, d. h. diejenigen, welche um des HErrn und des Evangeliums willen ausgestoßen und verfolgt von den

Ihrigen, nicht wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſollen. Sagen Sie, geliebte Freunde? wohin ſollen dieſe Brüder ſich wenden? wohin anders, als an uns. Und wir dürfen ſie nicht abweiſen, ſo lange wir Brod haben, es mit ihnen zu theilen. Der Stand der Dinge in Indien iſt einfach dieſer: entweder muß man ſich der Miſſions-Arbeit begeben, oder man muß in ſolchen Fällen Hülfe leiſten. Die geiſtlichen und leiblichen Angelegenheiten ſind in den eben gerade neu entſtehenden Chriſten-Gemeinden unzertrennlich. Die jungen Chriſten ſind Kinder, nicht Männer in Chriſto. Darum erwägen auch wir die hier bezeichnete Frage und erwägen ſie immer aufs Neue. Das Reſultat der Erwägung iſt dieſes: Verhältnißmäßig ſehr kleine Summen wären im Stande, Abhülfe zu ſchaffen. So wie die Eingebornen leben und ihr Gewerbe treiben, kann mit wenigen hundert Rupien viel geleiſtet werden, wenn man ſie zur Anſchaffung der paar geringen Werkzeuge und einigen Arbeits-Materials den Leuten vorſchießt. Aber der gerade jetzt neuentſtehenden Gemeinden ſind in dieſem Augenblick in unſerm Antheil von Oſtindien mehrere. Guledgudd, Bettigherry, Hubly, Gudde, Utſchilla, Tſchombala, Coilandy, Cotacal ſind in der gleichen Lage. Die etliche hundert Rupies, die die einzelne Gemeinde bedürfte, ſummiren ſich zu etlichen Tauſenden. Der Stand unſrer Kaſſe iſt bekannt. Die Einnahmen reichen kaum die Miſſions-Ausgaben im engern Sinn zu decken. Hier liegt die Haupt-Schwierigkeit der Induſtriefrage, wie wir die Angelegenheit der Handwerker-Unterſtützung zu nennen pflegen. Deßhalb iſt ſie von den Miſſionaren und der leitenden Committee nicht zu löſen. Der HErr muß ſie löſen — und die Chriſtenheit der Heimath!

2. Station Mulky.

(Angefangen im Jahr 1845.)

Miſſionare: A. Bührer mit Gattin. Fr. Lehmann.
Katechiſten: Nathanael, Titus, Iſaak.

Filial-Gemeinden: Utschilla und Gudde.
Aussenstation: Kadike, 1 Stunde von Mulky.

Auf der Station Mulky war bis zum Anfang des Jahres 1852 Miss. Ammann mit seiner Gattin stationirt. Im Frühjahr 1851 fühlte sich derselbe sehr angegriffen. In den letzten Monaten des Jahrs war seine Gattin ärztlicher Hülfe benöthigt. Sonst setzten die Geschwister ihre Missionsarbeit ununterbrochen und eifrig fort.

Ueber die Gemeinde Mulky berichtet Missionar Ammann im Juli 1851 Folgendes:

„Die öffentlichen Gottesdienste werden von den meisten Gemeindegliedern recht ordentlich besucht; noch mehr als an den Predigten nehmen sie an den Katechisationen Theil, in welchen im letzten Halbjahr der zweite Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses erklärt wurde. Was das geistliche Leben betrifft, so stellen sich die schlechten Fische immer mehr als solche heraus, während die übrigen, wenn auch langsam, am innern Menschen wachsen.

„Selbst den Heiden wird dieser Unterschied bemerklich. So sagte mir kürzlich ein Bramine in Betreff eines der ersteren: „in den ist auch nicht das Geringste von Ihren Schastras eingegangen; mit dem wollen wir nichts zu schaffen haben." Ueber eine andere Familie dagegen äußerte er sich in folgender Weise: „das sind gute Leute, diese wandeln nach Ihrem Wort; denen sind wir bereit Land zu geben." Auch andere bezeugen von ihnen: „diese lügen nicht, denen kann man trauen," und bekanntlich will das bei einem Hindu viel heißen. Ein Mann und ein Jüngling fielen in Fleischesfünden; der Jüngling bekannte es aber sogleich mit Reue; der Mann dagegen leugnete es über ein Jahr lang; doch kam auch er endlich eines Tages und bekannte seine Sünde unter Thränen."

Im Januar 1852 schreibt Missionar Ammann:

„Die Missionsstunden und die Betstunden, welche eingeführt wurden, scheinen besonders gesegnet zu seyn für die Gemeinde. Ueberhaupt bin ich dankbar, bemerken zu dürfen,

daß das Wort von der freien und vollen Gnade nicht fruchtlos bleibt. Seit ich nach Honor bestimmt bin, legen die meisten Gemeindeglieder viele erfreuliche Erkenntlichkeit an den Tag. — Ein in Fleischessünden gefallenes Mädchen ist entschieden, seine Sünde zu lassen, kann aber die falsche Schaam noch nicht überwinden, die es abhält, zur Gemeinde zurückzukehren. Ein seit mehreren Jahren aus demselben Grund ausgeschlossenes Gemeindeglied ist wieder herzugekommen und hat um Vergebung gebeten. — Ein Knabe und ein Mädchen wurden confirmirt, sie scheinen in der Wahrheit ihren Taufbund erneuert zu haben."

Dem Inspector erschien die Gemeinde Mulky bei seiner Visitation als eine der am meisten gesegneten. Während ihm in der Stadtgemeinde Mangalur eine größere Mannigfaltigkeit von Kasten, Individualitäten und Bildungsstufen, dabei aber auch eine lockerere Verbindung der einzelnen Gemeindeglieder unter sich und mit den Missionaren entgegentrat, glaubte er in Mulky in eine heimathliche Dorfgemeinde versetzt zu seyn, deren Mittelpunkt die Pfarrfamilie bildet. Die Mulky-Gemeinde ist mehr aus Einem Guß und bildet ein inniger verbundenes Ganze, dem des Missionars geistliche Physiognomie deutlich aufgeprägt ist. Beim Gottesdienst war nicht zu verkennen, daß Alle sehr aufmerksam waren und mit lebendigem Interesse der Predigt Miss. Amann's folgten. Im persönlichen Verkehr sprach sich eine besondere Freundlichkeit, Offenheit und geistliche Lebendigkeit aus. Man sah deutlich, daß die Gemeinde mit Eifer und Geschick im Worte Gottes unterwiesen ist. Auch wurden dem Inspector Züge aus dem täglichen Leben der Einzelnen bekannt, welche von der durchgreifenden Erneuerung der Herzen höchst erfreuliche Beweise lieferten. Rührend war die Dankbarkeit, welche zwei greise Gemeindeglieder, Abraham und Isaak, im Namen der Gemeinde für die durch Vermittlung unsrer Gesellschaft ihr zugeflossenen Segnungen des Evangeliums, in ihren einfachen aber lebendigen Abschiedsworten aussprachen.

Was die Arbeit an den umwohnenden Heiden betrifft, so wurde im October ein junger Mann aus der Oelmacher-Kaste getauft. Ferner durchzog Miss. Ammann nicht bloß mehrere Male den ganzen Mulky-District mit der Botschaft des Heils, bezeugend, wie er schreibt, „daß die Sünde der Welt abgethan und Gott mit der Welt versöhnt sey, so daß Jeder freien Zutritt habe zum Vater durch Jesum Christum im Glauben," sondern er dehnte seine Wanderungen auch bis nach Schimoga im Königreich Meisur und nach Honor in Nord-Kanara, gegen 30 Stunden im Norden von Mulky, aus; und auch auf diesen größeren Reisen „durfte er hie und da mit Freude bemerken, daß das Zeugniß von der freien und allgemeinen Erlösung Eingang fand." In Honor, wo er vorzüglich unter den Gliedern einer von der Frau des englischen Richters Lascelles gesammelten Gemeinde arbeitete, durfte er 19 durch diese treue Jüngerin des HErrn erweckte Heiden taufen, einige Katholiken in die evangelische Kirche aufnehmen und mit ihnen Abendmahl halten. Auch um Mulky her, wo bisher weniger Empfänglichkeit für das Wort des Lebens wahrzunehmen gewesen war, fand er in der letzten Hälfte des Jahrs 1851 weniger Verschlossenheit gegen das Evangelium als früher. In Kadike, der Aussenstation von Mulky, eine Stunde von dort entfernt, und Kodituru, 3 Stunden landeinwärts, sowie in Mulky selbst, wo sich bisher gar kein Leben regen wollte (alle Mulkychristen sind aus den umliegenden Dörfern gesammelt), waren nach einem Brief vom Januar mehrere Familien und einzelne Personen, die einen Zug fühlen, Christen zu werden, und er lebte der Hoffnung, daß bald einige derselben heraustreten werden.

Die Schule in Mulky, welche 11 Kinder in sich faßte, wurde, wie früher, von Frau Ammann bedient. Ein Knabe wurde von den Eltern aus derselben weggenommen; dagegen wachten die vor 1½ Jahren aufgenommenen Kinder, welche anfangs sehr stumpfsinnig gewesen waren, allmählig auf, und machten schöne Fortschritte, sowohl in der biblischen Geschichte, als in den übrigen Fächern. Außer den Andachten,

welchen alle beiwohnen, haben die zwei älteſten Knaben die bibliſche Geſchichte zweimal durchgemacht. Im Rechnen waren ſie bis zu den Dezimalbrüchen fortgeſchritten. Auſſerdem erhielten ſie Unterricht in Geographie und Aufſätze machen. Die 2te Claſſe hatte den größten Theil der bibliſchen Geſchichte Neuen Teſtaments und einen Theil des Alten Teſtaments durchgemacht, las und ſchrieb ordentlich, und trieb die 4 Species mit unbenannten Zahlen und Kopfrechnen. Die 3te Claſſe hatte gleichfalls bibliſche Geſchichte, Kopf- und Tafel-Rechnen, Schreib- und Leſeübungen. Die 4te Claſſe lernte im Sand ſchreiben und hörte bibliſche Geſchichte. Alle zuſammen hatten Uebungen im Singen.

Literariſche Thätigkeit Miſſ. Ammann's. — Im Monſun 1851 ſetzte Miſſ. Ammann die nochmalige Durchſicht ſeiner Reviſion der Tulu-Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes fort. Er war Ende September bis zum Römerbrief vorangeſchritten.

Dieß iſt die Geſchichte der Station Mulky bis zum Schluß des Jahres 1851.

Im Januar 1852 zog Miſſ. Ammann von Mulky ab, um die Station Honor wieder zu beſetzen. An ſeine Stelle trat Miſſ. Bührer von Mangalur, welchem Miſſ. Lehmann beigegeben wurde. Von Mangalur aus waren, wie unſern Leſern aus den frühern Berichten bekannt iſt, im Norden von Mulky, 9 und 12 Stunden von Mangalur, 3 und 6 Stunden von Mulky, nämlich in Utſchilla und Gudde, kleine Gemeinden geſammelt worden, die bisher von Mangalur aus bedient wurden. Nun ſchien es dem Inſpector zweckmäßig, dieſe Filialgemeinden mit der nähern Station Mulky zu vereinigen. Miſſ. Ammann aber wurde von unſern Freunden in Honor wiederholt und dringlich dorthin gerufen. Dieß waren die Gründe, welche den Inſpector beſtimmten, die ebengenannte Veränderung eintreten zu laſſen. Es war für Miſſ. Ammann ſehr ſchwer, ſeine geliebte und geſegnete Gemeinde

zu verlassen und nach einem ziemlich einsam stehenden Posten zu ziehen, wo er die Missionsarbeit von Neuem anfangen, den harten Boden zuerst umpflügen und dann auf das Aufgehen des Samens in Geduld warten muß; allein er selbst erkannte einen Ruf des HErrn in den Verhältnissen und entschloß sich gerne, das Opfer zu bringen.

Die Gemeinden Utschilla und Gudde sind nun also zu der Gemeinde Mulky geschlagen. Dadurch ist es möglich geworden, sie regelmäßiger mit dem Worte Gottes zu bedienen, als dieß von dem 9 und 12 Stunden entfernten Mangalur aus möglich gewesen war. In Mulky werden die Gottesdienste in derselben Weise wie bisher fortgeführt; auf den beiden Filial-Gemeinden wird abwechslungsweise von einem der Missionare jeden Sonntag das eine Mal in dieser Gemeinde Predigt und Katechese und in der andern eine Katechese gehalten, das andere Mal umgekehrt. Es ist dieß um so nothwendiger, als die beiden Gemeinlein erst neu gegründet und die Gemeindeglieder eben deßwegen noch sehr unerfahren und schwach in ihrem Christenthum sind. Es trat dem Inspector an dem Beispiel dieser Gemeinden recht klar der Stufenunterschied des christlichen Lebens, wie er nicht bloß an Einzelnen, sondern auch an ganzen Gemeinden zu bemerken ist, selbst wenn Alle wirklich erweckte Christen sind, entgegen.

Zu unsrer großen Freude können wir berichten, daß nicht allein die beiden Brüder Bührer und Lehmann sich in ihrem neuen Wirkungskreis glücklich fühlen, sondern auch die drei Gemeinden sich innig zusammenschließen.

Census der Station Mulky (ohne die Gemeinden Utschilla und Gudde): Summa der Gemeindeglieder mit Inbegriff von zwei Getauften: 60. Taufcandidaten: 3. Summa sämmtlicher mit der Mission in Verbindung stehender Seelen: 63.

3. Station Honor.

(Angefangen im Jahr 1845.)

Miſſionar: J. J. Ammann mit Gattin.
Katechiſt: Chriſtian Kamſika.

Zum erſten Mal ſeit 5 Jahren können wir dieß Mal wieder über unſere Station Honor etwas Anderes berichten, als daß ſie immer noch unbeſetzt ſey. Als Inſpector Joſenhans im October 1851 in Bombay landete, fand er bereits ein Schreiben Hrn. Lascelles, engl. Richters in Honor, vor, mit der Bitte an Honor nicht vorüberzugehen, ſondern ſogleich auf dem Wege nach Mangalur die alte Basler-Station Honor am Ausfluß des Scherwati zu beſuchen, weil er und einige andere engliſche Freunde der Basler Miſſionsgeſellſchaft eine von ihnen erbaute Kirche ſammt Katechiſtenhaus unter der einzigen Bedingung, daß die aufgegebene Station, auf welcher die Geſellſchaft immer noch ein Haus ſtehen habe, unverzüglich wieder beſetzt werde und dem engliſchen Caplan geſtattet ſey, bei ſeinen Beſuchen die Kirche mitzubenützen, als freies Geſchenk für immer zu übergeben wünſchen. Allein der Inſpector wünſchte vor allen Dingen den Stand der Canara-Miſſion näher zu unterſuchen und die Anſichten der Miſſionare über die Honorfrage zu vernehmen, und bat um Aufſchub bis zum December, wo er nach Honor zu kommen hoffen könnte. Hr. Lascelles war aber im Begriff, Indien zu verlaſſen, und ſeine Frau wünſchte vor ihrer Abreiſe die von ihr geſammelte Gemeinde verſorgt zu wiſſen. So beſtieg Hr. Lascelles ſchon vierzehn Tage nach des Inſpectors Ankunft in Mangalur ſein Boot und kam auf der See nach Mangalur herab, um die Sache ins Reine zu bringen. Inſpector legte ihm den Stand der Sache dar, ſammt den Bedingungen, unter welchen er das ſonſt gewiß wohlgemeinte Geſchenk übernehmen könnte, die ſchließliche Entſcheidung abermals für den Beſuch in Honor vorbehaltend. Er war entſchloſſen, nur dann die Station wieder zu beſetzen, wenn alle entge-

genstehenden Schwierigkeiten, deren manche nicht unbedeutende vorlagen, ohne eigenmächtiges und voreiliges Eingreifen von irgend einer Seite, sich von selbst lösen würden. Wirklich geschah dieß denn auch in der Zwischenzeit, und bei seinem Besuch in Honor in den letzten Tagen des Novembers. Die Bedingungen wurden von den englischen Freunden angenommen. Miss. Ammann wurde durch die bereits berichtete Vereinigung Utschillas und Gubdes mit Mulky disponibel, ein Freund erbot sich, die Aufzugskosten Miss. Ammann's zu bestreiten, und er selbst gewann Freudigkeit, sich von Mulky loszureißen; alle Missionare riethen zu. Honor war keine neue Station, sondern eine wegen der Krankheit Miss. Lehner's verlassene, wo unsere Mission nun auf Jahre hinaus mit den nöthigen Gebäulichkeiten versehen war. So entschied denn der Inspector, daß Honor durch Miss. Ammann wieder besetzt werden sollte. Im Januar zog derselbe im verlassenen Missionshaus ein und weihte die uns übergebene, zwar kleine, aber solid gebaute und freundliche Kirche mit dem ihm zufallenden Christenhäuflein zum Gotteshause der Gemeinde, die der HErr, wir hoffen es, in der zahlreich bevölkerten Heidenstadt sich sammeln wird. Natürlicher Weise sehnt sich derselbe mit seiner Familie je und je nach Mulky und der dortigen Gemeinde zurück. Obgleich Honor eine Stadt von 25—30,000 Einwohnern ist, fühlt er sich doch bis jetzt ziemlich einsam auf dem harten Boden, der hier von ihm zu bebauen ist. Doch schritt er in männlichem Glauben an sein neues Tagewerk, predigte mit dem ihm beigegebenen Katechisten Christian, dem mit Herm. Kaundinja gleichzeitig getauften Concani-Braminen aus Mangalur, auf dem Bazaar und in den Straßen der Stadt, und zog hinauf bis nach Sircy oberhalb der Ghats und hinüber bis Schimoga, wo unsrer Gesellschaft auch vor mehrern Jahren ein Haus zur Verfügung gestellt wurde für den Fall, daß es von ihr sollte und wollte besetzt werden, bis jetzt aber nichts geschehen konnte. So ist Miss. Ammann derjenige unsrer Brüder, den der HErr vor allen andern Brüdern zum Herold der

Gnade unter den Millionen Nord-Canaras berufen hat. Möge sein Wort geschehen in Beweisung des Geistes und der Kraft und Viele durch ihn zum Leben erweckt werden.

b) Mission im Süd-Mahratta-Lande.

4. Station Dharwar.

(Angefangen im Jahr 1837.)

Missionare: G. Weigle mit Gattin. Fr. Albrecht mit Gattin.

Katechist: Johann. Schulmeister: 4.

Unter allen unsern Stationen in Ostindien ist Dharwar gegenwärtig diejenige, welche am wenigsten sichtbare Erfolge der Missionsarbeit unter den Eingebornen aufzuweisen hat. Der Bericht der Station vom Juli 1851 sagt: „Unsere Gemeinde macht uns immer mehr Kummer als Freude. Ein Abendmahlsgenosse ist wegen Diebstahls zu 6monatlichem Gefängniß verurtheilt worden. Ein Andrer ist in Untersuchung wegen Verführung und Veruntreuung. Eine Dritte hat mit 3 Männern unerlaubten Umgang gehabt und wurde schwänger. 10 Gemeindeglieder sind ausgeschlossen. Alle diese Gemeindeglieder sind Tamulen und gehören entweder zu dem in Dharwar stationirten eingebornen Regiment oder zur Classe der Dienstboten bei englischen Herrschaften." Wie in ganz Indien, so sind auch in Dharwar diese Tamulen das Kreuz der Missionare. Der aus Canaresen, den eigentlichen Landeseinwohnern, bestehende Theil der Gemeinde ist tüchtiger, aber wenig zahlreich. Und schon daß die Mehrzahl der Gemeinde aus Tamulen besteht, ist der heidnischen Bevölkerung gegenüber nichts weniger als eine Empfehlung.

Indessen ist doch auch in Dharwar die Arbeit der Missionare nicht vergebens gewesen. Ihre englischen Predigten wurden, wie der visitirende Inspector selbst aus dem

Munde eines englischen Freundes vernommen, Manchem unter den englischen Residenten zum Segen. Durch die Einführung einer christlichen Gemeindeordnung und eine Reihe auf die Einzelnheiten des praktischen Lebens eingehender Predigten wurde das Leben der Gemeindeglieder in eine christlichere Ordnung gebracht. Mehrere im verflossenen Jahr heimgegangene Gemeindeglieder starben in beruhigender Herzensverfassung. Der alte blinde Simeon, als er sein Ende kommen sah, schleppte sich in das tamulische Bethaus und sagte: er wolle im Hause des HErrn sterben, und forderte nachher, so oft er wieder zum Bewußtseyn kam, die alte Christine auf, mit ihm zu beten. Auch wurden 3 Erwachsene und 2 Kinder aus den Heiden zur Gemeinde hinzugethan, und endlich wird einmal doch auch der Tag kommen, wo theils die Schularbeit, theils die Predigt auf den Straßen ihre Früchte trägt.

Die Schulen in Dharwar, insbesondere die, welche in dem der Mission gehörigen Schulhause gehalten wird, fand Inspector in einem höchst erfreulichen Stand. Die Letztere ist vielleicht die am fleißigsten von den Missionaren selbst besuchte und gepflegte Schule unter allen Heidenschulen unsrer Mission. Inspector examinirte selbst in verschiedenen Fächern und fand die Schüler so wohl unterrichtet, als nur immer die Schüler einer unsrer Volksschulen in der Heimath. Besonders erfreut war er durch die Kenntnisse, welche die heidnischen Knaben in der biblischen Geschichte an den Tag legten. Es wurde zuerst die neutestamentliche Geschichte vorgenommen, nachher dann die Geschichte Josefs genauer abgefragt, und siehe! nicht bloß die Thatsachen alle waren den Knaben wohl bekannt, sondern auch die religiösen Wahrheiten, welche diese alttestamentliche Geschichte enthält, vermochten sie klar und deutlich darzulegen. Dabei fielen die Antworten Schlag auf Schlag; die Schüler waren so zu sagen mit Händen und Füßen bei der Sache; sie rückten dem Examinator immer näher. Man hätte glauben können, man sey in einer christlichen Schule der Heimath.

Die öffentliche Predigt in den Straßen der Stadt und den umliegenden Dörfern ist von Miss. Albrecht regelmäßig fortgeführt worden. Die Aufnahme des Wortes ist verschieden, doch glaubt Miss. Albrecht wahrnehmen zu können, daß der Eindruck, welchen die Predigt macht, immer tiefer geht. Als während der letzten Durga-Noth (so nennt das Volk die Cholera-Noth) ein Götzenwagen zur Abwendung der immer heftiger um sich greifenden Krankheit fabrizirt werden sollte, gelang es dem Missionar, das Volk von der Vergeblichkeit und Sündlichkeit solchen Unternehmens so weit zu überzeugen, daß der Karren unvollendet blieb.

Vom 2. bis 24. October machte Miss. Albrecht eine Missionsreise nach Hallial, Sircy, Bonawasy, Havery und Bankapore, auf welcher ihm die Wirkung früherer Missionsreisen anderer Missionare auf erfreuliche Weise entgegentrat, manche christliche Tractate von dem heidnischen Volke abgekauft wurden, an mehrern Orten die Dorfschulzen selbst die Leute zur Anhörung der Predigt zusammenriefen, Manche im Stillen auch bekannten, daß sie von der Nichtigkeit der Götzen überzeugt seyen und den Sieg des Christenthums bereits kommen sehen, ohne jedoch sich ernstlich zu dem HErrn zu bekehren.

Census der Gemeinde: Communicanten: 31. Kinder: 33. Summa der Gemeindeglieder: 64. — Heidnische Schulknaben: 90. Heidnische Mädchen: 16. Summa der heidnischen Schüler: 106.

5. Station Hubly.

(Angefangen im Jahr 1839.)

Missionar: Johannes Müller mit Gattin.
Katechist: Paul. — Schulmeister: 6.

In der Geschichte der Station Hubly macht das Jahr 1852 Epoche. Seit 1839 war in dieser volkreichen Handelsstadt, welche mehr als 50,000 Einwohner zählt, das Evangelium unabläßig, Jahre lang von mehrern Missionaren

zugleich, verkündigt worden; aber nur 3 Seelen hatten sich zum HErrn bekehrt. Am Schlusse des Jahres 1852 war das Gemeinlein auf 14 Seelen angewachsen. Die Uebertritte erfolgten zum Theil unter schweren Kämpfen. Die ganze Stadt gerieth einige Male in Gährung. Um so erfreulicher ist die Festigkeit und Ausdauer der Neubekehrten. Sie sind meist jüngere Männer von guter Kaste, deren Uebertritt zur Gemeinde um so höher anzuschlagen ist, als Missionar Müller bei der Aufnahme neuer Gemeindeglieder so streng zu verfahren pflegt, wie wenige Missionare. Es war der 16. März, an welchem die ersten 7 Taufcandidaten der Gemeinde durch das Bad der Wiedergeburt einverleibt wurden. Der Tag war ein Tag der Freude für die Station, um so mehr als auch die Verlobte des vielbewährten jungen Katechisten Paul unter den Täuflingen sich befand. Sie war längere Zeit nicht zu bewegen gewesen, ihrem verlobten Manne nachzufolgen. Nach längerer Wartezeit entschloß sich Paul, sie vor Gericht zur Verbindung mit ihm aufzufordern. Zu seiner und der Gläubigen großen Freude erklärte sie ihre Bereitwilligkeit, zu ihm zu kommen und in Verbindung damit, obgleich ihr vollkommene Freiheit gelassen wurde in ihrem bisherigen Stande zu bleiben, bis sie von der Wahrheit des Evangeliums sich überzeugt habe, den Wunsch, die heilige Taufe zu empfangen. Zwei der Neugetauften, begabte Jünglinge, welche, obwohl ihre Redlichkeit bei dem Verlangen nach der heiligen Taufe nicht bezweifelt werden darf, doch auch von weltlichen Nebenabsichten nicht ganz frei gewesen zu seyn scheinen, begaben sich bald nach der Taufe nach Belgaum, um dort in der englischen Schule für den Regierungsdienst sich auszubilden, ein Schritt, der Miss. Müller vielen Kummer bereitete, weil Gefahr vorhanden war, daß auch noch ein dritter der Versuchung zu hochstrebenden Gedanken unterliegen werde. Indeß gelang es dem Missionar diesen mit dem Verleugnungsweg, welchen er, wie alle unsere Neubekehrten, gehen muß, auszusöhnen, und auch die übrigen 4 Neugetauften bewiesen sich treu. Zwar sind sie Kinder am Verständniß und an

Erfahrung und bedürfen vieler ſorgfältigen Pflege; aber zu unſerer Freude dürfen wir ſagen, daß ſie denn doch unſträflich wandeln und ein Licht ſind in dem HErrn. — Am Chriſtfeſt 1851 wurden abermals 3 junge Männer, Genappa, Munjappa und Balappa zur Gemeinde hinzugethan, von welchen der Eine ſchon im Januar, die beiden Andern im May des genannten Jahres an die Gemeinde ſich angeſchloſſen hatten. Der Erſtere, ein Weber, hatte zehn Tage nach ſeinem Eintritt in die Verbindung mit der Gemeinde dieſelbe wieder verlaſſen, kehrte aber nach einigen Monaten wieder zurück. An demſelben Tag kam der zweite, ein junger Goldſchmied. Er hatte große Kämpfe zu beſtehen, denn ſeine Mutter mit ſeinen 2 jüngern Brüdern und ſeine Verwandten und Kaſtengenoſſen lagen ihm mit Thränen und Bitten, Schmähungen und Flüchen ſehr hart an. Später wurde auch ihm das böſe Beiſpiel der beiden nach Regierungs-Anſtellung begierigen Jünglinge gefährlich, um ſo mehr als ihm ſein heidniſcher Vater einflüſterte: „wenn man die Kaſte darangebe, müſſe man es auch beſſer bekommen". Dennoch vermochten die Seinigen nicht, ihn wankend zu machen, und er fand ſich allmählig auf dem ſchmalen Wege zurecht, der allein zum Leben führt. Der dritte, gleichfalls ein junger Weber von Althubly, ſchien zwar in ſeinen Abſichten beim Anſchluß an die Chriſten nicht ganz lauter zu ſeyn, auf der andern Seite war ſein Benehmen vorwurfsfrei, und ſo konnte auch ihm die Taufe nicht gewehrt werden. Gerade um Seinetwillen zögerte aber der Miſſionar mit derſelben länger, als er ſonſt berechtigt geweſen wäre. Um ſo ſtärker wuchs jedoch das Verlangen der drei jungen Männer nach der Taufe. Sie freuten ſich hoch, wie Miſſ. Müller ſchreibt, als er ihnen endlich den Tag der Taufe anzeigte. In der Taufe erhielten ſie die Namen Timotheus, Stephan und Johannes.

Noch haben wir aber den Bericht über den erfreulichen Fortgang des Werks in Hubly nicht abzuſchließen. Mehr als Ein Mal ſtand und ſteht in der Bewegungszeit, die für die Station Hubly angebrochen iſt, der Miſſionar über-

raſcht und verwundert da und kann ſich der Frage nicht erwehren: wie, auch dieſer will ein Chriſt werden? Und er muß in Hubly nun erſt recht das Wort verſtehen lernen: „Jeſus nimmt die Sünder an!“ Gegen Ende des Jahres 1851 ſtellte ſich nämlich ein Kupferſchmiedgeſelle, Lakſchma, 35 Jahre alt, als Candidat des Chriſtenthums im Miſſionshauſe zu Hubly ein. Er war ſchon früher bisweilen ins Miſſionshaus gekommen, hatte auch mitunter einmal einer Predigt aufmerkſam zugehört, doch keine beſondern Hoffnungen erweckt. Um ſo mehr überraſchte die Nachricht, welche Ausgangs Novembers Paul einmal nach Hauſe brachte, daß dieſer Mann nach einigen Tagen mit der Kaſte und dem Heidenthum zu brechen und ins Miſſions-Gehöfte zu gehen beabſichtige. Miſſ. Müller fürchtete Anfangs, der Mann ſey nicht blos in Sünden, ſondern auch in Schulden gerathen; es zeigte ſich aber nachher, daß er ſelbſt noch eine kleine Baarſchaft mitbrachte und in gutem Ruſe ſteht. Kaum 3 Wochen ſpäter half der HErr zu einem neuen Sieg. Während der Zeit der Viſitation der Oberländer-Stationen, gerade in den Tagen, in welchen faſt alle Miſſionare des Diſtrictes in Hubly um den Inſpector zur Diſtricts-Conferenz verſammelt waren, kam die Nachricht aus der Stadt, ein Goldſchmied habe ſeine h. Schnur zerriſſen, ſeinen Zopf ſich abſcheeren laſſen und erkläre laut und öffentlich, er glaube an Jeſum Chriſtum und wolle ſein Jünger werden. Sein Weib und ſein Vater wußten nicht, was thun; ſie hielten das Ganze Anfangs für einen Anfall von Wahnſinn und ſuchten den Mann wieder zur Vernunft zu bringen. Als dieß ohne Erfolg blieb, ſchleppte man ihn vor Gericht. Allein auch da erklärte Maharudrappa, dieß iſt ſein Name, mit Freimüthigkeit und Freudigkeit, daß er ein Jünger Jeſu zu werden entſchloſſen ſey. In Folge deſſen ſagte ſich ſein Weib mit ihrer 7jährigen Tochter von ihm los. Dieß Alles geſchah, ohne daß eine Kunde davon bis zu den Chriſten gedrungen wäre. Erſt als am Abend des zweiten Tags der Mann geſchlagen und auf jede Weiſe mißhandelt wurde, wurde im Miſſionshauſe verkündigt, es finde in

der Stadt ein Auflauf ſtatt, wegen eines Mannes, der ein Chriſt werden wolle. Da aber der Mann nie ein Wort gegen den Miſſionar geäußert hatte und keine Miene machte, ins Miſſionshaus zu kommen, wurde von Seiten der Chriſten kein Schritt gethan. Erſt am dritten Tage, als die Aufregung immer höher ſtieg und nach den Berichten das Leben des Mannes in Gefahr zu ſeyn ſchien, ſandte die Diſtricts-Conferenz den Miſſ. Müller zum Mamledar (Oberamtmann), um ihn für das Leben des Mannes, wer er auch ſey und was er auch wolle, verantwortlich zu machen. Dieſer, obwohl nichts weniger als geneigt, einen Abtrünnigen zu ſchützen, ſandte nur den Cotwal (Polizeiwachtmeiſter) mit einigen Peons (Polizeidienern) mit dem Miſſionar zur Stelle. Der Mann hatte ſich auf die Veranda der Miſſionsſchule in einer der Bazaar-Straßen geflüchtet. Ein Haufen Volks umgab ihn. Der Polizeibeamte fragte den Verfolgten: was er beabſichtige und zu thun geſonnen ſey? Dreimal gab er dieſelbe Antwort: „ich will ins Miſſionshaus gehen!“ ungeachtet ihm jedesmal von Seiten des Miſſionars vorgeſtellt wurde, wie wichtig und entſcheidend ſein Schritt ſey: er verliere die Kaſte; vielleicht finde er ſich getäuſcht, wenn er mit den äußern Verhältniſſen der Chriſten näher bekannt werde; möglicher Weiſe könne ihn ſogar der Miſſionar nicht einmal zur Gemeinde zulaſſen, wenn er finde, daß ihm das fehle, was die unerläßlichſte Vorbedingung des Anſchluſſes an die Chriſtenheit ſey; dann ſey er völlig ausgeſtoßen und verlaſſen. Da aber der Mann entſchieden und ſtandhaft ſeinen Entſchluß, Chriſt zu werden, vor allem Volk bezeugte, gab der Polizeibeamte Befehl, ihn ins Miſſionshaus zu bringen. Das Volk mußte Platz machen, und unverſehrt langte er im Miſſionshauſe an. Er wurde in den Betſal hineingeführt, wo die Conferenz um den Inſpector verſammelt war. Blaß, die Spuren der Mißhandlungen an ſich tragend, trat er herein; nur ſchüchtern ging er vorwärts. Als aber die Mitglieder der Conferenz ihm entgegentraten, ihm die Hand reichten und ihn unter Segenswünſchen willkommen hießen, verzogen ſich die Wolken,

die auf seiner Stirne lagerten, und ein freundliches Lächeln erhellte seine Züge. Wie die Taube, die in den Felslöchern eine Zufluchtsstätte findet, so war es diesem merkwürdigen Flüchtling zu Muthe, als er unter dem Schatten unsrer Flügel sich ruhig niederlassen konnte. Noch war aber nicht Alles ausgeglichen. Sein Vermögen war unter den Händen der Seinigen. Der Vater wollte es nicht herausgeben, Vater und Sohn erschienen deßhalb vor dem Mamledar. Der Sohn konnte die Herausgabe ohne Abzug verlangen; aber, ein Beweis, daß etwas von Christi Geist in ihm lebte, er theilte mit dem Vater um des Friedens willen, und selbst die Heiden fanden dieß schön und lobenswerth. Ein noch schwererer Kampf stand ihm bevor um seines Töchterleins willen. Die Mutter, die ihn verließ, gab es nicht heraus; von den Verwandten und heidnischen Behörden wurde sie unterstützt. Erst als die englische Gerichtsstelle dem Kinde die Wahl einräumte und dieses fürs Gehen zum Vater sich entschied, bekam er es heraus.

Zehn Tage nach Maharudrappa's Heraustreten folgte ihm sein Bruder Manappa, gleichfalls ein Goldschmied, 24 Jahre alt, Weib und Kaste verlassend, nach.

Im Frühjahr schloß sich ferner des Timotheus Bruder an die Gemeinde an, und nun folgten am 23. April auch die Eltern der beiden Brüder mit ihren drei jüngern Knaben nach.

Das Gemeinlein in Hubly ist auf diese Weise im Lauf von 1½ Jahren um 11 Getaufte und 9 Taufcandidaten vermehrt worden. Es ist ein kleines Häuflein im Vergleich mit der massenhaften Bevölkerung der Stadt; aber nicht leicht auf einer Stelle unseres Missionsgebietes brach sich das neue Leben des Geistes mit solcher Macht, fast gegen Wunsch und Willen des Missionars, dem wegen der leiblichen Versorgung der neuen Gemeindeglieder bei jeder Mehrung ihrer Zahl banger ums Herz werden wollte, die vom HErrn zuvor bestimmte Bahn. Deßhalb leben wir denn auch der Zuversicht, daß, nachdem einmal der erste Grund zu einer christlichen Gemeinde gelegt ist, die Zahl der Gläubigen sich

immer wieder nach einiger Zwiſchenzeit von Neuem vermehren wird, ungeachtet ſeit dieſen raſch auf einander folgenden Uebertritten die Heiden umher für einige Zeit ſcheuer und zurückhaltender ſich zeigen, als zuvor. Daß dieß geſchehen möge, wünſchen und erflehen wir vom HErrn. Wir ſehen uns dazu aufgefordert durch den Blick auf die große Heidenbevölkerung dieſer Haupthandelsſtadt des Landes, die im Anfang unſrer Miſſion, um ihrer Bedeutung für ganz Süd-Mahratta willen, beſonders ins Auge gefaßt wurde, und nach den neuſten Erfahrungen nun endlich wirklich auch auf dem Gebiet der Miſſion die Stellung einnehmen zu wollen ſcheint, die ihr von Rechtswegen gebührt. Möge Hubly ſein Licht weit hinaus ins Mahrattenreich ergießen!

Cenſus der Gemeinde vom 1. Januar 1852: Communicanten: 7. Nichtcommunicanten: 4. Summa der Gemeindeglieder: 11. — Schulen: Heidniſche Knaben: 250. Heidniſche Mädchen: 15. Summa der Schulkinder: 265.

6. Station Bettigherry.

(Angefangen im Jahr 1841.)

Miſſionar: G. Würth. — Katechiſt: Nahaſſon Rozario. Schulmeiſter: 4

Die Zeit, welche dieſer Jahresbericht umfaßt, war für die Station Bettigherry eine Zeit mannigfacher Entſcheidung.

Seit Jahren arbeiteten auf der Station immer zwei Miſſionare: wir wollen nicht ſagen fruchtlos, denn die Früchte fangen eben erſt an, ſichtbar zu werden, aber doch inſofern erfolglos, als von den vielen Hunderten und Tauſenden, die mit unſrer Miſſion in Berührung kamen, nur etliche wenige Seelen die Ketten zu zerreißen die Kraft erhielten, die ſie an das Heidenthum feſſelten und keine Gemeinde ſich bilden wollte. Da ſproßte im Jahr 1851 in Guledgudd, einer etwa 16 Stunden von Bettigherry entfernten Landſtadt, die von Europäern nur ſehr ſelten berührt wird und mit dem Chriſtenthum völlig unbekannt geblieben war, durch

den Dienſt unſrer Miſſionare eine friſche Saat des neuen Lebens auf. Eine kleine Gemeinde wurde gegründet und Miſſ. Kies zog dahin, um ſich unter ſeinen Glaubenskindern niederzulaſſen. Miſſ. Hiller blieb in Bettigherry zurück. Auch da ſchien die vieljährige Ausſaat endlich aufgehen zu wollen; aber es blieb abermals bei einem bloſen Anlauf.

Der folgende Auszug aus dem Semeſtral-Bericht Miſſ. Hiller's gibt hievon Zeugniß:

„Am Abend des 7. März erfuhren wir durch den Katechiſt Chriſtian, daß Badappa, Etauwa, Doorta, Bhaskara und Niegos (ein Guludaguda) ſich entſchloſſen haben, Chriſten zu werden. Am Abend des 8. März nahmen wir ſie von den Uebrigen, die ebenfalls zur Andacht gekommen waren, beſonders. Wir fragten ſie über ihren Entſchluß, und Alle bekannten friſch und freudig Chriſten werden zu wollen. Wir fragten ſie, ob ſie es ihren Eltern ſchon geſagt haben. Alle hatten es mehr oder weniger direct verlauten laſſen, Badappa ausgenommen. Wir ſprachen ihnen aus dem Worte Gottes Muth ein, und ſuchten ſie in ihrem Vorhaben zu befeſtigen, ſtellten ihnen aber auch vor, was in dieſem Fall für einige Zeit von Seite der Ihrigen auf ſie warte. Die Sache war indeß an demſelben Tage ruchtbar geworden; und ein hoffnungsvoller Knabe, der der Schule entwachſen und bei uns als Schreiber beſchäftigt war, regelmäßig zur Abend-Andacht kam und ſeine Angehörigen ermahnte, ſie ſollten die Thorheit des Putſchamachens, d. h. des Götzendienſtes, laſſen, wurde noch an demſelben Abend von hier abgeholt und den andern Tag nach Namburg entfernt. Am 9. März blieb noch Alles ziemlich ruhig; aber am 10ten brach das Feuer aus: die Verwandten der Jünglinge kamen zuſammen und machten ihnen alle möglichen Vorſtellungen. Dieſes dauerte mehrere Tage, während welcher Zeit wir ebenfalls jede Gelegenheit benützten, die wir in der Schule oder im Miſſionshaus fanden, ein Wörtlein einſam mit ihnen zu reden, und ihnen Muth einzuflößen um durchzubrechen. Am 10ten und 11ten hatte

namentlich Ciauwa harte Zeit, weil ſeine ganze Verwandtſchaft den ganzen Tag in ſeinem Hauſe um ihn verſammelt war und ſeine Mutter ihn eigentlich jämmerlich bat, dieſen Schritt nicht zu thun: er ſey ihr von Gott erbetener Sohn, und wenn er ſie verließe, würde ſie lebensüberdrüſſig ſich in einen Brunnen werfen. Dieſelbe Drohung ſtieß auch Doorta's Mutter aus. Am 10ten war Badappa eine Weile bei uns, wo er ſich noch ſehr feſt und entſchieden erklärte. Er ſagte: „Ich habe in Katrigi einen Haufen Geld gehabt, aber meine Verwandten haben mir das Leſen verboten; was nützte mich jedoch der Haufen Geld, wenn ich nicht die Schriften leſen darf, in denen mir der Weg zur Seligkeit gezeigt iſt?“ Am 12ten und 13ten gaben endlich die um das Wohl der Jünglinge ſich Intereſſirenden den Eltern und Verwandten derſelben den Rath, dieſelben von unſerm Haus und unſern Schulen zu entfernen. Dieſes veranlaßte mich in einer Verſammlung von etlichen einflußreichen Männern in Badappa's Haus eine offene Erklärung zu geben und zu zeigen, welch undankbares und thörichtes Verfahren es wäre, wenn ſie uns einen dieſer Jünglinge entzögen, die unſern Schulen ſo gut vorſtehen, an denen wir ſo viel Freude haben, weil wir uns ſo lange mit ſchlechten (einen ſchlechten Lebenswandel führenden) Schulmeiſtern haben behelfen müſſen, und ihnen zugleich in Ausſicht zu ſtellen, daß wenn dieſe Jünglinge unſern Schulen entzogen werden, wir ihre Schulen nicht wieder öffnen, bis dieſe Schulmeiſter ſelbſt ſie wieder anfangen. Dieſes hatte den gewünſchten Erfolg. Es war hauptſächlich Furcht vor den Leuten, was die Eltern bewogen hatte, ihre Söhne von uns zu entfernen. Dieſe war nun zerſtreut, wenigſtens ſo weit, daß ſie Alle ruhig in ihrem Dienſt bleiben konnten. Auf die Schulen hatte dieſer Vorgang faſt gar keinen nachtheiligen Einfluß, Bhaskara's Mädchenſchule ausgenommen, weil dieſe in dem Quartier iſt, in dem die vier Jünglinge wohnen. Uebrigens waren um dieſe Zeit auch viele
chzeiten und Feſte, welche die Schüler von der Schule
ielten. Am 2. April ging das letzte Feſt vorüber, und

am dritten ging ich mit Bhaskara in die Häuser seiner Schülerinnen, sie in die Schule einzuladen. Am Mittag hatte er die Freude, wieder 20 seiner Mädchen zu meiner l. Frau hierherzubringen. Somit war nun wieder Alles wie vorher. Auch hatten sich bis dahin alle Jünglinge, so viel es ihnen möglich war, wieder regelmäßig zu den Sonntags-Gottesdiensten und Abend-Andachten eingefunden, was sie seither zu meiner Freude, trotz den Widersprüchen der Ihrigen, mit lebendiger Theilnahme fortsetzten. Nur wegen Badappa allein hatten wir Ursache zu bedenklichen Sorgen. Er war unter allen der Beherzteste und Hoffnungsvollste. Daß die Andern sich für jetzt von ihrem Vorsatz zurückschrecken ließen, war uns begreiflich, aber daß Er sich dazu verstand, sich wieder ins Nizams-Land nach Katigri senden zu lassen, dieß erschien uns in jeder Hinsicht mißlich. Am 14. April schied er mit schwerem Herzen und mit der Versicherung, daß ihm die Wahrheit des Wortes Gottes und der Entschluß, ein Christ zu werden, noch fest stehe, aber jetzt reiche es bei ihm noch nicht ein Christ zu werden. Wir ließen ihn mit schweren Gedanken ziehen, trugen ihn aber auf unserm Herzen. In Katigri wurde ihm das Lesen der Bücher, die er von hier mitgenommen hatte, streng untersagt, weßwegen er sie in dem Hause eines Bekannten verbarg, und wenn er sich auf kurze Zeit wegstehlen konnte, dorthin ging, um zu lesen. Indessen unterhielt Badappa und Eiauwa eine Correspondenz mit einander, so oft der Eine oder der Andere einen Brief sicher zu senden Gelegenheit fand. Badappa klagte gewöhnlich seine innere und äußere Noth, und Eiauwa suchte ihn aufzumuntern und ermahnte ihn zum Festhalten am Weg des HErrn und zum Gebet, indem er ihm z. B. eine Auseinandersetzung von drei Arten des Gebets von Br. Kies ins Gedächtniß zurückrief. Da ihm das gemeinschaftliche Gebet unmöglich sey, solle er doch von dem innern Gebet im Herzen nicht lassen. Vor drei Wochen schrieb Badappa einen sehr kläglichen Brief an Eiauwa, indem er klagte, daß ihm innerlich alles dunkel, trübe und unsicher zu werden anfange,

und er auch äußerlich sehr hart behandelt werde. Er dürfe nicht einmal mit seiner Verlobten reden, die mit ihm in einem Hause wohne. Er habe nun an die Seinigen in Bettigherry geschrieben, wann sie ihn nicht bald wieder heimholen, gehe er hin, wohin es ihm gefalle. Zugleich gab er Eiauwa den Auftrag uns zu fragen, ob er kommen solle, wenn ihn seine Leute nicht abholen, und ob er seine Verlobte auch mitbringen dürfe. (Das Dorf ist 12 Stunden südöstlich von hier, und die Verlobte zu erhalten, ist, wie es scheint, die Hauptursache seines Zögerns. Er ist dort von einem reichen Vetter an Kindesstatt angenommen, dessen Geld aber, wie es scheint, nicht so viel Anziehungskraft für ihn hat, als seine Verlobte.) Natürlich waren wir von Herzen gerne alle Hülfe zu leisten bereit, und die Seinigen sandten sogleich einen Mann mit einem Ochsen dahin ab, um ihn zu holen. Mit Erlaubniß der Seinen ist er nun wieder an seiner Stelle an den Schulen. Die damals so unerwartet sich erschließende Hoffnung ist nun also nicht in Erfüllung gegangen; dennoch haben wir noch Ursache uns zu freuen und dem HErrn zu danken, daß die Sache diesen Verlauf nahm; denn dieser Aufschub ist, wenngleich ein Aufschub, für unser Werk doch kein eigentlicher Verlust."

Einen ähnlichen Erfolg hatte ein Versuch des Inspectors bei seiner Visitation der Station Bettigherry im December 1851. Es war seine Aufgabe, die Gründe zu erforschen, warum die Missionskinder an diesem Ort nie zur Geburt kommen wollten. Er ließ die in Missionar Hiller's Bericht aufgeführten Jünglinge zu sich kommen, sprach mit ihnen über ihren Herzens- und Gemüthszustand, und da er sie nicht nur zu allem Guten willig, sondern auch zu dem großen Schritt des Uebertritts in wahrhaft lieblicher Weise vorbereitet, einzig durch die früher mißlungenen Versuche, zur Freiheit hindurchzudringen, eingeschüchtert fand, machte er ihnen den Vorschlag, nach Mangalur zu gehen, wo bereits eine größere Christen-Gemeinde und ihnen volle Möglichkeit gegeben sey, sich frei zu entscheiden. Der Vorschlag wurde angenommen: die Jünglinge waren zur Abreise ent-

schlossen, sogar gerüstet. Da erschien der Munschi Miss. Hillers, der mit wahrhaft satanischer Schlauheit die harmlose Jugend in Furcht und Schrecken setzte, so daß sie abermals mit Beschämung und Schmerz zurücktraten. — Dieser Vorfall mußte den Inspector veranlassen, die Frage zu erwägen und zur Evidenz zu bringen, ob nicht das Mißlingen der Missionsarbeit in Bettigherry dem Umstand zuzuschreiben sey, daß man mit der Auswahl und Beaufsichtigung der dem Missionshaus näherstehenden Personen mit zu wenig Entschiedenheit und Consequenz verfuhr. Wirklich überzeugte er sich auch bei genauerer Erforschung des Standes der Dinge auf der Station, theils durch eigene Anschauung, theils durch eingehendere Berathungen auf der Conferenz des Mahratta-Distrikts davon, daß wenn auch mit vielem Eifer und Fleiß, ja mit musterhafter Hingebung in Bettigherry gearbeitet worden war, man doch mit nicht genug Menschenkenntniß und Consequenz die sich Nähernden gesichtet hatte. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Missionare in Bettigherry in einem Umfang wie wohl nirgends auf die ganze Einwohnerschaft der Umgegend Einfluß gewonnen und geübt hatten, wie er sich aber zu viel auf das äußere Leben mitbezog, so in ihm menschliche und göttliche Elemente zu wenig geschieden durch einander wirkten. Deßhalb glaubte der Inspector im Interesse der Missionare selbst, wie der Station, auf eine Aenderung im Personal der Arbeiter denken zu müssen. Missionar Hiller war überdies fast das ganze Jahr 1851 hindurch leidend und oft sogar krank gewesen. Im Februar war er in Guledgudd von heftiger Diarrhöe befallen worden, so daß er eilends nach Hause zurückkehren mußte. Die Folge dieses Anfalls war oft wiederkehrende Kolik und große Angegriffenheit des Nervensystems. Am 19. März kam ein heftiger Ruhranfall hinzu. Im Monsun fühlte er zwar entschiedene Besserung; im November aber kehrte das alte Leiden verstärkt zurück, so daß der Inspector den Kranken im December sehr schwach und elend fand. Endlich hatte Miss. Hiller sich und der Committee durch seine kleinen ökonomischen Unternehmungen,

wenn auch keine Verluste, wie man gefürchtet hatte, so doch immer Verlegenheiten bereitet, die am vollständigsten gehoben wurden, wenn er eine andere Station bezog. Der Inspector rieth ihm deßhalb, zunächst zu seiner Erholung auf die Nilgherries sich zu begeben und sodann seine Stelle in Bettigherry mit einer andern zu vertauschen. Miss. Hiller ging darauf ein und verließ im Februar 1852 Bettigherry mit seiner Familie, um in Kotagherry auf den blauen Bergen sich zu erholen, während der Inspector nach einer Stelle sich umsah, die ihm nach seiner Wiederherstellung angewiesen werden könnte. Im Februar traf der Inspector selbst auf den Bergen ein. In der Zwischenzeit war Miss. Hiller zu der Ueberzeugung gekommen, daß es für ihn in Rücksicht auf seine Gesundheit, sein Alter, seine Familie und die Schwierigkeiten, welche seine Niederlassung auf einer andern Station haben würde, wünschenswerther und besser sey, Indien zu verlassen, wo er doch nicht mehr viele Jahre arbeiten könnte, so lange er noch Hoffnung habe, eine Prediger-Stelle in Amerika ausfüllen zu können. Er übergab deßhalb dem Inspector die Bitte um seine Uebersiedelung nach Amerika und im Zusammenhang damit um die Entlassung aus dem Dienst der Gesellschaft. Der Inspector entsprach seinen Wünschen, und so trat Miss. Hiller dann im April seine Reise nach Nord-Amerika an. Er schiffte sich mit seiner Familie in Calicut ein, erreichte im August England und im October die Vereinigten Staaten, wo er in Albany eine seinen Wünschen entsprechende Stelle fand.

Sein Nachfolger in Bettigherry wurde Miss. Würth, früher in Hubly, seit 2 Jahren aushülfsweise Mitarbeiter Miss. Mögling's an der Katechistenschule in Mangalur. Er verließ am 8. Januar 1852 Mangalur mit einem seiner bisherigen Schüler, Nahasson Rozario, der der Station Bettigherry als Katechist zugetheilt wurde, reiste zu Fuß, immer zugleich predigend und missionirend, über Schimoga und Harihar nach Hubly, und kam am 3. Februar in Bettigherry an. Von dort schreibt er unter dem 19. März an Inspector Josenhans in Mangalur:

„In den ersten Tagen nach unsrer Ankunft kamen sehr viele Leute ins Missionshaus hierher, und auch in den Schulen fand ich Viele, die bereit waren zu hören. Ich lasse mich in der Regel nicht viel auf polemische Fragen ein, sondern lese einfach einen Abschnitt aus den Evangelien vor und predige darüber, was in den meisten Fällen einen bessern Eindruck zurückläßt, als eine polemische Debatte über ein Kapitel aus ihrer Mythologie. So habe ich z. B. am 5. Februar Nachmittags vor einer Anzahl Leute über den Sturm auf dem Meere gepredigt. Hauptgedanke: wo Menschenhülfe aus ist, kann der HErr noch helfen; keine Noth ist so groß, daß Er nicht aus derselben erretten könnte. Hernach, weil den abgehenden Zuhörern immer wieder neue folgten, fuhr ich fort über die Heilung der gergesenischen Besessenen zu reden. Hauptgedanke: der Mensch weist Christum mit seinem Heil von sich, sobald er sieht, daß er um Seinetwillen irdische Verluste zu erleiden haben werde. Nachdem der Reiz der Neuheit sich verloren hatte, wurden die Besuche im Bangalow seltener; dagegen lasse ich es mir angelegen seyn, die Leute in ihren Häusern aufzusuchen, und auf den Straßen die Müssigstehenden einzuladen zum Reiche Gottes. Insbesondere bieten die Abend-Versammlungen in der Schule im Dorfe reichliche Gelegenheit dar, Christum zu verkündigen. Sie sind gut besucht. Ich habe angefangen, ausgewählte Abschnitte des Evang. Matthäi zu erklären. Damit keine Streiterei darin aufkomme, erlaube ich Niemandem zu reden, bis ich meinen Vortrag beendigt habe. Sehe ich aber, daß irgend ein böswilliger Mensch, nur um die Sache ins Lächerliche zu ziehen, Fragen und Zweifel erhebt, so erlaube ich einem solchen nicht einmal nach Beendigung meiner Rede das Wort, sondern lade jeden, dem es um ernste Erforschung der Wahrheit zu thun ist, ein, zu mir ins Missionshaus zu kommen. Das will freilich solchen, die ihre Weisheit gerne zeigen möchten nicht einleuchten. Allein ich kann nicht helfen. Die Erfahrung lehrt mich diesen Weg gehen. Oft hatte ich den guten Saamen des Wortes ausgestreut; ein Ernst schien über die Versammlung ausgegossen zu seyn; da ließen einige

Weisheitskrämer eine Menge eitler und unnützer Fragen los, die wie ein dichter Vogelschwarm sich auf das Ackerfeld des menschlichen Herzens niederließen und die Samenkörner wegfraßen. —

„Die 2 Knaben-Schulen sind nicht im besten Zustande. Ich hoffe durch Geduld und Ausdauer in der Arbeit an denselben sie nach und nach zu heben. Eine neue im Dorfe Lakundi, wo wir ein Schulhaus haben, werde ich nächstens errichten. Ich denke namentlich auch daran, öfters für einige Tage in jenes Dorf zu gehen, und so es gleichsam zu einem Vorposten für directe Missionsarbeit zu machen. Von den 2 Mädchen-Schulen mußte ich eine aufgeben, weil sie zu schlecht besucht war. Es kamen nur noch einige Mädchen, und der Schulmeister schien seiner Arbeit selbst überdrüssig zu seyn.

„Von den 4 Jünglingen, die früher vom Christwerden sprachen, ist einer, Badawa, erst vor einigen Tagen von einem Besuch wieder hierher zurückgekehrt. Ich habe seitdem mit ihm gesprochen. Er soll der Hoffnungsvollste gewesen seyn. Aber es scheint nicht, daß die schönen Hoffnungen, die man früher in Bezug auf ihn haben konnte, in Erfüllung gehen. Er ist kalt, ohne Herz für den Heiland, aufgeblasen über das Bischen, was er über Wedas und Wedanta weiß. Eiappa ist hier als Schulmeister angestellt; er hat viel Erkenntniß, aber gar kein gebrochenes Herz; die Weltliebe und Menschenfurcht ist so stark, daß er es noch nicht über sich vermocht hat, das abgöttische Kastenzeichen an seiner Stirne fahren zu lassen, und so einmal einen Anfang zu machen, seiner Ueberzeugung treu ohne Heuchelei zu leben. Totappa, gleichfalls als Schullehrer in unsern Diensten, läßt sich herbei, das Wort Gottes zu hören, weil er fürchtet, im Unterlassungsfalle seinen Dienst zu verlieren. Dagegen habe ich für den 4ten und jüngsten, Bhaskara, unsern Mädchen-Schulmeister, am meisten Hoffnung. So viel ich ihn kenne, so scheint mir wirklich sein Herz von der Gnade Gottes angefaßt und bearbeitet zu seyn. Als Nilakanthappa und Genappa heraus-

traten, war er bereit, daſſelbe zu thun. Aber Eiappa hat ihm vorgeſtellt, wie ſchimpflich es wäre, falls er herausträte und dann den Bitten und Thränen ſeiner Eltern nicht zu widerſtehen vermöchte. Dieß hat ihn bedenklich gemacht, ſo daß er noch einige Zeit warten will. Ich habe ihm geſagt, er ſolle nun in ſeinem Hauſe den Anfang damit machen die Wahrheit zu bekennen, daß er den Götzendienſt in ſeinem Hauſe nicht mehr mitmache, das abgöttiſche Kaſtenzeichen an ſeiner Stirne nicht mehr trage. Das hat er denn auch wirklich zu thun angefangen. Anfangs haben ihn ſeine Eltern hart darüber angelaſſen, ſind aber allmählig gleichgültig dagegen geworden.

„Am 8. März Abends ſind zwei Familien von hier, mit deren Häuptern ich ſchon länger in Verbindung ſtand, hierher ins Miſſionshaus gezogen, haben die Kaſte gebrochen und ſind in Katechumenen-Unterricht aufgenommen worden. Sie wohnen in den Häuschen neben dem Miſſionshauſe. 1) Nilakanthappa, Weber von mittlerem Alter; 2) Eiauwa, ſein Weib, noch jung; 3) Hutſchappa, ſein 9jähriger Sohn, ein Knabe von aufgeweckterm Verſtande; 4) Sangauwa, ſeine 10jährige Tochter; dieſe beiden ſind Kinder aus erſter Ehe. 5) Ningauwa, ein Mädchen von 2 Jahren, das erſte Kind aus der zweiten Ehe. Nilakanthappa's Leben war früher nicht untadelhaft, wie es leider bei den meiſten Hindus der Fall iſt: er lebte früher in Hurerei. Als er das Evangelium hörte, fing er an, ſich ſeines Sündenlebens zu ſchämen, und entſchloß ſich, Chriſt zu werden. Der Feind, in deſſen Klauen er geſteckt war, wird ihm noch manchen Kampf bereiten. Aber Chriſtus iſt ja gekommen als Arzt für die Kranken, nicht für die Geſunden, um die Sünder ſelig zu machen. Die zweite Familie beſteht aus: 1) Genappa, ein Mann in den 30ger Jahren, Weber: 2) Irauwa, ſein Weib; 3) Pakirappa, ſein Sohn, ungefähr 2 Jahre alt. Zuſammen alſo 8 Seelen. Genappa iſt ein aufrichtiger, einfältiger Mann.

„Dieſes Ereigniß hat auf der Station folgende Veränderungen nach ſich gezogen:

1) Bis daher beſchäftigte ich den Katechiſten Nahaſſon, der in letzter Zeit ſehr auf der Bruſt gelitten hat, mit der Beaufſichtigung einer Schule. Sangauwa und Hutſchappa mag ich nicht ſo aufwachſen laſſen, ohne daß ſie Schulunterricht genießen. In die Heidenſchule kann ich ſie aber nicht ſchicken, aus Gründen, die von ſelbſt in die Augen fallen. Deßhalb habe ich Nahaſſon einſtweilen zum Schulmeiſter dieſer neu entſtehenden Gemeindeſchule gemacht. In dieſe ſind noch aufgenommen Maria und Johanna, die zwei Töchter meines Knechtes Juan. Dieſer wünſcht, daß ſeine Töchter und Söhne im evangeliſchen Glauben erzogen werden. Er ſelbſt hat ſich bis jetzt gut gehalten. Sein Weib beſucht unſere Andachten und Gottesdienſte, und hat faſt allen Schmuck abgelegt, um Neugekommenen kein Aergerniß zu geben. Könnten ſeine Kinder ſo in unſrer evangeliſchen Kirche feſtgeſtellt werden, ſo wäre es von Nutzen für unſere Miſſion hier. Denn es iſt ſehr ſchwer für junge Männer, die Chriſten geworden ſind und ſich verheirathen ſollten, Weiber zu finden.

2) Die 2 Männer haben in Folge davon, daß ſie mit ihren Weibern und Kindern die Kaſte gebrochen haben, ihr Brot verloren. Hier iſt die Feindſchaft der Heiden noch ſo roh und groß, daß es unmöglich für ſie wäre, im Dorfe bei einem reichen Manne Arbeit zu finden. Sie ſind aber geſchickte Weber, die ihr Handwerk verſtehen, wie ich aus dem Munde der Heiden ſelbſt gehört habe. Durch ihrer Hände Arbeit ſollen ſie ſich ihr Brot verdienen. Ich habe darum ſogleich den frühern Pferdeſtall, der ſich hiefür ganz beſonders eignet, zu einer Weberei einrichten laſſen, und zwar ſo, daß 4 Webe-Stühle darin aufgeſtellt werden können. Vor der Hand ſind zwar bloß 2 nöthig, aber es iſt Hoffnung da, daß noch einige junge Männer kommen, und ſo iſt dann auch dafür geſorgt. Das hat nun nicht viele Koſten verurſacht. Dazu reicht mir das, was für „Bauten“ bewilligt iſt, ſchon aus. Sie hatten auch einige Rupien Schulden in rückſtändigem Hauszins und dergleichen. Dafür aber haben ſie mir Gold- und Silberſchmuck gegeben,

der wohl mehr werth ist. Ich habe ihnen diesen, so zu sagen, abgekauft, und dann ihre Rückstände in's Reine gebracht. Nun aber, nachdem die Weberei eingerichtet ist, müssen sie Garn haben. Können sie viel auf einmal kaufen, so ist es wohlfeiler. Um darum einen guten Anfang machen zu können, habe ich jedem 50 Rupien geliehen ohne Zins, unter der Bedingung, daß sie, sobald ihr Geschäft im Gang ist, mir jeden Monat etwas von der Schuld abzahlen, und mit diesem Gelde ihr Geschäft so treiben, daß sie meiner Hülfe nicht mehr bedürfen. Dieses Geld habe ich nicht direct aus der Missionscasse, sondern theils aus Privatgeld, das ich mir zum Ankauf von Hemden ꝛc. hingerüstet hatte, theils aus eingegangenem altem Saldo einstweilen genommen. Ich möchte Sie daher, verehrtester Herr Inspector, bitten: daß mir die Summe von 100 Rupien als Unterstützung extra aus der Missionscasse bewilligt werde. Was mir daran zurückbezahlt wird, das könnte ich wiederum in die Missionscasse zurücklegen. Wenn aber das nicht angehen sollte, so müßte ich eben das Geld durch Extra-Donationen von Engländern zu bekommen suchen.

„Verehrtester Herr Inspector! Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich die Leute unterstütze; denn sie sind nicht blos Katechumenen, sondern haben auch factisch bereits mit dem alten Heidenthum gebrochen und dem Götzendienst entsagt." Würth.

So war denn einmal doch der erste große Sieg errungen, den vielen angefaßten, aber immer zögernden Bewohnern Bettigherry's der Weg gezeigt und der Beweis geliefert, daß der HErr auch in Bettigherry die zu erretten und zu erhalten weiß, die der Wahrheit in Aufrichtigkeit des Herzens gehorsam werden. Zugleich bestätigte auf diese Weise der HErr selbst die Veränderungen auf der Station, welche zur Förderung des Werks unter viel Kampf und Gebet beschlossen und durchgeführt worden waren. Und zu unserer großen Freude können wir berichten, daß, nachdem einmal der erste Einbruch in die Bollwerke des Feindes geschehen war, Schlag auf Schlag, wie dieß unsere Freunde aus den Berichten des Heidenboten ersehen werden, neue

Uebertritte und Bekehrungen erfolgten, so daß wir, wenn gleich nicht ohne Beugung, doch mit Dank und Anbetung auf die neuste Entwicklung unsrer Bettigherry-Mission hinblicken.

Census der Station Bettigherry am Schluß des Jahres 1851: Gemeindeglieder: keine. — Schulen: 4 Knaben-Schulen in Gadag und Bettigherry: 242 Schüler. 3 Mädchenschulen: 62 Schülerinnen. Also Gesammtzahl der Schulkinder: 304.

7. Station Malasamudra.

(Angefangen im Jahr 1841.)

Missionar: J. Leonberger. — Katechist: J. Kamsika. Heidnische Schulmeister: 3.

Wie unsere Leser sich erinnern, wurde die Station Malasamudra im Jahr 1841 gegründet, um daselbst die zum Uebertritt zum Christenthum sich bereit erklärenden Kalagnanas (eine hinduistische Secte) anzusiedeln, scheiterte aber der Plan durch das Zurücktreten dieser Leute. In der Folgezeit bebaute Missionar Stanger mit einer kleinen Zahl Christen, die theilweise von Bettigherry dahin verpflanzt wurden, und einer noch größern Anzahl umwohnender Heiden, die er als Knechte und Tagelöhner in Dienste nahm, das zur Station gehörige Missionsland und richtete eine kleine Zuckersiederei ein, um den Ertrag des Zuckerfeldes möglichst nutzenbringend zu machen, immer der Zeit harrend, wo die umwohnenden Hindus sich bekehren und sich in Malasamudra eine Gemeinde bilden würde. Nach seinem Austritt aus dem Dienst unsrer Gesellschaft trat Missionar Leonberger an seine Stelle (Januar 1850). Er war mit Freudigkeit und Hoffnung nach Indien hinausgezogen. Allein schon die erste Zuckerernte und Siedezeit versetzte ihn in einen körperlich sehr leidenden Zustand. Die Hitze und der Dampf des Siedehauses griff seine Nerven sehr an und ver-

urſachte ihm Monate lang andauerndes Kopfweh, obgleich das Geſchäft des Siedens nur einige Monate währt. Dazu kam, daß er die auf der Colonie arbeitenden Heiden wegen ihrer Unſittlichkeit und Schlechtigkeit der Reihe nach zu entlaſſen und vom Ort zu entfernen ſich gedrungen ſah, während er Anfangs außer Stande war, ihre Stellen mit beſſeren Subjecten zu beſetzen. Dieſe Noth ließ es ihm überhaupt zweifelhaft erſcheinen, ob von einer längern Fortführung ſeiner Arbeit ein reeller, insbeſondere ein geiſtlicher Gewinn für die Miſſion zu erwarten ſey. Deßhalb beantragte er im Sommer 1851 bei der Committee die Aufhebung der Station. Es war daher eine der Hauptaufgaben der Viſitation, die Frage: ob jenem Antrage Folge gegeben werden ſolle oder nicht, an Ort und Stelle zu unterſuchen und wo möglich zu erledigen. Die Committee hatte zu dem Ende den Inſpector mit den nöthigen Vollmachten verſehen. Die Frage war äußerſt ſchwierig. Die Malaſamudra-Markung war, wie Miſſionar Leonberger dieß vorher ſchon bemerkt hatte, entſchieden zu klein, um eine eigentliche Colonie von Chriſten dort zu errichten; doch konnten ſich 15 Hindufamilien auf dem Felde nähren. Die Zuckerſiederei war, um der Concurrenz willen, eine precäre Unternehmung. Die Gegend iſt ſteril und ziemlich unbevölkert, an andern Orten beſſeres Land zu erhalten.

Die Oeconomie nahm Miſſ. Leonberger ſo in Anſpruch, daß er wenig Zeit für die Miſſionsarbeit übrig behielt. Auf der andern Seite wäre man im Tulu-Land und Malabar an einem ſolchen Platz ſehr froh, wo man 15 Familien unterbringen könnte. Es war zu erwarten, daß ſobald einmal in Süd-Mahratta Gemeinden ſich bilden, Chriſtenfamilien genug ſich finden würden, die man ſonſt nirgends zu verſorgen wüßte. Die Oeconomie brachte überdieß bisher immer ſo viel ein, daß der Miſſionar in Malaſamudra die Kaſſe nichts koſtete, ſogar noch ein kleiner Ueberſchuß ihr zu gut kam. Ferner durfte man doch nicht behaupten, daß ein chriſtlicher Landmann nicht auch miſſionirend auf ſeine Umgebung wirken könne. Es war Hoffnung, daß, wenn

der Tagelohn ein klein wenig erhöht würde, die Arbeiternoth ein Ende nehmen würde. Die Unbehaglichkeit, mit welcher der Missionar zu kämpfen hatte, mußte sich mit jedem Tage mehr verlieren, wenn er nicht mehr so einsam stand und der Sprache sich mehr bemächtigte, als dieß bisher bei Br. Leonberger der Fall gewesen war. Endlich war es denn doch mit seiner Gesundheit etwas besser geworden, und konnte ihm gesagt werden, daß er nicht wie ein Siedknecht selbst beständig ans Feuer zu stehen habe, seine vorzügliche Begabung für das ökonomische Fach die Committee einst bestimmt habe, ihm diesen Posten zuzuweisen und er ihn mit Freuden übernommen habe. Die Entscheidung der unter dem Vorsitz des Inspectors versammelten Districts-Conferenz fiel deßhalb einstimmig dahin aus, Malasamudra dürfe noch nicht aufgegeben werden; es könne später zu einer Außenstation gemacht und einem eingebornen Katechisten übergeben werden; in einem Moment, wie der damalige, wo die Committee 60,000 Fr. aufzunehmen genöthigt sey, dürfe man die Station nicht verlassen, die einen Missionar erhalte, nach welcher man in einigen Jahren vielleicht mit Verlangen die Hände ausstrecke, welche man nicht aufgeben könne, ohne der Kasse einen Verlust von 7—8000 Fr. zuzufügen. Dieser Beschluß wurde dann auch sofort von dem Inspector bestätigt, um so mehr als Missionar Leonberger erklärte, daß er keinen Willen in der Sache habe, sondern die Entscheidung der Conferenz und der Committee als des HErrn Willen über sich mit voller Ergebung und Zuversicht betrachte. Dagegen wurden von dem Inspector verschiedene Anordnungen und Vorkehrungen getroffen, um Miss. Leonberger theils ein gesegneteres Wirken möglich zu machen, theils seine Gesundheit gegen die schädlichen Einflüsse der Hitze mehr zu sichern. Es wurde einer der mit Herm. Anandr. Kaundinja bekehrten Braminen, der in den letzten Jahren den Katechisten-Cours in Mangalur mitgemacht hatte, als Katechist nach Malasamudra gesendet, damit Miss. Leonberger eine vertraute und zuverlässige Person als Hausgenosse, Sprachlehrer, Unter-

aufseher und Mitarbeiter um sich habe und Erleichterung in seinen ökonomischen Arbeiten, und freiere Zeit für das Sprachstudium und die directe Missionsarbeit gewinne. Er wurde ermächtigt, den Arbeitslohn seiner Tagelöhner so zu erhöhen, daß er unter den Arbeitern eine Auswahl und somit die Hoffnung hätte, die verhältnißmäßig besten Männer zu Dienstleuten zu erhalten. Er erhielt endlich Erlaubniß einige bauliche Veränderungen vorzunehmen, durch welche es ihm möglich wurde, die Aufsicht über seine Arbeiter zu führen, ohne sich beständig dem Feuer und Dampf des Siedehauses auszusetzen. Wirklich bewährte sich die Wahrheit der von der Conferenz der Missionare ausgesprochenen Ueberzeugung und die Zweckmäßigkeit der gefaßten Beschlüsse alsbald.

Unter dem 1. März 1852 schreibt Missionar Leonberger:

„Jacob (Kamsika, der Katechist) ist mir eine große Hülfe." Am 24. März: „Mit dem Zuckermachen geht es gut. Statt der Koreru (den frühern Arbeitern, wir würden sagen, aus der Zigeuner-Kaste) haben sich Holejaru eingestellt. An Feuer und Kesseln ist's jetzt ganz erträglich. Für mich ist die Mühe kaum halb so groß als letztes Jahr, da sowohl die neue Einrichtung, als auch Jacobs Hülfeleistung vieles leichter machen. Das Kopfweh zeigt sich selten."

Dagegen wurde am 16. April einer der wenigen Christen, welche in Malasamudra sich finden, mit Namen Daniel, von einer Schlange gebissen und starb in Folge der Vergiftung eine Stunde nach der Verwundung. Dieß war ein schwerer Schlag für die Brüder der Station. Indessen bleibt es ja ewig wahr: Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Census der Station Malasamudra am Schluß des Jahres 1851: Gemeindeglieder: 5. — Heidn. Knechte 15. — Kinder 1 Christenkind. Heidnische Schulknaben: 63. Heidnische Schulmädchen 14. Gesammtzahl der mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen: 98.

8. Station Guledgudd.

(Angefangen im Jahr 1851.)

Missionar: G. Kies. — Katechist: Christian. — Heidnischer Schulmeister 1.

Ueber Guledgudd, unsere neuste Station in Ost-Indien, die, im strengsten Sinn genommen, nicht die Missionsgesellschaft in Basel, sondern der HErr selbst gegründet hat, so daß unsere Committee durch die Macht der Umstände mehr gezwungen als durch eigene Ueberlegung und Beschlußfassung bestimmt wurde, dem Missionar Kies zu gestatten, daß er dort bleibend sich niederlasse und nothdürftig einrichte, gibt der Semestral-Bericht des Miss. Kies vom Januar 1852 den besten Aufschluß. Wir lassen deßwegen denselben hier vollständig nachfolgen.

„In mehrern frühern Bettigherry-Berichten ist wiederholt von kürzern und längern Besuchen die Rede, welche Bruder Hiller und ich zu verschiedenen Zeiten im Laufe der drei letzten Jahre in Guledgudd, einem 16 Stunden nördlich von Bettigherry gelegenen Städtchen, *) machten unter einer Versammlung von Leuten, die uns durch Christian, der früher selbst längere Zeit zu ihnen gehörte, zu sich einladen ließen, weil sie in einigen Missionstractätchen die Auferstehung der Todten gelehrt fanden, an die sie durch das Guru-Nudi (Lehrer Ausspruch, s. hierüber den Bericht i. J. 1850 von Bettigherry), dessen Jünger sie seit mehrern Jahren waren, glauben gelernt hatten und deßhalb begierig wurden, weiter zu erfahren, was in den christlichen Schastras über diesen Punkt gesagt sey und überhaupt mit den Missionaren näher bekannt zu werden. — Vom 23. August bis 13. September 1848 besuchte ich sie das erste Mal und erklärte ihnen in ihren regelmäßigen Abendversammlungen (von Son-

*) Die geographische Lage von Bettigherry ist 15° 27′ nördliche Breite und 75° 42′ östliche Länge, die von Guledgudd ist nördliche Breite und 75° 51′ östliche Länge.

nenuntergang bis zu ihrem Nachteſſen halb 7 bis 9 Uhr) für ihre geiſtlichen Bedürfniſſe ausgeleſene Stellen der heil. Schrift, wodurch ſie, wie ſie wiederholt bezeugten, ſehr angezogen wurden. Das Rudi ließ ich damals noch ganz unerwähnt, theils weil ich es erſt ſelbſt noch genauer zu unterſuchen und kennen zu lernen hatte, noch mehr aber, weil es mir daran lag, ihnen vor Allem ſo viel als möglich das Wort Gottes beizubringen in der gewiſſen Zuverſicht das Licht deſſelben werde dann von ſelbſt zu ſeiner Zeit unter und in ihnen das Gericht über die Finſterniß ausüben. Dieſes traf auch bald ein. Bis ich wieder kam, hatten ſich die Rudi-Jünger in Guledgudd getheilt. Eine ziemliche Anzahl unter ihnen hatten ſich wieder zu der Wedanta-Philoſophie umgewandt, oder war wieder in den gewöhnlichen Götzendienſt zurückgetreten, während bei dem beſſern Theil das tiefer liegende Verlangen nach etwas Beſſerem und Gewiſſem, das ſie zuerſt von dem Götzendienſt der Wedantaphiloſophie in die Arme getrieben, ſodann von Wedantiſten zu Rudi-Jüngern gemacht hatte, ſich nun bei ihrer Berührung mit dem Worte Gottes immer mehr von der herzgewinnenden Kraft der ſeligmachenden Wahrheit deſſelben angezogen und befriedigt fühlte. Es waren jedoch nur einige Wenige unter ihnen, denen der Unterſchied klarer ins Bewußtſeyn trat, während die Mehrzahl ſich keine klare Rechenſchaft darüber geben konnte, ſondern ſich eben von einer geheimen Macht angezogen und mitgezogen fühlten. — Vom 22. Juli bis 8. Auguſt war ich wieder unter ihnen und erklärte ihnen das Evangelium Matthäi, das ſie vor meiner Ankunft in ihren Abendverſammlungen mit einander geleſen hatten. Das glorreiche Bild des HErrn verfehlte ſeinen Eindruck auf ihre Gemüther nicht. Beſonders trat ihnen die Macht ſeiner Ausſprüche und ſeine dem majeſtätiſchen Glanz der Sonne gleichende Lehrweiſe entgegen im Gegenſatze zu dem Nachtgetreibe ihrer heidniſchen Gurus. Beim Leſen der Leidensgeſchichte drückten Mehrere wiederholt ihre Rührung aus. Am Schluß ſtellte ich dann auch noch eine kurze Prüfung des Rudi an, und das Reſultat war, daß mehrere von ihnen

bei meinem Abſchied mich verſicherten, von nun an keine Rudi-Jünger mehr ſeyn, ſondern künftig Schüler des Wortes Gottes und Jünger Jeſu Chriſti werden zu wollen. — Allein nachher kam einigen der jüngeren unter ihnen wieder ein anderer Sinn, und als ich im September 1850 wieder zu ihnen kam, ſtanden ſie auf dem Punkt, ſich von dem Worte Gottes ab und wieder ganz dem Rudi zuzuwenden. Beſonders deßhalb, weil ſie merkten, der Weg des Wortes Gottes ſey dem eigenen Fleiſche und der Welt ſo ſehr entgegen, während das Rudi das Fleiſch gewähren laſſe und nicht nöthige, durch ein offenes Bekenntniß ſich der Feindſchaft und Verfolgung der Kaſtengenoſſen und der übrigen Welt auszuſetzen. Doch ſegnete Gott meinen längern Aufenthalt unter ihnen abermals ſo, daß ſie ſelbſt erklären mußten, die ihnen beim Leſen der bibliſchen Geſchichten und Bibel-Abſchnitte gekommenen Anſtände, z. B. über Nichtfortſetzung der Beſchneidung im Neuen Bunde ꝛc. ſeyen ihnen durch meine eingehenden Antworten völlig gehoben, und ſie ſehen nun deutlicher ein, worin das eigenthümliche und eigentliche Weſen des Chriſtenthums beſtehe. Eine ausführliche Kritik des Rudi, die ich hauptſächlich für die Rudi-Jünger jenſeits des Kriſchna und in Kosgy aus meinen in den letzten Jahren darüber gemachten Unterſuchungen zuſammengeſtellt hatte, gab dann in Betreff des Rudi bei ihnen vollends den Ausſchlag, ſo daß ſie ſeither nichts mehr aus demſelben vorgebracht haben. Damals gab Siddhâ Rama, nunmehr Petrus, das Wort: er mit den Seinigen, ſowie Nagauwa, jetzt Hanna, mit den Ihrigen ſeyen entſchloſſen Chriſten zu werden; nur wünſchten ſie in Guledgudd bleiben zu können, und bitten daher um die Niederlaſſung eines Miſſionars oder doch eines Katechiſten unter ihnen.

„Im Februar dieſes Jahres kamen 5 der jüngern Männer auf Beſuch nach Bettigherry, und erklärten es als ihren feſten Entſchluß und Wunſch, Chriſten werden zu wollen. Nur darüber waren ſie noch nicht klar und entſchieden, ob ſie ſich zu dieſem Zwecke in Bettigherry anſiedeln ſollten, oder ob es nicht beſſer wäre, wenn ſie in Guledgudd blieben.

Einige von ihnen trieb damals beſonders die Furcht vor dem Tode; denn die Cholera wüthete zu der Zeit ſehr ſtark in Gulebgudd und der Umgegend und forderte ſehr viele Opfer. Leider ließ bei eben denſelben nachher mit der äußern Noth und Gefahr auch der innere Drang nach, und ſie ſtehen heute noch draußen und zaudern, weil ſie ſich vor der engen Pforte ſcheuen, während ihnen doch ihre innere Ueberzeugung keine Ruhe läßt. Möge es der Gnade Gottes vollends über ſie gelingen!

„Ende Mais kam ich hierher und begann bald darauf mit den Taufbewerbern den Taufunterricht nach Anleitung von Kurtz chriſtlicher Religionslehre, während ich in den Abendverſammlungen das Evangelium Johannis erklärte. Dieſen Erklärungen, ſowie dem Gebet am Schluß der Verſammlung, wohnten faſt regelmäßig 20—30 Perſonen bei, ſo daß der neue Tempel, in dem wir uns verſammelten, oft halb voll war. Das Evangelium Johannes wählte ich deßhalb, weil darin Chriſti Verhältniß zu Seinem Vater und was er dem gläubigen Sünder durch die Mittheilung ſeiner ſelbſt im heiligen Geiſte werden will, beſonders ſtark hervorgehoben und eindrücklich gemacht iſt. Dabei drang ich gefliſſentlich darauf, den Zuhörern von den verſchiedenſten Seiten her immer wieder die Nothwendigkeit und das Weſen des lebendigen Glaubens an Chriſtum ans Herz zu legen, und ich glaube aus ihren, bei Gelegenheit von Zwiſchenbeſuchen, ganz frei gemachten Aeußerungen ſchließen zu dürfen, daß ich dadurch Einige mehr als zuvor von den den Hindus ſo ſehr beliebten Regionen müſſiger Speculation herab in das practiſche Lebensgebiet hereingezogen habe, und daß in Andern das in dieſer Beziehung bereits Angefangene weiter befördert und befeſtigt worden iſt. Bei Erklärung der 10 Gebote äußerten mehrere der Taufcandidaten wiederholt: das Wort Gottes nehme es doch ſehr genau; es kommen ihnen dabei ihre vielen Sünden mehr zum Bewußtſeyn, als je zuvor, und ſie ſehen nun klar ein, daß auch kein Bischen Gutes in ihnen ſey, ſondern lauter Sünde und Uebertretung von Jugend auf. Beſonders machte mir

Wirasanga, nunmehr Dewaprija, viel Freude; denn an ihm war das Werk der Gnade am kräftigsten zu verspüren, und durch seine einfältigen und innigen Aeußerungen und Fragen, die er fast täglich bei Zwischenbesuchen machte, und durch die er mich immer wieder das in seinem Innern Vorgehende schauen ließ, erquickte und stärkte er jedesmal mich selbst. Denn gerade in dieser Zeit hatte ich für mich selbst innerlich außerordentlich schwere Erfahrungen durchzumachen, und heftige, bis auf den Grund meines Glaubens gehende Anfechtungen des Argen zu bestehen. Nur die Macht Gottes bewahrte mich im Glauben zur Seligkeit. Mein eigenes Herz lebte immer wieder auf aus den düstern seelischen Zuständen, wenn ich die vielen begierigen Zuhörer vor mir versammelt sah und ihnen die Liebe Gottes in Christo zu verkündigen hatte.

„Am 29. Juni hatte ich die Gnade 12 Personen durch die heil. Taufe der Gemeinde des HErrn einzuverleiben. Ihre Namen sind: 1) Petrus, früher Rama, 55 Jahre alt, Lingaiten-Weber von der Kuruwina-Schetti-Kaste, der muthige Vorgänger der Uebrigen. 2) Jacob, früher Jra, 19 Jahre alt, Pflegesohn von Petrus, ein gutmüthiger, stiller Jüngling. 3) Rebecca, früher Nagauwa, Jacob's 12jährige Verlobte. 4) Hanna, früher Nagauwa, 40 Jahre alt, Lingaiten-Goldschmied-Wittwe, selbstständigen Charakters und schon lange etwas Besseres suchend. 5) Elisabeth, früher Gaurauwa, Hannas 70jährige Mutter mit bereits abgelebten Sinnen. 6) Martha, früher Lakschmi, Hannas 25jährige Tochter und Mutter der folgenden zwei Kinder. 7) Johann, früher Sivabasja, 3jähriger Sohn Martha's. 8) Maria, 8monatliches Töchterchen Martha's. 9) Simon, früher Basappa, 25 Jahre alt, von der Dewanga-Weber-Kaste, Vater genannter zwei Kinder. 10) Samuel, früher Malappa, 40 Jahre alt, von der Dewanga-Weber-Kaste, verwittweter Vater mehrerer Kinder, die seinem Beispiel bald nachzufolgen gedenken. 11) Dewaprija, früher Wirasanga, 32 Jahre alt, von der Kuruwina-Lingaiten-Weber-Kaste. 12) Dewa-

datta, früher Parwa, 20jähriger Jüngling von voriger Kaste. Er war früher kein Rudi-Jünger, sondern kam durch das, was er in unsern Abendversammlungen aus Gottes Wort hörte, ganz schnell zu dem Entschluß, Christ zu werden.

„Die Taufe dieser 12 Personen rief eine gewaltige Aufregung im Städtchen hervor, und mehrere Tage versammelten sich große Menschenhaufen vor dem Tempel, in dem ich logirte, und vor den Häusern der Christen, für welche dieses natürlich eine harte Prüfungszeit war. Sehr gut zu Statten kam ihnen da die Gemeinschaft der ältern Christen, die auf ihre Einladung hin von Dharwar, Hubly und Malasamudra mit Bruder Leonberger zur Taufe gekommen waren. Noch während der ersten Aufregung schmiedeten die Feinde einen Plan, wie sie mich sammt den Neugetauften aus Guledgudd verdrängen könnten. Zu dem Ende brachten sie die Ortsältesten dazu, daß sie in öffentlicher Rathsversammlung den Barbieren erklärten, hinfort sich nicht mehr von ihnen rasiren zu lassen, wenn sie sich unterstehen sollten, die Christen zu barbieren. Damit waren die Christen für unreine Hunde erklärt und aller nähere Umgang mit ihnen bei Verlust der Kaste verboten. Auf diese Weise, dachten sie, wollten sie den Christen nicht nur allen nöthigen Beistand von Barbieren, Wascherleuten ꝛc. abschneiden, sondern vor Allem es unmöglich machen, daß ihnen fernerhin irgend Jemand Arbeit zum Broterwerb darreiche. Die Wirkung dieser Erklärung war bald zu sehen: Barbierer, Wascherleute u. s. w., weigerten sich, den Christen weiter Dienste zu thun, und der bisherige Brotherr mehrerer von ihnen sah sich durch das Zudringen seiner Kastengenossen genöthigt, sie vor der Hand nicht mehr in seinem Hause weben zu lassen. Malkappa, der selbst Christ zu werden entschlossen ist, nahm sie zwar einstweilen in Arbeit. Allein wäre nicht bald geholfen worden, so hätte ich mich genöthigt gesehen, mit den Christen nach Bettigherry abzuziehen, was mir besonders um der übrigen Angezogenen willen außerordentlich leid gewesen wäre. Denn hätten die Neugetauften nicht in

Guledgudd bleiben können, so wäre für alle Uebrigen, die sich ihrer Verhältnisse wegen nicht schon zum Voraus zum Auswandern hätten entschließen können, der Heraustritt unmöglich geworden. Wir betrachten es daher als eine gnädige Hülfe Gottes, daß Er es den Bemühungen des christlichen Subcollectors, an den ich mich in der Verlegenheit wandte, gelingen ließ, die Ortsältesten zu einer andern Erklärung zu bringen. — Seither hat sich alle Aufregung im Städtchen gelegt, obwohl natürlich auch heute noch die Heiden in ihrem Herzen Feinde sind, und dieß bei Gelegenheiten da und dort zu Tage legen. Oeffentlich aber wagt es Niemand den Christen auch nur das geringste Hinderniß in den Weg zu legen. Petrus erhält wieder zahlreiche Besuche von seinen frühern Bekannten, und Hanna wird seit längerer Zeit wieder als Wehmutter häufig in die Häuser gerufen und von den Weibern besucht, wodurch ihr reichliche Gelegenheit geboten wird, unter dem so sehr unwissenden und unverständigen Weibervolk die christliche Wahrheit bekannt zu machen und das Licht des Evangeliums in die abgelegensten Winkel der Häuser zu tragen.

„So viel ich aus den gelegentlichen Aeußerungen der Neugetauften und aus ihrem ganzen Wesen wahrnehmen kann, ist es ihnen wohl in dem neuen Lebenselement und sie freuen sich der großen Veränderung zwischen früher und jetzt. Dabei zeigen sie alle Missionseifer. Besonders Dewaprija ist sehr eifrig und bringt mir jeden Tag vor, was er Neues mit seinen Geschäftsgenossen, Bekannten und andern Leuten geredet hat, um sich zu versichern, ob er dem Sinne des Wortes Gottes gemäß geantwortet habe und um Aufschluß von mir zu erhalten, da, wo seine Erkenntniß noch nicht ausreicht. Dabei ist natürlich noch vieles Alte erst nach und nach durch die Ueberweisung des heiligen Geistes aufzudecken und durch die Kraft der Liebe Christi abzulegen. Alle aber zeigen sich je nach dem Grade ihrer geistlichen Lebendigkeit willig dazu und freuen sich jeden Vormittag in den Morgen-Andachten, die ich mit ihnen in dem Tempel halte, aus den Episteln neue Ermahnung und

neuen Anhalt zu finden. Das Wort Gottes geht ihnen über Alles. Davon zeugt auch eine Aeußerung des Petrus. Nach der Taufe baten mich die Neubekehrten, mit ihnen „Bunyan's Pilgerreiſe," die ſie ſchon zweimal unter ſich durchgeleſen hatten, nochmals durchzugehen und ihnen die geiſtliche Bedeutung der Bilder zu erklären. Dabei fragte einmal Petrus: wie es denn komme, daß der canareſiſche Bramine auf einmal Chriſtian heiße, ohne daß von ſeiner Taufe irgendwo die Rede ſey, und daß er erſt auf dem Wege gelegentlich die Braminenſchnur verliere, alſo die Himmelsreiſe betreten habe, ohne zuvor mit der Kaſte gebrochen zu haben? Meine Antwort war: Bunyan, der urſprüngliche Verfaſſer des Büchleins, habe nicht nöthig gehabt, ſeinen Pilger erſt getauft werden zu laſſen, da er von den Verhältniſſen Englands ausgegangen ſey, wo Jedermann als Kind getauft werde. Dagegen hätte der canareſiſche Ueberſetzer (Br. Mögling) bei Indianiſirung des Büchleins nothwendig Taufe und Bruch der Kaſte bei ſeinem Pilger anbringen ſollen. Darauf bemerkte Petrus: In allen menſchlichen Büchern, ſelbſt in der Pilgerreiſe, finden ſich doch Fehler und Verſehen; dagegen im Worte Gottes habe er bis heute noch keinen Widerſpruch und keinen Fehler finden können, obgleich er vor ſeiner Taufe 3 Jahre lang angelegentlich über dieſen Punkt Unterſuchung angeſtellt habe. — Nachdem wir Bunyan's Pilgerreiſe beendigt hatten und unterdeſſen die alten Abendbeſuche, die während der Aufregung im Orte längere Zeit weggeblieben waren, ſich nach und nach wieder eingeſtellt hatten, fing ich mit ihnen die Alt-Teſtamentlichen Geſchichten aus der Bibel zu leſen und zu erklären an, um unſern Leuten auch einmal den geſchichtlichen Theil der Offenbarung von Anfang an vorzuführen und ihnen an den Exempeln des Glaubens aus der Vorzeit eine concrete Anſchauung der wahren Gottesfurcht vor die Seele zu halten. Bei der Erklärung der Schöpfungsgeſchichte brachte ich gefliſſentlich allerlei von den Unterſuchungen und Reſultaten der Geologie, Aſtronomie, Naturlehre und Naturgeſchichte an, um einigen der

Anweſenden einen factiſchen Beweis davon zu geben, daß wir, wenn wir wollten, auch von Tatwa-Widja (Prinzipien-Lehre oder Naturphiloſophie) reden könnten. Sie gaben ſelbſt zu, was ich bei dieſer Gelegenheit von den Naturgeheimniſſen geſagt habe, ſetze ſie in Erſtaunen und gebe ihnen den Eindruck, das Vorgeben und Gerede ihrer Tatwagrübler ſey im Vergleich mit den wirklichen Unterſuchungen und Naturkenntniſſen unſerer Gelehrten mehr nur unverſtandenes Papagei-Geſchwätz als wirkliches Erkennen. — Dann bezeugte ich ſo ſtark, als ich nur konnte: die heilige Schrift gebe nichts für den grübelnden Verſtand, ſondern antworte nur auf die Fragen und Bedürfniſſe des Herzens, indem Gott die Naturwiſſenſchaften den eigenen Unterſuchungen des Menſchenverſtandes überlaſſen, dagegen den religiöſen Bedürfniſſen des Sünderherzens ſeine Gnadenoffenbarung gegeben habe. Und ebenſo, ja eben deßhalb, haben auch wir, als Boten des Evangeliums, nicht den Auftrag, ihren Tatwagrüblern gleich über naturwiſſenſchaftliche Fragen unter ihnen zu reden, ſondern ihnen das Evangelium vom Sünder-Heiland zu verkündigen und ſie den Weg des Heils zu lehren. Deßhalb enthalten wir uns gefliſſentlich in unſern Vorträgen des Eingehens auf naturwiſſenſchaftliche Fragen, obgleich wir aus Erfahrung wiſſen, daß wir uns dadurch vor ihren Tatwa-Schwätzern dem Scheine ausſetzen, als ob wir nur von Moral zu reden wüßten, dagegen mit den tiefer gehenden Fragen über Geiſt, Leben ꝛc. unbekannt wären. Später, wenn ſie einmal das Evangelium des Friedens angenommen haben, werde gewiß auch die Naturwiſſenſchaft als der Wiederſchein des die Herzen erleuchtenden und belebenden Scheines der Sonne der Gerechtigkeit nachfolgen.

„Vorige Woche habe ich mit 3 neuen Taufcandidaten den Vorbereitungsunterricht begonnen. Ihre Namen ſind: Irauwa, Irabaſappa und Razauwa; erſtere von der Dewanga-Weber-Kaſte, letztere Kuruwina-Lingaiten-Weber. Irauwa iſt ein etwa 20jähriges, rüſtiges, junges Weib, die wegen der ſchlechten Behandlung, die ſie in ihres

Mannes Haus, besonders von dessen Bruder, zu erfahren hatte, seit der Geburt ihres nun über 2 Jahre alten, ersten Kindes, von ihrem Ehemann getrennt lebte und in ihrer Mutter Haus durch Weben für sich und ihre Mutter den Unterhalt verdiente. Während ihres Wochenbettes war sie mit Hanna bekannt geworden, der sie in ihrer Noth ihr Herz ausleerte und die ihr schon damals ihr beabsichtigtes Christwerden zur Ermunterung in Aussicht stellte. Seither besuchte sie Hanna von Zeit zu Zeit und hörte von ihr manches aus Gottes Wort. Das Vorhaben ihrer Schwiegermutter und Schwäger, sie nach dem letzten Diwaligefest (26. Octob.) in ihr schwiegerelterliches Haus zurückzuholen, brachte ihren Entschluß zur Reife, auf eben dieses Fest die Kaste zu brechen und sich den Christen anzuschließen. Ich ließ ihren Mann und ihre Mutter kommen und sagte ihnen, was bevorstehe. Beide gaben Irauwa nicht nur ein sehr gutes Zeugniß, sondern wünschten ihr auch alles gute Glück zu ihrem guten Vorhaben; ja sie drückten ihr Bedauern darüber aus, daß sie nicht auch gleich mitkommen könnten, wie sie in ihrem Herzen wünschten. Irauwa's Mutter hat nämlich durch ihre Tochter und von Hanna schon manches gute Wort vernommen, und scheint dadurch im Allgemeinen schon angezogen zu seyn. Ihr Mann aber, Irabanna, ist einer der jungen Männer, die unsere Abendversammlungen und Gebete unregelmäßig besuchen. Er kommt auch seither von Zeit zu Zeit und versichert mich, was ihn noch zurückhalte, sey, daß sein zweites Weib, die er heirathete, seit Irauwa ihn aufgegeben, noch nicht völlig entschlossen sey, mitzukommen, und daß die durch die zweite Hochzeit veranlaßte Schuldenlast noch schwer auf ihm liege. — Am 26. October führte Irauwa ihren Entschluß wirklich aus und brach die Kaste dadurch, daß sie öffentlich einen Schluck Wasser aus meinem Kruge trank. Ein augenblicklicher Zusammenlauf ihrer Bekannten und Verwandten und ein Erguß von allen wüsten Schimpfwörtern, mit welchen mich ihr wüster Schwager beehrte, war Alles, was ihr Heraus-

tritt zur Folge hatte. Sie ist seither bei Hanna und freut sich, bald getauft zu werden.

„Irbasappa, ein etwa 60jähriger Weber, besuchte seit Jahren die Versammlung der Rudi-Jünger und hat — früher ein sehr eifriger Lingaite — seit längerer Zeit alle Linga-Verehrung und alles zum Götzendienst und den Kastengebräuchen gehörige aufgegeben, soweit dasselbe nicht ins öffentliche Leben fällt, und, wie das Maalzeichen in der Offenbarung, bei allen noch nicht öffentlich Herausgetretenen im gewöhnlichen Lebensverkehr nothwendig ist. Er erkennt es selbst, daß er sich in die positiven Wahrheiten des Christenthums erst recht hineinzuleben hat, verlangt aber mit einfältigem Herzen nach dem Heiland. Von energischerer Gemüthsart scheint sein Weib Razauwa zu seyn. Aus Veranlassung der ersten Taufe, als auch ihr Mann sein Vorhaben offen gegen sie aussprach, schimpfte und tobte sie gewaltig, und drohte mit Davonlaufen. Allein das Zureden ihres Mannes und besonders ihrer frühern Freundin, der Hanna, segnete Gott so, daß seit mehrern Monaten ihr Sinn entschieden umgewandt ist, und sie nun mit großem Verlangen dem Tag ihrer Taufe entgegensieht.

„Von den noch ferner Stehenden, die zwar auch angezogen sind durch das, was sie bis jetzt aus Gottes Wort gehört haben, und ihren Muth und Entschluß auch Christen werden zu wollen, auf mehr oder minder entschiedene und zuverlässige Weise ausgesprochen, bis jetzt aber noch keinen eigentlichen Schritt zum Heraustritt gethan haben, will ich lieber schweigen. Es sind derselben eine ziemliche Anzahl. Auch einige muhammedanische Jünglinge sind darunter, und einer derselben sah sich vor mehr als einem Monat wirklich genöthigt, dem, durch das was er von dem bei uns Gehörten zu Hause sagte, aufgeregten Zorn seines Vaters für einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Es hat den Anschein, als ob ich auch noch mit den Muhammedanern in heißes Wasser kommen könnte. Wenn aber nur der Name des HErrn dadurch verherrlicht wird, so wollen wir uns um Seinetwillen gerne Alles gefallen lassen.

„Schließlich habe ich noch zu melden, daß wir am 7. und 8. December die große Freude hatten, den geliebten Herrn Inspector Josenhans bei uns auf seinem Visitationsbesuche zu sehen und daß Herr Inspector in der Bettigherry-Conferenz Guledgudd zur Neben-Station von Bettigherry machte und mir die Erlaubniß ertheilte, hier ein kleines Missionshaus zu bauen.

„Der gnädige und barmherzige Gott, welcher uns im Laufe des verflossenen Jahres an diesem Orte so sprechende Beweise seiner Sünder rettenden Liebe erfahren ließ, und dem wir gedemüthigt dafür danken, wird uns gewiß auch künftig Wunder seiner Gnade sehen lassen, und unser Vertrauen zu Ihm, daß Er sich in Guledgudd ein Häuflein erlöster Seelen sammeln wird, nicht zu Schanden werden lassen. Er ist treu! Gebe Er uns nur Gnade, daß wir in dem uns anvertrauten Beruf uns auch immer treuer erfinden lassen. Seinem Namen sey Lob und Ehre in Ewigkeit. Amen!

„Guledgudd, den 19. Januar 1852. G. Kies."

Census der Station Guledgudd vom Schluß des Jahres 1851: Früher Getaufte: 2. Neu Getaufte: 12. Taufcandidaten: 3. — Schulen: Heidn. Schulmeister: 1. Heidnische Knaben: 80. Gesammtzahl der mit dem Missionshaus in Verbindung stehenden Seelen: 98.

c) Mission auf den Nilgherries.

9. Station Käty.

(Angefangen im Jahr 1846.)

Missionare: M. Bühler mit Gattin. J. F. Metz. C. Mörike.
Katechisten: Satjanaden und Georg Kolb.
Schulmeister: Haverimuttu.
Außen-Stationen: Woderu, Arekambä, Prakorre, Kotagherry.

Unſere Nilgherry-Miſſion befindet ſich noch in ihren Anfängen. Deſſenungeachtet bietet ſie ganz beſonderes Intereſſe dar. Iſt gleich die hohe Luftinſel der blauen Berge in der Wirklichkeit nicht das reizende und romantiſche Land, wie es die Werke unſerer deutſchen Geographen, z. B. auch die des berühmten Ritter's und Laſſen's ſchildern, kann man das Gebirge kaum mit Rückſicht auf ſeine Weſt-Abhänge mit dem Alpenland der Schweiz vergleichen, und gleicht es, was die Vegetation und die Formation der Höhen des eigentlichen Hochlandes betrifft, mehr der rauhen Alp und den Kuppen des Schwarzwaldes, ſo gewährt es doch ein eigenthümliches Intereſſe für den, der aus den Tief- und Binnen-Ländern Indiens kommt, zu ſehen, wie unter dieſem Himmelsſtrich das Leben in ſolcher Höhe und Gebirgs-Einſamkeit ſich geſtaltet. Die Stämme, welche hier oben hauſen und welchen die Ethnographen als Ureinwohnern oder untergehenden Geſchlechtern oder Bekennern eigenthümlicher Formen des Hinduismus in unſern Tagen ſo viele Aufmerkſamkeit zugewendet haben, werden zwar, wenn die erſten Jahrzehnte der Bekanntſchaft mit ihnen vorübergegangen ſeyn werden, die Augen der Welt wenig mehr auf ſich ziehen, denn das ganze Volksleben dieſer Gebirgsbewohner iſt in hohem Grade arm und dürftig, ſelbſt wenn man es mit dem Maaßſtab indiſcher Bildung mißt. Nichtsdeſtoweniger iſt es gewiß ſehr lehrreich für jeden Menſchenfreund, hier oben nun auch auf ſolche Stämme zu ſtoßen, welche mit der europäiſchen Welt eigentlich noch gar nicht in Berührung gekommen ſind, und wie auf der einen Seite das Evangelium, ſo auf der andern auch die Verderbniß Europas noch wenig kennen gelernt haben. Es iſt hier nicht der Ort auf die ſoeben angeregten Fragen näher einzugehen; dagegen dürfen wir es nicht unterlaſſen, die Nilgherry-Miſſion ſelbſt in ihrer durch die beſondern Verhältniſſe des Landes beſtimmten Eigenthümlichkeit näher zu charakteriſiren.

Die Nilgherries ſind erſt ums Jahr 1819 von den Europäern betreten worden. Es ſind nur 3 Orte, wo Europäer wohnen: Utacamund, Connur und Kotagherry.

Der Verkehr zwischen den Eingebornen und Engländern ist jetzt noch sehr gering. Es sind die vom Osten heraufgezogenen Tamulen, welche den Verkehr zwischen den Europäern und Gebirgsbewohnern vermitteln. Unsere Missionare sind die ersten, welche behaupten können, das ganze Gebirgsvolk zu kennen und mit ihm tiefer vertraut zu seyn. Es sind aber seit den ersten kleinen Anfängen unserer Mission auf diesen Bergen erst 6 Jahre verflossen. Bis zum vorigen Jahr waren unsere Missionare eigentlich die einzigen. Der ehrwürdige Dr. Schmidt, ein Deutscher, ist durch die Gebrechlichkeit des Alters gehindert, auf den Bergen umherzuwandern. Der seit 1851 in Utacamund stationirte Missionar der englischen Staatskirche ist ein Eingeborner und nur für die Tamulen in Utacamund bestimmt. Demungeachtet ist bereits kein Dorf mehr auf dem ganzen Gebirge, wohin nicht die Stimme unserer Heilsboten gedrungen wäre.

Von Käty, dem ehemaligen Gut des sel. Hrn. Casamajor's, aus, das nun unsere Haupt-Station geworden ist, durchwandern unsere Missionare das Gebirge. Ueber hohe, steile Berge, durch tiefe, enge Thalschluchten, über Gebirgsbäche *) und Sümpfe ohne Brücken und Stege führen sie ihre einsamen, zeitenweise wirklich lebensgefährlichen Pfade. Wo ein Eingeborner ihnen begegnet, wird gegrüßt und gepredigt. An den sonnigten Gipfeln der Berge hängen die Dörflein aus 1, 2, 3 Häusern bestehend, welche eine Reihe von Familien bergen. Da verkündigen sie auf dem freien Platz vor den Häusern Kindern und Alten das Evangelium, oder sie besuchen die Volks- und Götzenfeste, Tage lang unter den Leuten weilend, erzählend von den Thaten Gottes, predigend, daß Jesus der Gekreuzigte der HErr sey, strafend die Sünden des Volks und seiner Häupter, ein-

*) Einen Strom gibt es hier nicht; der Ketostrom, von welchem Herr v. Ritter redet, bei Käty entspringend, ist kein Strom, sondern ein Bächlein, weiter hinab höchstens 15—20 Fuß breit, zur Zeit der höchsten Anschwellung wohl nicht über 10—15 Fuß tief.

ladend und bittend, daß ſie ſich ſollten verſöhnen laſſen mit Gott.

Die Entfernung der entlegenſten Gebirgsdörfer mag etwa 8 Stunden betragen. Doch liegen auch am Fuße des Gebirgs Badaga's, und auch ſie ſind aufgeſucht worden. In mehr als 240 Dörfern iſt die Predigt vom Kreuz bereits erſchollen. Es war dem Inſpector während ſeines Aufenthalts auf den Bergen in hohem Grade intereſſant, mit den Miſſionaren nach Süden, Oſten und Norden hinauszuziehen, das Volk zu beobachten und ſelbſt durch den Mund der dollmetſchenden Miſſionare das Wort des Lebens zu verkündigen. Um unſern Leſern in dieſe Miſſionsarbeit einen tiefern Einblick zu verſchaffen, theilen wir hier einiges aus den Papieren theils der Miſſionare, theils des Inſpectors mit.

1) Aus einem Briefe des Miſſionar Metz vom 30. December 1851.

„Ich ging eines Tages mit mehrern Badaga's nach dem von Käty etwa 3 Stunden entfernten großen Dorf Tuneri, um den dortigen Schultheißen, dem faſt alle ſeine Büffel geſtorben waren und der vor Betrübniß darüber am Fieber krank war, zu tröſten. Unterwegs ſprach ich viel mit meinen Begleitern über denjenigen Reichthum, der nicht angetaſtet werden kann, wenn auch alles Irdiſche zu Grunde geht, und kam faſt ganz von Regen durchnäßt ziemlich unwohl im Dorfe an, wo ich Anfangs wegen Fieber und, als ich Medizin genommen hatte, wegen Erbrechens gar nicht reden konnte. Die Geſandten der Lügengöttin Mariamma waren im Dorfe und trieben ihren Handel mit den abergläubiſchen Leuten, und ich mußte Alles mit anhören und konnte faſt kein Wort reden. Als ſie es endlich gar zu arg machten und ſagten: ihre Göttin könne die Viehſeuche im Augenblick aufhören machen, wenn man ihr einen Bock, Cocosnüſſe und 15 Rupies zum Opfer bringe, da raffte ich meine Kräfte zuſammen und konnte nicht mehr ſchweigen, ſondern ſtellte mich vor die Heidenprieſter hin, redete bald mit ihnen, bald mit den herumſtehenden Badaga's, daß der HErr der allmächtige Gott nicht durch Geld und Geſchenke verſöhnt ſeyn wolle, wie die Mariamma; die Strafe, die Er auf das Dorf Tuneri gelegt habe, ſey aus Liebe gekommen, damit die Leute ſich von den todten Götzen bekehren und ſich unter ſeine Hand demüthigen ſollen. Pada-Ganda, der Schulz, war verlegen und wußte nicht, ob er die Götzenprieſter hören oder ſich auf meine Seite neigen und zum HErrn bekennen ſolle.

Ich ließ die Leute eine Zeit lang allein. Als ich mich wieder an sie wendete, sagte ich tiefbewegt: „Ich kann Euch zu nichts zwingen; Segen und Fluch habe ich Euch vorgehalten, wählet was Ihr wollt; der HErr ist Zeuge, daß es Wahrheit ist, was ich gesagt habe.“ Auf dieses Wort hin wurden die falschen Priester aus dem Dorfe hinausgetrieben und ich konnte mich wieder ruhig hinsetzen, was sehr nöthig war, weil ich mich leiblich sehr schwach fühlte. Des andern Tages kam ich wieder ins Dorf; die Leute hörten meine Botschaft von der Liebe Gottes in Christo mit Aufmerksamkeit an, und der Schultheiß bat mich, als ich wegging, nicht über ihn zu zürnen, weil er gestern so viel mit den Götzenpriestern gesprochen habe. An demselbigen Tage ging ich noch zu einem kranken Manne, und gab ihm Arznei. Abends spät langte ich in meiner einsamen Hütte an, und da ich nichts zu essen hatte, so versuchte ich einen Brei zu kochen, der mir aber nicht recht schmecken wollte, obwohl ich großen Hunger hatte, weil ich kein Kochbuch hatte, um zu sehen, wie man dieses Gerichte kocht.

„Vor einigen Tagen ging ich über Atthikarhatte nach Placolla, wo eine große Rathsversammlung gehalten wurde, welche von den vornehmsten Männern fast aller Dörfer des ganzen Districts besucht wurde. Ich fing an zu predigen und fühlte, daß der HErr mir nahe war. Als ich schließen wollte, wurde es laut und unruhig unter den Leuten, und es gab eine solche Disputation, wie ich es noch nie erlebt habe, seit ich hier bin. Kiria, der Hauptbramine, wollte endlich die Sache ins Lächerliche ziehen; namentlich war ihm das zuwider, daß ich den Hauptschultheißen sehr dringend bat, dieses Jahr das Laufen auf Feuerkohlen den Braminen zu verbieten, weil sie dadurch den HErrn sehr beleidigen würden. Es könne ein Vater seinem Kinde gewiß nicht befehlen, auf Feuer zu tanzen, wenn er auch nur ein wenig Vaterliebe besitze; Gott sey unser Aller Vater und verlange keine solche thörichte Werke von uns; wenn der Gott Mahalinga auch nur ein wenig Leben und Liebe hätte, so würde er diesem Treiben ein Ende machen. Als der Bramine immer boshafter wurde, schaute ich ihm scharf ins Gesicht, und der HErr gab mir einen großen Ernst, daß ich feierlich ihm erklären konnte: „Es gilt die Ehre meines Königs und Heilandes. Du lachst jetzt und suchst, die Andern ins Lachen zu ziehen; aber ich bin's gewiß, daß eine Zeit kommen wird, wo du auch wegen deines jetzigen Betragens Thränen vergießen wirst.“ Auf dieses Wort trat auf einmal eine andere Stimmung ein. Nach einer Weile nahm der größte Mann unter ihnen Einige bei Seite und redete besonders mit ihnen, und ich hörte, daß er fragte, was zu thun sey, wenn ich so rede; ob sie mir folgen und das Götzenfest dieses Jahr einstellen sollen, oder ob sie den Catcherry-Leuten folgen sollen, die immer sagen: „Ihr seyd Badaga's, laßt Euch von dem Padre nicht aus der Kaste treiben.“ Zum Schlusse führte ich ihnen noch zu Herzen, daß ich ein Knecht des HErrn sey und

gemäß seinem Auftrag müsse ich ihnen predigen. Wenn der HErr mir nicht Liebe zu ihnen geschenkt hätte, so könnte es mir gleich seyn, ob sie selig werden oder verloren gehen, da ich ja keinen Heller verliere, wenn sie die Wahrheit nicht annehmen. Aber nach dieser langen Predigt erhielt ich dann von Kiria die niederschlagende Antwort: „Wir wollen thun, was Du sagst, wenn Du machen kannst, daß unsere Abgaben an die Regierung weniger werden.“ Auf dieses hin brach ich mein Reden ab, ging tiefbetrübt hinweg und bat den HErrn, daß Er doch diese armen Seelen nicht verloren gehen lasse, sondern ihnen das Thor zum Leben aufschließen wolle, sonst sey all mein Predigen umsonst! Bei großer Betrübniß auf dem Heimwege hatte ich dennoch die Zuversicht, daß heute wieder etwas Entscheidendes geschehen sey. Ich ging unter großen Anfechtungen und innerlich sehr gedrückt von Hause weg, und der HErr hat mir Freimüthigkeit gegeben, seinen heiligen Namen zu bekennen. Ihm sey Preis und Ehre in Ewigkeit. Amen!“

Ihr J. F. Metz.“

2) Aus einem Brief des Inspectors an die Frauen-Missions-Gesellschaft in Basel.

„Ich werde jenen Nachmittag nicht vergessen, an welchem wir von Käty aus einige Badagadörfer besuchten und ich den Mädchen und Kindern (ich weiß nicht mehr, ob auch Knaben dabei waren) die Geschichte der Geburt Christi erzählen durfte. Die Kinder waren im Hof des Dörfleins zerstreut. Nur einige Frauen waren da und ein alter Mann. Ich versuchte, die Kinder um mich zu versammeln, setzte mich auf einen Stein, lockte sie herbei. Anfangs wollte es nicht gelingen, endlich ging's. Die Kinder kamen näher, setzten sich im Halbkreis um mich und den lieben Br. Möricke, der mein Dolmetscher war. Ich erzählte die Geschichte der Geburt Christi, und in Wahrheit, obwohl ich der Krücke des Dolmetschers bedurfte, die Kinder waren bald Aug und Ohr. Auch einige Frauen setzten sich in einer kleinen Entfernung hinter den Kindern nieder. Der Alte saß an der Flanke der Kinder. Die Badager sind schmutzige Leute, von denen man sagt, daß sie allerlei Ungeziefer an sich haben. Und doch! muß ich mich schämen, wenn ich sage, daß mir diese Kinder in jener Stunde herzlich lieb wurden? Ich will mich ihrer nicht schämen. Damals hüpfte mir mein Herz vor Freude; darum wollte ich auch den Kleinen ein bleibendes Andenken hinterlassen. Ich fing an die Sprüche zu wiederholen: „Siehe ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk widerfahren soll, denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der HErr in der Stadt Davids.“ Und den andern: „Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Die Kin-

der sollten's nachsagen, um es auswendig zu lernen. Es wollte nicht gehen. Abermals den Spruch gesagt und abermals. Die Kinder hatten noch nie auswendig gelernt, denn es gibt noch keine Bibel in Badaga. Bruder Mörike mußte fortfahren, damit das Dolmetschen nicht so viel Zeit koste. Lange war kein Kind zum Reden zu bewegen. Da rückte der Alte näher und machte eine Schwenkung. Freundlich, aber derb, stupfte er das Mädchen, das zuerst hersagen soll, immer hinten herein flüsternd: „Sag's doch! „Ehre sey Gott." Sag's doch!" Und siehe, endlich geht es, das Eis ist gebrochen. Ich gebe dem Kind einen Kreuzer zum Lohn als erstes Christgeschenk. Da wird's bei den andern auch lebendig; es geht immer besser. Alle können den Spruch fehlerlos hersagen. Nur ein größeres Mädchen vermag es nicht. Sie versucht's immer wieder; es will nicht gehen. Endlich fließen Thränen; und siehe auch da verwandeln sich die Thränen in Freude. Auch sie vermag's endlich und gewinnt den Preis. Wie fröhlich war ich; wie lieblich ist solche Geduldsarbeit! O wenn es solche Arbeit kostet, die Weihnachtssprüche zu lehren, was wird's doch kosten, dieses arme Bergvölklein zu bekehren! Und doch! Wenn Einer der Badager einmal den himmlischen Lobgesang recht kennt und liebt und von Herzen in ihn einstimmt, so wird's von Berg zu Berg, von Thal zu Thal dort oben wiederhallen: „Ehre sey Gott!" Daß das geschehe, habe ich damals vom HErrn versiegelt erhalten. Als die Kinder mit der Arbeit fertig waren, kam ein Weib vom Felde heim; der geht der Alte entgegen und erzählt ihr, was geschehen, geredet, gelernt worden war. Da heißt's fürwahr: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude" u. s. w. Dafür sey dem HErrn der Heerschaaren Ehre, Ruhm und Preis!"

Soweit die Berichte. Eine weitere Frage ist nun die: Was ist das Resultat der 6jährigen Arbeit auf diesen Bergen? Die Schweizer singen: „Auf den Bergen ist das Leben" u. s. w. Und fürwahr auf den blauen Bergen in Indien ist Leben. Mancher Kranke, den Indiens Sonne an den Rand des Grabes gebracht hat, lebt auf den luftigen Höhen der Nilgherries wieder auf. Die Geistlichtodten sind aber bis jetzt noch nicht erstanden. Im Anfang, als die Missionare zuerst die Dörfer besuchten, da war das Volk scheu und furchtsam. Bald kroch es aus seinen Hütten hervor und freute sich der Besuche und der guten Botschaft; die Leute wurden zutraulich; manches Wort freudigen Beifalls entströmte den Lippen der Verwunderten; manches schöne Bekenntniß wurde gehört. Es schien nicht nur bis-

weilen, man ſprach es ſogar laut aus, das ganze Volk werde den Götzen den Abſchied geben und dem wahren Gott zu dienen in feierlicher Verſammlung der Aelteſten beſchließen. So war es noch vor Kurzem. Mehr und mehr aber fällt das Licht in die finſtern Behauſungen der Herzen, und beweist auch hier ſeine richtende und ſcheidende Allgewalt. Und nun beginnt Mancher, welcher nicht offenbar werden will, ſich zu fürchten, und er wird aus einem Freund ein Feind; und an die Stelle des allgemeinen Zutrauens tritt Mißtrauen, Mißbehagen, Widerſpruch und Gegenſatz bei den Einen, Verſtummen, Ausweichen, Furchtſamkeit bei den Andern. Aber Viele haben die Angel im Fleiſche ſtecken; Manche ſind im Gewiſſen überzeugt, daß ſie ihre beſſere Ueberzeugung nicht für immer verbergen dürfen und können. Die Scheidung hat begonnen, aber der Hauptkampf ſteht ihnen und uns noch bevor. Dieß mögen unſere Leſer aus den weitern Mittheilungen unſerer Miſſionare erſehen, die wir dem Bericht der Station vom 1. Juli 1851 entnehmen.

„Die erſten 6 Monate dieſes Jahres ſind verfloſſen, über die wir Ihnen unſern Bericht mitzutheilen haben. Es iſt freilich kein Leichtes auf einer Anfangsſtation, wo es gilt von Dorf zu Dorf zu gehen, um den Verlorenen das Evangelium zu predigen, alle Halbjahre von Reſultaten zu ſprechen. Wir möchten ſelbſt ſo gern eine Gemeinde hier ſehen und von den Siegen des HErrn ſprechen. Statt deſſen aber ſäen wir unſern edeln Samen, das köſtliche Evangelium in eine Wildniß und hoffen auf fruchtbaren Regen.

„In dem mit uns verbundenen kleinern Zirkel ging Alles ſeinen ruhigen Gang. Der Beſuch des Gottesdienſtes war regelmäßig; die Leute aufmerkſam auf das gepredigte Wort, freilich nicht ſo, daß wir einen tiefer gehenden Ernſt, gründliche Buße und viele Glaubensfrüchte, wahrnehmen könnten. Es iſt nicht der Ernſt der völligen Scheidung oder Entſcheidung, und deßwegen müſſen wir in Kleinigkeiten ſo oft die Schwachheiten und Unlauterkeiten beklagen. Wir führten bei unſern Abendgottesdienſten die Sitte ein, jedesmal ein Stück aus dem Katechismus herſagen zu laſſen, worüber wir dann predigen oder katecheſiren, um die Wahrheiten ihrer ſonſt ſo geringen Faſſungskraft näher zu bringen. Außer geringen Gaben unſerer Leute tritt uns auch die Sprache als ein Hinderniß entgegen. Mit den Badagas reden wir Badaga; allein

die Andern ſind Tamulen und Tuluente, wie es das Gemiſch hier mit ſich bringt. Wir predigen in canareſiſcher Sprache, als der von Allen verſtandenen, aber doch nicht ganz geläufigen. Ein junger Mann, der ſchon mehrere Jahre als Knecht bei uns war, wurde auf ſein wiederholtes Begehren hin endlich durch die heil. Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Ueber ſeine wiederholten Bitten machten wir im letzten Jahresbericht ſchon einige Bemerkungen. Er iſt außerordentlich ſchwach begabt, ſo brauchbar er ſonſt iſt, und konnte es lange nicht dahin bringen, auch nur das Gebet des HErrn, die 10 Gebote und das Glaubensbekenntniß auswendig zu lernen, das wir als Bekenntniß doch von einem Mann erwarten müſſen und können, der das Heidenthum verlaſſen und ſich in die Gemeine Chriſti aufnehmen laſſen will. Natürlich gibt es Ausnahmen, wo es nicht recht wäre eine verlangende Seele zurückzuweiſen, weil ſie den Anforderungen an das Gedächtniß nicht entſprechen kann. In gewöhnlichen Fällen aber halten wir es für unſere Pflicht, wenigſtens dieſe Hauptpunkte von einem Tauf-Candidaten zu verlangen, damit er vor öffentlicher Gemeinde dieß ausſprechen kann. Bruder Bühler nahm ihn in Unterricht und erklärte ihm die Hauptſtücke des Katechismus ſo einfach als möglich. Bruder Mörike gab ſich auch alle Mühe, ihm das oben Genannte oft vorzuſagen, daß er im Stande war, es zu behalten. Zu unſerm Erſtaunen konnte er wirklich das Glaubensbekenntniß, das Gebet des HErrn und die 10 Gebote richtig herſagen. Sein Eifer, den er dabei bewies, war zugleich auch ein Beweis, daß der Geiſt des HErrn auch eine ſolche wenig begabte Seele ziehen und erleuchten will und kann. Sein Name war Appaja, gebürtig aus Tſchappa, einem Dorf in der Nähe von Mangalur; er iſt etwa 24 Jahre alt. Seine Eltern gehörten, wie er ſagte, den ſogenannten Gala Concani Jains an. Da ſein Vater frühe ſtarb, ſo zog ſeine Mutter nach Mangalur, wo ſie um Nahrung und Kleidung diente. Als der kleine Appaja Arbeit verrichten konnte, diente er unter derſelben Bedingung. Wie andere Heiden wandelte er mit ſeiner Mutter zu den ſtummen Götzen und machte beſonders in dem Tempel der Mariamma Göttin ſeine Verbeugungen und Handbegrüßungen und opferte zuweilen derſelben von ſeinen Cocosnüſſen. Vor etwa 6 Jahren wurde er in Mangalur mit unſern Brüdern bekannt, als ſeine Schweſter ſich mit einem der dortigen Chriſten verheirathete. Er blieb bei Bruder Greiner, beſuchte den Gottesdienſt und die Andachten, weil nur Ein wahrer Gottesdienſt, und Götzenanbetung nichts als Lüge, Betrug ſey, ohne gerade einen tiefern Eindruck von der Wahrheit zu haben, oder die Nothwendigkeit einer Herzensbekehrung einzuſehen. Als er auf die Berge kam, forderte er Bruder Bühler einige Male auf, mit ihm zu beten. Er hielt auch ſeine eigenen Andachten. Auf die Frage, was er da gewöhnlich bete, ſagte er vor ſeiner Taufe: „Ich habe keinen

Vater: Du biſt mein Vater und meine Mutter und Du mußt mir helfen; ſey mir gnädig, vergieb mir meine Sünden; bewahre mich, daß ich nicht darein falle und in die Hölle komme.“ Am 20. April, dem heil. Oſterfeſte, tauften wir ihn und gaben ihm auf ſein Begehren den Namen Johannes. Möge ihn der HErr ferner erleuchten und ihn zu ſeinem ganzen Eigenthum machen; denn ja nicht das, was groß und ſtark und weiſe iſt vor der Welt, hat Gott erwählet, ſondern das Schwache und Geringe, damit ſich vor Ihm kein Fleiſch rühme. 1 Cor. 1, 26—28.

„Unſere Schulen ſind in gleichem Zuſtand, wie der letzte Jahresbericht es gegeben, außer daß von Katert eine Anzahl Knaben wieder gekommen ſind, wo wir früher eine Schule hatten, dieſelbe aber aus Mangel an einem Schullehrer und Intereſſe der Leute aufgeben mußten. Einzelne waren dort, die eine Schule wünſchten, und die jetzt den Weg nicht ſcheuen, über eine Stunde weit herzukommen und der Schule, die von 10—4 Uhr währt, beizuwohnen. Der älteſte unſerer Schüler, Ranja, deſſen unſer letzter Bericht gedenkt, iſt ſeit 2 Monaten krank und war einige Male dem Tode nahe. Er iſt aber wieder außer Gefahr und hat in der Krankheit Manches gelernt; beſonders glauben wir mehr Geradheit an ihm zu bemerken. Er lieſt viel in der Bibel und betet, wandte ſich auch nicht an die gewöhnlichen Zauberer, ſondern an den HErrn. Er macht auch ſeine Eltern mit dem Evangelium bekannt; doch iſt ſeine Mutter, die am meiſten Erkenntniß hat und den Weg des Evangeliums vor Andern vertheidigt — auch ſelber zum lebendigen Gott betet — noch gänzliche Heidin. Als ihr hoffnungsvoller Sohn in einer Nacht wieder heftiger Fieber bekam, wußte ſie in der Verzweiflung nichts anderes, als ſich zu hängen. Zum Glück bemerkten es einige Leute und retteten ihr Leben. Dieſe jämmerliche Selbſthülfe iſt in den Zeiten der Noth hier oftmals das Mittel, zu dem die Leute ihre Zuflucht nehmen. Erreicht Noth, Gefahr oder Streit unter ihnen einen hohen Grad, ſo iſt Strick und Opium das Mittel, das den Entſcheid geben muß. Fürwahr der Fürſt dieſer Welt übt ſeine Herrſchaft grauſam und belohnt mit Tod in tauſend Geſtalten.

„Unſere Arbeit war in der Hauptſache der der frühern Jahre gleich. Einige Ausnahmen traten im Aeußerlichen ein. Bruder Bühler hatte mit der Reperatur des Hauſes ziemlich zu thun. Nachdem das Haus von der Committee als Eigenthum angenommen wurde, handelte es ſich um die Wiederherſtellung der früher verkauften Neubeln und Geräthſchaften. Dieſe ſchickten ſich wohl für die frühern Bewohner des Hauſes, aber nicht ganz für ein einfaches Miſſionshaus. Ueber einen Monat hatte Bruder Bühler der Bibelreviſions-Committee in Utakamund, die eine eigentlich neue Ueberſetzung der Bibel ins Canareſiſche zu beſorgen hat, beizuwohnen an Bruder Mögling's Stelle, der wegen Monſun genöthigt war, die Nilagiris bälder zu verlaſſen. Bruder

Metz war einen Monat von der Station abwesend, indem er die von der Committee angeordnete General-Conferenz in Mangalur zu besuchen hatte. Die übrige Zeit verwandten wir, so oft Kräfte und das Wetter es erlaubten, zur Predigt auf den Bergen umher. Um die etwa 230—240 Dörfer, die auf den Bergen umher zerstreut liegen, besser und öfter besuchen zu können, lag uns ein Wunsch sehr am Herzen, nämlich ordentliche Stellen zum Uebernachten zu haben. In den Häusern der Babagas zu übernachten, geht nicht, weil sie glauben, ihre Häuser werden durch unsern Eintritt verunreinigt. Leute, die Schuhe tragen, sind nach ihren Kastenbegriffen unrein. Ziehen wir die Schuhe aus, so genügt es auch nicht, weil wir eben nicht zu ihrer Kaste gehören. Auf der andern Seite haben wir auch eigentlich ähnliche Gedanken über sie. Wir fürchten vom Uebernachten auch Verunreinigung. Rechnen wir auch den unerträglichen Rauch in den Häusern, den sprüchwörtlich übeln Geruch der Leute ganz ab, so ist unserm europäischen Gefühl etwas Anderes noch zuwider, das wir in den Kleidern reichlich mit davon tragen, und eben einmal nicht ohne Ekel haben und ansehen können. Ihre Ställe sind zwar zugänglicher; aber ehe man sie reinigt von dem oft fußtiefen Mist, so wäre es eine Kunst eine ordentliche Stelle zum Sitzen und noch viel weniger zum Liegen zu bekommen. Wir waren in ähnlichen Lagen, und besonders Bruder Metz brachte manche Nacht in solchen Ställen zu; aber von Fortsetzung konnte keine Rede seyn, wenn wir anders auf unsere Gesundheit auch nur die geringste Rücksicht nehmen wollten. Sollten wir aber die entferntern Dörfer aufgeben? Käty liegt allerdings im Mittelpunkt der Berge, soweit sie bewohnt sind. Allein es ist unmöglich bei ungeheuer steilen Bergen, zahllosen Schluchten, Sumpf und Wäldchen, und bei aller Frische der Bergluft doch unter einer tropischen Sonne, 10—20 Stunden des Tages zurückzulegen und noch zu predigen. Englische Freunde, die unsere Lage mit eigenen Augen ansahen, kamen sehr bereitwillig unserm Wunsche entgegen. Ehe wir ihn nur recht laut werden ließen, eröffneten Einzelne derselben eine Subscription für uns und sammelten Geld, das uns in den Stand setzte, an drei verschiedenen Orten kleine Häuschen zu bauen, in denen wir uns für einige Zeit aufhalten und in der Umgegend predigen können. Eines derselben ist im Todanad, dem nördlichen District, ein zweites in Mekanad, dem südlichen, und das dritte im Khonde-District. Kotagherry bildet für den östlichen Theil wieder einen Mittelpunkt. Wir sind für diese Hülfe sehr dankbar, weil wir unsere Besuche nicht bloß häufiger, sondern auch länger machen können. Es leuchtet von selbst ein, daß bei so sehr unwissenden und in den Banden des Heidenthums und Aberglaubens so sehr gefesselten Leuten, eine Unterredung, so begierig sie auch angehört wird, nicht nachhaltig seyn kann, wenn das Gesprochene nicht wieder aufgefrischt wird. Sie vergessen Alles rein. Oft bekennen's die

Leute: „Ja, wir wiſſen wohl, daß Du von Gott mit uns geſprochen, aber was, wiſſen wir eben nicht, wir ſind eben eine Badagadſchati, d. h. arme Badagas. Was von einem Hörer, der das Gehörte wieder vergißt, zu erwarten iſt, hat ein Apoſtel Jeſu genau geſagt: Jacob. 1, 26. ff. Durch wiederholte Beſuche können wir aber eher etwas erwarten. Wir führen als Beiſpiel davon Tſchogatorra an, das frühere Berichte öfters erwähnen. Dort hatten wir für längere Zeit eine kleine Schule mit einem heidniſchen Schulmeiſter. Oftmals gingen wir hin und ſprachen mit den Leuten; allein Gleichgültigkeit der Alten, Schamloſigkeit der Weiber, allgemeine Theilnahmloſigkeit an geiſtlichen Dingen trieb uns oft vom Platz mit Betrübniß. Die Schule hörte auf; nicht aber unſere Beſuche. Kommt man jetzt hin, ſo iſt es ganz anders. Mehrere Männer ſind nicht fern vom Reiche Gottes; Einer derſelben beſucht uns oft und fragt nach Erkenntniß und dem Wege des Heils, erklärt auch öffentlich ihre Götter als Teufel. Auch unter den Weibern iſt es etwas anders. Vor einiger Zeit ging Bruder Bühler hin, um mit den Leuten zu reden:

„Als ich den ſteilen Berg hinabging, an deſſen Fuße das Dorf liegt, ſah ich zwei Weiber auf dem Felde arbeiten. Als ich in ihre Nähe kam, riefen ſie: „wo gehſt du hin?“ — Ins Dorf hinab. — „Es iſt Niemand zu Hauſe, die Leute ſind alle ins Todanad hinübergegangen, zu einer Leiche.“ — Während deſſen kamen ſie näher; ich fragte ſie zur Einleitung über Feld, Dorf und ihre Familien, ob ſie verheirathet ſeyen? u. A. Sie wollten auch von mir das Eine und das Andere wiſſen, ob ich verheirathet ſey und Kinder habe. Sie wurden immer zutraulicher; ich beſchrieb ihnen, was das Herz des natürlichen Menſchen umtreibe, was ſie als richtig bejahten. Erzählte ihnen den Sündenfall und was wir in der Ewigkeit zu erwarten haben — und von der Nothwendigkeit der Sündenvergebung. Eine derſelben bemerkte unter Anderm: „Du haſt uns gezeigt, daß Sünden-Vergebung nöthig iſt; aber wie iſt es mit unſern frühern Sünden? Früher haben wir unwiſſentlich geſündigt und jetzt haben wir etwas Verſtand. Sind jene Sünden auch Sünden? Wir wußten ja nichts.“ Ich gab den Unterſchied zu: allerdings iſt zwiſchen den Zeiten der Unwiſſenheit, die Gott überſah, und dem wiſſentlichen Uebertreten ein großer Unterſchied. „Ja,“ erwiederte ſie, „wenn's ſo iſt, ſollen wir nun über frühere Sünden auch Buße thun, und vergibt Gott jene auch?“ Ich: „Ihr habt Kinder, und Eure Eltern leben noch. Seht, es gibt Kinder, die thun ſehr viel Böſes, ſie verderben im Haus und auf dem Felde ihren Eltern Vieles, betrüben dieſelben vielfach. Sie wiſſen aber nicht, daß es böſe iſt, und daß es ihren Eltern viel Kummer macht. Auf einmal erfahren ſie das Alles und hören zugleich, daß ihre Eltern ſie doch lieben und Mitleiden haben. Sagen dann dieſe Kinder: o wir haben's nicht gewußt, deßwegen iſt's uns gleich? Nein, ſie trauern über ihre

Vergehungen und tragen Reue und Leid darüber, und bitten ihre Eltern um Vergebung. So ist's mit den Sünden der Unwissenheit. Sünde ist Sünde, ob man's weiß oder nicht; allein, wenn man sieht, daß man den Gott, der uns so unaussprechlich liebt, den himmlischen Vater, der so viel Gava (Mitleiden) macht, mit Sünden betrübt, so ist man auch über die Zeiten der Unwissenheit betrübt und thut Buße." Die verständigen Fragen und die Aufmerksamkeit der Weiber thaten mir sehr wohl.

„Dürften wir Erkenntniß göttlicher Dinge voraussetzen, wie es zu Haus der Fall ist, wo auch in versunkenen Gemeinden das Evangelium zum Theil bekannt ist und man deßwegen an das Gewissen appelliren kann; dann wäre es bei uns etwas anderes; allein dieß ist eben nicht der Fall. Nach langen Unterredungen dämmert ihnen ein Licht, dessen voller Glanz noch verborgen ist. Z. B.: Wir reden vom Gebet und von der Anrufung des Namen Gottes; da wissen sie sogleich zu antworten, wie sie dieß längst thun; aber fragt man genauer nach, so ist's nichts anderes, als daß sie die Hände auf die Stirne legen und schreien: Herr, Herr! oder die Namen verschiedener Götzen. „Deßwegen war es mir," sagt Bruder Metz, „besonders erfreulich, wenn schon mehrmals Leute, die früher nur vor Götzen sich gebeugt, und nichts von der Liebe Gottes wußten, sich dazu bewegen ließen, in meinem Zimmer oder auf dem Felde ihre Kniee mit mir vor dem lebendigen und allgegenwärtigen Gott zu beugen. Der HErr gab es mir, inbrünstig zu beten, daß er die Götzen zu Schanden machen und seine erbarmungsreiche Liebe den armen Seelen um mich herum offenbaren möge." Es ist sehr wahr, was unser Heiland (Matth. 6, 7.) sagt, daß die Heiden plappern. Die Aufzählung der verschiedenen Göttersnamen heißt der Babaga ein Gebet. Allerdings kommen auch Wünsche vor: Alles soll gut seyn; Alles soll reichlich seyn; oder auch: Alle, die mich hassen, sollen zu Asche werden; denn in dieser Beziehung sind sie so rachesüchtig als ihre erdichteten Götter. Hört man etwas Anderes, das ein Bedürfniß nach Erlösung und Gerechtigkeit ausspricht, so ist das Wenige erfreulich. Eines Morgens ging ich zum Dorf hinaus, in dem ich übernachtet hatte. Da hörte ich an einem einsamen Orte eine Stimme. Ich forschte nach und sah den Schultheiß des Dorfes mit gefalteten Händen, auf einem Fuße stehend, beten. Ungesehen hörte ich zu und ging dann ins Dorf zurück. Nachher sprach ich zu dem Mann, der schon Vieles von der Wahrheit gehört und wußte: warum er auf einem Fuße stehend gebetet habe, ob ihm der HErr nicht 2 Füße gegeben? Was würdest du von deinem Sohne denken, wenn er käme und dich um etwas bäte, und er bliebe auf einem Fuße stehen? Gott ist unser Vater, der seine Liebe in Christo geoffenbart. Wir dürfen als Kinder ihm zuversichtlich nahen. — Ich war ergriffen von Mitleid, als ich mit dem Mann und noch zu andern

Leuten ſprach und ſagte ihnen, daß ſie den Vater im Himmel betrüben, wenn ſie auch ſeinen Namen anrufen und die falſchen Götzen fahren laſſen, ſo lange ſie auf ſolche verkehrte Art beten, wie ich's ſoeben geſehen und gehört. Der Schultheiß war betrübt, daß ich ſein gutes Werk getadelt, und verſprach, es einandermal anders zu machen. Als ich zum Dorf hinausging, ſah mir der Mann lange nach und machte ſeinen Gruß, ſo oft ich zurückſchaute, bis der Weg in ein Wäldchen einlenkte. Ich ſah ihn ſeither mehrmals und bemerkte, daß er ſeine heilige Aſche nicht mehr auf der Stirne trägt. — Obgleich Viele Eindrücke in ihrem Gewiſſen von der Wahrheit haben, ſo fürchten ſie einander noch zu ſehr. Die Obern ſcheuen die Untergebenen; während dieſe ſagen: „wenn unſere Obern ſich zum HErrn wenden und das Teufelsgeſchäft ſtehen laſſen, ſo ſind wir auch bereit, ihnen zu folgen. Was können wir thun?“

„Aber das iſt eben die Macht des Aberglaubens und des Heidenthums! Wäre es bloß Sache des Verſtandes, ſo wäre Belehrung gewiß hinreichend, um dieſe Macht zu brechen. Das Thörichte am Heidenthum ſehen die Leute wohl ein, aber ihre Herzen und Gewiſſen ſind gebunden, und dieſe frei zu machen, bedarf es nicht bloß Waffen menſchlicher Weisheit, ſondern geiſtliche, die da mächtig ſind vor Gott, zu verſtören die Befeſtigungen, die ſich erheben wider das Erkenntniß Gottes. 2. Cor. 10, 4. 5. Wie im ganzen Meiſurlande, ſo ſpielt auch hier die Geſchichte des Baſawa eine große Rolle. Als Emblem des Siva gilt der Stier Baſawa. Dieſer trägt die Sünden ſeiner Verehrer. Stirbt ein Badaga, ſo wird ein Kalb zu dieſem heiligen Zweck als Baſawa freigelaſſen und nie mehr zur Arbeit gebraucht. Eine kleine Geſchichte mag die Wichtigkeit zeigen, die ſie auf derartiges legen. Bruder Mörike kam in ein Dorf vor Weihnachten 1850, wo er einen alten Mann von der Komaka-Kaſte beſuchte. „Dieſer hochbetagte Mann drückte, als er mich ſah,“ ſchreibt Mörike, „ſeine Freude darüber aus, noch vor ſeinem Ende einen Europäer zu ſehen, von deren Art und Weiſe und ihrer Gerechtigkeit er Vieles gehört, die er aber nie zuvor geſehen hatte. Der Alte wußte noch Allerlei von den Muhammedanern, beſonders aus des Sultans Tippu Zeit. Ueber das Evangelium, das ihm vollkommen neu war, drückte er ſeine Verwunderung aus. Wie viel er davon verſtand, iſt nicht leicht zu ſagen. Er galt unter den Seinen für einen beſonders ehrbaren Mann, der ſich gar nichts Böſes habe zu Schulden kommen laſſen. Deßwegen war ſein Ende ein ganz merkwürdiges, wie mir die Leute erzählten. Statt daß ſonſten ein Kalb als Sündenträger, wie der Aſaſel (3. Moſe 16.) auserleſen wurde, begab ſich etwas Merkwürdiges. In der Stunde, da der Alte verſchied, verendete auch ein Lieblingsſtier ſeiner Heerde, und auf dieſem zugleich mit ſeinem Beſitzer von der Endlichkeit befreiten Baſawa ſey er ſtracks in den Himmel geritten.

„Wie aber doch auch Lichtstrahlen hie und da in die Herzen fallen, mag eine andere Erfahrung zeigen. „Als ich," schreibt Br. Mörike, „in einem Dorfe von dem stellvertretenden Opfer Christi redete, sagte einer der Zuhörer am Ende: „Nun habe ich Dich begriffen. Meinst Du nicht dieß: der Name Jesu sollte beim Aufstehen und Einschlafen, beim Arbeiten, auf dem Felde wie beim Essen in unserm Gemüth und Gedächtniß seyn; dann würden wir selig. Was Du gesagt hast, ist in mein Herz gefallen und da wird's bleiben." Ich verließ das Dorf, begab mich auf den Heimweg, als aus dem benachbarten Dorfe Leute herauskamen. Sie näherten sich mir. Unter ihnen war einer, der vorher mich gehört und nun seine eigenen Leute gerufen hatte. Der Anführer fragte: „Haben sie Dir im andern Dorf Milch gegeben?" Als ich's verneinte, bedauerte er es sehr, und bat mich, bei ihnen das Gesagte zu wiederholen. Ganz erschöpft bat ich sie das Gehörte ihren andern Leuten auch mitzutheilen. Dieß wollte sie nicht befriedigen, und wiederholt baten sie: nur noch Etwas. Aufs Neue begann ich mit der Geschichte des HErrn. Als ich den Namen Jesus aussprach, und als den alleinseligmachenden (Ap.-Gesch. 4, 12.) pries, bemühten sie sich ihn nachzusprechen. „Das erste kommt jetzt," sagte einer „das zweite wird nachkommen," d. h. auch Christus werde er bald sagen können. Bald war ihnen „Jesus Christus" als Name geläufig. Am Ende luden sie mich ein, bald wieder zu kommen und ich zog meine Straße fröhlich."

Dieß wenige aus unserer Erfahrung mag zeigen, daß auch für die Nilagiris die Bitte des HErrn uns und allen gläubigen Christen am Herzen liegen muß, nämlich die: „Dein Reich komme!"

Was das häusliche Leben unserer Käty-Geschwister betrifft, so ist Frau Bühler längere Zeit sehr leidend gewesen, Missionar Bühler selbst nach seiner Rückkehr von der General-Conferenz im April 1352 von einem heftigen Fieber befallen worden, Missionar Metz oft durch bedenkliche Anfälle von Erbrechen in seinem Wirken gehemmt. Nach den neusten Nachrichten haben sich jedoch die Geschwister Bühler mit Gottes Hülfe wieder erholt; ob dagegen Miss. Metz seine Gesundheit in Indien wieder erlangen wird, steht dahin. Wir empfehlen ihn der besonderen Fürbitte unserer Freunde.

Census der Käty-Gemeinde am Schluß des Jahres 1831: Gemeindeglieder: 18. — Heidnische Schulkinder: 17. Zusammen 35 Seelen.

d) Miſſion im Malajalim-Lande.

10. Station Cannanur.

(Angefangen im Jahr 1844.)

Miſſionäre: Sam. Hebich. Dr. H. Gundert mit Gattin. E. Diez.
Lehrerinnen: Jgfr. Will. Jgfr. Blandford.
Katechiſten: Europäer: Searle; O'Brien, Stocking. Eingeborne: Timotheus; Jacob Conſtantin; Joſef Jacobi; Paul; Daniel; Diego Fernandez; Sebaſtian Bhutach.
Schulmeiſter: Chriſtliche: 2. Heidniſche: 2.
Filial-Gemeinden: Tſchirakal; Anſchurkundy; Palghat.
Außen-Stationen: Tahe, Taliparambu.

Wir kehren von den Höhen der blauen Berge in das Tiefland zurück und beſuchen auf unſerer Wanderung zuerſt die Haupt-Station von Malabar: Cannanur. Obwohl dieſe Stadt als Handelsſtadt wohl nicht die Bedeutung hat, wie Calicut, ſo iſt dieſelbe doch theils als Hauptwaffenplatz der Engländer in Malajalam, theils als Muttergemeinde mehrerer unſerer eingebornen Gemeinden der bedeutendſte Punkt unſerer Miſſion in dieſem Lande.

Hier arbeitet ſeit mehr als einem Jahrzehendt der Senior unſerer Miſſion, Miſſionar Hebich. Sein Ausſehen wird Niemand mehr jugendlich finden. Das Haupt iſt allmählig kahl geworden, der große Bart grau, die körperliche Erſcheinung iſt mehr rüſtig als beweglich. Nichtsdeſtoweniger dauert der Mann, der ein halbes Jahrhundert hinter ſich hat, früher als reiſender Kaufmann Rußland durchzog und nun 18 Jahre in Indien wirkt, noch immer weit mehr aus als die meiſten Miſſionare, und lebt in ihm noch das alte Feuer der Jugend, wenn es gleich durch die Zucht des Geiſtes, Jahre und Erfahrung in jeder Beziehung mehr gemildert erſcheint. Einmal war er zwar im Jahre 1851 in

Folge einer Erkältung einige Tage bettlägerig; die übrige Zeit hindurch aber war er so kräftig und gesund, daß er selbst den HErrn öfters in seinen Briefen darüber rühmt und preist. Sam. Hebich zur Seite steht Miss. Gundert, der mit seiner Gattin auf dem Filial Tschirakal wohnt, in dessen stiller Niederung die Mädchen-Anstalt, der sie vorstehen, gegen die Einflüsse schädlicher Umgebung besser geschützt ist als in den bewegten Straßen der Soldatenstadt. Bruder Gundert litt schon mehrere Jahre an einer chronischen Entzündung der Brust und Luftröhre, die ihn zu völliger Sprachlosigkeit verurtheilte. Aus diesem Grunde war er genöthigt, für längere Zeit seine Familie zu verlassen. Er brachte einen großen Theil des Jahres 1851 im Sanitarium der Nilgherries, zwar immer mit Studien und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, aber doch von mündlicher Missionsthätigkeit zurückgezogen, zu. Am 4. October kehrte er etwas gekräftigt und gebessert, aber keineswegs genesen zurück. Doch machte er von dort an in der Wiedergenesung von Zeit zu Zeit kleine Fortschritte, so daß der Inspector wagte, seine Hülfe trotz seiner Krankheit mannigfach in Anspruch zu nehmen und derselbe ihn im Sommer 1852 mit der Zuversicht verließ, daß er wieder gesund werden werde. Ein dritter Missionar langte im Herbst 1851 in der Person unsers Br. Diez in Cannanur an. Natürlich war seine Aufgabe zunächst die Erlernung der englischen und Malajalim-Sprache; indessen konnte er doch als früherer Kaufmann dem General-Cassier unserer Mission, Miss. Hebich, von Anfang an wesentliche Dienste leisten, was Letzterem, wie er selbst bezeugt, sehr zum Dank gereichte.

Frau Gundert und Jgfr. Kegel genossen im Ganzen einer ziemlich guten Gesundheit. Letztere trat jedoch, nachdem sie ausdrücklich zuvor die Erlaubniß zu diesem Schritt von der Committee der geehrten Frauen-Missions-Gesellschaft in Basel erbeten und die Einwilligung derselben erhalten hatte, mit dem in die Dienste der Londoner Missions-Gesellschaft übergegangenen Miss. Stanger von Bellary (früher in Madanapalle) in die Ehe, was wir um unserer An-

ſtalt willen aufrichtig bedauern, indem dadurch eine bedeutende Lücke entſtand, die vor der Hand zwar durch zwei in der Familie Miſſ. Gundert's erzogene und gebildete Engländerinnen von bürgerlich einfacher Herkunft wieder ausgefüllt iſt, aber die Ausſendung einer europäiſchen Lehrerin nöthig machen wird.

In Cannanur liegen beſtändig einige Regimenter, ſowohl aus Eingebornen als Engländern. Eine große Zahl zu Land und zur See ab- und zuziehender Europäer und Hindus fluthet deßhalb durch dieſe weit ausgedehnte Stadt. Die militäriſche Bevölkerung lagert auf der nördlichen Seite derſelben. Mitten in dieſem Stadttheil auf der Nordſeite des Exercierplatzes, in der Nähe der Barracks (Kaſerne) und des Forts liegt das Miſſions-Gehöfte, das kleinſte, unbedeutendſte an Umfang, zugleich das heißeſte, das wir in unſerer Miſſion haben, dennoch eines der werthvollſten, jedenfalls für unſern Zweck ſehr gut gelegen und mit Hütten und Häuſern hinreichend angefüllt. Die Zierde dieſes Miſſions-Gehöftes iſt die Capelle, deren größte Schönheit aber darin beſteht, daß ſie in jedem gemeinſamen Gottesdienſt voll iſt; denn nicht einmal ein Thürmchen und eine tüchtige Glocke iſt auf derſelben zu erblicken, vielmehr vertritt die Stelle des Thurmes eine Art hoher von Stein erbauter Galgen, der die Form eines Hufeiſens bildet, aber noch eine dem Zweck entſprechende Glocke von größerem Umfang entbehrt, weßwegen Miſſ. Hebich dem Inſpector bei ſeiner Abreiſe eine Bittſchrift an unſere Freunde in Europa in die Taſche ſteckte, welche wörtlich alſo lautet:

Bitte.

Bruder Hebich hat ſchon lange ſich vergeblich bemüht, eine gute Glocke mit einem Schall, der etwa in die Ferne einer engliſchen Meile reichte, für ſeine Kirche in Cannanur zu erhalten. Vielleicht nimmt ſich Jemand in der Heimath, den dieſe Bitte erreicht, dieſelbe zu Herzen und ſchenkt der Cannanur-Gemeinde eine Glocke mit gutem hellem Klange. Das Maas von 15—18 Zoll innern Durchmeſſers wäre

hinreichend. Die Gemeinde würde je und je ſich dankbar bei ihrem Kirchenzuge des freundlichen Gebers erinnern und ihm einen Sonntagsſegen erbitten.

Cannanur, den 2. April 1852. H.

Auf der Südſeite der Stadt liegt der Bazaar, meiſt von Moplas bewohnt, ſammt dem Palaſt der alten muhammedaniſchen Könige. Noch jetzt thront da eine mediatiſirte Fürſtin in der Mitte ihrer auf ſie immer noch ſtolzen und in ihrem Uebermuth gegen die Chriſten höchſt feindſeligen muhammedaniſchen Unterthanen. In den entfernteren Revieren, zum Theil auch zwiſchen Europäern und Moplas wohnen die eingebornen Katholiken und Hindus. Die Stadt mag 30,000 Einwohner zählen, und bietet alſo ein großes Feld für die eifrigſte Miſſionsthätigkeit dar.

Dieſe entfaltet denn auch Miſſ. Hebich in ſehr mannigfaltiger und höchſt origineller Weiſe. Iſt er auf den Straßen und Wegen, überhaupt wo er geht und ſteht, ein Prediger der Buße und Gerechtigkeit des Glaubens, der mit Händen und Füßen redet und die Leute zwar nicht bei den Haaren, aber doch bei den Schultern, Armen und Händen zur Lebensquelle heranzieht, ſo iſt er in der Gemeinde ein Vater vieler Kinder. Alt und Jung, „Weiß und Schwarz," wie er die Engländer und die Eingebornen nennt, Alle ſind ſeine lieben Kinder, die er mit ins Einzelnſte gehender Aufmerkſamkeit ſeelſorgerlich berathet. Seine ganze Art, ſeine Predigtweiſe und noch mehr die gottesdienſtliche Form, die er, um Europäer und Eingeborne einander recht nahe zu bringen und zu verſchmelzen, eingeführt hat, könnte man verſucht ſeyn, methodiſtiſch zu nennen. Es iſt dieß aber doch nicht die richtige Bezeichnung; denn es gibt nur Einen Miſſ. Hebich und dieſer geſtaltet das ganze Leben um ſich her in ſeiner beſondern Weiſe. Eher könnte man ſagen, ſeine chriſtliche Art ſey das einfach praktiſche Chriſtenthum eines württemberger Pietiſten, wenn dieſer Ausdruck hier erlaubt iſt, in ſoldatiſcher Form. Hebich exercirt ſeine Leute, führt ſie ins Feld und ſchlägt Schlachten mit ihnen. Soldat von Natur iſt er unter den Soldaten ſelbſt Soldat geworden;

denn ſeine europäiſche Gemeinde beſteht faſt durchgängig aus Soldaten, die durch ihn erweckt, bekehrt und in eine Gemeinde (die ſich die Miſſionskirche nennt) geſammelt worden ſind, und, ſo oft die Regimenter der Garniſon wechſeln, immer erſt wieder erweckt, bekehrt und geſammelt werden müſſen. Indeſſen iſt die Singularität Miſſ. Hebich's und ſeiner Gemeinde nichts weniger als ſeparatiſtiſch. Als Präſes der General-Conferenz unſerer Miſſionare iſt er neuerdings vielmehr bemüht, die Geſammtheit unſerer deutſch-evangeliſchen Miſſions-Gemeinden nach der zwiſchen der Committee und der General-Conferenz vereinbarten Norm immer einheitlicher zu geſtalten und dieſe Lebenseinheit ſelbſt wieder recht fruchtbar zu machen. Hebich iſt kein Gelehrter, will auch keiner ſeyn; er überläßt dieſe Arbeit und Ehre ſeinem l. Bruder und Mitarbeiter Dr. Gundertz aber ein Practiker, der, was andere am Schreibtiſch ausdenken, ins Leben einzuführen verſteht; ein Prediger des Kreuzes, der ſeine Fahne hoch und freudig ſchwingt und durch Sturm und Graus hineinträgt mitten in das Hauptquartier des Feindes, dort ſich ſetzt und die wieder ſich Sammelnden mit ſtets neuer Streiterluſt auseinander treibt und in die Flucht jagt. Hebich iſt, was die Hauptſache iſt, ein Chriſt, dem man es im Augenblick des erſten Zuſammentreffens und alle Zeit abfühlt und anſieht, daß der HErr in ſeiner Seele lebt, und — daß er unter die gedemüthigten und zerſchlagenen Geiſter gehöret, denen der HErr Gnade um Gnade ſchenkt. Darum iſt denn auch ſein Wirken ſo reich geſegnet und läßt ihm der HErr ſo Vieles gelingen.

Sollen wir das Miſſionswerk in Cannanur nach ſeinen einzelnen Theilen ſchildern, ſo können wir unterſcheiden das Werk in der Stadt und das Werk auf den Filialien und Außenſtationen.

I. Stadt-Miſſion.

Der Mittelpunkt der Stadt-Miſſion iſt das Miſſions-Gehöfte am Exercierplatz. Hier ſteht die Capelle, welche zu verſchiedenen Zeiten das eine Mal ſämmtliche Gemeinde-

glieder der Station, das andere Mal die einzelnen Gemeindetheile vereinigt. Hier wohnen die Miſſionare Hebich und Diez mit einigen Katechiſten. Hier iſt eine Gemeindeſchule und wohnen in verſchiedenen Hütten und Häuslein eine Anzahl ſchwarzer Gemeindeglieder. Außer dieſem Gehöfte beſitzt die Miſſion in der Stadt in dem Quartier Munampidige ein Katechiſtenhaus, in welchem 2 Katechiſten wohnen, denen die Arbeit in dieſem Stadttheil anvertraut iſt, und hat ſie eine Heidenſchule in Talapu.

Die Stadt-Gemeinde ſelbſt beſteht aus 2 verſchiedenen aber eng mit einander verbundenen Gemeinden, der weißen, aus Europäern, meiſt engliſchen Officieren (verheiratheten und unverheiratheten) und engliſchen Soldaten (verheiratheten und unverheiratheten) beſtehend, und der ſchwarzen, aus allerlei eingebornem Volk geſammelt.

a) Ueber die engliſche Gemeinde berichtet Miſſionar Hebich Folgendes:

Juli 1851. „Unſere Soldaten-Brüder kamen, nachdem ſie unſern engliſchen Bericht von 1850/51 in die Hände bekommen hatten, mit Eifer zu mir und ſagten: „Nächſtes Jahr wünſchen wir in unſerm engliſchen Jahresbericht nicht um unſertwillen, ſondern um anderer Engländer willen, in hervortretender Weiſe die Mittheilung zu leſen, daß wir jetzt eine eigene Kirche (nämlich eine evangeliſche Miſſionskirche) bilden, und die Regierung uns auf unſer Anſuchen das Privilegium ertheilt hat, ſtatt in die Staatskirche in die evangeliſche Miſſionskirche, wo auch die Heiden-Chriſten verſammelt ſind, ſonntäglich geſetzlich marſchirt zu werden, und von dem Miſſionar als unſerm eigenen Paſtor unſere Trauungen, Taufen und Begräbniſſe verrichten laſſen zu dürfen.“

December 1851. „Unſere europäiſche Gemeinde hält ſich ſeit dem 2. Febr. 1850 in Betreff aller ihrer kirchlichen Bedürfniſſe ausſchließlich zu unſerer Miſſionskirche. Unſer Haupt-Gottesdienſt iſt Sonntag Vormittags von 10 — halb 1 Uhr, wo die eingeborne und engliſche Gemeinde beiſammen ſind und die engliſche Predigt immer ſogleich ins Malajalim überſetzt, das heil. Abendmahl monatlich gefeiert wird. Außerdem iſt Sonntag, Dienſtag, Freitag Abends von 6¼—8 Uhr regelmäßig engliſcher Gottesdienſt. Jeden erſten Montag des Monats iſt Miſſionsverſammlung. Die Soldaten-Brüder kommen jeden Morgen von 6 — halb 8 Uhr und ebenſo alle Abende, an welchen kein Gottesdienſt iſt, in der Capelle zum Gebet zuſammen, wo ſie mit einander ſich erbauen, ſingen, das Wort Gottes leſen und beten (jeder der Reihe nach, ſoweit die Zeit reicht) oder Sparle und O'Beten eine Anſprache halten.

In die engliſchen Gottesdienſte kommen auch verſchiedene Leute, Soldaten, Herren und Damen, die nicht zur Gemeinde gehören. — Der HErr hat auch in dieſem Jahr Großes an uns gethan. — Einige ſind von hier auf andere Plätze verſetzt worden, andere der Geſundheit wegen abgereist; einige ſind neu bekehrt worden; andere ſind abgefallen, wie geſchrieben ſteht: 2 Petri 2, 22. — Mit den abgegangenen hat Hebich nicht Zeit ſchriftlichen Verkehr zu unterhalten, dagegen unterhält er mit ihnen im Herzen und vor dem Throne Gottes eine lebendige Verbindung, indem er ſie namentlich im Gebet aufführt." *)

„Die engliſche Gemeinde erhält ihr Leben und ihre geiſtige Nahrung von den Kräften, die ſonſt den Eingebornen gehören; daher ſteuern ſie auch getreu wieder bei, nach dem Geiſte und nach dem Leibe, zur Belebung und Unterhaltung der eingebornen Gemeinde. Die Gemeinſchaft unter einander iſt höchſt geſegnet, die Fürbitte für einander iſt brünſtig und die Beiſteuer von Geld nöthig für die beſondern Bedürfniſſe unſerer Cannanur-Gemeinde und ihres Werkes. Der Geſammtbetrag der von der Gemeinde zuſammengelegten Steuer — ohne die Gaben in die allgemeine Miſſionskaſſe — belief ſich im Jahr 1851 auf 1683 Rupien, wozu die von uns ſoeben nach French Rocks abgegangenen Brüder 255 Rupien lieferten."

b) Ueber die ſchwarze Gemeinde ſchreibt Miſſ. Hebich:

30. Juni 1851. „Von meinen Weiberkindern ſind 2 im Begriff abzureiſen in die himmliſche Stadt Jeruſalem. Die Eine iſt eine ältere Perſon von etlichen fünfzig Jahren, eine Soldaten-Wittwe, eine ſchwarze Tamul-Frau ſeit 1842 bekehrt; ihr Name iſt Eliſabeth, ſie läuft aber bei uns unter dem Namen Batalam Amma, weil ſie vom 5. Batalam oder native Regiment iſt, zog zu uns und hat unter uns ſeither bald in Tſchirakal, bald in Tahe ſehr treu und demüthig gedient. Sie iſt mein Ruhm und meine Krone. Die zweite iſt des Katechiſten Joſeph Jacobi's junges Weib Eliſa, die ihm im Anfang dieſes Jahres ein Mägdlein geboren hat; ſie leidet an der Schwindſucht; ſie iſt das unſchuldigſte Kind, das unter meine Hände gekommen iſt, und hat Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſeyn."

---

*) Es iſt intereſſant alle die Plätze von ihm im Gebet aufzählen zu hören, wo die Glieder der Gemeinde zerſtreut leben. Es ſind folgende Plätze: Mercara, French Rocks, Bangalur, Vellore, Madras, Paonamalee, Calcutta, Nilgherries, Palamcottah, Palghat, Cochin, Quilon, Calicut, Malapuram, Hurryhar, Belgaum, Bellary, Coornool, Camptee, Secunderabad, Julebelpoor, Meſulapatam, Bizaganagram, Poona, Bombay u. ſ. w.

16. Juli. Am 9. Juli ſtarb Joſeph Jacobi's Weib ſeliglich im HErrn, am 12. Juli unſere Batalam Amma. Ihre Antwort auf alle Fragen war: „Ein wenig" — „Ein wenig Glauben" — „Ein wenig Beten" — „Ein wenig Leiden." —

„Ich ließ beider Leichname unter das Capellen-Portal bringen, und von da brachten wir ſie ſingend (Schwarz und Weiß) auf den Gottesacker und hatten ſomit Gelegenheit, zwei gewaltige Zeugniſſe des Glaubens vor einer ungläubigen Welt abzulegen. Wir waren Alle voll Freude und Dankſagung für Alles, was der HErr gethan hatte. Hallelujah! Amen!

„Bei der Gemeine geht es, Gottlob! im Allgemeinen ordentlich. Bei allen Gebrechlichkeiten, die bei uns und unter uns vorkommen, wohnt der HErr doch mit ſeinem Geiſte und Wort und mit ſeiner Herrlichkeit unter uns."

December 1851. „Die Gemeinde iſt im Ganzen in einem erfreulichen Zuſtand. Sie beſteht aus lebendigen Gliedern und der HErr iſt unter uns. — Der frühere Tamil-Gottesdienſt hat aufgehört, weil die Tamulen entweder wegzogen oder mit der Malajalim-Gemeinde vereinigt werden konnten, weil ſie dieſe Sprache verſtehen. — Die Haus-Andachten werden Morgens und Abends jeden Tag in verſchiedenen Abtheilungen regelmäßig gehalten.

II. Die Miſſion auf den Filialien.

Mit der aus Schwarzen und Weißen gemiſchten Stadtgemeinde ſtehen die Filial-Gemeinden Tſchirakal und Anſcharkandy, welche aus lauter Eingebornen beſtehen, in unmittelbarer Verbindung und beſtändigem Verkehr. Die mehr als 40 Stunden entfernte Tochter-Gemeinde Palghat wird von zwei Katechiſten bedient, welche unter der Leitung Miſſ. Hebich's ſtehen und von dieſem je und je beſucht werden.

a) Tſchirakal.

Eine Stunde von der Stadt entfernt, an der Landſtraße nach Mangalur, liegt in einem dem Radſcha von Tſchirakal gehörigen und von ihm pachtweiſe übernommenen Gehöfte eine unſerer Malajalim-Mädchen-Anſtalten, die von Miſſ. Dr. Gundert und ſeiner Frau geleitet wird. In ländlicher Stille und Zurückgezogenheit wachſen die Mädchen der Chriſten-Familien von Cannanur, Telli-

In die englischen Gottesdienste kommen auch verschiedene Leute, Soldaten, Herren und Damen, die nicht zur Gemeinde gehören. — Der HErr hat auch in diesem Jahr Großes an uns gethan. — Einige sind von hier auf andere Plätze versetzt worden, andere der Gesundheit wegen abgereist; einige sind neu bekehrt worden; andere sind abgefallen, wie geschrieben steht: 2 Petri 2, 22. — Mit den abgegangenen hat Hebich nicht Zeit schriftlichen Verkehr zu unterhalten, dagegen unterhält er mit ihnen im Herzen und vor dem Throne Gottes eine lebendige Verbindung, indem er sie namentlich im Gebet anführt." *)

„Die englische Gemeinde erhält ihr Leben und ihre geistige Nahrung von den Kräften, die sonst den Eingebornen gehören; daher steuern sie auch getreu wieder bei, nach dem Geiste und nach dem Leibe, zur Belebung und Unterhaltung der eingebornen Gemeinde. Die Gemeinschaft unter einander ist höchst gesegnet, die Fürbitte für einander ist brünstig und die Beisteuer von Geld nöthig für die besondern Bedürfnisse unserer Cannanur-Gemeinde und ihres Werkes. Der Gesammtbetrag der von der Gemeinde zusammengelegten Steuer — ohne die Gaben in die allgemeine Missionskasse — belief sich im Jahr 1851 auf 1583 Rupien, wozu die von uns soeben nach French Rocks abgegangenen Brüder 255 Rupien lieferten."

b) Ueber die schwarze Gemeinde schreibt Miss. Hebich:

30. Juni 1851. „Von meinen Weiberkindern sind 2 im Begriff abzureisen in die himmlische Stadt Jerusalem. Die Eine ist eine ältere Person von etlichen fünfzig Jahren, eine Soldaten-Wittwe, eine schwarze Tamul-Frau seit 1842 bekehrt; ihr Name ist Elisabeth, sie läuft aber bei uns unter dem Namen Batalam Amma, weil sie vom 5. Batalam oder native Regiment ist, zog zu uns und hat unter uns seither bald in Tschirakal, bald in Tahe sehr treu und demüthig gedient. Sie ist mein Ruhm und meine Krone. Die zweite ist des Katechisten Joseph Jacobi's junges Weib Elisa, die ihm im Anfang dieses Jahres ein Mägdlein geboren hat; sie leidet an der Schwindsucht; sie ist das unschuldigste Kind, das unter meine Hände gekommen ist, und hat Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn."

---

*) Es ist interessant alle die Plätze von ihm im Gebet aufzählen zu hören, wo die Glieder der Gemeinde zerstreut leben. Es sind folgende Plätze: Mercara, French Rocks, Bangalur, Vellore, Madras, Paonamalee, Calcutta, Nilgherries, Palamcottah, Palghat, Cochin, Quilon, Calicut, Malapuram, Hurryhar, Belgaum, Bellary, Coornool, Camptee, Secunderabad, Julebelpoor, Mesulapatam, Vizaganagram, Poona, Bombay u. s. w.

16. Juli. Am 9. Juli starb Joseph Jacobi's Weib seliglich im HErrn, am 12. Juli unsere Batalam Amma. Ihre Antwort auf alle Fragen war: „Ein wenig" — „Ein wenig Glauben" — „Ein wenig Beten" — „Ein wenig Leiden." —

„Ich ließ beider Leichname unter das Capellen-Portal bringen, und von da brachten wir sie singend (Schwarz und Weiß) auf den Gottesacker und hatten somit Gelegenheit, zwei gewaltige Zeugnisse des Glaubens vor einer ungläubigen Welt abzulegen. Wir waren Alle voll Freude und Danksagung für Alles, was der HErr gethan hatte. Halleluja! Amen!

„Bei der Gemeine geht es, Gottlob! im Allgemeinen ordentlich. Bei allen Gebrechlichkeiten, die bei uns und unter uns vorkommen, wohnt der HErr doch mit seinem Geiste und Wort und mit seiner Herrlichkeit unter uns."

December 1851. „Die Gemeinde ist im Ganzen in einem erfreulichen Zustand. Sie besteht aus lebendigen Gliedern und der HErr ist unter uns. — Der frühere Tamil-Gottesdienst hat aufgehört, weil die Tamulen entweder wegzogen oder mit der Malajalim-Gemeinde vereinigt werden konnten, weil sie diese Sprache verstehen. — Die Haus-Andachten werden Morgens und Abends jeden Tag in verschiedenen Abtheilungen regelmäßig gehalten.

II. Die Mission auf den Filialien.

Mit der aus Schwarzen und Weißen gemischten Stadtgemeinde stehen die Filial-Gemeinden Tschirakal und Anscharkandy, welche aus lauter Eingebornen bestehen, in unmittelbarer Verbindung und beständigem Verkehr. Die mehr als 40 Stunden entfernte Tochter-Gemeinde Palghat wird von zwei Katechisten bedient, welche unter der Leitung Miss. Hebich's stehen und von diesem je und je besucht werden.

a) Tschirakal.

Eine Stunde von der Stadt entfernt, an der Landstraße nach Mangalur, liegt in einem dem Radscha von Tschirakal gehörigen und von ihm pachtweise übernommenen Gehöfte eine unserer Malajalim-Mädchen-Anstalten, die von Miss. Dr. Gundert und seiner Frau geleitet wird. In ländlicher Stille und Zurückgezogenheit wachsen die Mädchen der Christen-Familien von Cannanur, Telli-

gebracht, der unverheirathete, verwittwete, von den Männern entlaſſene, geſchiedene oder entlaufene nämlich. Sie leben hier, entfernt von der männlichen Stadt- und Gemeinde-Bevölkerung, in jeder Beziehung geſichert. Sie genießen den Schutz des Miſſionars und ſtehen unter chriſtlicher Aufſicht und Leitung.

Ueber dieſe kleine Frauen-Gemeinde berichtet Miſſionar Gundert:

Juli 1851. „Ich habe ſchon einmal bemerkt, daß außer den 50 und noch mehr Mädchen auch noch eine Anzahl von Weibern (Wittwen desertae, Taufcandidatinnen, ledige Mütter von Schülerinnen) ſich in Tſchirakal aufhält, da Bruder Hebich dergleichen Perſonen in Cannanur kaum unterbringen kann. Die Arbeit, welche dieſe verurſachen, iſt ſchwerer, als die an den Mädchen, obgleich dieſer 5—6mal ſo viel ſind. Am 20. März wurde eine derſelben, Maria Alſcha, todt im Teiche gefunden. Sie war getauft wieder in alte Sünden gefallen — während eines kurzen Aufenthalts in Anſcharkandy, hatte lange Ruhe geſucht und nicht gefunden, bekannt und wieder verneint, und hatte zuletzt von Selbſtmord geredet. Die Beamten-Unterſuchung entſchied, ſie ſey beim Waſchen ihres Kleides ausgeglitten und ſo ertrunken. Durch dieſes Ereigniß wurden einige der Mädchen ernſtlich gewarnt und angeregt, etliche Weiber drohten aber nun bei jedem Launenwechſel mit Selbſtmord. Die Frauen hatten daher vielfache Noth mit ihnen. Teman, die nicht recht bei Sinnen iſt, wurde endlich Ende Mai auf unabläſſiges Pochen hin entlaſſen, ihre zwei Kinder mußten ihr mitgegeben werden. Man fürchtete, ſie werde zu den Muhammedanern gehen, aber nach Anfang der Regenzeit meldete ſie ſich wieder um Aufnahme, und meine l. Frau hofft, ſie zur Abtretung der Kinder bewegen zu können.

Dec. 1851. „Noch iſt etwas über die Anzahl Weiber zu ſagen, die wir als einen Anhang zum Mädcheninſtitut betrachten. Die 2 ſchlimmſten, Jeman und Unaiamma, 2 Heidenweiber, bei denen ungewiß iſt, ob ihre Bosheit Grund oder Frucht ihrer Geiſtesverwirrtheit iſt, ſind uns noch vor dem Monſun abgenommen worden. Jene lebt in Tellitſcherry, dieſe in Cannanur, während ihre 3 Kinder (darunter obige Jemima) welche beſſere Hoffnung geben, in der Anſtalt verbleiben. Zwei andere Weiber, Maria, die Frau eines Pferdeknechts in Calicut, und Rahel, die halblahme Tochter der vor einem Jahre verſchiedenen böſen Waſcherfrau, ſind in der großen Septembertaufe der Gemeinde einverleibt worden. Von ihnen ſcheint namentlich Letztere ſich ernſtlich nach etwas Neuem zu ſehnen. Zu gleicher Zeit wurde die Portugieſin Joanna, die mit einem unehelichen Kind hier iſt, zum Abendmahl zugelaſſen; ſie leiſtet als Krankenwärterin aner-

kennenswerthe Dienste. Eine von ihrem Mann verstoßene Schwester unsers Schulmeisters Joseph hat gleichfalls bei uns Zuflucht gesucht und lernt allmälig aufs Wort merken. Sie ist die Mutter der neulich verheiratheten Aline, unserer einstigen tüchtigsten Schülerin, und wir glauben, daß der HErr schon durch die Tochter angefangen hatte, sie aus der heidnischen Finsterniß zu ziehen. Aufs neue Jahr haben wir zwei weitere Weiber von Tellitscherry in Empfang zu nehmen, wovon namentlich die eine, Cota, unser Interesse anspricht, indem sie die Mutter eines Schulmädchens (Asnath) ist, und jetzt erst von ihrem Mann — zur Trennung einer alten, seit seiner Taufe in der Schwebe gelassenen Doppelehe — geschieden wird. Möge der HErr sie in Gnaden annehmen und durch sich selbst reichlich trösten!"

Endlich ist an dieser Stelle der literarischen Thätigkeit Missionar Gundert's zu erwähnen. — Als vor einigen Jahren die Committee beschloß, Missionar Gundert von Tellitscherry nach Tschirakal zu versetzen, war es ihre Absicht den Unterricht der zahlreichen Katechistenschaar, welche auf der Station Cannanur arbeitet, sowie die sämmtlichen Schulen der Station Missionar Gundert zu übergeben. Seine Krankheit vereitelte jedoch den Plan. Sie bewirkte, daß er außer einigen Unterrichtsstunden an der Mädchen-Anstalt an mündlicher Missions-Arbeit keinen Theil nehmen konnte. Um so eifriger saß er über seinen Büchern, und um so ergiebiger war seine Feder. Er übersetzte und schrieb nicht allein einige kleinere Schriften und Tractate, sondern unternahm auf den Wunsch der Malajalim-Conferenz eine neue Uebersetzung der heil. Schrift ins Malajalim, deren Herausgabe im Druck die verehrte Bibelgeschaft in Basel zu übernehmen die Güte hatte. Er selbst schreibt über seine litterarischen Arbeiten:

Kotagherry, 23. Juni 1851. „Meine Arbeit war im Januar die Ausfertigung des Nabjrasuchi (der Diamantnadel) eines buddhistischen Tractats gegen die Kaste, der in Bengal verbreitet und nützlich gefunden worden war. Ein Freund unserer Mission, Herr Richter Walker, erbot sich den Druck dieses, sowie anderer Sanscrit-Tractate mit Malajalim Uebersetzung zu bestreiten, daher wir mit jenem kleinen Werk, dem ein christlicher Appendix angehängt wurde, den ersten Versuch machten. Bruder Fr. Müller schreibt, das Büchlein werde gerne genommen.

α) „Am 4. Febr. kam die Nachricht an, daß unser Plan theilweiser Ueberſetzung der Bibel ins Malajalim von der I. Committee genehmigt iſt, und daß die verehrte Bibelgeſellſchaft wünſcht, daß wir mit dem Druck der Epiſteln und Pſalmen den Anfang machen. Da für die erſteren ſchon mehr vorgearbeitet worden war, ſetzte ich, was ich überſetzt hatte (cathol. Briefe) in Umlauf bei den Brüdern und brach meine Arbeit an den kleinen Propheten ab. In Kätty überſetzte ich die Briefe an die Corinther und Theſſalonicher, hier in Kotagherry die Briefe an die Galater, Coloſſer und Epheſer. Wenn es nach meinem Gedanken geht, hoffe ich im Juli durch Ueberſetzung von Philipper und Römer den erſten Band der genehmigten Bibeltheile zu vollenden, und an den Pſalmen anzufangen.

β) „Das Leben Jeſu von Muir in Sanscritverſen geſchrieben (Christa Mahatmya) habe ich im Einverſtändniß mit den Tellitſcherry-Beſitzern ſo zu bearbeiten angefangen, daß das Sanscrit verkürzt, eine freie Malajalim Ueberſetzung beigefügt und das Büchlein in drei Tractaten vertheilt wird. Hievon iſt der erſte, der eine altteſtamentliche Einleitung, Jeſu Geburt und ſeine Werke im Auszug enthält, beinahe zum Druck bereit. Der zweite wird in Einem Kapitel eine Zuſammenfaſſung von Chriſti wichtigſten Reden enthalten. Der dritte bringt die Paſſion und den Schluß mit dem Gebet eines nach Wahrheit und Gerechtigkeit dürſtenden Heiden. Das Ganze wird im Auftrag von Herrn Walker und auf ſeine Koſten gedruckt werden.

b) „Einen Tractat, Bruder Müller's Harmonie der Leidensgeſchichte, habe ich zu revidiren geholfen.

c) „Unter den neuen Schriften erwähne ich wiederum die Malajalim Grammatik für den Gebrauch von Eingebornen. Die kürzere Formenlehre habe ich ſchon vor einigen Monaten nach Tellitſcherry geſandt. An der Syntax mache ich langſam weiter. Jene ſoll in mehrern Exemplaren gedruckt werden, als Letztere. — Dieſes nun ſind die Arbeiten, welche meine Zeit hier ausfüllen.“

Cannanur, 3. Januar 1852. „Von meinen literariſchen Arbeiten kann ich nur wenig ſagen. Das Schreiben geht hier, mitten unter den Leuten, nicht ſo leicht von Statten als in dem angenehmen halbjährigen Aufenthalt auf den Nilagiris. Ich habe mehrere angefangene Schriften fortgeführt, an den Pſalmen weiter überſetzt, und die Uebertragung von Muir's Sanscrit-Werk, Christa Mahatmya, ins Malajalim vollendet. Dieß iſt nun ein in 3 Theilen gefaßte kurze Geſchichte unſers HErrn, und wird diglottiſch gedruckt, nach dem früher erwähnten Gedanken unſers Freundes, des Herrn Walker. Die Reviſion der neuteſtamentlichen Epiſteln in der neuen Ueberſetzung iſt ihrer Vollendung nahe, und ich hoffe, der Druck derſelben werde bald ich in Angriff nehmen laſſen.“

b) Anſcharkandy.

Anſcharkandy iſt ein 4 Stunden von Cannanur, ſüdöſtlich von der Stadt, mehr im Innern des Landes gelegener Ort. Dort haben ſich ſchon vor Jahrzehnden die Herren Brown, eine urſprünglich engliſche Familie, die ſich nun aber mehrfach mit eingebornen Familien vermiſcht hat, an einem, bei Tellitſcherry ins Meer fallenden, Fluß angeſiedelt, einige Wohnhäuſer nebſt mehrern Plantagen-Gebäuden erbaut und eine große Pflanzung angelegt. Rings umher auf ſehr beträchtliche Entfernung iſt Alles in ihrem Beſitz. Es liegen auf ihrem Territorium mehrere ihnen gehörige Dörfer, von Hindus verſchiedener Kaſten bewohnt. Das Land bringt Zimmet, Pfeffer und Seide in ziemlich großer Menge hervor. Seit geraumer Zeit ließen die Herren Pflanzer ihren frühern Sclaven*) durch unſere Miſſionare das Evangelium verkündigen. Dieſe gehören einer eigenen Kaſte an, und wohnen deßhalb auch in einem beſondern Dorf, das auf dem Berge hinter den Wohnungen der Herren liegt. In dieſem Dorf geſtatteten die Herren nicht allein die Verkündigung des Evangeliums, ſie wünſchten und veranlaßten auch die regelmäßige Predigt des Worts. Sie erbauten eine Capelle und eine Wohnung für den Katechiſten, und geben jedes Mal ſämmtlichen Einwohnern des Dorfes den Tag frei, an welchem der Miſſionar kommt. Die Frucht mehrjähriger Predigt iſt die Bekehrung ſämmtlicher Einwohner des Dorfes zum Chriſtenthum. Anſcharkandy iſt alſo das erſte ganz chriſtianiſirte Dorf, das unſere Miſſion aufzuweiſen hat. Auch im Aeußern iſt eine große Verwandlung hier vorgegangen. Der greiſe Hr. Brown erkannte dieß gegen Inſpector Joſenhans lobend an und ließ ſich unter den damals obwaltenden Umſtänden — die

*) Die Sclaverei iſt auch in Indien aufgehoben, dagegen ſtehen die früheren Sclaven doch noch in einem Abhängigkeitsverhältniß zu den Herren. Sie beſitzen kein Eigenthum, Alt und Jung iſt zur Arbeit verpflichtet; der Herr muß dagegen alle mit dem Nöthigen verſehen und kann nicht über ihre Perſonen verfügen.

Christen seiner Pflanzung bewiesen sich beim letzten Mopla-Aufstand, in welchem es auf die Ausrottung der Familie Brown abgesehen gewesen seyn soll, als besonders treu und tapfer — sogar zu dem Versprechen herbei, die Christianisirung seiner andern Dörfer allmählig auch gestatten und fördern zu wollen. Hätte die Basler-Mission auch keine andere Frucht ihrer Arbeit aufzuweisen als das Dörflein Anscharkandy, es wäre hinreichender Grund vorhanden, sie mit Geduld und Hingebung fortzusetzen.

Im Einzelnen berichtet Miss. Hebich über Anscharkandy in seinem Bericht Folgendes:

„Die Anscharkandy-Gemeinde besteht aus etwa 200 Seelen, alle von der Sclaven-Kaste, den Pulliars, die im Gute der Herren Brown daselbst arbeiten. Sie gehört jetzt seit dem Uebersiedeln von Bruder Gundert nach Tschirakal zu der Cannanur-Gemeinde. Dieß ist die Gemeinde, in welcher sich der HErr der Herrlichkeit in diesen paar Jahren am meisten unter uns verherrlichte. Und gerade weil sie von Natur so außerordentlich niedrig, und daher von allen Kasten so sehr verachtet sind, ist das Werk des HErrn um so auffallender und bewundrungswürdiger. Am 15. Juli 1849 waren die Brüder von Anscharkandy zum ersten Mal beim heil. Abendmahl in der Cannanur-Gemeinde. Die Hurerei, Ehebruch, Trunkenheit, Diebstahl, Zänkerei und alles, was Böse ist, war im Schwange. Bald wachten große Sünder auf, und am Ende des Jahres wurden 25 derselben getauft. Darauf brach der HErr mit schrecklichen Gerichten über sie herein, und es schien als wolle Alles untergehen. Die wilden Pocken kamen unter sie, woran nicht weniger als 100 krank darniederlagen. Einige von den Neugetauften wurden selig hinweggenommen, und manche noch Ungetauften, auch selbst unser l. Timotheus, der unter ihnen Katechist war, wurde von derselben Krankheit sogleich hinweggerafft. Unser lieber O'Brien mit Juda und seinem Weibe wurden jetzt hingesandt, ihnen in dieser schrecklichen Krankheit das Wort des Lebens zu bringen und ärztliche Hülfe zu leisten; und diese lieben Seelen haben ihr Leben nicht lieb geachtet und sind freudig dahingezogen und haben sie im Namen des HErrn Jesu bedient. Halleluja! Amen.

Am 29. März 1850 konnte die Anscharkandy-Gemeinde erst wieder zum ersten Mal seit Neujahr zum h. Abendmahl in Cannanur kommen, und zu derselben Zeit zog unser lieber Timotheus unter sie als Katechist, mein lieber Sohn, meine Erstlingsfrucht in Cannanur vom Jahr 1841, der seitdem in der Gotteskraft mit seiner lieben Frau Maria unter ihnen gewohnt und gearbeitet hat. Kaum erholt von der schweren

Krankheit, den wilden Pocken, ſendet der treue HErr unter ſie die Cholera, rafft mehrere hinweg, einige ſterben ſelig, einige ſind vom Tode errettet; erſt am 23. Juni konnte die Anſcharkandy-Gemeinde wieder zum erſten Mal in Cannanur beim heil. Abendmahle ſeyn. Am 30. September 1850 wurden 16 alte Paare nach chriſtlicher Weiſe in die Ehe eingeſegnet, und am 6. October 1850 konnten von ihnen wieder mit Gottes Gnaden in der Gemeinde in Cannanur 43 an der Zahl getauft werden. Jetzt ging der Ernſt und der Kampf an, die Trunkenheit unter den Alten zu zerſtören — und jetzt mit Gottes Gnade fangen alte Männer und Weiber an, die ſo lange das Wort umſonſt gehört haben, ſich aufzumachen und mit Thränen Buße zu thun, ſo daß am 13. September 1851 wieder 6 alte Paare chriſtlich in die Ehe eingeſegnet und am 21. September 1851 53 Seelen an der Zahl getauft werden konnten. Die Knaben, die ſchon ſeit Jahr und Tag in der Capelle, unter der ſtrengen Aufſicht von Timotheus, ſchlafen, ſind die Kämpfer für die Wahrheit, die dem lieben Timotheus Alles, was im Geheimen vorgeht in der Gemeine, (beſonders was das Trinken anbetrifft) berichten, und Paul zieht dann mit ihnen ins Feld gegen die Sünde und trägt den Sieg davon in dem Namen des HErrn Jeſu.

„Der Herr J. Brown hilft wirklich dem lieben Timotheus in dieſen Sachen recht ehrenhaft. Der HErr ſegne ihn dafür an ſeiner eigenen Seele. Amen!

„Die Leutlein, die ſonſt nicht haben ſingen lernen können, ſingen jetzt, ſeitdem der HErr Jeſus unter ihnen und in ihren Herzen eingekehrt hat, und ſie ſingen gern und luſtig, ſogar auf den Feldern; lernen von unſern engliſchen Brüdern auch engliſche Lieder und ſingen ſie mit Wohlgefallen. Die Leutlein, die früher faſt nackt, und was bedeckt war höchſt ſchmutzig waren, ſind jetzt reinlich und nett angezogen; die Männer fangen an Hoſen und Jacken zu tragen; auch ſelbſt die Weiblein ſind anſtändig mit Jacken und Tüchern bedeckt. Das Huren, das Trinken, das Stehlen iſt weg; ihr zornſüchtiges Weſen wird immer mehr überwunden. — O die Gnade des HErrn Jeſu, wie groß, wie allmächtig! — Ich gehe jeden Monat vor dem heiligen Abendmahl zu ihnen und predige von 11—12 Uhr den Herren, und dieſe geben ihren Leuten einen halben Tag Freiheit von der Arbeit; am Nachmittag bin ich von 4—9—10 und 11 Uhr des Nachts unter ihnen, bringe alles in Ordnung, taufe Kinder, predige und theile das heil. Abendmahl aus, je nach Umſtänden entweder an die ganze Chriſten-Gemeinde oder nur an einen Theil derſelben, indem die alten, ſchwangern und kränklichen Weiblein nicht nach Cannanur kommen können. Am letzten Tage des Jahres 1851 und am erſten Tage dieſes Jahres (1852) waren etwa 150 Seelen von ihnen wieder unter uns. Sie wohnen dann in meinem Gehöfte; und wenn ſie Abends oder Morgens daher gezogen kom-

men, so durchgeht Einen ein heiliger Schauer von der Kraft Gottes in ihnen, und da wird dann gesungen, gebetet und begrüßt.

Zu der Anscharkandy-Gemeinde ist noch zu bemerken: daß obgleich sie jetzt durch Gottes Gnade Christen sind, so sind sie von ihren höhern Kastenleuten doch immer noch nach ihrer Sclavengeburt sehr verachtet und noch nicht zu den allgemeinen menschlichen Rechten gekommen. Sie dürfen z. B. noch nicht auf allen Wegen gehen, wo andere Leute sich frei bewegen dürfen; dürfen noch nicht in die Tier-Dörfer gehen; dürfen noch nicht ihre Waaren (Hausbedürfnisse) in den öffentlichen Läden, wo höhere Kastenleute sind, kaufen. Zweimal sind deßhalb in diesem Jahre Unannehmlichkeiten vorgefallen. Als ein Bruder in einem Laden mit Andern Waare kaufen wollte, wurde er geprügelt. Und später bei einer ähnlichen Gelegenheit wurde ein Bruder fast ums Leben gebracht. Die leichte Strafe der Obrigkeit hat hierin noch nichts gefruchtet. Der Verkäufer will jetzt nichts mehr an unsere Leute verkaufen, indem er sagt: „Wenn ihr kommt und kaufet, dann bleiben mir die höhern Kastenleute weg!“ Der HErr Jesus wird auch für sie diese und andere Banden in Gnaden hindurchbrechen!

c) Palghat.

Im Südosten von Calicut, dort wo die Kette der Ghats, die gegen 200 Meilen den Westrand des Dekhan bildet, zwischen Coimbatur und Animalaja, südlich von den Nilagiris, durch einen Gebirgspaß unterbrochen wird, der die soeben genannten blauen Berge (Nilagiris) von den Bergen von Coimbatur trennt, vom Paniani-fluß durchströmt wird und die Hauptstraße von Malabar nach dem Osten der Halbinsel bildet, dort liegt Palghat. Die Stadt liegt somit auf der Grenze zwischen Malabar und dem Tamil-Land und hat eben deßwegen auch eine aus Tamulen und Malabaren gemischte Bevölkerung. Will eine Mission Malabar umspannen, so faßt sie das Land in Palghat am Ost-Ende, wie sie durch die Stationen Cannanur, Tellitscherry und Calicut dasselbe von Westen her angreift. Ueberdieß hat sich Palghat bis jetzt ganz rein von Moplas erhalten. Diese Gründe wären hinreichend, eine Missions-Niederlassung daselbst zu rechtfertigen. Nichtsdestoweniger hätte die Committee der Basler Missions-

Gesellschaft nicht wagen dürfen, Palghat zu besetzen, hätte nicht der HErr selbst sie dazu angewiesen. Der erste englische Beamte von Palghat bat wiederholt und dringend um die Besetzung dieses so wichtigen und vielversprechenden Postens. Unsere Missionare in Malabar recognoscirten wiederholt das Gebiet. Unsere Leser erinnern sich der Reise-Berichte Miss. Hebich's. Auch die Missionsfreunde der Heimath interessirten sich lebhaft für diese Station. Hatten die englischen Freunde in Palghat jährliche Unterstützungen versprochen, so steuerten die deutschen und schweizerischen Freunde gleicher Weise bei. Alle diese Beiträge zusammen beliefen sich aber nicht so hoch, daß die Committee eine Station in Palghat für gesichert hätte halten können. Sie beschloß daher, vor der Hand zwei Katechisten dort zu placiren und den Posten als Außenstation von Cannanur aus beaufsichtigen zu lassen. Während der Anwesenheit des Inspectors in Indien machte sodann der oben genannte englische Freund demselben die Eröffnung, daß er eine gewisse Summe Geldes in der Bank zu Madras niedergelegt habe, die er zur Errichtung einer Basler-Station in Palghat bestimmt habe, und welche der Gesellschaft zur Verfügung stehe von dem Tage an, an welchem ein Europäer von ihr in jener Stadt als Missionar stationirt werden würde, während bis dahin nur die Zinsen der Gesellschaft zufließen werden. Und nun konnte man versucht seyn, nicht bloß eine Außenstation in Palghat zu beginnen, sondern sogar eine vollständige Station; denn die Kosten der ersten Einrichtung wären gedeckt gewesen. Da aber unsere Kasse durch jenen Einen großen Beitrag unsers Freundes in Betreff der Auslagen, welche die Aussendung und Unterhaltung eines weitern Missionars immer verursachen, noch keineswegs sicher gestellt war, und ein zweiter und dritter Missionar auf einem so wichtigen Posten bald nöthig wird, so hielt es der Inspector für seine Pflicht bei dem von der Committee gefaßten Beschluß stehen zu bleiben, indem er von der Gewißheit ausging, daß der HErr, wenn er Palghat zu einer Basler Missions-Station zu machen

ſich vorgeſetzt habe, der Geſellſchaft durch vermehrte Einnahmen und Stiftungen für dieſen Zweck deutliche Fingerzeige geben werde, in dieſem Sinne voranzugehen. Demgemäß gab er Miſſionar Hebich die Weiſung, zwei ſeiner beſten Katechiſten für Palghat auszuſondern, ſelbſt mit ihnen dahin zu gehen, und daſelbſt im Namen des HErrn eine unter ſeiner Leitung verbleibende Außenſtation zu beginnen. Miſſ. Hebich begab ſich dem zu Folge am 16. April 1852 nach Palghat, wohin O'Brien und Daniel bereits vorangegangen waren, ſammelte die dort als Knechte dienenden Namen-Chriſten, 12 Perſonen an der Zahl, aus dem Tamil-Land, zu einer kleinen Gemeinde, feierte mit ihnen das heil. Abendmahl, predigte täglich auf dem Bazaar und machte eine 6tägige Miſſionsreiſe in der Umgegend umher. Den Erfolg dieſer Reiſe faßte er in die Worte zuſammen: „Wir hatten die Gnade, unter Hunderte und Tauſende das ſelige Evangelium von Chriſto zu bringen, und viele Bücher an ſie auszutheilen. — Der HErr hat überall in und durch uns Großes gethan, deß ſind wir fröhlich. Hallelujah!“

III. Die Außenſtationen.

a) Tahe.

In Tahe, dem eine halbe Stunde vom Miſſionshaus in der Stadt entfernten Fiſcherdorf, am ſüdlichen Ende der Stadt Cannanur, das eigentlich eine Vorſtadt von Cannanur iſt, hoffte Miſſ. Hebich früher eine Gemeinde ſammeln zu können. Er erwarb deßwegen dort ein kleines Miſſions-Gehöfte, in welchem er drei Häuſer aus Erde aufführte, ſtationirte dort einige ſeiner Katechiſten, die im Dorf umher predigen mußten, ſammelte eine Anzahl Knaben, die er durch ſeine Katechiſten erziehen und unterrichten ließ, gründete eine Heidenſchule für die Heidenkinder in Tahe und gab ſich alle Mühe, im Dorf feſten Fuß zu faſſen. Einige Heiden gingen auch wirklich durch die enge Pforte ein; im Ganzen aber bewieſen die Bewohner des Dorfs ſich ſehr unzugänglich für die Heilsbotſchaft, ſo daß der Zeit wenig

Aussicht auf Erfolg der Missionsarbeit unter ihnen ist. Ueberdieß nöthigten die Pocken, die wiederholt im Dorf grassirten, mehrere Mal auch unter den jungen und alten Bewohnern des Missions-Gehöftes Verheerungen anrichteten, und jetzt aus dem Dorf gar nicht mehr verschwinden zu wollen scheinen, die Missionare, die Knaben-Anstalt dort wegzunehmen. Unter diesen Umständen ist diese Außenstation für unsere Brüder eine schwere Last geworden. Demungeachtet hat Miss. Hebich die Häuser neu besetzt. Er verpflanzte einige Weber der Gemeinde, welche anderswo nicht untergebracht werden konnten, dahin, und ließ sie im Hintergebäude ihre Werkstätte aufschlagen. Ebenso wurden zwei neue Katechisten dorthin gesendet, die das Werk im Dorf und in der Schule auf Hoffnung weiter führen sollen.

b) Taliparambu,

ein 6 Stunden nördlich von Cannanur gelegener Hauptgötzenplatz, wurde seit 9 Jahren von Miss. Hebich regelmäßig zur Zeit der dort gehaltenen großen Götzenfeste besucht. Tausende strömen dort in jenen Zeiten aus ganz Malabar zusammen. Furchtlos und mit wahrem Heldenmuth trat Hebich unter den Volksmassen, die sich da sammeln, 8 Jahre hinter einander auf. Achtmal wurde er mit seinen Leuten gesteinigt. Sie waren je und je in Lebensgefahr; aber der HErr errettete sie. Natürlicher Weise wünschte Miss. Hebich das eroberte Feld nun auch recht zu befestigen. Deßhalb bat er, Taliparambu förmlich besetzen zu dürfen. Die Committee gestattete ihm die Errichtung einer Außenstation daselbst. Im März 1852, als der Inspector ihn in seinem Feldlager während der großen Festwoche besuchte, war bereits ein Stück Land daselbst angekauft. Die Braminen hatten sich alle Mühe gegeben, jede feste Niederlassung des Missionars zu verhindern, aber umsonst; ein Muhammedaner verkaufte ein Stück von seinem Grundeigenthum. Schon wurde ein Brunnen gegraben und war das Stations-Gebäude ausgesteckt. Doch war zweifelhaft

ob der Bau noch vor der Monſun vollendet und bezogen werden könne.

Anhang.

Bericht des Katechiſten Paul, eines Eingebornen, über den Feſtbeſuch Miſſ. Hebich's und ſeiner Leute in Pajawur.

Aus Paul's Tagebuch.

„Am 15. Febr. (1852) nahmen wir Boote in Cacadu, um das Evangelium in Pajawur zu verkündigen. Am 16. kamen wir erſt um 10 Uhr nach Cuttu-mugam, und erreichten daher Pajawur erſt nach Mittag. Nachdem wir dankgeſagt hatten, ruhten wir den Reſt des Tags. Der HErr gab uns zur Vorbereitung auf den nächſten Tag ein tröſtliches Wort aus Aſaph's Gebet (die Loſung Pſalm 74, 12.).

„Am 17. gingen wir unter die Volksmenge, welche wegen der Furcht vor den mörderiſchen Mapillas bedeutend kleiner war als ſonſt, und predigten der Reihe nach, wie der HErr es uns gab. Nach dem Frühſtück hatten wir mehrere Beſuche, breiteten Matten für ſie aus, zeigten das Herzbuch und laſen aus der Schrift vor. Manche nahmen Bücher mit. Am Abend wieder Predigt wie Morgens.“

„Am 18. Morgens durften wir in aller Ruhe, Einer um den Andern, unſer Zeugniß ablegen. Den Tag über war immer einer bei Herrn Hebich im Zelt. Die übrigen ſaßen unter Bäumen oder an der Straße und hatten Unterredungen mit zugänglichen Perſonen über den Hellsweg. Abends hatten wir mehr Zuhörer als bisher auf dem Markte. Einer warf den Sahib mit einem Stück Holz, was dieſem Gelegenheit gab, um Vergebung dieſer und aller Sünden für den armen Menſchen zu beten.

„Am 19. verrichteten wir unſere gewöhnliche Arbeit. Ein Mann von Tſcherucunnu machte Lärm, indem er anfing zu rufen: „Hört dort doch dem Kerl nicht zu!“ Als der Sahib ihn einzuſchüchtern von unſerm Wall hinabſprang, flohen Alle in einige Entfernung, kehrten aber alsbald zurück, um weiter zu hören. Unter anderu vielen Beſuchern kam heute ein einäugiger Sudra, der ſich Alles erklären ließ und dann ſagte: „Sahib, dieß iſt alles ſehr wahr und gefällt mir; wenn ich aber wieder hinausgehe und auf der Straße bin, ſo iſt Alles vergeſſen. Ich habe noch Euer Buch vom vorigen Jahr; ſpäter komme ich wieder.“ Wir ſahen ihn aber nicht mehr. Heute wurden viele Bücher und an Einige ganze Neue Teſtamente vertheilt.

„Am 20. mußten wir unſern gewöhnlichen Standort ändern, weil man das Oel brachte, das dem Götzen aufs Haupt gegoſſen wird. *Wie ſie ſo voller Heiligkeit und Andacht gegen das Bild herankamen,*

konnten wir nicht anders, als uns anderswohin begeben. Dort erklärten wir den Leuten ihre Unreinigkeit vor Gott und das Mittel, wahrhaft rein zu werden. Im Zelt hatten wir noch lange Arbeit mit den Besuchern; dann schlossen wir unser Werk ab, und übergaben es dem HErrn, daß Er es segne. Auf dem Heimweg konnten wir wieder mit Vielen reden. Das Boot brachte uns am 21. früh nach Cacadu, und mit Freude und Gesang zogen wir wieder in Cannanur ein.

„Gewiß war der HErr durch uns geschäftig, Vielen über die Eitelkeit des Götzendienstes die Augen zu öffnen. Auch hatte Gott ihnen kurz zuvor gezeigt, daß gegen die blutdürstigen Mapillafanatiker kein Götze hilft, daher auch die Pajawur-Bramanen und Tempelverwalter ohne Ausnahme sich in den Wald geflüchtet hatten. Da blieb keiner zurück, die Götzen zu bedienen; keiner hoffte vom Götzen vertheidigt zu werden. Als wir dieses wiederholt vorbrachten, ließ sich die Beschämung auf vielen Gesichtern lesen. Dann erklärten wir beim Bücherverttheilen, wie die 4 Evangelisten Alles über Jesum erforscht, das Wichtigste selbst gesehen und unabhängig geschrieben haben, und erzählten die Hauptsache der evangelischen Geschichte, die Gründung und die kleinen Anfänge der evangelischen Kirche, und aus den Episteln besonders die tröstlichen und ermahnenden Ansprachen des Heiligen Geistes durch die Apostel. So haben wir große und kleine Bücher, besonders auch Herzbüchlein und die neue, interessante Sächlein enthaltende Nala-Geschichte reichlich weggegeben, daher viele sagten: „es muß doch nicht nichts seyn, da sie um ihrer Sache willen so theure Bücher weggeben," und besonders oft hörten wir das Wort: „einmal, was sie von dem Einen Gott sagen, ist wahr." Daß Gott uns liebt, für uns gelitten hat, und wir dessen nicht werth sind, scheint vielen einzuleuchten, so lange man mit ihnen redet. Andere streiten dann auf lächerliche Weise über den Sitz des Verstandes und den exacten Ort des Herzens, und fügen dann bei, indem sie auf die Brust weisen: „Hier wohnt Isvara" (der HErr). Wir glauben, daß der wahre Gott und HErr ein Volk unter diesem Haufen hat; möchten wir's doch bald sehen dürfen! Wenn aber nicht, so ist es große Gnade, selbst aus dieser Unwissenheit erlöst zu seyn und von der Gnade Gottes in Christo zeugen zu dürfen. Er erhalte uns die Freudigkeit dazu und bewahre uns vor jeglichem Falle! Er lasse auch die Freunde in Europa erfahren, daß es Seligkeit ist, an dem Werke Gottes unter den Heiden irgendwie theilzunehmen!"

Census der Cannanur-Gemeinde am Schluß des Jahres 1851: Neugetaufte Erwachsene: 39. Neugetaufte Kinder: 31. Zusammen: 70. — Taufcandidaten: 25. Gemeinde: schwarze Gemeindeglieder: 402; englische: 108.

Schulen: Chriſtenkinder: 72; Heidenkinder: 60. — Summa der mit der Miſſion in Verbindung ſtehenden Seelen: 737.

II. Station Tellitſcherry.

(Angefangen im Jahr 1839.)

Miſſionare: Chr. Irion mit Gattin; Fr. Müller mit Gattin.
Katechiſten: Mattai; Mattu; Gabriel.
Schullehrer: 1 chriſtlicher: Taddai; heidniſche: 8.
Hausvater des Diſtrict-Waiſenhauſes: Elieſer.
" " des Armenhauſes: Cornelius.
Außenſtation: Edakadu.

Wäre ein ſchönes Land und ein ſchöner Wohnſitz eine Bürgſchaft häuslichen Glücks und geſegneter Miſſionsthätigkeit, ſo müßte unſere Station Tellitſcherry in beiderlei Beziehungen die anziehendſten Berichte liefern können. Es wird ſelten eine ſchönere Ausſicht geben, als die iſt, welche ſich uns auf unſerer Station Tellitſcherry darbietet. Die Lage unſers dortigen Miſſions-Gehöftes iſt unbeſchreiblich ſchön. Es liegt auf einem Hügel, der den Namen Nettur trägt. Sein Fuß iſt vom Meer beſpült, das hier eine anmuthige Bucht bildet, die zu beiden Seiten von Höhen eingeſchloſſen iſt, welche zur Rechten und Linken von Nettur weiter ins Meer hinaus vorſpringen. Zwei prachtvolle Thäler trennen die 3 faſt parallel laufenden Hügelreihen von einander. Beide ſind von ſtattlichen Flüſſen durchſtrömt, an deren Ufern ſchöne Reisfelder und Cocos-Palmen-Gärten gepflanzt ſind. Schauen wir nun, auf Nettur ſtehend, gegen Weſten, ſo eröffnet ſich uns ein weiter Blick aufs Meer hinaus, und die beiden Flüſſe münden ſich vor unſern Augen zu unſern Füßen. Wenden wir uns dagegen um und blicken nach Oſten, ſo liegen zu beiden Seiten jene tiefen Thalgründe mit ihren ſtillen Waſſern; im Hintergrunde aber erheben ſich vor uns die Ghats, die gegen Süden immer höher anſteigen, bis ſie endlich den Namen

der blauen Berge erhalten, deren Gipfel in die Wolken ragen. In solch wunderherrlicher Umgebung liegen die Missionshäuser von Tellitscherry.

Treten Sie nun aber, theuerste Freunde, mit dem Inspector ein in die Wohnungen der Missionare und besuchen mit ihm die Anstalten und die Kirche, so werden Sie bald gewahr, daß in Indien, wie in Europa, mitten in der herrlichsten Umgebung das Kreuz Christi die Jünger des HErrn oft empfindlich, ja schmerzlich niederbeugt und in der lebensvollsten und reizendsten Natur nur todte Geister und unempfängliche Herzen öfters dem Beobachter entgegentreten. Wir theilen indessen, ehe wir die Beobachtungen des Inspectors auf der Station Tellitscherry weiter verfolgen, zuerst Einiges aus den Berichten der dortigen Missionare mit.

Sie schreiben im December 1851:

„Br. Irion war vom 4. Juli bis 13. November wegen schwerer Krankheit seiner Frau theils auf den Nilagirts, theils in Coimbatur abwesend. Seine Frau ist nun, nachdem sie 2 Monate lang unter der sehr geschickten Behandlung des menschenfreundlichen und ausgezeichneten Arztes Dr. H. W. Porteon's in Coimbatur, dem wir auch hier öffentlich unsern Dank aussprechen möchten, war, so weit hergestellt, als es von ärztlicher Hülfe erwartet werden konnte. Auf Anrathen des Doctors ist sie wieder nach Käty zurückgekehrt, und es steht zu hoffen, daß sie in etwa 6 Monaten wieder hinlänglich erstarken werde, um im Stande zu seyn nach Tellitscherry zurückzukehren. Freilich ist ihre Krankheit von der Art, daß wir befürchten müssen, ein längerer Aufenthalt in dem entnervenden Küstenclima werde sie wieder schwächen und zurückwerfen. Doch ist ja dem HErrn Alles möglich, Er kann sie wohl auch radikal heilen; wir wollen daher, statt schon wieder zu sorgen, danken, daß Er so weit geholfen hat. Die übrigen Geschwister sind erträglich gesund."

Schon im Juli 1851 schrieben sie:

„Unsere 3 Katechisten: Mattai in Tellitscherry, Mattu und Gabriel in Edakadu, sowie der Lehrer Taddai an unserm Institut, haben sich fortwährend wohl befunden. Im Ganzen haben wir uns nicht über sie zu beklagen, obwohl wir sie von Zeit zu Zeit zu neuem Eifer aufrütteln müssen. Mattai hat die Schulen in der Stadt und Umgegend zu besuchen, und Morgen- und Abend-Andachten im Armenhaus zu halten, und auf seinen Gängen, wo sich Gelegenheit bietet, das Evangelium zu verkündigen, sowie Tractate auszutheilen. Diesem letztern Zweck seiner Arbeit nachzukommen, macht er auch Be-

Die Erstern sind: Kunnaren, der von seiner heidnischen Mutter weggenommen wurde, und Samuel, den wir seinen Eltern zurückschickten, weil es uns oft schien, als sey er nicht recht beim Verstand. Die Namen der Letztern sind Jonathan und David, Söhne des Mädchen-Schullehrers Joseph in Tschirakal. Die Zahl der Knaben überhaupt ist also noch die gleiche wie im letzten Berichte, nämlich 35. Ueber das Betragen der Gewerbe-Lehrlinge haben wir im Ganzen keine Ursachen zu klagen, soweit es ihre Arbeit anbelangt; sie sind der Mehrzahl nach fleißig und zeigen Lust zu ihrem Geschäft. Von geistigem Leben ist jedoch nicht viel bei ihnen zu sehen, was Sie daraus sehen können, daß keiner von ihnen zu den Abendmahlsgenossen gehört, obwohl sie zwischen 14 und 24 Jahre alt sind. — In der Schule haben wir einige Knaben, die uns Freude machen, besonders möchten wir unter diesen Elieser erwähnen. Der Mehrzahl nach sind sie noch sehr jung, und wir haben nichts dagegen, wenn sie lustige Bursche sind; wir waren in ihrem Alter auch so, und derer sind überhaupt Wenige, sowohl in Heiden- als in Christenländern, die schon in jungen Jahren Proben wahrhafter Frömmigkeit an den Tag legen. Gelehrt wird: Kirchengeschichte, wöchentlich 4 Stunden, Religionslehre nach Kurtz 2 Stunden, Geographie von Europa 4 Stunden, Singen 3 Stunden, alttestamentliche Bibelgeschichte 2 Stunden, Harmonie der Evangelien 2 Stunden, Arithmetik 2 Stunden, Dictirtschreiben 1 Stunde. Die Jüngern haben bei Lehrer Tabbai Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen. — Nachmittags sind Handarbeiten die Beschäftigung der Knaben, und wir haben noch keinen Grund gesehen, dieselben aufzugeben. — Was das Lernen anbelangt, so können wir sagen, daß unsere Knaben völlig so viel wissen, als Knaben ihres Alters irgendwo. Derer aber, die einmal für das Missionswerk selber etwas zu werden versprechen, sind voraussichtlich Wenige.

„Von der Gemeinde ausgeschlossene Glieder haben wir keine, auch haben uns im Laufe des letzten Halbjahrs keine verlassen, um sich anderswo anzusiedeln, wohl aber haben wir 2 Glieder durch den Tod verloren. Christine im Armenhaus starb den 14. Juni nach 8tägiger Krankheit an der Ruhr. Sie war lange im Armenhaus. Gelähmt an beiden Füßen, saß das arme Weib den ganzen Tag ruhig an ihrem Platz, und nur einmal seit Jahren kam sie über die Schwelle des Armenhauses hinaus. Vor mehrern Monaten machten wir ihr nämlich die Freude und ließen sie zur Feier des heil. Abendmahles in das Missionshaus heraufbringen, was ihr von großem Segen war. Seit ihrer Taufe vor $5\frac{1}{2}$ Jahren war sie eines der besten Glieder der kleinen Armenhaus-Gemeinde, und machte uns immer Freude. Die beiden letzten Tage ihrer Krankheit war sie nicht mehr beim Bewußtseyn; wir sind aber gewiß, daß sie beim HErrn ist, um gleich dem armen

Lazarus getröſtet zu werden für ihr Erdenelend. Aaron folgte der Chriſtine ſchon den 19. Juni im Tode nach und ſeine Gebeine ruhen nun neben den ihrigen. Er gehörte früher der Tier-Kaſte an und kam ſchon vor Jahren, durch innere Noth getrieben, ins Armenhaus und von da ins Miſſionshaus. Nach und nach, jedoch nur ſehr langſam, ging auch ſeiner Seele ein kleines Licht auf; er bat um die Taufe, welche ihm nach langem Unterricht den 1. Januar 1846, nur 9 Tage vor der Taufe der obigen Chriſtine, ertheilt wurde. Er litt oft an Aſthma, das endlich in Waſſerſucht ausartete, und dieſe letztere Krankheit brachte ihm den Tod. Wir hielten nie viel auf ihn, aber unzweifelhaft hat der heil. Geiſt noch kräftiger an ſeinem Herzen gearbeitet während ſeiner letzten etwas langwierigen Krankheit. Er betete ſehr viel und warf ſich ausſchließlich auf die Gnade und Sünderliebe Jeſu. Der Hauptſinn aller ſeiner Gebete iſt enthalten im Gebete des Zöllners im Evangelio. Vier Tage vor ſeinem Tode wurde ihm noch das heil. Abendmahl gereicht, nach welchem er ſehr verlangte, und nachher war er ſehr ruhig. Das letzte hörbare Wort, das er ausſprach, war: „HErr!“ Chriſtine brachte ihr Leben auf etwa 30, Aaron auf 50 Jahre. Mögen ſie einſt zu unſern Garben gehören!

„In Betreff unſerer Arbeit, welche es mehr mit der uns umgebenden heidniſchen Volksmaſſe zu thun hat, können wir weder von in die Augen fallenden Siegen noch Niederlagen reden. Wir werden es immer mehr inne, daß wir in den Tagen geringer Dinge leben und daß die Angriffe, welche auf die Feſten des Satans gemacht wurden, an denſelben kaum bemerkbar ſind. Es iſt nicht ſowohl der Aberglaube und der Eifer für die hölzernen und ſteinernen Götzen, als vielmehr die Stumpfheit und Gleichgültigkeit, womit alles Göttliche behandelt wird, welche dem Kommen des Reiches Gottes hemmend im Wege ſtehen. Sorge für den Leib und der Dienſt des Bauches nimmt in den meiſten Fällen die ganze Thätigkeit des Menſchen in Anſpruch, ſo daß für die Sorge um die Seele und den Dienſt des unſichtbaren Gottes weder Zeit, Kraft noch Luſt übrig bleiben. Es reden zwar Alle von Einem Gott, dem ſie zu dienen und zu gefallen ſich bemühen; unterſucht man aber näher, wer dieſer Gott iſt, ſo findet ſich, daß ſie kein perſönliches Weſen darunter verſtehen, ſondern das unabwendbare Schickſal, welches über Jedem mit eiſerner Nothwendigkeit ſchwebt, und die Handlungen, die böſen wie die guten bedingt; daher die Bemerkung, welche man immer wieder hören muß: „wenn es einmal Gottes Wille iſt, daß ich die chriſtliche Religion annehme, ſo wird ſolches geſchehen.“ Daß aber das Evangelium, wo und wie es nur immer verkündigt wurde, die Maſſe des Volkes kräftiglich berührt hat, davon liefert das Benehmen der Einzelnen gegen daſſelbige die ſchlagendſten Beweiſe. So lange die Predigt von Gott als dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge handelt, ſind die Meiſten zufrieden, und wenn wir ſeine Größe und Er-

habenheit preisen, lassen sie es selten an der Beistimmung **fehlen**; sobald wir aber von Sünde, von der Verdorbenheit des **menschlichen** Herzens und von der Erlösung durch Christum sprechen, so **wollen** sie nichts weiter mehr hören. Der heil. Name Jesu, in dem **allein** Heil zu finden ist, ist ihnen unausstehlich, und Manche lassen sich **von** der Feindschaft ihrer Herzen so dahinreißen, daß sie, wenn sie **denselben** nur aussprechen hören, zu lästern anfangen. Andere, ehe sie **sich** auf ein Gespäch einlassen, machen sie sich's zur Bedingung, **denselben** nicht zu nennen, denn mit diesem wollen sie nichts zu thun haben. **So** sehr sich diese von dicker Finsterniß verblendete Menschenclasse **gegen** das Heil in Christo verschließt, und so sehr sie sich ihrer Rechtschaffenheit und des Glaubens an den allenthalben waltenden und allen **Menschen** mit Huld umfassenden Gott rühmen, scheint es mit ihrer Frömmigkeit und Sicherheit doch nicht so gut zu stehen; denn werden **sie an** den Tod, an Ewigkeit und Gericht gemahnt, so erschrecken sie; der **Spötter** wird stille, und der an Gewissensbissen leidende bittet, ihn für **dieses** Mal mit solcher Predigt zu verschonen, er wolle ein anderes Mal hören, denn jetzt habe er keine gelegene Zeit. Erfahrungen dieser Art zeigen aufs deutlichste, daß sich das Wort Gottes an den Heidenherzen nicht unbezeugt läßt, sondern daß es zu einer Entscheidung zwischen Leben und Tod veranlaßt und auffordert.

„Das vereinzelte und zerstreute Umherwohnen des Volkes und sein strenges Festhalten an den Kastenordnungen und Einrichtungen, machen es erstaunlich schwer, ihm mit dem Evangelium nahe zu kommen. — Wie früher, so haben wir auch in letzter Zeit uns bemüht, bei den Schulbesuchen und andern Gelegenheiten, welche uns zwar nur mangelhaft mit dem Volke in Verbindung bringen, auch den Erwachsenen das Heil in Christo anzubieten. In die Häuser, wo die Leute wohnen, können wir selber nicht kommen; denn da unser Eintritt dieselbigen verunreinigen würde, so ist uns solcher nicht gestattet. Unsern Katechisten gelingt diese Art des Wirkens leichter: als Eingeborne stehen sie den Leuten schon viel näher, und wenn sie auch nicht in die Häuser eingelassen werden, so gibt es für sie doch jederzeit Gelegenheit, mit den Bewohnern außerhalb derselben sich in ein Gespräch einzulassen.

„Tractate haben wir in letzter Zeit viel in Umlauf gesetzt, und manche der Empfänger scheinen, soweit wir sehen können, dieselben mit Aufmerksamkeit und Nutzen zu lesen. Mehrere Leute kamen und fragten nach Gebetbüchern, und einige andere verlangten Theile der h. Schrift. Es war uns dieses um so erfreulicher, als sich bis jetzt für Bibelverbreitung noch nicht gar viel thun ließ. Unsere Malajalim-Bibel besteht aus 4 Bänden und ist daher kostspielig; wenn wir nicht ganz überzeugt sind, daß der Empfänger derselben guten Gebrauch davon macht, so halten wir uns nicht für berechtigt, eine ganze Bibel in seine Hände zu geben, zumal da selten Jemand auch nur eine

kleine Summe dafür bezahlen will. Wir haben einzelne Theile der heil. Schrift, und diese geben wir jedem, der ein Verlangen darnach hat; finden wir, daß der Leser Nutzen daraus zieht und auch andere Theile zu haben wünscht, so geben wir ihm solche mit Freuden. Die Furcht, welche früher unter dem Volke herrschte, als üben unsere Bücher einen magischen Einfluß auf den Leser aus, und daß es deßhalb besser sey, man berühre dieselben gar nicht, scheint einem großen Theile nach gewichen zu seyn. Es ist uns ein Anliegen, auch das geschriebene Wort Gottes auf alle mögliche Weise auszubreiten; einzelne Theile desselben, sowie die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, sind schon nach allen Richtungen hin abgegeben worden. Wir hoffen, daß mit der Hülfe des HErrn in diesem Arbeitszweige nach und nach noch mehr gethan werden kann. Die Bereitwilligkeit, welche da und dort herrscht, Bücher anzunehmen und solche zu lesen, ist immerhin ein gutes Zeichen; seiner Zeit wird der auf diese Weise ausgestreute Same aufgehen und Früchte tragen.

„Auf die Heidenschulen haben wir wie früher ein besonderes Augenmerk gerichtet. Wir besuchen dieselben regelmäßig und geben uns Mühe, den Schülern soviel wie möglich von biblischen Wahrheiten in Herz und Kopf einzuprägen. Wenn wir auch nicht von vielen in die Augen fallenden Früchten reden können, so machen wir doch oft liebliche Erfahrungen an Einzelnen. Eine solche Erfahrung machten wir zum Beispiel vor einigen Monaten in der Fortschule. Ein Knabe von 14 Jahren besuchte die Schule geraume Zeit, war fleißig im Lernen und erbat sich oft Tractate und zuletzt auch ein Neues Testament. Er las die Bücher fleißig. Seine Verwandten, die solches sahen, wurden ängstlich und verboten es ihm, was er aber nicht achtete. Er wurde jedoch von der Pockenkrankheit befallen; und als er merkte, daß das Ziel seines Lebens nahe rückte, ließ er den Katechisten und Cornelius, der sein Vetter war, rufen, und bat dieselben, mit ihm zu beten. Nach dem Gebet sprach er seinen Glauben an den Heiland Jesum Christum aus, und wünschte nur von Ihm zu hören und durch Ihn selig zu werden. Seine jammernde Mutter suchte er zu trösten und sagte ihr von dem HErrn, zu dem er bald gehen werde. Den Verwandten war jedoch sein Glaube kein Grund der Freude, sondern des Schmerzes. Sie thaten Alles, um die Sache nicht weiter kommen zu lassen. Die Krankheit verschlimmerte sich schnell, und dem Kranken war nicht gestattet, etwas Weiteres zu verlangen. In solchem Zustand verließ er diese Welt. Wir konnten nichts thun, als seine Seele in die Hände des HErrn Jesu, den er liebte, empfehlen.

„Im Krankenhause wird wie früher ein Quantum Reis durch die Mildthätigkeit der Beamten hier an Arme und Gebrechliche vertheilt. Ehe sie aber dieselben in Empfang nehmen, wird ihnen ein Abschnitt aus der heil. Schrift erklärt und Speise für ihre Seele angeboten.

Die Wenigsten aber scheinen nach solcher zu hungern. Den Bewohnern des Krankenhauses, welche aus 5 Christen und 3 Taufcandidaten bestehen, hält der Katechist abwechselnd mit dem Armenhaus-Verwalter Cornelius regelmäßig Morgen- und Abend-Andachten. An den Sonntagen kommen einige Christen hierher und hören die Predigt des Evangeliums an.

„Die Arbeiten in der Druckerei und Buchbinderei sind ohne Unterbrechung fortgegangen. Die Weltgeschichte, ein sehr nützliches Buch, besonders für Christen und weit geförderte Schüler, wurde vollendet, und ist nun fertig für den Gebrauch. Mehrere der frühern Tractate mußten neu aufgelegt werden; aber die meisten derselben sind bereits weggegeben. Neulich wurde auch ein Sanscrit-Tractat mit Malajalim-Ueberſetzung gedruckt. Der Verfasser war ein Bramine aus Calcutta; er suchte aus den Schastras zu beweisen, daß es nicht vier, sondern nur eine Kaste gebe. Ein englischer Freund bestritt die Druckkosten des Tractats, welcher von unserm Malajalim-Volke gerne gelesen wird. Das Herzbüchlein, welches auch neu aufgelegt wurde, findet viele Abnehmer. Von solchen, die es vermögen, fordern wir zuweilen eine Kleinigkeit; die Wenigsten sind aber bereit, etwas zu geben, ungeachtet sie das Büchlein gerne haben und schätzen. Die Bücher-Gesellschaft, bestehend aus mehrern unserer Christen, besteht immer noch; die Glieder derselben legen jeden Monat eine kleine Summe zusammen, mit der Anweisung dieselbe für den Druck christlicher Schriften zu verwenden.

„Neben der Arbeit, welche der Buchbinder mit seinen Gehülfen für die Mission zu verfertigen hat, werden auch je und je Bücher für fremde Leute gebunden. Obgleich das Geschäft besser im Gange ist, als vor einem Jahre, so fehlt es doch noch an Manchem, besonders gutem Werkzeug und unentbehrlichen Materialien. Wenn solchen Mängeln abgeholfen ist, und die Arbeit, welche verfertigt wird, der englischen ein wenig näher kommt, wird es dem Buchbinder wohl nie an Beschäftigung auch von Außen her fehlen. Sämmtliche Arbeiter sind Christen. Sie thun ihre Arbeit zur Zufriedenheit. Wir sind dankbar, daß wir sie auf diese Weise beschäftigen können, und daß sie ihren Unterhalt dabei finden, was sonst ein Gegenstand mancher Sorge für uns wäre."

Verzeichniß der im Jahre 1851 gedruckten Bücher.

	Exempl.	Seiten	Gesamt-Seitenz.
Auflage des Tractats „Frucht der Sünde" .	1000	30	30,000
„ „ „ „Weg der Gerechtigkeit"	1000	16	16,000
Vasna Soochi (Wadschna Sudschi) . . .	450	24	10,800
Auflage des „Herzbüchleins"	500	30	15,000

kleine Summe dafür bezahlen will. Wir haben einzelne Theile der heil. Schrift, und dieſe geben wir jedem, der ein Verlangen darnach hat; finden wir, daß der Leſer Nutzen daraus zieht und auch andere Theile zu haben wünſcht, ſo geben wir ihm ſolche mit Freuden. Die Furcht, welche früher unter dem Volke herrſchte, als üben unſere Bücher einen magiſchen Einfluß auf den Leſer aus, und daß es deßhalb beſſer ſey, man berühre dieſelben gar nicht, ſcheint einem großen Theile nach gewichen zu ſeyn. Es iſt uns ein Anliegen, auch das geſchriebene Wort Gottes auf alle mögliche Weiſe auszubreiten; einzelne Theile deſſelben, ſowie die Geſchichte des Alten und Neuen Teſtaments, ſind ſchon nach allen Richtungen hin abgegeben worden. Wir hoffen, daß mit der Hülfe des HErrn in dieſem Arbeitszweige nach und nach noch mehr gethan werden kann. Die Bereitwilligkeit, welche da und dort herrſcht, Bücher anzunehmen und ſolche zu leſen, iſt immerhin ein gutes Zeichen; ſeiner Zeit wird der auf dieſe Weiſe ausgeſtreute Same aufgehen und Früchte tragen.

„Auf die Heidenſchulen haben wir wie früher ein beſonderes Augenmerk gerichtet. Wir beſuchen dieſelben regelmäßig und geben uns Mühe, den Schülern ſoviel wie möglich von bibliſchen Wahrheiten in Herz und Kopf einzuprägen. Wenn wir auch nicht von vielen in die Augen fallenden Früchten reden können, ſo machen wir doch oft liebliche Erfahrungen an Einzelnen. Eine ſolche Erfahrung machten wir zum Beiſpiel vor einigen Monaten in der Fortſchule. Ein Knabe von 14 Jahren beſuchte die Schule geraume Zeit, war fleißig im Lernen und erbat ſich oft Tractate und zuletzt auch ein Neues Teſtament. Er las die Bücher fleißig. Seine Verwandten, die ſolches ſahen, wurden ängſtlich und verboten es ihm, was er aber nicht achtete. Er wurde jedoch von der Pockenkrankheit befallen; und als er merkte, daß das Ziel ſeines Lebens nahe rückte, ließ er den Katechiſten und Cornelius, der ſein Vetter war, rufen, und bat dieſelben, mit ihm zu beten. Nach dem Gebet ſprach er ſeinen Glauben an den Heiland Jeſum Chriſtum aus, und wünſchte nur von Ihm zu hören und durch Ihn ſelig zu werden. Seine jammernde Mutter ſuchte er zu tröſten und ſagte ihr von dem HErrn, zu dem er bald gehen werde. Den Verwandten war jedoch ſein Glaube kein Grund der Freude, ſondern des Schmerzes. Sie thaten Alles, um die Sache nicht weiter kommen zu laſſen. Die Krankheit verſchlimmerte ſich ſchnell, und dem Kranken war nicht geſtattet, etwas Weiteres zu verlangen. In ſolchem Zuſtand verließ er dieſe Welt. Wir konnten nichts thun, als ſeine Seele in die Hände des HErrn Jeſu, den er liebte, empfehlen.

„Im Krankenhauſe wird wie früher ein Quantum Reis durch die Mildthätigkeit der Beamten hier an Arme und Gebrechliche vertheilt. Ehe ſie aber dieſelben in Empfang nehmen, wird ihnen ein Abſchnitt aus der heil. Schrift erklärt und Speiſe für ihre Seele angeboten.

Die Wenigsten aber scheinen nach solcher zu hungern. Den Bewohnern des Krankenhauses, welche aus 5 Christen und 3 Taufcandidaten bestehen, hält der Katechist abwechselnd mit dem Armenhaus-Verwalter Cornelius regelmäßig Morgen- und Abend-Andachten. An den Sonntagen kommen einige Christen hierher und hören die Predigt des Evangeliums an.

„Die Arbeiten in der Druckerei und Buchbinderei sind ohne Unterbrechung fortgegangen. Die Weltgeschichte, ein sehr nützliches Buch, besonders für Christen und weit geförderte Schüler, wurde vollendet, und ist nun fertig für den Gebrauch. Mehrere der frühern Tractate mußten neu aufgelegt werden; aber die meisten derselben sind bereits weggegeben. Neulich wurde auch ein Sanscrit-Tractat mit Malajalim-Uebersetzung gedruckt. Der Verfasser war ein Bramine aus Calcutta; er suchte aus den Schastras zu beweisen, daß es nicht vier, sondern nur eine Kaste gebe. Ein englischer Freund bestritt die Druckkosten des Tractats, welcher von unserm Malajalim-Volke gerne gelesen wird. Das Herzbüchlein, welches auch neu aufgelegt wurde, findet viele Abnehmer. Von solchen, die es vermögen, fordern wir zuweilen eine Kleinigkeit; die Wenigsten sind aber bereit, etwas zu geben, ungeachtet sie das Büchlein gerne haben und schätzen. Die Bücher-Gesellschaft, bestehend aus mehrern unserer Christen, besteht immer noch; die Glieder derselben legen jeden Monat eine kleine Summe zusammen, mit der Anweisung dieselbe für den Druck christlicher Schriften zu verwenden.

„Neben der Arbeit, welche der Buchbinder mit seinen Gehülfen für die Mission zu verfertigen hat, werden auch je und je Bücher für fremde Leute gebunden. Obgleich das Geschäft besser im Gange ist, als vor einem Jahre, so fehlt es doch noch an Manchem, besonders gutem Werkzeug und unentbehrlichen Materialien. Wenn solchen Mängeln abgeholfen ist, und die Arbeit, welche verfertigt wird, der englischen ein wenig näher kommt, wird es dem Buchbinder wohl nie an Beschäftigung auch von Außen her fehlen. Sämmtliche Arbeiter sind Christen. Sie thun ihre Arbeit zur Zufriedenheit. Wir sind dankbar, daß wir sie auf diese Weise beschäftigen können, und daß sie ihren Unterhalt dabei finden, was sonst ein Gegenstand mancher Sorge für uns wäre."

Verzeichniß der im Jahre 1851 gedruckten Bücher.

	Exempl.	Seiten	Gesamt-Seitenz.
Auflage des Tractats „Frucht der Sünde" .	1000	30	30,000
„ „ „ „Weg der Gerechtigkeit"	1000	16	16,000
Vajna Soochi (Wadschna Subschi) . . .	450	24	10,800
Auflage des „Herzbüchleins"	500	30	15,000

	Exempl.	Seiten	Gesamt-Seitenz.
Auflage des „Unser-Vater von Luther“ . .	1600	12	17,200
Weltgeschichte vollendet	300	408	122,400
Auflage des Auszugs der biblischen Geschichte	500	57	28,000
Kunst selig zu sterben (Neue Auflage.) . .	1000	34	34,000
Menschwerdung Christi „ „ . .	1000	16	16,000
Unterweisung in der Wahrheit (Neue Aufl.) .	1000	16	16,000
Die Herrlichkeit Christi, in Sanskrit mit Malajalim-Uebersetzung I. Theil.	450	43	19,350
Die Herrlichkeit Christi ꝛc. II. Theil. . .	450	30	13,500
Leidensgeschichte (Neue Aufl.)	500	38	19,000
Malajalim Grammatik I. Theil. Formenlehre.	200	95	19,000
Malacharitam I. Theil.	600	34	23,400
„ „ „ II. Theil.	600	29	16,200
„ „ „ III. Theil.	600	37	22,200

Aus diesem Bericht ersehen unsere Freunde, wie schwer der HErr die Schwester Irion heimgesucht hat. Es ist dieß aber nicht das einzige Leiden, das dem Inspector während seines Aufenthalts in Tellitscherry entgegentrat. Auch Miss. Irion selbst fühlte sich in Folge der häuslichen Leiden, die ihn betroffen, und der langen Verwaisung, die damit zusammenhing, vielleicht auch in Folge des niederdrückenden und schwächenden Einflusses des tropischen Himmels, unter dem er nun 12 Jahre gearbeitet, sehr angegriffen. Miss. Fr. Müller aber fand der Inspector an monatlich wiederkehrendem Kopfweh leidend, ein Symptom, das auf Leberkrankheit zu deuten scheint. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Stimmung unserer Missionsgeschwister eine mehr gedrückte als fröhliche war. Es hatte dieß aber seinen Grund zugleich in dem Stand der Missions-Arbeit auf der Station im Allgemeinen. Früher war Tellitscherry die Hauptstation von Malabar; es waren 4 Missionare dort stationirt; das so gesegnete Arbeitsfeld in Anscharkandy gehörte hierher; mehrere Institute waren da vereinigt; eine größere Anzahl von Heidenschulen waren errichtet. Im Jahr 1847 sollte das Knaben-Institut seiner ursprünglichen Bestimmnng näher gerückt, die tüchtigen Zöglinge in ein Katechisten-Seminar

lich aber in Indien, hat sich der Missionar dessen bewußt zu bleiben:

Nichts hat mir's Herz genommen,
Als da ich angekommen
Auf Golgatha. Gott sey gepreist!

Census der Tellitscherry-Gemeinde am Schluß des Jahres 1851: Gemeindeglieder und Taufcandidaten: 103 (darunter 2 neugetaufte Heiden). Kinder in den Heidenschulen nnd heidnische Schullehrer: 353. Summe der mit der Gemeinde in Verbindung stehenden Seelen: 456.

12. Station Tschompala.

(Besetzt am 17. März 1849.)

Missionar: Chr. Müller mit Gattin.
Katechisten: Paul; Daniel; Timotheus.
Schullehrer: christlicher: Lukas; heidnischer: 1.
Außenstationen: Mahe und Wadagerry.

Seit 1846 wurden in unsern Berichten öfters 3 Außenstationen von Tellitscherry genannt, welche Mahe, Tschompala und Wadagerry heißen. Sie bilden seit der Niederlassung des Miss. Chr. Müller's in Tschompala, der mittleren unter ihnen, (17. März 1849) eigentlich eine eigene Station. Wir führen sie deßhalb auch das erste Mal hier als die 12te Baslerstation in Indien auf.

Der Hügel, auf welchem das kleine Gotteshaus von Tschompala sammt der Wohnung Miss. Müller's steht, ist eine stille, fast einsame Höhe, rechts von der Straße, die von Tellitscherry durch die französische Colonie Mahe und weiter hinab durch Wadagerry nach Calicut führt. Während Mahe und Wadagerry bedeutendere Ortschaften sind, welche beide in der Geschichte der ersten Kämpfe mit den europäischen Ansiedlern mehrfach genannt werden, ist Tschompala eine Gruppe ländlich abgeschlossener Parambus (Baumgärten), deren einer sich durch unsere Mission zu einer christ-

lichen Colonie von freilich sehr geringem Umfang gestaltet. Aber gerade für eine solche Colonie christlicher Cocosbauern ist der Ort geeigneter als jene beiden belebteren Plätze, und als solche wird er denn auch, deß sind wir gewiß, von der größten Bedeutung werden für die ganze Umgebung. Wie sein Kirchlein weit hinaus ins Land schaut von seiner Höhe dort, und das Glöcklein, das die kleine Gemeinde zusammenruft, jetzt schon ein Schrecken der heidnischen Umwohner ist (als es zum ersten Mal geläutet wurde, äußerten sie: „nun hat's der Padre doch gewonnen; nun zieht er nimmer ab"), so wird von hieraus das Licht der Heiden seine goldenen Strahlen ausströmen über alle jene Palmengärten, die sich um seinen Fuß her ausbreiten. Schon jetzt ist der Eindruck, den Tschompala mit seinem Gemeinlein auf den Fremdling macht, ein ungemein wohlthuender. Wie die Hütten der Fischer und Bauern um den Hügel her sich lagern, so ist die schwarze Menschenheerde, die sie bewohnt, um den her gelagert, der als Hirte, König und HErr, Allen das Leben gibt, die bei Ihm eine Waide suchen für ihre Seele. Es wird wenige so redliche, demüthige, kindliche Seelen geben, wie der Katechist Paul in Tschompala; wenige Christengemeinden, in denen sich Alt und Jung so innig an den Prediger des göttlichen Wortes anschmiegt, wie dort. Freilich betrachtet der Fremde eine solche Gemeinde anders, als der täglich sich mit ihr mühende Arbeiter. Dennoch werden auch die Berichte Miss. Müller's in jedem verständigen Missionsfreunde den Eindruck der Befriedigung zurücklassen.

Was dieselben uns mittheilen, ist Folgendes:

Bericht vom 1. Juli 1851.

„Ich hatte mich mit den lieben Meinigen ununterbrochen einer guten Gesundheit zu erfreuen, so daß ich der Predigt des Wortes in der Gemeinde und unter den Heiden, nach Wunsch obliegen konnte, und auch meiner lieben Frau war es vergönnt, neben ihren häuslichen Geschäften in der Frauen- und Kinderschule thätig zu seyn. Das Katechisten-Personal hat noch keinen Zuwachs erhalten. Paul, der

[illegible] Daniel in Babylonien [illegible] Wort des Lebens zu verkündigen [illegible] in seinem Hause wurde. [illegible] in seiner Wohnung, und zu [illegible] und die Tierschule in seinem Hof, [illegible] nicht nur Kinder, sondern auch [illegible] diese beiden Arbeiter hinein [illegible] demüthige und einfältige Leute [illegible] verbunden seyn. Zu dem [illegible] Morgen ertheile, habe ich in [illegible], um ihn auf den Knechten [illegible] Gnade geben, so würde ich ihr [illegible] Rahe vationiren.

[illegible] Jakob in Babylonien [illegible] und der Heide Ramoth [illegible] [illegible] ein [illegible] Mann, und wenn [illegible] [illegible] [illegible] wäre, so müßte [illegible] [illegible] [illegible]

den Wadagerry- und Maheleuten gewöhnlich auch die Fiſcher, welche durch ihre Arbeit abgehalten werden.

„Schon in unſerm vorigen Bericht wurde erwähnt, daß am 10. November 1850 Kunden, ein Fiſchermann von Mahe, der Mogier-Kaſte angehörend, mit ſeinem Weibe Atſcha und einem 9jährigen Töchterlein Kunji Pennu, zu uns kam, und daß alle Verſuche ſeiner Verwandten und Kaſtengenoſſen ihn in ſeinem Entſchluß, Chriſt zu werden, wankend zu machen, fehlſchlagen. Kunji-Pennu wurde kurz darauf nach Tſchirakal geſandt, mit Kunden und Atſcha hingegen begann ich den Taufunterricht. Sie machten beide ordentliche Fortſchritte in der Erkenntniß des Heils, und ihr Betragen war durchaus befriedigend, ſo daß ich ihren wiederholten Bitten um die heil. Taufe nachgab und ſie am 19. Januar in den Schoß der Gemeinde Chriſti aufnahm; ihre Namen ſind nun Abraham und Sarah. Mögen ſie im Buch des Lebens eingeſchrieben ſeyn. Sie ſind nun recht ſchwache Pflänzlein und bedürfen der täglichen Sorgfalt und Pflege des allerbeſten Gärtners, dem ſie auch anempfohlen ſeyen.

„Einen anderweitigen Zuwachs erhielt unſere Gemeinde durch die Verheirathung des Timotheus mit Alina, einem Mädchen von Tſchirakal. Den 22. Januar kam Tſchoittſchi, Schweſter der Frau unſers Katechiſten Paul, ebenfalls von der Mogier-Kaſte, mit ihren drei Kindern Monikam, Tſchiru und Kunketſchi zu uns, und bat um Aufnahme in die hieſige Gemeinde. Ihr Mann, Micha's und Simon's Bruder, welcher dem Trunke ſehr ergeben war, gab ſich, verbunden mit ihren Verwandten, alle mögliche Mühe, ſie wieder hinwegzulocken; aber es war Alles umſonſt, ſie blieb feſt in ihrem Entſchluß. Durch Liſt und Gewalt gelang es ihnen jedoch ihr zweites Töchterlein, Tſchiru, etwa 5 Jahre alt, wieder hinwegzubringen. Als ich dann zu Anfang des Monats Februar nach Cannanur zu gehen hatte, nahm ich Monikam, die etwa 7 Jahre alt iſt, mit mir, und brachte ſie nach Tſchirakal; und ſo ward Tſchoittſchi mit ihrem jüngſten Kinde, etwa 2 Jahr alt, allein gelaſſen. Ich nahm ſie nun in Unterricht und freute mich recht über ihre Aufmerkſamkeit und die Leichtigkeit, womit ſie die Heilswahrheiten auffaßte, hatte auch ſchon ihren wiederholten Bitten gemäß den Tag ihrer Taufe beſtimmt, als unerwartet eines Morgens, den 24. April, ihr Mann, Ramen, ankam, und uns bat, ihn auch in die Gemeinde aufzunehmen. Unter der Bedingung, daß er das Trinken aufgebe, geſtattete ich ihm hier zu wohnen, machte ihn von ſeiner Fiſcherei in Mahe los und nahm ihn, zuſammen mit ſeinem Weibe, ſeiner Schweſter Pennutti und ſeinem Schwager Ramen in den Taufunterricht. Von ſeiner Frau lernte er bereits die 10 Gebote, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß und das Gebet des HErrn auswendig. Er wohnt nun einſtweilen bei Paul, hat das Trinken aufgegeben und geht täglich mit unſern übrigen Fiſchern zur Arbeit, —

hier in seinem eigenen Hause wohnt, arbeitet hauptsächlich an den Heiden in der Umgegend, wobei ihm seine ärztlichen Kenntnisse gut zu Statten kommen, denn sie öffnen ihm manches Haus und Herz, das ihm sonst verschlossen seyn würde, und er hat somit die reichlichste Gelegenheit das Wort Gottes bekannt zu machen, von welcher er auch treuen Gebrauch macht. Neben dieser seiner Thätigkeit nach Außen hat er, so oft ich abwesend bin, die Morgenandacht in der Capelle zu halten, verrichtet jeden Morgen ein kurzes Gebet mit unsern Fischern, ehe sie an ihre Arbeit gehen, und an den Abenden, wo kein Gottesdienst stattfindet, hält er eine Hausandacht mit seinen Nachbarn. Möge ihn der HErr in Gnaden erhalten und immer reicher machen an Liebe, Demuth und Eifer für sein Werk. Daniel in Wadagerry hat ebenfalls reichliche Gelegenheit, das Wort des Lebens zu verkündigen, denn eine belebte Straße führt dicht an seinem Hause vorbei. Tiers und Najers besuchen ihn oft in seiner Wohnung, und zu nicht wenig Häusern hat er freien Zutritt, und die Tierschule in seinem Hof, die er zu beaufsichtigen hat, bringt nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene in seinen Bereich. Ueber diese beiden Arbeiter dürfen wir uns wohl freuen, denn sie sind demüthige und einfältige Leute; doch muß diese Freude immer mit Zittern verbunden seyn. Zu dem Unterricht, den ich ihnen jeden Mittwoch Morgen ertheile, habe ich in letzter Zeit auch den Timotheus beigezogen, um ihn auf den Katechisten-Beruf vorzubereiten. Sollte der HErr Gnade geben, so würde ich ihn zu Anfang künftigen Jahres nach Mahe stationiren.

„Aus dem Schullehrer-Personal ist Jakob in Wadagerry ausgetreten; also bleiben noch Lukas und der Heide Ramotti übrig. Lukas ist nach Leib und Geist ein schwacher Mann, und wenn die Gemeinde-Schule hier in Tschompala zahlreicher wäre, so müßte er nothwendig durch einen tüchtigeren Lehrer ersetzt werden; da sich aber die Schülerzahl, welche seiner Pflege empfohlen ist, nur auf 10 Knaben beläuft, die er im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten hat, so kann man sich wohl mit ihm gedulden. Handarbeit kann er nicht ertragen, und doch muß er Nahrung und Kleidung haben. Der Heide Ramotti in Wadagerry ist ein ordentlicher Mann und unterrichtet 20–30 Tierknaben, welche seine Schule besuchen, im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unserer Zufriedenheit. Wäre die Pforte nicht so eng, und der Weg, der zum Leben führt, nicht so gar schmal, so wäre er auch schon lange gern ein Christ geworden.

„Unsere Gemeinde befindet sich im Allgemeinen in einem lieblichen Zustande, so daß wir Ursache haben, dem HErrn recht dankbar zu seyn. Die Sonntags-Gottesdienste werden von allen zu dieser Station gehörigen Gemeindegliedern regelmäßig besucht; in den Nachmittags-Gottesdiensten und der monatlichen Missionsstunde fehlen dagegen außer

den Wadagerry- und Maheleuten gewöhnlich auch die Fiſcher, welche durch ihre Arbeit abgehalten werden.

„Schon in unſerm vorigen Bericht wurde erwähnt, daß am 10. November 1850 Kunden, ein Fiſchermann von Mahe, der Mogier-Kaſte angehörend, mit ſeinem Weibe Atſcha und einem 9jährigen Töchterlein Kunji Pennu, zu uns kam, und daß alle Verſuche ſeiner Verwandten und Kaſtengenoſſen ihn in ſeinem Entſchluß, Chriſt zu werden, wankend zu machen, fehlſchlagen. Kunji-Pennu wurde kurz darauf nach Tſchirakal geſandt, mit Kunden und Atſcha hingegen begann ich den Taufunterricht. Sie machten beide ordentliche Fortſchritte in der Erkenntniß des Heils, und ihr Betragen war durchaus befriedigend, ſo daß ich ihren wiederholten Bitten um die heil. Taufe nachgab und ſie am 19. Januar in den Schoß der Gemeinde Chriſti aufnahm; ihre Namen ſind nun Abraham und Sarah. Mögen ſie im Buch des Lebens eingeſchrieben ſeyn. Sie ſind nun recht ſchwache Pflänzlein und bedürfen der täglichen Sorgfalt und Pflege des allerbeſten Gärtners, dem ſie auch anempfohlen ſeyen.

„Einen anderweitigen Zuwachs erhielt unſere Gemeinde durch die Verheirathung des Timothens mit Alina, einem Mädchen von Tſchirakal. Den 22. Januar kam Tſchoittſchi, Schweſter der Frau unſers Katechiſten Paul, ebenfalls von der Mogier-Kaſte, mit ihren drei Kindern Monikam, Tſchiru und Kunketſchi zu uns, und bat um Aufnahme in die hieſige Gemeinde. Ihr Mann, Micha's und Simon's Bruder, welcher dem Trunke ſehr ergeben war, gab ſich, verbunden mit ihren Verwandten, alle mögliche Mühe, ſie wieder hinwegzulocken; aber es war Alles umſonſt, ſie blieb feſt in ihrem Entſchluß. Durch Liſt und Gewalt gelang es ihnen jedoch ihr zweites Töchterlein, Tſchiru, etwa 5 Jahre alt, wieder hinwegzubringen. Als ich dann zu Anfang des Monats Februar nach Cannanur zu gehen hatte, nahm ich Monikam, die etwa 7 Jahre alt iſt, mit mir, und brachte ſie nach Tſchirakal; und ſo ward Tſchoittſchi mit ihrem jüngſten Kinde, etwa 2 Jahr alt, allein gelaſſen. Ich nahm ſie nun in Unterricht und freute mich recht über ihre Aufmerkſamkeit und die Leichtigkeit, womit ſie die Heilswahrheiten auffaßte, hatte auch ſchon ihren wiederholten Bitten gemäß den Tag ihrer Taufe beſtimmt, als unerwartet eines Morgens, den 24. April, ihr Mann, Ramen, ankam, und uns bat, ihn auch in die Gemeinde aufzunehmen. Unter der Bedingung, daß er das Trinken aufgebe, geſtattete ich ihm hier zu wohnen, machte ihn von ſeiner Fiſcherei in Mahe los und nahm ihn, zuſammen mit ſeinem Weibe, ſeiner Schweſter Pennutti und ſeinem Schwager Ramen in den Taufunterricht. Von ſeiner Frau lernte er bereits die 10 Gebote, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß und das Gebet des HErrn auswendig. Er wohnt nun einſtweilen bei Paul, hat das Trinken aufgegeben und geht täglich mit unſern übrigen Fiſchern zur Arbeit. —

habe ich dann abermals Gelegenheit, von einer großen herrlichen Gottes-wahrheit, nämlich von der Hochzeit des Lammes, zu der alle armen Sünder, auch die Hindus und unter ihnen auch die Tierleute berufen sind, zu reden. Auf diese Weise verlebe ich oft selige Stunden auf der Straße; oft geschieht es freilich auch, daß mich Niemand anhören will, und oft fühle ich mich auch gar ungeschickt, von den großen Thaten Gottes zu reden.

„Unsere Tierschule in Wadagerry zählt etwa 20—30 Schüler. Lesen, Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen des Katechismus und der biblischen Geschichte sind die Gegenstände, womit sich die Kinder beschäftigen. Die Schulzeit dauert von Morgens 8 Uhr bis Mittags um 1 Uhr. Der Nachmittag ist wie überall hier zu Lande frei. Die Fischerschule unter Jakob mußte endlich nach langem Widerstreben aufgegeben werden, und ich habe die Ueberzeugung auf's Neue gewonnen, daß es noch nicht Zeit ist, christliche Lehrer in heidnischen Schulen anzustellen. Zu gleicher Zeit, als die Schule einging, wurde unser Jakob auch von seinem gepachteten Grundstück vertrieben, so daß ich genöthigt war, ihn hierher zu nehmen. Er arbeitet nun fleißig auf dem Missionseigenthum, und ich bin froh für seine Dienste. Von den 25 Rup., die er für sein verlorenes Eigenthum erhielt, will ich ihm nach dem Monsun ein Häuschen bauen. Somit ist nun der Katechist Daniel mit seiner Familie allein in Wadagerry; seit einiger Zeit aber hält sich ein syrischer Christ, der beim Zoll daselbst angestellt ist, zu ihm, besucht auch unsere Sonntags-Gottesdienste regelmäßig, und scheint überhaupt nicht fern vom Reiche Gottes zu seyn; auch regt sich neuerdings wieder etwas unter den schon oft erwähnten Tierleuten; doch bin ich schüchtern etwas darüber zu sagen, nicht aber, um für sie zu beten und zu hoffen.

„In Mahe ist noch Alles, wie es war, als ich meinen letzten Bericht absendete. Noah und seine Schwester Louise mit ihrer Tochter Hava, Wittwe des sel. Thomas von Tellitscherry, leben daselbst, um das Haus der Eunike zu hüten, und ich sehne mich nach der Zeit, da ich sie hiehernehmen und ihren Platz mit einem tüchtigen Katechisten ausfüllen kann."

Bericht vom December 1851.

„Der Zustand der Gemeinde kann im Allgemeinen ein ordentlicher genannt werden. Grobe Verfehlungen oder Verirrungen kamen nicht vor, wohl aber allerhand vorübergehende Zwistigkeiten der Ehegatten und Hausgenossen, woran auch oft Armuth, oft enges Zusammenwohnen schuld war, auch machte Trägheit und Arbeitsscheue Einigen viel zu schaffen. Der Geist des HErrn aber und sein Wort erweisen sich immer als genügsame Heilmittel für diese Schäden. Die Sonntags-Gottesdienste und Kinderlehren hatten sich eines regelmäßigen

zu verkündigen. Vielleicht erſcheinen bald etliche Braminen, die mir gerne befehlen würden, aus dem Weg zu gehen, damit ſie nicht durch mich verunreinigt werden möchten. Allein das will ſich doch nicht ſchicken, denn die Weißen ſind eben einmal Herren des Landes, und der ſtolze Bramine kann nichts machen, als ſelbſt aus dem Wege zu gehen, oder aber er muß es dießmal mit ſeiner Reinigkeit nicht ſo genau nehmen; denn eigentlich iſt der Europäer ſo unrein, daß wenn man ſeiner verpeſteten Atmoſphäre ausweichen wollte, man nichts weniger thun müßte, als die Welt räumen. Alſo kümmert man ſich lieber gar nichts um die Sache und geht ſeines geraden Weges fort. Doch der Padre ſoll nicht ungeſchlagen durchkommen, denn es brummt vielleicht einer unter ihnen: „Paſchu Paſchu Paradoſchani.“ Nun, was will das heißen: Paſchu heißt Kuh, und Paradoſchani heißt der größte Sünder, und will ſeine Heiligkeit in allem Ernſt ſagen, ich ſey eine Kuh und noch dazu der größte Sünder. Nicht doch, denn die Kuh iſt ja ſo heilig als der Bramine ſelbſt, alſo Kuh kann er mich nicht nennen wollen. Er weiß aber, daß wir weißen Leute zuweilen Kuhfleiſch eſſen, deßwegen will er ſagen: Kuhmörder, Kuhfreſſer, der größeſte Sünder, und damit eilen ſie alle mit verächtlichen Blicken an mir vorüber. Nun, was iſt da anders zu machen, als die Sache dem HErrn zu empfehlen? Bald kommen einige Kaniſcher (Sterndeuter, Wahrſager, Tagewähler). Ich frage ſie: „wo geht die Reiſe hin?“ — Jene: „nach Mahe.“ — Ich: „iſt der heutige Tag ein guter oder ein ſchlechter? — Jene: „ein guter, gewiß.“ Von dieſer Antwort nehme ich dann Veranlaſſung, ihnen zu ſagen, daß alle Tage gute Tage ſeyen, und fahre fort, über die Lüge überhaupt und ihr lügenhaftes Gewerbe beſonders, ſowie von der Wahrheit Gottes, wie ſie in Jeſu Chriſto der ganzen Welt geoffenbart iſt, ausführlich mit ihnen zu reden. Zum Schluß ermahne ich ſie, die Sünde und den Dienſt des Teufels zu verlaſſen und zum Heiland der Sünder zu kommen. Sind ſie weggegangen, ſo habe ich vielleicht Zeit mit ſtillen Seufzern ihre unſterblichen Seelen dem HErrn, der ſie mit Seinem Blut erkauft hat, anzuempfehlen. Vielleicht folgen ihnen bald einige Najers nach. Ich frage ſie, wo ſie hinwollen? Dieſe: "nach Tellitſcherry." — Ich: „was habt ihr für Geſchäfte in Tellitſcherry?“ — Dieſe: „wir haben einen Rechtshandel im Gerichtshof.“ — Ich: nun das iſt ſchlimm; was iſt die Urſache eures Proceſſes?“ — Dieſe: „es iſt wegen eines Erbgrundſtücks.“ Dieß gibt mir dann Veranlaſſung über das ewig gewiſſe Erbtheil der Heiligen und über den Weg, daſſelbe zu erlangen, ſowie über den Richter und das Gericht, vor dem wir einſt Alle offenbar werden müſſen, zu reden, und ihnen das Heil in Chriſto eindringlich zu machen. Sind dieſe fort, ſo kommen vielleicht einige Tiers. Ich frage ſie: „wo wollt ihr hin? — Sie: „nach Wadagerry? — Ich: „nun, was gibt's Neues in Wadagerry?“ — Sie: „wir gehen zu einer Hochzeit.“ So

habenheit preisen, lassen sie es selten an der Beistimmung fehlen; sobald wir aber von Sünde, von der Verderbenheit des menschlichen Herzens und von der Erlösung durch Christum sprechen, so wollen sie nichts weiter mehr hören. Der heil. Name Jesu, in dem allein Heil zu finden ist, ist ihnen unausstehlich, und Manche lassen sich von der Feindschaft ihrer Herzen so dahinreißen, daß sie, wenn sie denselben nur aussprechen hören, zu lästern anfangen. Andere, ehe sie sich auf ein Gespräch einlassen, machen sie sich's zur Bedingung, denselben nicht zu nennen, denn mit diesem wollen sie nichts zu thun haben. So sehr sich diese von dicker Finsterniß verblendete Menschenclasse gegen das Heil in Christo verschließt, und so sehr sie sich ihrer Rechtschaffenheit und des Glaubens an den allenthalben waltenden und allen Menschen mit Huld umfassenden Gott rühmen, scheint es mit ihrer Frömmigkeit und Sicherheit doch nicht so gut zu stehen; denn werden sie an den Tod, an Ewigkeit und Gericht gemahnt, so erschrecken sie; der Spötter wird stille, und der an Gewissensbissen leidende bittet, ihn für dieses Mal mit solcher Predigt zu verschonen, er wolle ein anderes Mal hören, denn jetzt habe er keine gelegene Zeit. Erfahrungen dieser Art zeigen aufs deutlichste, daß sich das Wort Gottes an den Heidenherzen nicht unbezeugt läßt, sondern daß es zu einer Entscheidung zwischen Leben und Tod veranlaßt und auffordert.

„Das vereinzelte und zerstreute Umherwohnen des Volkes und sein strenges Festhalten an den Kastenordnungen und Einrichtungen, machen es erstaunlich schwer, ihm mit dem Evangelium nahe zu kommen. — Wie früher, so haben wir auch in letzter Zeit uns bemüht, bei den Schulbesuchen und andern Gelegenheiten, welche uns zwar nur mangelhaft mit dem Volke in Verbindung bringen, auch den Erwachsenen das Heil in Christo anzubieten. In die Häuser, wo die Leute wohnen, können wir selber nicht kommen; denn da unser Eintritt dieselbigen verunreinigen würde, so ist uns solcher nicht gestattet. Unsern Katechisten gelingt diese Art des Wirkens leichter: als Eingeborne stehen sie den Leuten schon viel näher, und wenn sie auch nicht in die Häuser eingelassen werden, so gibt es für sie doch jederzeit Gelegenheit, mit den Bewohnern außerhalb derselben sich in ein Gespräch einzulassen.

„Tractate haben wir in letzter Zeit viel in Umlauf gesetzt, und manche der Empfänger scheinen, soweit wir sehen können, dieselben mit Aufmerksamkeit und Nutzen zu lesen. Mehrere Leute kamen und fragten nach Gebetbüchern, und einige andere verlangten Theile der h. Schrift. Es war uns dieses um so erfreulicher, als sich bis jetzt für Bibelverbreitung noch nicht gar viel thun ließ. Unsere Malasalim-Bibel besteht aus 4 Bänden und ist daher kostspielig; wenn wir nicht ganz überzeugt sind, daß der Empfänger derselben guten Gebrauch davon macht, so halten wir uns nicht für berechtigt, eine ganze Bibel in seine Hände zu geben, zumal da selten Jemand auch nur eine

kleine Summe dafür bezahlen will. Wir haben einzelne Theile der heil. Schrift, und dieſe geben wir jedem, der ein Verlangen darnach hat; finden wir, daß der Leſer Nutzen daraus zieht und auch andere Theile zu haben wünſcht, ſo geben wir ihm ſolche mit Freuden. Die Furcht, welche früher unter dem Volke herrſchte, als üben unſere Bücher einen magiſchen Einfluß auf den Leſer aus, und daß es deßhalb beſſer ſey, man berühre dieſelben gar nicht, ſcheint einem großen Theile nach gewichen zu ſeyn. Es iſt uns ein Anliegen, auch das geſchriebene Wort Gottes auf alle mögliche Weiſe auszubreiten; einzelne Theile deſſelben, ſowie die Geſchichte des Alten und Neuen Teſtaments, ſind ſchon nach allen Richtungen hin abgegeben worden. Wir hoffen, daß mit der Hülfe des HErrn in dieſem Arbeitszweige nach und nach noch mehr gethan werden kann. Die Bereitwilligkeit, welche da und dort herrſcht, Bücher anzunehmen und ſolche zu leſen, iſt immerhin ein gutes Zeichen; ſeiner Zeit wird der auf dieſe Weiſe ausgeſtreute Same aufgehen und Früchte tragen.

„Auf die Heidenſchulen haben wir wie früher ein beſonderes Augenmerk gerichtet. Wir beſuchen dieſelben regelmäßig und geben uns Mühe, den Schülern ſoviel wie möglich von bibliſchen Wahrheiten in Herz und Kopf einzuprägen. Wenn wir auch nicht von vielen in die Augen fallenden Früchten reden können, ſo machen wir doch oft liebliche Erfahrungen an Einzelnen. Eine ſolche Erfahrung machten wir zum Beiſpiel vor einigen Monaten in der Fortſchule. Ein Knabe von 14 Jahren beſuchte die Schule geraume Zeit, war fleißig im Lernen und erbat ſich oft Tractate und zuletzt auch ein Neues Teſtament. Er las die Bücher fleißig. Seine Verwandten, die ſolches ſahen, wurden ängſtlich und verboten es ihm, was er aber nicht achtete. Er wurde jedoch von der Pockenkrankheit befallen; und als er merkte, daß das Ziel ſeines Lebens nahe rückte, ließ er den Katechiſten und Cornelius, der ſein Vetter war, rufen, und bat dieſelben, mit ihm zu beten. Nach dem Gebet ſprach er ſeinen Glauben an den Heiland Jeſum Chriſtum aus, und wünſchte nur von Ihm zu hören und durch Ihn ſelig zu werden. Seine jammernde Mutter ſuchte er zu tröſten und ſagte ihr von dem HErrn, zu dem er bald gehen werde. Den Verwandten war jedoch ſein Glaube kein Grund der Freude, ſondern des Schmerzes. Sie thaten Alles, um die Sache nicht weiter kommen zu laſſen. Die Krankheit verſchlimmerte ſich ſchnell, und dem Kranken war nicht geſtattet, etwas Weiteres zu verlangen. In ſolchem Zuſtand verließ er dieſe Welt. Wir konnten nichts thun, als ſeine Seele in die Hände des HErrn Jeſu, den er liebte, empfehlen.

„Im Krankenhauſe wird wie früher ein Quantum Reis durch die Mildthätigkeit der Beamten hier an Arme und Gebrechliche vertheilt. Ehe ſie aber dieſelben in Empfang nehmen, wird ihnen ein Abſchnitt aus der heil. Schrift erklärt und Speiſe für ihre Seele angeboten.

ſich nun in Tſchirakal befindet, kam zuerſt, und nach einigen Monaten auch Ramen. Das Wort Gottes ſchien auf ihre Herzen Eindruck zu machen, und ſie verlangten beide ſehnlichſt nach der heiligen Taufe, welche ihnen und ihren zwei jüngſten Kindern Sonntag den 27. Juli zu Theil wurde. Ihre Namen ſind Thomas und Ruth, und die der Kinder Lea und Chriſtina. Schon ſeit bald drei Jahren lebte ein anderer Ramen, ebenfalls Fiſcher von der Mogier-Kaſte, Schwager des Micha und Simon, mit ſeinem Weibe Penunutti hier. Penunutti hörte das Wort Gottes die ganze Zeit über, gab aber wenig Beweiſe irgend welcher Aenderung des Herzens und Lebens. Ramen war vollends ganz gleichgültig, kam zuweilen des Sonntags in den Gottesdienſt, bekümmerte ſich aber ſonſt nichts um das Heil ſeiner Seele; Palmwein war Alles, worin er ſein Glück ſuchte und zu finden meinte. Vor etwa einem Jahr wurde er durch den Biß eines Hundes an einem ſeiner Füße zu jeglicher Arbeit unfähig, weßhalb ich die Brüder in Tellitſcherry bat, ihn bis er heil ſein würde in das dortige Armenhaus aufzunehmen, was ſie auch gerne thaten. Daſelbſt wurde er geheilt, kehrte zurück und gelobte von nun an dem Trunke zu entſagen und überhaupt ein neues Leben anzufangen, und bat um Erlaubniß an dem täglichen Taufunterricht mit ſeinem Weibe Antheil nehmen zu dürfen, was ihm natürlich gewährt wurde. Den 21. Juli kam Kannen, ein Tier-Mann, von Wadagerry, der Haus und Hof, Weib und Kind ſammt Allem, was er beſaß, verlaſſen mußte, um von nun an Jeſu Chriſto anzugehören. Seine Verwandten gaben ſich alle erdenkliche Mühe ihn wieder von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; aber es war Alles umſonſt; er blieb ſtandhaft auf dem betretenen Weg. Während des Taufunterrichts machte er ſchnelle Fortſchritte in der Erkenntniß des Heils und bemühte ſich, ſein Leben dem Worte Gottes gemäß einzurichten. Als ich Tellitſcherry verließ, begleitete mich ein taubſtummer Tierknabe, deſſen Mutter im Armenhaus daſelbſt ihre Verſorgung gefunden hat, hierher. Er iſt ein ſehr fleißiger, verſtändiger Junge, und wer ihn während des Gottesdienſtes ſieht, ohne zu wiſſen, daß er einen Taubſtummen vor ſich hat, würde ihn für einen der aufmerkſamſten Zuhörer halten. Schon lange hatte er unſern Leuten begreiflich gemacht, daß er auch wünſche getauft zu werden, und als er vernahm, daß für obige Taufcandidaten der Tauftag beſtimmt ſey, kam er zu mir und bat mich durch die ausdrucksvollſten Zeichen, ihn doch auch zu taufen, damit er auch in den Himmel gehen könne. Ich nahm dann ein Bilderbuch zur Hand, aus welchem ich ihn mit der Geburt Chriſti, mit Seiner Liebe zu armen Sündern, wie ſie ſich beſonders auch in den vielen Krankenheilungen und andern Wundern offenbarte, mit Seiner Kreuzigung, Tod, Begräbniß, Auferſtehung und Himmelfahrt bekannt zu machen ſuchte. Er war ſo aufmerkſam, und mir war ſo wohl dabei, daß ich mich der Thränen nicht enthalten

konnte, schämte mich auch zugleich, daß ich ihm bis dahin so wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Ich war nach Allem vollkommen überzeugt, daß ich kein Recht habe, ihm die heil. Taufe zu versagen. Er hat zwar nichts vom Heiland gehört, kann auch seinen heiligen, glorreichen Namen nicht nennen, aber er glaubt an ihn und liebt ihn. So geschah es, daß am 21. September 6 Seelen durch die heil. Taufe zur Gemeinde Christi hinzugethan wurden: Ramen, Pennutti und ihre zwei Kinder, Kannen und der Taubstumme; sie erhielten die Namen: Andreas, Roda, Josua, Milka, Nathanael und Martin.

„Unsere Gemeindejugend besteht aus 40 Kindern, von welchen sich aber 13 in den Instituten in Tschirakal und Tellitscherry befinden. Die Schule unter Lukas besteht noch aus 9 Knaben. Die Sonntagsschule besteht noch. Einige haben es bereits zum Lesen gebracht. Eine Kleinkinderschule wurde eingerichtet, welche 10 Schüler zählt, und sich sehr nützlich erweist.

„Die Tierschule in Wadagerry befindet sich gegenwärtig in einem sehr schönen Zustande: sie zählt zwischen 30 und 40 Knaben, welche das Wort Gottes nicht nur lernen, sondern es auch in ihre Häuser und Familien zurücktragen. Daneben bietet die Schule häufige Gelegenheit dar, das Wort Gottes den Vorübergehenden oder Besuchenden zu verkündigen. Unlängst schüttete sich die Tochter eines ordentlichen Najers, nicht weit von unserm Haus entfernt, siedendes Wasser über die Füße hinunter, welches sie entsetzlich verbrannte. Die Leute kamen zu mir und baten mich um Rath. Ich wandte die Mittel, welche ich eben wußte, an, wodurch sie glücklich und bald geheilt wurde. Der Vater kam nachher zu mir und dankte mir für die Hülfe, welche ich seiner Tochter geleistet hatte, und zeigte sich willig uns als Schullehrer zu dienen. Den 12. December begann er mit 25 Knaben eine Schule, etwa eine Viertelstunde südlich vom Missionshaus, dicht an der Calicutstraße, welche zugleich auch ein neuer Anhaltspunkt zur Verkündigung des Wortes Gottes unter dem Volk darbieten dürfte. Gering, unscheinbar und senfkornartig sind die Anfänge des Reiches unseres Gottes, und was Nichts ist, das hat der HErr erwählet, auf daß Er zu Schanden mache das, was Etwas ist — sich vor Ihm kein Fleisch rühme. Nun der HErr, der uns abermals gnädiglich und väterlich durch ein Jahr hindurchgeholfen hat und es uns nicht mangeln ließ an irgend einem Guten, wolle uns auch im neuen Jahre wieder Gnade schenken, seinen allerheiligsten Namen durch Wort und That zu verherrlichen, und seinen Ruhm auszubreiten bis an der Welt Ende. C. Müller.“

Zu diesen Berichtauszügen haben wir nur noch Folgendes hinzuzufügen. Die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten der Station, obwohl sie auch hier wie anders

wärts Gegenstand der Nachfrage und Untersuchung des visitirenden Inspectors waren, boten wenig Grund zu Berathungen und Anordnungen. Die Station ist klein, die Verhältnisse vergleichungsweise einfach, der geistliche Zustand der Gemeinde erfreulich. Unter solchen Umständen entwickelt sich das religiöse und kirchliche Leben naturgemäß von selbst weiter und weiter. Nicht ebenso verhält es sich mit dem leiblichen Fortkommen der Gemeindeglieder. Diese gehören alle den unteren Kasten an, meistens der Fischer- und Mogier-Kaste, und sind eben deßwegen auch theils Fischer, theils Feldarbeiter (doch gehen auch Aerzte aus jenen Kasten hervor, wie zum Beispiel der Katechist Paul ein Hindu-Arzt war, und noch ist). Von den vermögenden Landbesitzern (den Najern) befindet sich kein einziger in der Tschompala-Gemeinde. So kommt es, daß von Anfang an eine Hauptaufgabe des Missionars von Tschompala war, die Gemeinde leiblich zu berathen. Es wurde zu gleicher Zeit ein gedoppelter Weg eingeschlagen. Für die Fischer wurden Netze, Boote, Hütten angekauft oder gebaut, die sie in den Stand setzten, ihr Gewerbe unabhängig von ihren alten Genossen fortzusetzen. (Es muß immer eine Anzahl Fischer zu Erwerbung eines Bootes und zu gemeinsamem Betrieb des Fischfanges auf der See zusammenstehen). Behufs der Beschäftigung und Ernährung der Feldarbeiter wurden Grundstücke theils gepachtet, theils um geringe Summen erworben. Der ganze Tschompala-Hügel ist auf diese Weise in den Besitz unserer Gesellschaft gekommen. Er war zuvor unangebaut, wie sehr vieles Land in der näheren und ferneren Umgebung, ist nun aber, so weit man ihn überschaut, cultivirt. Da das Feld hoch liegt, eignete es sich nicht zu Reisfeldern, welche nothwendig müssen bewässert werden können; dagegen wurden Cocospalmen, die so nahe am Meere (Tschompala liegt eine starke halbe Stunde von der See) auch in der Höhe gedeihen, Tschäckbäume, Maulbeerbäume und dergleichen, angepflanzt. Werden die Bäume einmal hochgewachsen seyn, so wird dann auch die Pfefferrebe an ihnen hinaufgepflanzt werden können. Ebenso ließe

ſich ſehr wohl Zimmt bauen, welcher in dieſer Gegend gut gedeiht. Auf dem Tſchompala gegenüberliegenden Hügel iſt erſt neuerdings von einem Herrn in Mahe eine Zimmtpflanzung angelegt worden, die für ſehr werthvoll gehalten wird. Es iſt überhaupt kein Zweifel, daß in dieſem Lande der Landbau jeder Art ſeinen Mann ernährt. Doch gilt der Anbau der Cocospalme für den ergiebigſten Zweig des Landbetriebs. Natürlicher Weiſe kann ein Cocosgarten keinen Ertrag liefern, ſo lange die Bäume nicht groß gewachſen ſind. Dazu ſind 10 Jahre erforderlich. Während dieſer Zeit müſſen die Bäume überdieß gewäſſert werden. Ein ſchön ſtehender Cocosgarten wirft dann aber vom 10ten Jahr an 7—8 Prozent Pacht alljährlich ab; denn, wie ſchon öfter bemerkt, iſt die Cocospalme zu hundert Dingen nütze. Dieß beſtimmte auch Miſſ. Müller ſeine Gemeindeglieder mit dem Anbau dieſer Palmen zu beſchäftigen. Er kaufte und pachtete allmählig den ganzen Tſchompala-Hügel: 9 Güterſtücke kaufte er um 236 Rup., 3 andere nahm er in ewigen Pacht gegen einen Jahreszins von 15 Annas (ungefähr 2½ Fr.), was 59 Rup. Unkoſten verurſachte. Alle dieſe Güterſtücke zuſammen bilden einen Baumgarten von mehr als einer halben Stunde im Umfang. Sechs Männer waren und ſind damit beſchäftigt, den Boden umzubrechen, Brunnen zu graben, Erdmauern aufzuführen, ſämmtliche Bäume täglich zu wäſſern, die Bäume gegen Ungeziefer zu ſchützen ꝛc. Dieß erfordert eine jährliche Ausgabe von 200 Rup. (500 Fr.) und wird auch ferner, noch etwa 10 Jahre lang, ſo viel koſten. Bereits aber ſind allein von Cocospalmen 1000 Stücke angepflanzt, von welchen jedes nach 10 Jahren einen Pachtzins von 1 Rup. (2½ Fr.) ertragen ſoll, ſo daß kein Zweifel iſt, es werde dieſe Unternehmung nicht bloß den genannten Gemeindegliedern ihren ſpärlichen Unterhalt verſchaffen, ſondern auch der Miſſion ihre Auslagen reichlich wieder einbringen. Demungeachtet blieb bei der Viſitation noch mehr als eine Frage zu erörtern übrig. Die erſte Frage war: woher ſollen die 200 Rup. kommen, welche die Pflanzung 10 Jahre lang jährlich erfordert? Die

zweite Frage war: wie sollen die angestellten Arbeiter in Zukunft beschäftigt werden, wenn die Cultur des Bodens und die Erbauung der nöthigen Wohnhäuser, an der sie nebenher mitgeholfen hatten, ihre Zeit nicht mehr in Anspruch nimmt? Die dritte Frage war, wie sollen die nachkommenden Ansiedler, deren Zahl jede Heidentaufe vermehrt, versorgt und untergebracht werden? Miss. Müller war der Ansicht, es sollte noch mehr Land erworben werden, und zwar nicht uncultivirtes, sondern bereits cultivirtes, am besten ein älterer schon jetzt oder wenigstens in einigen Jahren Ertrag liefernder Cocosnußgarten. Es waren ihm ganz in der Nähe der Missionscolonie 3 junge Cocosnußgärten angetragen, einer um 500 Rup., der andere um 700 Rup., der dritte um 1500 Rup.; und er hatte die Committee um Erlaubniß gebeten, einen derselben erwerben zu dürfen. Die Committee ertheilte dem Inspector die nöthigen Vollmachten. Dieser besah die Felder, besprach sich mit dem Missionar sowohl als mit den einsichtsvollsten Gemeindegliedern, und gewann die Ueberzeugung, ökonomisch betrachtet wäre es entschieden das Vortheilhafteste, einen der angetragenen Baumgärten zu kaufen. Der Arbeitslohn wäre um nichts, oder nur um ein Geringes vermehrt worden; bald hätten die schon mehr herangewachsenen Bäume so viel abgeworfen, daß die Culturkosten der jüngeren Pflanzungen damit hätten bestritten werden können. Allein er hatte Bedenken, aus der Missionscasse so viel auf Einmal zu entnehmen, als dazu erforderlich gewesen wäre, zumal dieselbe damals in die Nothwendigkeit versetzt war, eine große Schuld zu contrahiren. Er beschränkte sich deßhalb darauf, eine kleinere Summe anzuweisen, um welche ein an das Missions-Gehöfte stoßendes, uncultivirtes Grundstück angekauft werden konnte. Er hielt es für missionsmäßiger den Weg der Niedrigkeit einzuschlagen und die Herbeischaffung der jährlichen Unterhaltsmittel für die auf dem Missionsfelde arbeitenden Heidenchristen von dem HErrn der Gemeinde zu erwarten. Dagegen steht ihm die Ueberzeugung fest — und es kann [illegible]e keine noch so feine und keine noch so fromme Theorie er-

schüttern — die Ueberzeugung, daß die Gemeinde Tschompala sich selbst zu unterhalten außer Stande ist, der Posten geradezu aufgegeben werden müßte, wollte die Heimath ihm ihre Hülfe entziehen, ja die neubekehrten Christen schlechthin ins Heidenthum zurückgestoßen würden, wollte man ihrer sich nicht annehmen. Ueberdieß fühlt er sich dringend aufgefordert, den Missionsfreunden der Heimath, welche Vermögen besitzen, insbesondere solchen, welche ihre Capitalien in America und andern Welttheilen oft ohne alle Sicherheit anlegen, die Frage zur Erwägung anheimzugeben, ob sie sich nicht entschließen könnten, eines oder das andere der oben genannten Grundstücke, welche gewiß reichen Ertrag lieferten, für sich anzukaufen, oder noch lieber für die Gemeinde Tschompala, oder auch für die Mission, und zu gestatten, daß dasselbe an die Gemeindeglieder gegen einen Zins von 5 Proz. verpachtet würde. Auf diesem Wege wäre die Missionscasse der Nothwendigkeit überhoben, Missionsgelder für den Unterhalt der Neubekehrten zu verwenden, und doch wäre zugleich dem Bedürfniß vollkommen Genüge geleistet. Da alle Güterkäufe in den Gerichtshöfen registrirt werden können, und die englische Rechtspflege alle unter den gegebenen Verhältnissen wünschbaren Garantieen bietet, so wäre nur in dem Falle ein Verlust zu befürchten, wenn Englands Herrschaft in Indien einmal in Trümmer ginge. ← 1947

Census der Tschompala-Gemeinde am Schluß des Jahres 1851: Gemeindeglieder und Taufkandidaten (darunter 10 neugetaufte Heiden): 62. Heidn. Schulmeister und heidn. Kinder: 52. Summa sämmtlicher mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen: 114.

13. Station Calicut.

(Angefangen im Jahr 1842.)

Missionare: J. M. Fritz mit Gattin und J. J. Huber mit Gattin.

Katechisten: Joseph Salma; Esau David; Jacob Heber; Paul Paulus; Christian Hoar.

Lehrer an der englischen Schule: Herr Salisbury.
Knabenschulmeister: Daniel.
Heidnische Schullehrer: 8.
Mädchen-Erziehungsanstalt: Vorsteherinnen: Frau Fritz und Frau Huber.
Mädchenschulmeister: Abraham Pulikoten.
Außenstation: Elladur.
Filialien: Cotacal und Coilandy.

Von Tschompala ziehen wir auf der großen Hauptstraße von Malabar weiter nach Süden hinab. Zuerst führt uns der Weg durch die südliche Außenstation von Tschompala, das schon genannte Wadagerry, das in den Zeiten der portugiesischen Eroberungskriege öfters genannt wird; sodann 4 Stunden weiter hinab links an der jungen Basler Missionscolonie Coilandy vorüber. Nach einer 10stündigen Wanderung durch die freundlichsten Gefilde, durch Reisfelder und Cocosgärten, Gebüsche und Wälder, über liebliche Hügel und fruchtbare Gründe, wo uns bald das Meer zur Rechten, bald stattliche Flüsse mit grünen Inseln gerade im Vordergrund entgegentreten, in die fröhlichste und heiterste Stimmung versetzt durch den mannigfaltigen Reichthum an Naturschönheiten, die das Wunderland Malabar vor uns entfaltet, erreichen wir die letzte und südlichste Hauptstation unserer Gesellschaft Calicut. (Cotacal und Palghat, welche südlicher liegen, sind bis jetzt noch Aussenstationen). Hier aber ist wahrhaft classischer Boden. Ist doch Calicut die erste Stadt, welche den sehnsüchtigen Blicken des Entdeckers des Seewegs nach Ostindien, des weltberühmten Vasco de Gama am 20. Mai 1498 entgegentrat, die Residenz des ersten und mächtigsten der Könige des früheren Malabar, die Residenz des Samorins, des Küstenfürsten, neben Bombay die bedeutendste Seestadt der Westküste Ostindiens, wo ehemals Hunderte chinesischer Schiffe vor Anker lagen, später die in Handels-Unternehmungen aller Art lange so glücklichen Araber die glänzendsten Geschäfte machten und nach Zeiten vielfältigen Zerfalls Gewerbe und Handel jetzt wieder in höchst merkwürdiger Weise aufblühen zu wollen schei-

nen. Die Umgebung von Calicut ist zwar nicht eben so reizend, als die mancher andern Küstenstadt des Westens: Honor, Kundapur, Mangalur haben schönere Umgebungen. Bei Calicut treten die Hügel und Berge weiter zurück. Die Stadt liegt vollkommen eben. Dennoch ist Calicut wohl die schönste Stadt Malabars: die Steinhäuser des Bazaars nehmen sich bereits besser aus als die Häuser anderer Städte. Was aber der Stadt ihren vornehmsten Reiz gibt, das sind die ebenen, geraden, breiten Straßen, überschattet von gewaltigen Palmen, und die prachtvollen freien Plätze, wie deren einer und zwar der schönste unmittelbar vor unserm Missions-Gehöfte sich ausbreitet. Es ist dieß gewiß der herrlichste Platz inmitten einer Stadt, welchen das ganze Basler Missionsgebiet aufzuweisen hat. Hier ein großer, weiter Rasenplatz; zu beiden Seiten nach Ost und West zwei Wasserbassins von sehr beträchtlichem Umfang, das eine ein regelmäßiges Viereck, mit Steinen ausgemauert oder vielmehr statt mit Mauern auf allen 4 Seiten mit steinernen Treppen von der ganzen Länge und Breite des Teichs umgeben; das Ganze aber, d. h. der ganze Platz, mit einer grünen Wand himmelanstrebender Bäume eingefaßt.

Ebenso verhält es sich mit dem Handel. Calicut ist zwar wie alle Seeplätze der Westküste mit Ausnahme von Bombay in merkantilischer Beziehung weit nicht mehr, was es ehemals war. Doch ist von den 2,078,756 Rup. Waaren, welche z. B. in Malabar 1848/49 ein- und von den 5,111,200 Rup. Waaren, welche in dem genannten Zeitraume ausgeführt wurden, wohl der bedeutendste Theil durch Calicut gegangen. Es werden Handelsverbindungen mit England, America, Arabien, Persien, Ceylon, China, Mauritius, Bengalen, Bombay, Goa, Malacca und Travancor unterhalten. Insbesondere aber werden die Gewerke hier in einem Umfang betrieben wie in keiner andern Stadt an der westlichen Küste. Die Portugiesen und Mopla's insbesondere zeichnen sich durch Gewerbfleiß aus. Die Arbeiten in Holz, Eisen und Baumwolle, obwohl noch weit zurück hinter den Erzeugnissen abendländischer Kunstfertigkeit,

erreichen dennoch einen höchst anerkennenswerthen Grad von Vollkommenheit.

Ueberdieß ist Calicut der Sitz der englischen Provinzialbehörden. Was Cannanur in militärischer Beziehung ist, das ist Calicut in administrativer Hinsicht.

Unsere Missionsstation dort ist daher von großer Bedeutung. Die Wichtigkeit derselben wird sich immer klarer herausstellen. Um so erfreulicher ist der blühende Zustand, in welchem sie sich befindet. Die Arbeiten unserer in Calicut stehenden Missionare sind, wie sich bei der Visitation des Inspectors ergeben hat, in der That umfangreicher und, was noch erfreulicher ist, erfolgreicher, als dieß früher bekannt war. Von dieser Station namentlich dürfen wir sagen, daß die Berichte der Missionare so wenig den Thatbestand vergrößerten, daß sie vielmehr hinter der Wirklichkeit weit zurückgeblieben sind.

Auch hier zerfällt die Mission in die Stadt-Mission und die Mission auf dem Lande.

A. Stadt-Mission.

a. Arbeit unter den Heiden.

Die Arbeit in der Stadt erstreckt sich zwar über die ganze Bevölkerung; doch ist es hier, wie überall, wo die Moplas in großer Zahl wohnen (und im Kreise Calicut kommen auf 88,000 Hindus 22,000 Anhänger dieser finstern, fanatischen Muhammedaner Secte) nicht möglich das Evangelium auf offenem Markte zu verkündigen; denn dieses feindselige Geschlecht ist nicht nur für sich ganz und gar unzugänglich für die Wahrheit, sondern legt es auch in allem Ernst und recht geflissentlich darauf an die Heiden vom Hören des göttlichen Worts und dem Bewahren des Gehörten abzuhalten. So erzählt Miss. Fritz: „Unlängst traf ich im Schatten eines Baumes sitzend, einen reichen Mopla an. Er war einige Meilen weit hergekommen, um auf dem Wochenmarkt Einkäufe zu machen. Es waren noch etwa 8—10 Moplas bei ihm. Sein wirklich ehrwürdiges,

patriarchalisches Aussehen zog mich zu ihm hin. Ich suchte in Gespräch anzuknüpfen, erhielt aber ganz kurzen Bescheid. Darauf suchte ich aufs religiöse Gebiet einzulenken. Sobald er aber dieß merkte, fing er an zu schimpfen was Zeug hielt: „„Du bist ein Lügner und Betrüger,““ sagte er, „geh, pack dich, ich will nichts hören, deine Religion ist nichts, denn eine große Lüge; pack dich, pack dich!““ Ich erwiederte, er solle doch nur nicht schimpfen über etwas, das er gar nicht kenne. Sein Koran selbst spreche ganz anders über Christum und das Christenthum. Allein das half alles nichts. Er fuhr fort wie er begonnen hatte und es blieb nichts übrig, als weiter zu gehen.“ Können aber die Missionare nicht auf den Straßen und Märkten der Stadt predigen, so sind sie dagegen ungehindert in den Schulen, welche in der Stadt umher von uns errichtet sind, sich an die Heiden zu wenden, die sich immer da für eine Weile einfinden, wenn der Missionar anwesend ist. Außerdem gibt es Gelegenheit genug, an die Einzelnen zu kommen. Hat sich doch selbst der Radscha einen Besuch der Missionare aus, um die astronomischen Instrumente kennen zu lernen, welche Missionar Huber besitzt, und von den Padres was über die Trabanten des Saturn zu hören.

b. Gemeinde.

a. Malajalim Gemeinde.

Indessen besteht doch die neugegründete Christengemeinde in Calicut meist aus Fremden, die entweder auswärts das Evangelium gehört haben und sich dann bei ihrem Uebertritt zum Christenthum um die Missionare her sammelten, oder von weltlichen Geschäften nach der Stadt geführt, dort mit dem Evangelium bekannt wurden. Daher ist denn auch nur die kleine Anzahl der Gemeindeglieder in der Stadt selbst ansäßig. Der größere Theil mußte im Missions-Gehöfte untergebracht und von den Missionaren auf irgend eine Weise beschäftigt und versorgt werden. Um so merkwürdiger ist es, daß die Gemeinde in Calicut nicht wie die vieler an-

derer Stationen meiſt aus Leuten der niedrigſten Kaſten beſteht, ſondern ſogar eine gute Anzahl Najer zählt, welche die Grundbeſitzer des Landes ſind und nach den Braminen die höchſte Kaſte in Malabar bilden. Indeſſen ſind eben die der Gemeinde angehörigen Najer entweder als verarmte Edelleute zu betrachten, oder ſie gehören zur Claſſe der Minderjährigen oder der reichen Erben, die, wenn auch nicht rechtlich, ſo doch factiſch mit dem Verluſt der Kaſte den Mitgenuß der Einkünfte des angeſtammten Gutes verloren haben, weil alle Parambus in Malabar Majorate oder Familiengüter ſind. So ſind alſo auch hier in Calicut unſere Chriſten faſt durchweg brod- und vermögenslos. Dagegen ſpricht ſich in dem Angeſichte mancher dieſer Brüder ein wahrhaft edles Weſen aus, und zwar ebenſowohl derjenige Adel, welchen der höhere Grad von Bildung und Einſicht, als jener Adel, den allein die Geburt von oben verleiht. Wir erinnern nur an den Katechiſten Eſau David, den Katechiſten Paulus, und den Katechiſten Chriſtian. Der zweite iſt ein Naſarani, d. h. ein ſyriſcher Chriſt aus der Gegend von Cotſchin, wo noch heutzutage die Ueberreſte und Ruinen jener urchriſtlichen Chriſtenkirche ſich finden, welche nach der Sage durch den Apoſtel Thomas, wahrſcheinlicher aber durch Theophilus von Diu gegründet iſt. Obwohl erſt 25 Jahre alt, iſt er doch ein lebendiger Chriſt von vieler Bibelkenntniß und wahrer Liebe zu dem HErrn und den Brüdern, ein thätiger Gehülfe der Miſſionare und eine Stütze der Gemeinde. Der erſte iſt ein Najer von Geburt, 33 Jahre alt, durch viele Leiden gegangen. Sein Weſen iſt ſehr ernſt und nachdenkſam; dabei aber freundlich, liebevoll und demüthig. Er beſitzt Auctorität, ohne es zu ſuchen, und iſt ein treuer Haushalter über die ihm anvertrauten Gelder und ein gewiſſenhafter Berather und Seelſorger unter ſeinen Brüdern. — Chriſtian, erſt 22 Jahre alt, gleichfalls ein Najer, iſt zwar noch Neuling, aber ein emſiger Bibelleſer und Bibelforſcher und dabei ein ſehr talentvoller junger Mann, der in den Schulen bereits gute Dienſte leiſtet. Es ſind indeß nicht dieſe Katechiſten blos,

ie uns für die Zukunft ſchöne Hoffnung geben, wir könn-
en noch manchen Namen nennen, der aus irgend einem
öblichen Grunde unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen dürfte.

Was den Zuwachs betrifft, den die Gemeinde im Jahre
851/52 erhielt," ſo ſchreibt Miſſionar Fritz in dieſer
Hinſicht im Juli 1851 Folgendes: „Die Gemeinde hat ſich
urch die Taufe von zwei Familien in Cadacal um 4 Glie-
er vermehrt. Sie gehörten der Cherumer- oder Sclaven-
aſte an. Chriſtian (nicht der oben genannte Katechiſt)
ammt ſeiner Frau Diva ſind ſchon ſeit einigen Jahren freie
Cherumer geweſen. Ihr früherer Beſitzer, der in ſeinen
Vermögensumſtänden zurückgekommen war, überließ ſie ſich
elbſt, ſo daß ſie nach Belieben irgendwo arbeiten konnten
ür ihren Unterhalt. Vor etwa zwei Jahren kam Chriſtian
n Berührung mit uns, indem er hie und da auf unſerm
eld arbeitete. Er hörte das Evangelium und erhielt, weil
r wegen des Umgangs mit unſern Rajadi's die Kaſte ver-
or, die Erlaubniß auf unſerm Lande zu wohnen. Das Wort
Gottes machte auf ihn und ſeine Frau Eindruck; Sünden-
rkenntniß und Verlangen nach dem Heiland war die Folge.
nd da ich zu der Ueberzeugung kam, daß ſie einfältig den
Herrn ſuchten und durch den Unterricht des Katechiſten
Paulus mit den Hauptwahrheiten des Evangeliums be-
annt ſind, ſo wurden ſie mit Zacharias und Rahel am
Himmelfahrtsfeſte durch die heilige Taufe der Gemeinde des
Herrn einverleibt. — Zacharias und Rahel gehörten
inem in der Nähe wohnenden reichen Rajer. Auch dieſer
hemalige Sclave hörte durch unſere Chriſten in Cadacal
om Wort des Lebens und zeigte ein Verlangen nach Wahr-
eit. Sein Meiſter, ein bigotter Heide, verbot ihm unſere
eute zu beſuchen. Darauf lief Zacharias davon und hielt
ch einige Tage bei dem Katechiſten auf. Bei einem Be-
uch des Miſſ. Fritz kam deßhalb der Rajer mit der Bitte,
hm ſeinen Cherumer zurückzuſenden. Miſſ. Fritz bemerkte
hm, daß dieß durchaus keinen Anſtand habe, wenn er ver-
prechen wolle, dem jungen Menſchen hinſichtlich der Aus-
bung ſeiner Ueberzeugung kein Hinderniß in den Weg legen

ſich nun in Tſchitokal befindet, kam zuerſt, und nach einigen Monaten auch Ramen. Das Wort Gottes ſchien auf ihre Herzen Eindruck zu machen, und ſie verlangten beide ſehnlichſt nach der heiligen Taufe, welche ihnen und ihren zwei jüngſten Kindern Sonntag den 27. Juli zu Theil wurde. Ihre Namen ſind Thomas und Ruth, und die der Kinder Lea und Chriſtina. Schon ſeit bald drei Jahren lebte ein anderer Ramen, ebenfalls Fiſcher von der Mogier-Kaſte, Schwager des Micha und Simon, mit ſeinem Weibe Pennutti hier. Pennutti hörte das Wort Gottes die ganze Zeit über, gab aber wenig Beweiſe irgend welcher Aenderung des Herzens und Lebens. Ramen war vollends ganz gleichgültig, kam zuweilen des Sonntags in den Gottesdienſt, bekümmerte ſich aber ſonſt nichts um das Heil ſeiner Seele; Palmwein war Alles, worin er ſein Glück ſuchte und zu finden meinte. Vor etwa einem Jahr wurde er durch den Biß eines Hundes an einem ſeiner Füße zu jeglicher Arbeit unfähig, weßhalb ich die Brüder in Tellitſcherry bat, ihn bis er heil ſein würde in das dortige Armenhaus aufzunehmen, was ſie auch gerne thaten. Daſelbſt wurde er geheilt, kehrte zurück und gelobte von nun an dem Trunke zu entſagen und überhaupt ein neues Leben anzufangen, und bat um Erlaubniß an dem täglichen Taufunterricht mit ſeinem Weibe Antheil nehmen zu dürfen, was ihm natürlich gewährt wurde. Den 21. Juli kam Kannen, ein Tier-Mann, von Wadagerry, der Haus und Hof, Weib und Kind ſammt Allem, was er beſaß, verlaſſen mußte, um von nun an Jeſu Chriſto anzugehören. Seine Verwandten gaben ſich alle erdenkliche Mühe ihn wieder von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; aber es war Alles umſonſt; er blieb ſtandhaft auf dem betretenen Weg. Während des Taufunterrichts machte er ſchnelle Fortſchritte in der Erkenntniß des Heils und bemühte ſich, ſein Leben dem Worte Gottes gemäß einzurichten. Als ich Tellitſcherry verließ, begleitete mich ein taubſtummer Tierknabe, deſſen Mutter im Armenhaus daſelbſt ihre Verſorgung gefunden hat, hierher. Er iſt ein ſehr fleißiger, verſtändiger Junge, und wer ihn während des Gottesdienſtes ſieht, ohne zu wiſſen, daß er einen Taubſtummen vor ſich hat, würde ihn für einen der aufmerkſamſten Zuhörer halten. Schon lange hatte er unſern Leuten begreiflich gemacht, daß er auch wünſche getauft zu werden, und als er vernahm, daß für obige Taufcandidaten der Tauftag beſtimmt ſey, kam er zu mir und bat mich durch die ausdrucksvollſten Zeichen, ihn doch auch zu taufen, damit er auch in den Himmel gehen könne. Ich nahm dann ein Bilderbuch zur Hand, aus welchem ich ihn mit der Geburt Chriſti, mit Seiner Liebe zu armen Sündern, wie ſie ſich beſonders auch in den vielen Krankenheilungen und andern Wundern offenbarte, mit Seiner Kreuzigung, Tod, Begräbniß, Auferſtehung und Himmelfahrt bekannt zu machen ſuchte. Er war ſo aufmerkſam, und mir war ſo wohl dabei, daß ich mich der Thränen nicht enthalten

Ich hielt mich 3 Wochen dort auf. Als ich nun auf dem Bazaar predigte, lud ich die Leute freundlich ein, zu mir ins Haus zu kommen, wenn ſie über das Gehörte nähere Auskunft begehrten. Meine Aufforderung war nicht umſonſt. Unter Andern kam ein Najer, der vor drei Jahren Muhammedaner geworden war und mit ſeinem Weibe bei einem Muhammedaner wohnte. Er iſt ein junger Mann von guter Familie. Mißverhältniſſe in der Familie waren der Grund, warum er Muhammedaner wurde. Es ſcheint ihm aber bei den Muhammedanern nicht wohl geweſen zu ſeyn. Auch glaubte ich ein Verlangen nach etwas Beſſerem bei ihm zu bemerken. Indeſſen erklärte ich ihm, wenn er ein Chriſt werden wolle, müſſe er zu uns nach Calicut kommen, damit er in unſerer Nähe ſey. Dazu erklärte er ſich bereit. Er konnte aber bis zu meiner Abreiſe nicht Alles in Ordnung bringen. Ueberdieß ſtanden ſeiner Abreiſe große Hinderniſſe im Wege. Ich hatte bald vollends alle Hoffnung für ihn aufgegeben, als er Ende Septembers unerwartet mit ſeiner Frau bei uns ankam. Ich habe nun einen Vorbereitungsunterricht (beſtehend in curſoriſcher Lectüre der heiligen Schrift) für den Taufunterricht mit den Leuten angefangen. Bis jetzt hielten ſie ſich ordentlich, und wir haben Urſache zu glauben, daß es ihnen Ernſt iſt um das Heil ihrer Seelen. Allein auch bei dieſen Leuten haben wir wieder, wie bei faſt allen Angezogenen, die alte Noth. Was ſollen wir mit den Leuten anfangen? Was ſollen wir ihnen für ein Geſchäft anweiſen? Wo ſollen wir Geld hernehmen zu ihrem Unterhalt? Dieß ſind Fragen, auf die wir keine Antwort haben. So lange die Bekehrten ſo wenig zahlreich ſind, wird die Miſſion für ihren Unterhalt ſorgen müſſen. Die Verhältniſſe des Landes und das Kaſtenweſen bringen es ſo mit ſich. Auf dem Felde in Collandy kann eine Anzahl Leute Arbeit finden; aber erſt wenn die Bäume groß gewachſen ſind werfen ſie etwas ab, und nicht alle Leute können die Feldarbeit aushalten. Wir wiſſen uns daher oft nicht zu helfen."

Auch hier alſo dieſelbe große Miſſionsfrage, wie auf allen andern Stationen, auf welchen nicht bereits größere Gemeinden geſammelt ſind.

β) Engliſche Gemeinde.

Neben der Malajalim-Gemeinde widmen unſere Miſſionare ſich ſodann auch der engliſchen Gemeinde. Jeden Sonntag wird in unſerer Miſſionskirche ein engliſcher Gottesdienſt für die engliſchen Beamten und engliſch redenden Einwohner Calicuts gehalten. Im Spätjahr 1851 baten überdieß einige engliſche Soldaten, die den HErrn kennen oder wenigſtens etwas Beſſeres ſuchen, meiſt Leute, die in Cannanur ſtationirt, dort erweckt wurden und ſich zur deutſch-evangeliſchen Miſſions-Kirche gehalten hatten, um einen zweiten engliſchen Gottesdienſt, und unſere Miſſionare willfahrten gerne dieſer Bitte. Dieſer zweite Gottesdienſt Abends ½7—8 Uhr in der engliſchen Schule hat mehr die Form unſerer deutſchen Privaterbauungsſtunden und iſt gewiß, für die engliſchen Soldaten beſonders, eine große Wohlthat, wie er denn auch wirklich als fruchtbringend ſich erwieſen hat.

c. Schulen.

In der nächſten Verbindung mit der Gemeinde ſteht die Mädchen-Anſtalt in Calicut. Während die engliſche Schule und die 10 Knabenſchulen in und um die Stadt her nur von heidniſchen Schülern beſucht werden, befinden ſich in der Mädchenanſtalt mit wenigen Ausnahmen nur Chriſtenkinder, Kinder von Gliedern der Gemeinde zu Calicut und der andern Malabarſtationen.

α. Mädchen-Anſtalt.

Die Leitung der Mädchen-Anſtalt iſt den Frauen Fritz und Huber anvertraut. Es iſt an derſelben ferner ein Schulmeiſter und eine Wittwe, beide aus den Eingebornen, angeſtellt. Auch die Miſſionare geben einzelne Unterrichtsſtunden.

Tagesordnung iſt nach Miſſ. Fritz Bericht vom folgende: ½7—7 Morgenandacht in der Capelle

it den übrigen Gemeindegliedern von Miſſ. Huber geleitet. —10 Uhr Unterricht bei dem eingebornen Schulmeiſter braham im Leſen, Katechismus, bibliſcher Geſchichte, Schrei- n ꝛc. 10—11 Uhr Eſſen und freie Zeit, 11—1 und 2—5 hr Arbeiten unter der Leitung einer der Miſſionsfrauen, onnerſtags 11—12 Uhr Religionsſtunde bei einer der rauen mit Geſang und Gebet eröffnet und beſchloſſen. 5—6 hr freie Zeit. 6 Uhr Eſſen. 7 Uhr Abendandacht von liſſ. Fritz geleitet. Die Haus- und Küchenarbeit beſor- n die Mädchen ſelbſt unter Anleitung einer eingebornen Wittwe, welche über die Haushaltung die Aufſicht führt.

Die Zahl der Mädchen war nach dem damaligen Be- ht 25. Nach den Viſitationsberichten iſt die äußere Ein- htung der Mädchen-Anſtalt ſehr zweckmäßig. Das Haus geräumig, geſund, reinlich und kann, wie dieß bei einer ädchen-Anſtalt in Indien beſonders wünſchenswerth iſt, gen Außen ganz abgeſchloſſen werden. Im eingeſchloſſe- n Hofraum befindet ſich ein Brunnen, vor dem Hauſe r der Mädchen-Anſtalt angewieſene Garten, in welchem : Kinder ſelbſt pflanzen und begießen. Die Kleidung der inder iſt weiß, und der Hindutracht mehr entſprechend als f den andern Stationen, obgleich ſie eben ſo kleidſam iſt, 3 die mehr der europäiſchen Sitte entſprechenden Kleidung r andern Anſtalten. Der Schulmeiſter iſt alt und nicht ſonders kenntnißreich, wie er denn z. B. das Rechnen gar ht verſteht. Dagegen iſt er fleißig und zuverläſſig, was einer Mädchen-Anſtalt im Heidenlande eine große Gnade

Die Kenntniſſe der Kinder ſind befriedigend und auch Erziehung bleibt nicht ohne geſegnete Wirkung. Beſon- s lieblich klangen die Geſänge der Kinder. Die weib- en Arbeiten der Kinder verdienen lobende Anerkennung. e Miſſionare wünſchten die Zahl der Kinder vermehren dürfen.

β. Die engliſche Schule.

Wie die Mädchenanſtalt, ſo befindet ſich auch die eng- he Schule im Miſſions-Gehöfte. Sie iſt ein einfaches

Lehmhaus in der südwestlichen Ecke des vorderen gegen den oben beschriebenen freien Platz gelegenen Hofraums; die Leitung der Schule hat Miss. Huber. Als Lehrer ist ein Hr. Salisbury, ein ausgedienter englischer Soldat, angestellt, der, obwohl nicht Schulmann von Hause aus, seinen Posten doch ziemlich gut ausfüllt. Er ist seiner Muttersprache vollkommen mächtig, hat Methode, ist in seinem Benehmen gemessen und besitzt Auctorität. Neben ihm fungirt der eingeborne Christ Daniel als Lehrer des Malajalim für die neu eintretenden Schüler, welche ihre Muttersprache noch nicht lesen und schreiben können.

Was den Gang der Schule betrifft, so berichtet Miss. Huber im Juli 1851 Folgendes:

„Die englische Schule hatte in den letzten Monaten einen guten Fortgang. Nur hatte ich über Unregelmäßigkeit im Schulbesuch zu klagen. Ich entließ daher alle diejenigen Knaben, welche in einem Monat mehr als fünf Mal die Schule versäumten. In Folge davon ist die Zahl der Schüler von 100 auf 70 zusammengeschmolzen. Die katholischen Knaben haben um Wiederaufnahme in die Schule angehalten. Der Schrecken, welcher durch das Schreiben des Bischoffs in Mangalur über sie gekommen ist, scheint wieder vergessen. Um aber den durch die wiederholten Austritte dieser Schüler herbeigeführten Störungen vorzubeugen, habe ich die Bedingung gestellt, daß die Väter selbst ihre Knaben anmelden, was bis jetzt nicht geschehen ist.

„Was die Fortschritte der Schüler betrifft, so fehlt es den meisten Knaben an Energie; sie wollen lernen ohne eigene Anstrengung; daher sind Manche sehr weit zurück. Andere haben ordentlich gelernt, sind gehorsam und machen mir Freude.

„Zu den in früheren Berichten erwähnten Lehrfächern ist auch noch englische Geschichte hinzugekommen. Einen Auszug aus der neutestamentlichen Geschichte müssen die Knaben auswendig lernen. Daneben lese ich mit ihnen den

Römerbrief. Ich ſtelle bei meinem Unterricht immer Vergleichungen an zwiſchen dem, was die Schrift lehrt und dem, was die Schaſtras der Hindus ſagen; ebenſo zwiſchen dem, was die europäiſche Natur-, Länder- und Völkerkunde ermittelt hat, und dem, was die Schaſtras in geographiſcher und phyſikaliſcher Hinſicht überliefern."

Im December 1851 berichtet Miſſ. Huber:

„Die Eingebornen fangen an zu merken, was die engliſche Schule eigentlich beabſichtigt. Es iſt ihnen bange um ihre Kinder. Dieſe hören hier ſo viel von der chriſtlichen Religion, daß Alle, welche die Schule beſuchen, davon angeſteckt werden. Einige Väter ſind zu mir gekommen und beklagten ſich, daß ihre Kinder ſo viel von der chriſtlichen Religion hören müßten, und drohten, ihre Kinder wegzunehmen. Ich erklärte, daß ich die Knaben nur ſolche Dinge lehre, welche ihnen nützlich ſeyn können, im Uebrigen bleibe ich bei meinem Schulplan, über welchen den Vätern kein Urtheil zuſtehe, ſo lange ſie kein Schulgeld bezahlen. Sofort verließen einige Knaben die Schule. Andere beklagten ſich in der Schule ſelbſt über das Bibelleſen und das Lernen des Katechismus und drohten wegzubleiben. Dieſen wurde erklärt, ſie können thun, was ſie wollen, der Lehrplan aber werde nicht geändert. Andere Knaben dagegen kommen gerne und laſſen ſich von ihren Eltern nicht davon abhalten. Die Weggelaufenen ſind nun ſehr geſchäftig, die treugebliebenen zu verlocken und einzuſchüchtern. Es kann in kurzer Zeit ein Schrecken über alle kommen, ſo daß ſie die Schule verlaſſen; aber ich muß der Sache ihren Lauf laſſen; ich kann nicht nachgeben."

Der Lectionsplan iſt folgender:

(Siehe gegenüberſtehende Tabelle.)

Die Knaben in der Schule gehören folgenden Kaſten und Religionen an: Chriſten 12, Katholiken 1, Braminen 4, Radſchputs 2, Banjans 2, Konkani 1, Muhammedaner 2, Najers 20, Barbers 2, Telingas 5, Tſchetties 2, Tiers 51, Fiſcher 2; zuſammen 70.

Die Chriſten gehören den ſogenannten (Tamil-) Kaſten-Chriſten an, mit denen wir ſchon ſo viel Noth hatten, und die wir wegen ihrem heidniſchen Wandel nicht als Gemeindeglieder betrachten können.

7. Die Malajalim-Schulen für Heidenkinder.

Die eingeborne Jugend, welcher es nicht ſowohl um die Erlernung der engliſchen Sprache und Aneignung europäiſcher Bildung als vielmehr nur um die gewöhnlichen Elementarſchulkenntniſſe zu thun iſt, wird in den Malajalim-Schulen geſammelt. Noch in der erſten Häfte des Jahres 1851 hielten unſere Miſſionare deren 10. Am Ende des Jahres waren es deren noch 8: nämlich 3 in Calicut, 1 in Budiangadi, 1 in Elladur, 1 in Budur und 2 in Coilandy. Die Zahl der Schüler betrug 270. Die Unterhaltungskoſten betrugen 500 Rup. Sollte dieſe Zahl von Schulen und die darauf verwendete Summe Jemand zu groß erſcheinen, ſo iſt zu bemerken, daß Herr Collector Conolly uns ein Geſchenk von 500 Rup. alle Jahre unter der Bedingung zufließen läßt, daß wir ſie auf Volks-Schulen in und um Calicut verwenden. Die Aufſicht über dieſe Schulen führt Miſſ. Huber, wobei er ſich der Beihülfe unſerer Katechiſten bedient. Die Lehrer müſſen aus den Heiden genommen werden aus Gründen, die ſchon öfter entwickelt wurden.

Unter dem 24. December 1851 berichtet Miſſ. Huber über dieſe Schulen Folgendes:

„Den Bericht über die Malajalim-Schulen muß ich mit der alten Klage beginnen, daß ſie ſehr unregelmäßig beſucht werden. Es gibt in dieſem Land ſo viele Feſte, ſo viele Familien-Gebräuche und andere Dinge, die wir nicht in der Gewalt haben und die es uns bis jetzt unmöglich machen, Regel und Ordnung in die Schulangelegenheiten zu bringen. Eine der Schulen in Coilandy mußte wegen der nicht zu beſeitigenden Schwachheiten des Schulmeiſters aufgegeben werden. Die Fiſcherſchule löste die Cholera auf. Eine der Schulen erlitt durch ein von feindſeligen Najern

verbreitetes Gerücht, daß ich einen seinen Eltern entlaufenen Knaben nach Europa gesendet habe, für längere Zeit einen empfindlichen Stoß.

„In unsern Malajalim-Schulen gibt es dreierlei Classen von Schülern: solche, die noch die Buchstaben lernen, solche, die einen Anfang im Lesen machen und solche, die einige Fertigkeit darin erworben haben. Im Durchschnitt bringen es nur wenige so weit, daß sie fließend lesen; sie bleiben nicht lange genug in der Schule. Die Knaben sind meist arm und müssen deßhalb den Eltern, sobald sie etwas größer sind, etwas verdienen helfen. Es gibt in Calicut Kaufleute, die mit Ingwer handeln und ganze Schiffe davon nach England senden. Bei der Zubereitung des Ingwer stellen sie eine Menge Knaben an. Davon ist die natürliche Folge, daß diese die Schule verlassen und dem Verdienst nachlaufen.

„In allen unsern Schulen werden Dr. Barth's biblische Geschichten gelesen und auswendig gelernt. Viele Knaben lernen mit Verstand und fassen das Auswendiggelernte und die ihnen gegebenen Erklärungen desselben. Andere dagegen lernen ganz mechanisch und verstehen wenig oder nichts von dem Gelernten.

„Würden die Schulen nicht so viele Gelegenheiten darbieten, den Alten das Wort Gottes nahe zu bringen, so würde sich fragen, ob nicht Geld, Zeit und Kraft, die auf sie verwendet werden, zweckmäßiger angewendet werden könnten."

Soweit Miss. Huber. Auch Inspector Josenhans fand, daß die Schulen in Malabar hinter den Schulen in Canara und noch mehr hinter denen in Südmahratta weit zurückstehen. Es ist dies aber die natürliche Folge davon, daß in der Präsidentschaft Madras von Seiten der Regierung nichts für die Schulen gethan wird, während in der Bombay-Präsidentschaft von der Regierung nicht allein Schullehrerseminarien, sondern auch Schulen in großer Zahl erhalten werden, was, so wenig diese Regierungsschulen positiv auf die Christianisirung des Volks hinwirken, doch bereits die gute Wirkung gehabt hat, daß das Verlangen nach

Unterricht allgemeiner ſich verbreitet hat. Außerdem iſt nicht zu verkennen, daß auf den Malabarſtationen, wo ſchon länger Gemeinden gegründet ſind, die Miſſionare weit mehr in Anſpruch genommen ſind als in Süd-Mahratta, wo ſich die Gemeinden erſt zu bilden beginnen.

B. Die Miſſion auf dem Lande.

Bereits iſt erwähnt worden, wie groß das Gedräng war und noch iſt, in welches unſere Miſſionare in Calicut durch faſt jeden Uebertritt eines Heiden zur Gemeinde verſetzt werden. Dieß gab Veranlaſſung zur Gründung zweier Miſſions-Colonieen auf dem Lande. Die eine derſelben liegt 9 Stunden ſüdöſtlich von Calicut und heißt Cotacal, die andere liegt, wie bereits oben gemeldet wurde, 4 Stunden nördlich von der Stadt, hart an der Küſte, und heißt Coilandy.

a. Cotacal.

Cotacal iſt ein früher wüſte gelegener Ort, rechts von der Straße nach Palghat in der Nähe von Budiangadi. Herr Collector Conolly übergab das Land unſerer Miſſion mit dem Wunſche, daß eine Anzahl Najadis (man vergleiche über dieſe armen Geſchöpfe unſere früheren Berichte) dort angeſiedelt und mit dem Evangelium bekannt gemacht würden. Allein außer einem einzigen Jüngling entfernten ſie ſich allmählig Alle von Cotacal, verführt durch die Lockungen der Moplas, die ſie durch allerlei Beſtechungen zum Muhammedanismus hinüberführten und durch ihren Hang zum ungebundenen und herumziehenden Leben. Dagegen wurden nun ſolche Glieder der jungen Chriſtengemeinde in Calicut dort angeſiedelt, welche brod- und vermögenslos von der Miſſion verſorgt werden mußten. Eine Reihe Lehmhäuſer wurden gebaut, eine Wohnung für einen Katechiſten, ein Betſaal ſammt einem anſtoßenden Zimmer für den beſuchenden Miſſionar. Das Land wurde urbar gemacht, Reisfelder und Baumgärten angelegt. Neuer Grund wurde erworben. Allein das zuerſt erhaltene Land erweist

ſich mehr und mehr als ſehr unfruchtbar. Es iſt ein rings von niedrigen Hügeln umſchloſſener Grund, mit Lettenboden, der das Waſſer nicht durchläßt, ſo daß im Monſun Alles unter Waſſer geſetzt wird. Dieß iſt der Grund, warum die Anſiedler theilweiſe unmöglich ihr Fortkommen finden können, wenn ihnen nicht fruchtbares Land angekauft werden kann, das allerdings in der Nähe, aber zu ziemlich hohen Preiſen, zu haben iſt. Eben deßwegen wurde während der Anweſenheit des Inſpectors der Beſchluß gefaßt, alle diejenigen Chriſten, welche in Cotacal ſich nicht von ihrem Lande nähren können, nach Coilandy zu verſetzen, wo man der arbeitenden Hände bedurfte und die Miſſion Heiden anſtellen mußte, wenn dieſe Chriſten nicht hinüberzogen. Auf dieſe Weiſe war für den Augenblick geholfen. Allein, wie ſo oft in der Welt, ſo iſt auch hier die in weltlicher Beziehung dürftige Gegend reicher an Früchten des Geiſtes als manche geſegnete Stelle des Landes. Cotacal iſt ein Licht für die Umgegend. Der eifrige und begabte Katechiſt Paulus führt immer neue Schafe herzu. So muß eben doch über kurz oder lang fruchtbares Land in der Nähe erworben werden, um der Gemeinde ihr Auskommen zu ſichern.

Wir fügen Einiges aus den Berichten des Miſſionars Fritz über dieſes Filial hier bei. Er ſchreibt im Juli 1851: „In Cotacal bildet ſich nach und nach ein Gemeinlein, deſſen Glieder durch ihrer Hände Arbeit auf dem dortigen Lande ihren Unterhalt finden müſſen. Es wohnen daſelbſt Andreas mit Frau und 2 Kindern, Marcus mit ſeiner Frau und ſeinem Bruder, Samuel mit Frau, Schwager, Mutter und Großmutter, Chriſtian nebſt Frau, Zacharias mit Frau, Thomas ledig, Barid ledig, Saulus nebſt Frau und Kindern. Auch die Frau des Impfers Simon, die in der Nähe wohnt, hält ſich zur Gemeinde. Es ſind alſo 9 Familien ohne die Familie des Katechiſten. Paulus hat bis jetzt neben ſeiner Katechiſten-Arbeit auch noch die Ober-Aufſicht über die Oeconomie, um zu ſehen, ob Jeder ſeine Arbeit zu rechter Zeit und mit Ernſt thut. Er

ist durch Gottes Gnade ganz der rechte Mann für seinen Posten; genießt Achtung und Zutrauen. Am Sonntag wird Vor- und Nachmittags im Saal Gottesdienst gehalten. In der Woche versammelt sich die Gemeinde täglich ein Mal wenigstens zum Gebet. Mit den Frauen hält Debora unter Anleitung ihres Mannes, des Katechisten Paulus, eine Gebetstunde zur gleichen Zeit, wo auch in Calicut die Frauen der Gemeinde um die Schwestern Fritz und Huber sich versammeln."

Im December 1851 schreibt derselbe: „Unser Christenhäuflein in Cotacal hat sich mühselig durchzuschlagen; da ihnen die erste Ernte größtentheils und die zweite ganz fehl schlug. Ihrem Herzenszustand nach macht die Mehrzahl uns Freude. Die im Laufe des Jahres getauften Cherumer-Familien wachsen in der Gnade und Erkenntniß Gottes ihres Heilandes.

b. Coilandy.

Coilandy ist ein Dorf, 4 Stunden nördlich von Calicut gelegen. Dort hatten unsere Missionare von Calicut aus schon länger gearbeitet. Mehrere Schulen waren daselbst errichtet, ein Baumgarten sammt einem Lehmhaus für einen Katechisten gemiethet, und vielfältige Besuche gemacht worden. Die Gegend ist von einem tüchtigen Menschenschlag bevölkert. In der Nähe befindet sich ein vielbesuchter Tempel und Wallfahrtsort der Hindu's. Aber erst seit neuer Zeit gewinnt der Ort größere Bedeutung für uns. Als die Frage wegen Unterbringung der neubekehrten Christen in Calicut stets von Neuem sich erhob, schaffte unser theurer Freund, Hr. Conolly, Rath. Es befindet sich bei Coilandy, eine halbe Stunde rechts von der Hauptstraße Malabars, wenn man nämlich von Oben herab nach dem Süden reist, ein großes, weites Stück Landes, das, von verschiedenen Herren angesprochen, Gegenstand langer unauflösbarer Prozesse war. Dieses Land nahm die Regierung in Beschlag, weil es Anlaß zu ewigen Händeln gab, während Niemand daran dachte es anzubauen, und wies es unserer Mission zu einer Colonie von Christen an. Das

Land iſt an einer ſchönen Meeresbucht gelegen, welche im Norden und Süden namhafte Hügel begrenzen. Der Grund iſt mit Niederwald oder Geſtrüp bedeckt; der Boden rother fruchtbarer Sand. Nur auf der tiefſten Terraſſe, welche unmittelbar ans Meer ſtößt, findet ſich auch hier, wie an der ganzen Küſte hinauf jener tiefe gelbe Sand, welchen die Cocospalme in ſo hohem Grade liebt. Indeſſen war es nun eine ebenſo mühevolle als koſtſpielige Arbeit. Das Gebüſch mit der Wurzel auszureuten, den Boden umzubrechen und Beete und Terraſſen anzulegen, wie dieß in dieſem Lande immer geſchehen muß. Indeſſen gelang es mit Hülfe namhafter Unterſtützungen unſerer geliebten Brüder im ſüdlichen Rußland, ein großes Stück des Landes anzupflanzen. Der waſſerreichere, aber kleinere Theil wurde in Reisfelder, der größere Theil in einen Baumgarten verwandelt. Tſchäckbäume (eine Art Brodfruchtbaum), Cocospalmen und verſchiedene andere Fruchtbäume wurden in großer Zahl geſetzt, dazwiſchen Oelpflanzen und andere Gartengewächſe angepflanzt. Ferner wurde eine größere Anzahl Brunnen gegraben, ohne welche in dieſem Lande weder Gärten noch Felder gedacht werden können, und mehrere Häuſer für die Anſiedler, ſowie eine kleine Capelle ſammt einem Zimmer für den beſuchenden Miſſionar und eine Katechiſten-Wohnung erbaut. Noch war aber zur Zeit der Viſitation der Station weit nicht Alles Gebüſch entfernt und Alles Land angepflanzt. Vorausſichtlich waren noch mehrere Jahre dazu nöthig. Eben deßwegen wurden diejenigen Chriſten, welche in Cotacal nicht hinreichende Beſchäftigung und hinreichenden Unterhalt fanden, auf Antrag des Inſpectors hierher verſetzt, wo es Arbeit genug für noch Mehrere gab. Da aber das Reisland nur klein iſt und die Bäume zuvor groß wachſen müſſen, ehe ſie Früchte tragen, und alle neuen Baumpflanzungen in Indien Jahrelang täglich begoſſen werden müſſen, ſo wird die Miſſion vorausſichtlich noch eine Reihe von Jahren einen großen Theil der Coilandy-Gemeinde zu unterſtützen haben. Nach den Berechnungen der Miſſionare werden jährlich 600 Rup. dazu nöthig ſeyn,

ſelbſt wenn kein neuer Zuwachs an Gemeindegliedern uns nöthigen ſollte, immer noch mehr Land umbrechen und anpflanzen zu laſſen. Eben deßwegen ſprechen wir gegen unſere Leſer die herzliche und vertrauensvolle Bitte aus, ſie möchten dem Beiſpiele unſerer Brüder in Rußland folgen und uns Mittel in die Hände legen, dieſe ſo viel verſprechende Colonie zu erhalten, und zu dem vorgeſteckten Ziel der Selbſtſtändigmachung unſerer Hinduchriſten fortzuführen. Wir wagen dieſe Bitte um ſo zuverſichtlicher, weil die Gemeinde bereits jetzt von großem Einfluß auf die ganze heidniſche Umgebung iſt und wir ſagen können, daß die Coilandy-Brüder es werth ſind, daß wir uns ihrer annehmen, ſo viel Schwachheit ſich noch bei ihnen finden mag.

Zur Beſtätigung des Geſagten fügen wir noch Einiges aus den Berichten unſerer Brüder hinzu. Der Bericht vom Juli 1851 meldet:

„Br. Fritz verweilte in Coilandy Anfangs April 10 Tage, um dem daſelbſt ſtattfindenden Götzenfeſte und Jahrmarkt anzuwohnen. Das Feſt ſelbſt dauerte bloß 3 Tage; aber ſchon einige Tage vorher wurde durch Ausſtecken der Tempelfahnen und andere Zurüſtungen die Aufmerkſamkeit der Umwohner auf die bevorſtehende Feierlichkeit gerichtet. In dieſer Zeit nämlich werden die das Jahr hindurch gemachten Gelübde an den Tempel abbezahlt. Morgens und Abends zogen ganze Schaaren Männer und Weiber mit ihren Kindern an der Hand und dem Säugling auf dem Arm zu dieſem Zwecke dem Tempel zu. Sie ſind Alle reinlich gekleidet. Einzelne haben ihre Stirne mit Safran gelb beſtrichen, denn dieſe Kaſte hat einen ihr beſtimmten Ort, wo ſie ihre Opfer und Gaben niederlegen. — Die Braminen ſind natürlich auch hier die Meiſter, obwohl die Beſorgung der Tempelgüter und äußere Aufſicht den Uralern zukommt. Die Najer dürfen innerhalb der Tempelmauer ſich verſammeln, während die Tier, Mukver (Fiſcher) ꝛc. in größerer oder kleinerer Entfernung bleiben müſſen. — Die Gelübde beſtehen in ge-
ähnlichen Fällen in Geld, Reis, Oel und andern Früchten.
ichſam zur Vergütung der dargebrachten Dinge werden

dann an den eigentlichen Festtagen feierliche Prozessionen angestellt. Die Tempelmusik zieht voran; dann kommen einige mit Gold- und Silberteppichen bedeckte Elephanten. Auf dem mittleren sitzt ein Bramine mit einem Götzen, der ein Repräsendant des Hauptgötzen des Tempels ist. Zur Rechten und Linken sitzen Braminen, die mit großen, schönverzierten Windfächern dem todten Götzen kühlende Lüfte zuwehen, während noch andere durch Schwingen von dampfenden Räuchwerkkesseln dem Götzen ihre Ehrfurcht bezeugen. Wie sich dieser Zug den bezeichneten Stellen naht, so ziehen sich die dort Versammelten unter Geschrei und den furchtbarsten Verbeugungen — wobei man nichts Anderes denn einen Haufen Wahnsinniger vor sich zu haben glaubt — ehrfurchtsvoll zurück. Nachdem der Götze auf diese Weise seine Visite abgestattet hat, zieht die Prozession weiter. In ihrem Gefolge aber werden alle möglichen Unarten verübt, wogegen keine Stimme laut wird, da die Mehrzahl entweder aus zügellosen Jungen oder Trunkenbolden besteht.

„An den Hauptfesttagen konnte von unserer Seite am wenigsten gethan werden, dagegen wurde vor- und nachher mancher Seele das Heil in Christo nahe gelegt. Es hält gewöhnlich nicht schwer den Hindus das Thörichte und Unzulängliche des Götzendienstes zu zeigen und dann, wenn sie davon überzeugt zu seyn eingestehen, auf das in Christo Jesu geoffenbarte Heil überzugehen. Wir hatten uns zu diesem Zwecke an einem von dem Tumult etwas entfernt gelegenen Orte unter einem Baume, wo ein Najer für die dürstende Menge frisches Wasser austheilen ließ, aufgestellt. Die Barmherzigkeit dieses Mannes, dem Durst der Menge ein Linderungsmittel zu verschaffen, bildete den Anknüpfungspunkt von der viel größeren Barmherzigkeit unseres Gottes zu reden, wie sie sich in der Sendung seines Sohnes für ein der ewigen Verdammniß würdiges Geschlecht aufs Bestimmteste geoffenbart hat. Da wir ein beständig wechselndes Auditorium hatten, so wurde ein und dieselbe Wahrheit nur in etwas verschiedenen, den Umständen angemessenen Formen wiederholt vorgetragen, sowie dazwischen geworfene Fragen

und Einwürfe durch Gegenfragen und Erläuterungen des Gesagten beseitigt.

Am Sonntag Nachmittags, den 6. April, als wir dem Predigtplatze zugingen, stießen wir unversehens auf die Prozession. Wir stellten uns in einiger Entfernung auf einem freien Platze auf, wo wir in einem Augenblick von einem Haufen betrunkener Najer und ausgelassener Knaben uns umringt sahen, die durch Lärmen, Spotten und Lästern uns durchaus nicht zum Wort kommen ließen. Sie trugen es besonders darauf an, die Katechisten von meiner Seite wegzukriegen, um diese dann mißhandeln zu können. Ein Knabe von etwa 12 Jahren war wie besessen, und sprach die fürchterlichsten Lästerungen gegen Christum aus. Er besuchte für kurze Zeit eine unserer Schulen. Da wir durchaus zu keinem Worte kommen konnten, so versuchten wir auf die Landstraße zu kommen, aber kaum hatten wir unsere Stelle verlassen, so folgte der ganze Haufe nach; der Lärm und das Geschrei wurde immer größer, und ehe wir die Straße erreichen konnten, hatten wir ein kleines Wäldchen zu passiren, wo wir einen ordentlichen Steinregen zu bestehen hatten, doch wurde trotzdem, daß zu unserer Rechten und Linken die Steine dahergeflogen kamen, keiner von uns verwundet. Auf der Straße angekommen, konnten wir wieder ungestört mit größern und kleinern Haufen reden, und kehrten erst, nachdem die Sonne untergegangen war, in unser Gehöfte zurück, den HErrn für seine Bewahrung preisend. Dieses Fest zeigte uns aufs Neue, welch gewaltigen Halt der Götzendienst in den Herzen der Hindus hat und welche Gottesmacht erfordert wird, eine Seele diesen Fesseln zu entreissen. Dem Fleisch mit allen seinen Gelüsten ist Thür und Thor weit aufgethan. Viele sehen in diesen Festen nichts weiter, als ein religiöses Gaukelspiel, geeignet den Tempel zu bereichern und den Leuten die Zeit zu vertreiben, ohne aber deßwegen dasselbe zu verabscheuen oder sich nach etwas Besserem umzusehen. Möge der HErr das, was in seinem Namen und im Glauben an sein Verheißungswort gethan wurde, segnen! Die Loosung der Brüdergemeinde diente

uns zu nicht geringer Aufmunterung und Stärkung. Sie hieß: „So umgürte nun deine Lenden, und mache dich auf und predige und thue Alles, was ich dich heiße. — O unser allgemeines Haupt, gib, daß man unserm Zeugniß glaubt, das Rufen dring' in Ohr und Herzen ein, und wenn wir auf Dich weisen, so erschein'!"

Im December 1851 schreibt Missionar Fritz:

„Die Arbeit auf dem Cotlandyfelde geht ihren regelmäßigen Gang fort und hat bis jetzt den Zweck, zu welchem sie begonnen wurde, entsprochen. Sie ist eine Probestätte für solche, die ein Verlangen aussprechen, Christen zu werden und denen in Folge ihres Heraustretens die nöthigen Existenzmittel fehlen. Hier haben sie Gelegenheit, mit der Wahrheit bekannt zu werden und für das tägliche Brod bearbeiten sie das Feld. Das Anpflanzen von Cocospalmen scheint gegen sich zu haben, daß man für die ersten 8—10 Jahren nur Ausgaben dabei hat und keine entsprechenden Einnahmen. Es ist aber zu hoffen, daß die Station später mit dem Ertrag dieser Pflanzungen einen Theil ihrer Ausgaben wird bestreiten können. Es sind in Cotlandy gegenwärtig 16 Männer unter Esau David's Aufsicht mit dem Ausreuten des Gebüsches beschäftigt; die Andern wässern die bereits gepflanzten Cocospalmen. Ersteres ist eine sehr schwere Arbeit, so daß die Hindus und Moplas unsere Leute gewöhnlich damit verspotten, daß sie sagen: „„Ist das der Nutzen vom Christwerden, daß man Gebüsch ausrotten darf"" ꝛc. Je schneller das Land vollends gesäubert wird, desto besser. Von oben genannten Männern sind fünf Christen, die übrigen Katechumenen. Fünf sind seit dem Beginn der Arbeit wieder davon gegangen, welche dadurch an den Tag legten, daß sie nicht das suchten, was wir ihnen in Gottes Namen bringen sollen. Wir haben Ursache zu glauben, daß die Anlegung der kleinen Colonie, die Stationirung eines Katechisten daselbst und die Errichtung von Schulen nicht ohne Segen für die Gegend seyn wird. Jetzt sehen wir freilich noch keine Früchte, es sey denn, daß die immer deutlicher an die Stelle des früheren Indifferentismus tretende

Feindschaft als solche zu betrachten ist. Wir wollen aber im Glauben auf Hoffnung säen und den HErrn bitten, den ausgestreuten Samen Früchte tragen zu lassen zum Preise seines Namens."

Schließlich fügen wir noch die Notiz hinzu, daß Frau Huber in Folge von Dysenterie und andern Zufällen einer gründlichen Erholung zu bedürfen scheint und ohne Zweifel die Station für einige Zeit wird verlassen müssen, was um so schmerzlicher ist, je mannigfaltiger die Anforderungen sich gestalten, welche die sich ausbreitende Arbeit an die Missionsgeschwister macht.

Census der Station Calicut zu Ende 1851:

Summa der	Gemeindeglieder und Taufcandidaten .	146
" "	nicht zur Gemeinde gehörigen Schulmeister und Schüler	356
" "	sämmtlichen mit der Mission in Verbindung stehenden Seelen	502

Die allgemeinen Verhältniſſe unſerer oſtindiſchen Miſſion.

Wir wenden uns ſofort zur Darſtellung der allgemeinen Verhältniſſe unſerer oſtindiſchen Miſſion, nachdem wir die ſpecielle Geſchichte der einzelnen Stationen bis zum Juli 1852 fortgeführt haben. Zuerſt mögen hier einige Bemerkungen über die perſönlichen und amtlichen Verhältniſſe unſerer Miſſionare an ihrer Stelle ſeyn.

1. Die perſönlichen und amtlichen Verhältniſſe der Miſſionare.

a) Die perſönlichen Verhältniſſe der Miſſionare.

Wir beginnen mit dem Alleräußerlichſten, dem Hausweſen der Miſſionare. Die Wohnungen unſerer Miſſionare in Oſtindien ſind nur zum geringſten Theil aus Steinen (dem ſogenannten Laterit, rothem gegrabenem Ziegelſtein) erbaut; die meiſten ſind halb aus Stein, halb aus Erde (nämlich ſo, daß die Wände aus Lehm und nur Thür- und Fenſterpfoſten und die die Hauptlaſt des Gebäudes tragenden Stellen von Stein aufgeführt ſind); einige ſogar ganz aus Lehm erbaut. Alle mit Ausnahme von zweien ſind einſtöckig. Die Dächer ſind in Canara von Gras, in Malabar von Blättern, in Süd-Mahratta von aufgeſchütteter Erde, nur einige wenige von Stroh oder Ziegeln. Es iſt aber theils um der Feuersgefahr, theils um der großen Mühe des alljährlich vor der Regenzeit nothwendigen Umdeckens, theils um der durch Letzteres verurſachten Koſten willen beantragt, die Dächer allmählig mit Ziegeln zu decken. Die Fußböden ſind ein Aufguß von Kalk; von oben her ſind ſtatt der Gypsdecken Matten ausgeſpannt. Die Zimmer ſind geräumig und luftig, aber keineswegs zahlreich. Das Ausſehen mehrerer Häuſer iſt allerdings ſtattlich, wie z. B. der Häuſer in Calicut, Tellitſcherry und Mangalur; alle dieſe Häuſer ſind aber von abgehenden engliſchen Beamten der Miſſion geſchenkt oder um ſehr herabgeſetzten Preis überlaſſen worden. Die von den Miſſio-

naren ſelbſt neu erbauten Wohnungen ſind in einem ſehr beſcheidenen Styl aufgeführt.

Die Ausſtattung der Häuſer geſchah in früheren Jahren nach keinen beſtimmten Regeln. Engliſche Freunde ſtifteten abgängige Mobilien und Geräthſchaften ins Haus oder überließen bei ihrem Abgang den nicht verkäuflichen Theil ihrer Hausgeräthe der Miſſion. Anderes wurde auf Koſten der Miſſionskaſſe angekauft. In neuerer Zeit iſt in Uebereinſtimmung mit der General-Conferenz der Miſſionare eine Mobiliar-Ordnung feſtgeſetzt worden. Ein lediger Miſſionar erhält, wenn er nicht einem abgehenden folgt, ſondern eine neue Haushaltung einzurichten hat, 205 Rupien, ein verheiratheter 365 Rupien, hat dann aber mit dieſer Summe Alles zu beſtreiten, was die neue Haushaltung erfordert, Meubeln, Betten, Küchengeräthe u. ſ. w. Die angekauften Meubeln verbleiben jedoch der Station als Miſſions-Eigenthum. Schon dieſe Zahlen laſſen erwarten, daß große Einfachheit in den Miſſionshäuſern herrſcht. Und in der That hat auch die Viſitation kein anderes Ergebniß geliefert. Im Allgemeinen kann zwar das Mobiliar rückſichtlich der Qualität nicht gering genannt werden. Es iſt aber zu bemerken, daß ſämmtliche Meubeln an der Weſtküſte von Calicut kommen, wo ſie zu verhältnißmäßig niedrigen Preiſen von Eingebornen gefertigt werden, der Miſſionar aber nicht nach ſeinem Geſchmack beſtellen kann, ſondern nehmen muß, wie der Markt die Gegenſtände liefert.

Die Lebensweiſe der Miſſionare iſt nicht, wie die der engliſchen Beamten, europäiſch, ſondern faſt durchweg oſtindiſch. Caffee, Thee, Reis mit Curry (einer aus vielen Gewürzen und ſcharfen Stoffen bereiteten, dem europäiſchen Ankömmling zuerſt unerträglichen Brühe), ſammt einer Auswahl von Früchten ſind faſt die einzigen Nahrungsmittel, welche auf die Tiſche unſerer Miſſions-Familien kommen; ſelbſt den Kindern wird Reis in Pfefferwaſſer vorgeſetzt. Wein und Bier, ob ſie gleich in jeder Stadt zu verhältnißmäßig ſehr niedrigen Preiſen zu haben ſind, werden bloß Kranken und Gäſten gereicht. Selbſt vornehmen engliſchen

Freunden pflegt man z. B. in Käty, wo man viele ſolche Beſuche erhält, nichts Beſonderes zu machen. Dagegen würde einem Unkundigen dennoch Einzelnes als Luxus erſcheinen. Die Zahl der Dienſtboten iſt größer als in europäiſchen Familien; ebenſo nimmt man es in Indien oft ſchwer zu Fuß zu gehen, wo in Europa in den unteren Ständen Niemand daran denken würde. Allein hier kommen die Verhältniſſe des Landes in Betracht, die man in unſeren Kreiſen noch weit nicht genug erkennt. Wie ganz anders lebt ſich's doch in einem Lande, wo es eigentlich keine unverheiratheten Leute gibt, alſo auch keine unverheiratheten Dienſtboten! Wer dächte in unſern Familien daran, eine Kindsmagd anzuſtellen, die eigene Kinder hat und nicht bloß der Herrſchaft aufwartet, ſondern auch den eigenen Mann und die eigenen Kinder verſorgen muß und oft zuerſt verſorgt? Wer würde im Abendland in bürgerlichen Familien einen Mann zur Kindsmagd machen? Wer duldete Dienſtboten im Hauſe, die nach der feſtſtehenden Kaſten-Ordnung gewiſſe Geſchäfte zu verrichten ſchlechthin ſich weigerten? Wer würde ſo ſchwächliche oder träge und dabei anſpruchsvolle, unzuverläßige Dienſtleute anzuſtellen Luſt bezeugen? Hier aber muß man in die unabweisbare Nothwendigkeit ſich fügen und Geduld haben und abermals Geduld, durch die Erfahrung belehrt, daß keine Strenge, keine Ungeduld zum Ziele führt. — Sich tragen zu laſſen, ſelbſt nur kleinere Touren zu Pferd oder im Ochſenwagen zu machen, erſcheint dem abendländiſchen Bürger und Bauersmann als eine tadelnswerthe Bequemlichkeit, zumal entſchieden iſt, daß mancher Miſſionar ſehr wohl auch in Indien im Stande iſt, ſeinen Weg auch an heißen Tagen unter die Füße zu nehmen. Allein gewiß iſt Zeiterſparniß da ſelbſt Geldererſparniß, wo die Zahl der Arbeiter noch ſo klein iſt, wie auf dem Miſſions-Gebiet, und iſt eben ſo ausgemacht, daß manche Europäer den Strahlen der tropiſchen Mittagsſonne ſich ſchlechterdings nicht ausſetzen dürfen. Inſpector Joſenhans erzählt, daß er Stunden und Tage der Sonne ſich habe ausſetzen dürfen, daß er aber doch zuvor keine Vor-

stellung gehabt von der geradezu oft schmerzhaften Wirkung des ostindischen Sonnenstrahles, und erinnert wiederholt daran, daß man erst dann wisse, welchen Einfluß so ganz andere Naturverhältnisse auf das körperliche Leben äußern, wenn man die Wirkungen derselben an das eigene Leben näher herantreten sehe. Er hat zwar nicht finden können, daß die Gefühlsstimmungen und die Gedankenproduction bei den in Ostindien lebenden Europäern wesentlich verschieden sich gestalten von der Heimath. Wie neben der tropischen Fülle immer tropische Dürre und Oede hergeht und diese selbst vorherrscht, so ist auch die Stimmung und der Gedankengang bei den im Orient lebenden Europäern weit mehr und weit öfter gedrückt und gehemmt, als übermäßig gesteigert und beflügelt. Er fand die Missionare, die er zuvor persönlich kannte, in ihrem Wesen unverändert, psychisch in hohem Grade sich gleichgeblieben. Nur die Weltanschauung, das Urtheil, der Inhalt des Lebens ist ein wesentlich anderer geworden.

Was den Gesundheitszustand unserer Missionare und Missionsfrauen betrifft, so ist kein einziges Glied unserer ostindischen Missionsfamilie so gesund, daß es, wie doch manche Männer und Frauen der Heimath, sprechen könnte: Ich bin seit so und so viel Jahren nicht mehr krank gewesen; oder sogar: Ich bin noch nie krank gewesen. Alle haben durch das Klima zu leiden gehabt und noch zu leiden, auch die kräftigsten und gesündesten. Wollten wir einmal die mehr und länger Leidenden aufzählen, so würde manchem unserer Freunde schwer und wehmüthig ums Herz werden. Auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, daß auch unter europäischem Himmel die Zahl der vollkommen Gesunden nahe zusammengeht, und viele Krankheiten unserer Missions-Geschwister sie gewiß eben so in Europa betroffen hätten als in Indien.

So wenig also die Missionsfreunde der Heimath richtig urtheilten, wollten sie nur gesunde Leute für brauchbare und tüchtige Missionsarbeiter halten, so wenig gegründet würde auf Seiten der Missionare der Glaube seyn, daß alle

ihre Leiden auf Rechnung ihrer Missionslaufbahn kommen. Schlagen wir also die Krankheiten nicht zu hoch an! Lassen Sie uns vielmehr auch im Blick auf die Leidenstage, an denen das Missionsleben freilich reich genug ist, getrost seyn in dem HErrn!

Das ehliche Leben betreffend, dürften wir uns vielleicht, die Sache natürlich menschlich betrachtet, nicht wundern, wenn uns da oder dort ein Zeichen mangelnder Befriedigung begegnete; hat doch ein guter Theil der Missions-Geschwister vor seiner Verlobung sich nicht gekannt, oft nicht einmal gesehen. Um so erfreulicher ist der Segen, der, so weit unsere Blicke reichen, auf den Ehen unserer Missionarien ruht. Weder Klagen noch Gerüchte, die das Gegentheil andeuteten, sind bei der Visitation laut geworden.

Eine andere Frage ist, ob es nicht im Interesse der Mission liege, daß die Missionare unverheirathet bleiben. In Indien, wo einerseits die Nachwirkungen des zügellosen Lebens der ersten Eroberer noch nicht verschwunden sind, andererseits die Verhältnisse immer mehr den europäischen ähnlich werden, wo bereits größere Gemeinden sich gebildet haben, in denen ein christliches Familienleben gegründet werden soll und das weibliche Geschlecht an den Folgen Jahrhunderte langer Verwahrlosung und Unterdrückung leidet, scheint dieß nicht der Fall zu seyn. Schlagfertiger steht allerdings der unverheirathete Missionar; doch sind unsere verheiratheten Männer hinter den unverheiratheten auch in diesem Stück nicht zurückgeblieben. Und wohlfeiler dürften die unverheiratheten Männer die Mission nicht betreiben, als die verheiratheten, so daß also auch auf dem Missionsgebiete wie anderwärts in diesem Punkte das Gesetz der evangelischen Freiheit wird anerkannt werden müssen.

Eine bei der Visitation oft wiederkehrende Frage war die: wie die Kinder der Missionare erzogen werden sollen. Daß, wenn diese Glieder der Missionsfamilie leiden, der ganze Missionsleib leidet, ist vollkommen klar. Daß Männer und Frauen auf der Station so vollauf beschäftigt sind, daß sie den Unterricht ihrer Kinder nicht selbst übernehmen

können ohne Nachtheil für das Werk, iſt einleuchtend. Daß die Kinder, ſobald ſie zum klaren Bewußtſeyn kommen, der heidniſchen Umgebung entrückt werden müſſen, gibt Jeder zu, der die Heidenwelt geſehen hat. Ob es möglich iſt, Kinder im Heidenland ohne Anſchauung des europäiſchen Lebens auf den Standpunkt der gebildeten Welt emporzuheben und der Beſchränktheit des heidniſchen Geſichtskreiſes, wie der Schlaffheit der energieloſen Tropenländer zu entreißen, dieß wird zwar bezweifelt, jedoch meiſt nur von gewiſſen Bedingungen abhängig gemacht. Schwieriger iſt wohl die Eröffnung einer Zukunft für die Kinder in Indien. Die Beamtenſtellen werden nur an Engländer, und ſelbſt unter dieſen nur an die vom Hof der Directoren in London Empfohlenen vergeben. Nur Privat-Anſtellungen etwa dürften deutſche Miſſionskinder erhalten. Die Gewerbe erfordern Capitalien, die den Miſſionskindern fehlen, und nähren ſchwerlich ihren Mann, ſo lange das Leben der Eingebornen ſo völlig bedürfnißlos iſt. Zum Miſſionsdienſt aber laſſen ſich die Kinder nicht von den Eltern vorbeſtimmen, wenn ſie der HErr nicht ſelbſt dazu auserſieht. Auf der andern Seite könnten im Lande geborne Europäer ein großer Segen für daſſelbe werden. Die Eltern ſelbſt hätten die beſte Stütze an ihren Kindern in Tagen der Krankheit und des Alters. Den Kindern wiederum kann keine noch ſo treue Vormundſchaft die Aufſicht, den Rath und Einfluß der Eltern erſetzen. Die Koſten werden ziemlich gleich groß ſeyn im Fall der Verbringung der Kinder nach Europa und im Fall der Errichtung einer volles Vertrauen einflößenden Erziehungsanſtalt auf den dem europäiſchen Klima näher kommenden Bergen. Dieß waren die vielfach in Anregung gebrachten, oft und angelegentlich beſprochenen, in Indien aber nicht zu löſenden Fragen, die der Heimath aber die entſchiedene Aufgabe ſtellen, eine neue Anſtrengung zu Gunſten der Miſſionskinder ſich aufzuerlegen.

b) Die amtlichen Verhältnisse der Missionare.

Hier kommt zuerst das Verhältniß der Missionare zu einander in Betracht.

Auch dieses Verhältniß hat, wie alle menschlichen Verhältnisse, seine Geschichte gehabt, und wir könnten verschiedene Epochen derselben namhaft machen. Wir halten uns jedoch nur an den Stand der Dinge, wie er in den letzten Jahren sich gebildet hatte und bei der Visitation sich vorfand. Dieser ist folgender: Rücksichtlich der Herzensstellung der Missionare zu einander, so wie im außeramtlichen Verkehr herrschte, wie sich nicht verkennen ließ, ein so ungetrübtes brüderliches Einverständniß, als dieß nur immer unter ähnlichen Verhältnissen in den christlichen Kreisen der Heimath sich finden mag. In Beziehung auf den amtlichen Verkehr dagegen und das amtliche Zusammenwirken griffen die Räder nicht überall so völlig in einander, als dieß bei einer rasch sich vergrößernden Gemeinschaft wünschenswerth erscheinen muß. Es kommt dieß aber nicht auf Rechnung der Missionare allein, weder auf die der Gesammtheit, noch die der hervorragenden Individualitäten. Allerdings fehlt es oft an dem rechten christlichen Gemeingeist, es fehlt an dem nöthigen allgemeineren Ueberblick; an Kenntniß des amtlichen Geschäftsgangs; an Gewandtheit in mündlichen Verhandlungen, in der Berichterstattung; ja wir stehen nicht an zu sagen, bisweilen auch an Demuth, Bescheidenheit, Gehorsam. Dennoch reichen alle diese Momente zur Erklärung dieser Thatsache nicht aus. Man muß vielmehr hinzunehmen, daß bis in die neueste Zeit herein alle unsere Missionare einander völlig coordinirt waren, einerseits zwar ins Einzelne gehende Befehle in Beziehung auf die einzelnen Missionsanstalten, andererseits die nöthigen Geschäftsvertheilungen vorlagen, aber Kirchen-, Gottesdienst- und Schul-Ordnungen erst aufgestellt werden mußten, und namentlich das Aufsichtsrecht und das ganze Regiment, unvermittelt von der Committee durch den Inspector ausgeübt wurden, was für die Anfänge der Mission gewiß das Beste

war, ſo lange erfahrene und ergraute Miſſionare nicht vorhanden waren, für die Länge aber bei größerer Ausdehnung des Werkes, ſelbſt die größte Genialität des Inſpectors und genug freie Zeit der Committee vorausgeſetzt, zur Unmöglichkeit werden mußte. Eben deßwegen erließ die Committee ſchon im Jahr 1848 eine Conferenz-Ordnung, in welcher unſere oſtindiſche Miſſion in vier Miſſions-Provinzen getheilt, in jeder derſelben eine Diſtricts-Conferenz ins Leben gerufen und eine General-Conferenz als Centralpunkt des Ganzen angeordnet wurde. Dieſe Conferenz-Ordnung wurde auch in den folgenden Jahren allmählich eingeführt. Schon die erſten Conferenzen aber zeigten, daß Verhandlungen, die nicht von bevollmächtigten Auctoritäten geleitet werden und gehörig vorbereitet ſind, zu keinem Ergebniß führen. Deßhalb bevollmächtigte die Committee den nach Indien abgehenden Inſpector, den fünf Präſidenten, wenn es ihm zweckmäßig erſcheine, eine übergeordnete Stellung anzuweiſen. Das Bedürfniß einer ſolchen Einrichtung ſtellte ſich klar heraus. Deßhalb wurde die Amtsdauer der Präſidenten verlängert und ihnen, wenn auch keine Vollmacht zu neuen Einrichtungen und Anordnungen, ſo doch das Viſitations- und Aufſichtsrecht übertragen, und neben der Verpflichtung zur Berichterſtattung die Verantwortlichkeit rückſichtlich der gewiſſenhafteſten Durchführung der Committee-Verordnungen in ihren Diſtricten auferlegt. Außerdem wurde eine Geſchäfts-Ordnung der General-Conferenz feſtgeſetzt, und ſowohl den Vorſtehern der Stations- und Diſtricts-Conferenzen, als dem Präſes der General-Conferenz beſondere Inſtructionen ertheilt. Gewählt und vom Inſpector beſtätigt wurde: als Präſes der General-Conferenz Miſſ. Hebich, als Secretair derſelben Miſſ. Mögling; als Präſes für den Diſtrict Canara Miſſ. Ammann, für Süd-Mahratta Miſſ. Joh. Müller, für Malabar Miſſ. Fritz, für die Nilgherries Miſſ. Bühler.

Daß der viſitirende Inſpector außerdem theils durch Privatunterredungen und allgemeine Anſprachen in den Stations-, Diſtricts- und General-Conferenz-Sitzungen das

Band der Liebe und Eintracht, das die einzelnen Missionare verbindet, zu stärken und zu kräftigen suchte, theils den Missionaren selbst reichliche Gelegenheit in Conferenz-Predigten und Ansprachen dazu verschaffte, beweisen die vorliegenden Protokolle der Visitation. Zu unserer Freude und mit dem innigsten Dank gegen den HErrn dürfen wir auch bezeugen, daß die Visitation, wie in mancher andern Beziehung, so auch in Beziehung auf diesen Punkt augenscheinlich segensreiche Früchte trug.

Was das Verhältniß der Missionare zur Committee betrifft, so bezeugen nicht allein viele Aeußerungen der auf den Conferenzen versammelten Missionare, sondern auch die seit der Visitation eingelaufenen Briefe, daß die Abordnung eines Committeemitgliedes nach dem Missionsschauplatz selbst in vielfacher Beziehung neubelebend wirkte. Ist die räumliche Entfernung Indiens von Basel allein im Stande, die leibliche Trennung zwischen den Missionsarbeitern und der Missionsgemeinde für die Einbildungskraft und das Gefühl in eine große Kluft umzuwandeln, so muß die totale Verschiedenheit der beiden Welten, in denen die beiden Theile wurzeln und sich bewegen, den Gedanken und Bestrebungen allmählig eine so verschiedene Richtung geben, daß das volle Verständniß der gemeinschaftlichen Angelegenheiten nothwendig bald dem einen, bald dem andern Theile fehlen muß.

Wirklich stellte sich bei der Visitation klar heraus, daß das Bild, das man dießseits und jenseits des Oceans von den betreffenden Persönlichkeiten und Zuständen in der Seele trug, nicht mehr vollständig zutraf. Die Zustände der Missionsgemeinde der Heimath, die Verhältnisse unserer Gesellschaft, der Stand der Dinge in Basel, waren unseren Missionaren theils aus der Erinnerung entschwunden, theils nicht mehr vollkommen begreiflich. Wir aber in der Heimath kannten weder die Größe unseres eigenen Werkes, noch die Lage unserer Missionare und die Bedürfnisse unserer Gemeinden vollständig, so zuversichtlich wir behaupten dürfen, daß kein einziger unserer Missionare das Ganze so

klar überschaute, wie wir. Schritt für Schritt wurden wir inne, welch ein unvollkommenes Mittel zur Verständigung die schriftliche Mittheilung ist, wenn den beiden correspondirenden Theilen die eigene Anschauung abgeht. Viele alte und neue Verordnungen der Committee waren mehr oder weniger mißverstanden worden. Die Absicht nicht allein, selbst der Wortsinn war nicht richtig aufgefaßt worden. Wie wunderlich nahm sich doch oft die Sache aus! Sind die Prämissen falsch, welche Schlüsse ergeben sich? Fehlt der mündliche Verkehr, so baut man auf dem alten Grunde fort, und Niemand kann den Ursprung des Mißverständnisses erkennen. Gleicher Weise wurde aber auch uns klar, daß wir die brieflichen Mittheilungen oft nicht richtig zu deuten im Stande waren, weil uns dieß oder jenes nicht bekannt war, was allein den Schlüssel des Verständnisses abgeben konnte. Sind nun gleich siebenmonatliche Nachforschungen und Verhandlungen auf einem Gebiet von dem Umfang, wie das unserer ostindischen Mission, selbst wiederum nur Stückwerk in unzähligen Beziehungen, so ist doch, dieß werden wir ohne Ueberschätzung der beiderseitigen Leistungen sagen dürfen, ein erheblicher Schritt vorwärts gethan. Der Abgeordnete der Committee ist der zuversichtlichen Gewißheit, daß das Vertrauen, die Liebe, die Dankbarkeit unserer Brüder gegenüber der Missionsgemeinde der Heimath in Folge der geschehenen Mittheilungen neu belebt worden ist. Möge die Letztere nun auch ihrer Pflicht sich bewußt werden und mit neuem Vertrauen und neuer Liebe unseren und ihren Brüdern in Ostindien sich zuwenden! — Fürwahr es muß geschehen!

Zum Schluß fügen wir noch die Bemerkung bei, daß auf der General-Conferenz unserer Missionare in Mangalur der Grundsatz, daß dieselben keine fixen Besoldungen, sondern wie bisher alljährlich neu zu verwilligende Haushaltungs- und Privatgelder erhalten, und alle Ersparnisse, wo und wie sie gemacht werden, in die Missionscasse zurückfließen sollen, aufs Neue angenommen und festgestellt worden ist.

2. Die Gemeinden.

Ueber den religiöſen Zuſtand der neugegründeten Gemeinden und den chriſtlichen Geiſt, der ſich in ihnen kund gibt, iſt bereits an verſchiedenen Stellen dieſes Berichtes geſprochen. Hier iſt nur noch übrig, über einige beſondere Punkte zu ſprechen, welche theils das gottesdienſtliche Leben und die chriſtliche Sitte, theils die Gliederung unſerer Miſſionsgemeinden, theils endlich ihr Kirchen- und Armengut betreffen. In erſter Beziehung handelt es ſich um die Gottesdienſt-Ordnung und die Gemeinde-Ordnung. Beide waren bisher nur in ihren allerallgemeinſten Zügen feſtgeſtellt geweſen; im Uebrigen war es der einzelnen Station und dem einzelnen Miſſionar überlaſſen, den Gebrauch unſerer heimathlichen Kirchen den örtlichen Verhältniſſen und Bedürfniſſen anzupaſſen. Unſere Geſellſchaft ging bei dieſem Verfahren von dem Grundſatz aus, daß es weder weiſe noch billig wäre, die kirchlichen Ordnungen der evangeliſchen Kirchen Deutſchlands und der Schweiz unverändert auf das Gebiet der Miſſion überzutragen. Manche deutſche Theologen würden zwar keinen Anſtand nehmen, nach Analogie einer deutſchen Kirchen- und Gemeinde-Ordnung aus aprioriſcher Erkenntniß heraus, ohne das Land und Volk geſehen und ſeine Zuſtände näher kennen gelernt zu haben, den neubekehrten Brüdern allgemein gültige und bindende Geſetze zu dictiren; manche hätten vielleicht ſogar die Stirne, das Lächeln zu verachten, mit welchem man ihre Weisheit in Indien vernehmen würde. Wir vermögen Solches nicht. Dagegen hat ſich nun mit der Vergrößerung unſerer Gemeinden und der Vermehrung der Zahl unſerer Stationen das Bedürfniß einer auch das Einzelne mehr einheitlich geſtaltenden Ordnung des Gottesdienſtes und Gemeindelebens allmählig beſtimmter entwickelt. Auch haben die gemachten Erfahrungen die Miſſionare und die Mitglieder der Committee in den Stand geſetzt ſicherere Schritte auf dieſem Gebiet miſſions-kirchlicher Geſetzgebung zu thun, als dieß in früheren Jahren der Fall geweſen wäre.

Der Abgeordnete der Committee beauftragte deßhalb während ſeines Aufenthaltes in Indien eine Commiſſion mit Ausarbeitung einer Gottesdienſt-Ordnung und Liturgie nach den von der Committee ſchon im Jahr 1850 und 51 entworfenen Grundlinien und unter Benützung der bereits ſich auf den Stationen findenden Vorarbeiten; und dieſe vollendete ihre Arbeit ſo zeitig, daß dieſelbe der im April 1852 verſammelten Generalconferenz zur Begutachtung vorgelegt werden konnte. Was die Gemeinde-Ordnung betrifft, ſo reichte die Zeit nicht mehr, dieſelbe während der Anweſenheit des Inſpectors in Indien zu vollenden. Es ſtellte ſich bei Bearbeitung des Capitels von der Ehe heraus, daß behufs einer ausführbaren und allſeitig genügenden Ehe-Ordnung Erkundigungen über die Stellung unſerer deutſch-evangeliſchen Gemeinden im Verband des engliſch-oſtindiſchen Staats eingezogen und vielleicht ſogar Verhandlungen mit den Gerichtshöfen des Landes gepflogen werden müſſen. Es wurden indeſſen die nöthigen Schritte gethan, um die bereits begonnene Arbeit der Vollendung entgegenzuführen.

Was den zweiten Punkt betrifft, ſo wurde bei der Viſitation auf die Einführung des ſchon früher in einzelnen Gemeinden in Wirkſamkeit getretenen und von der Committee allen Stationen empfohlenen Inſtituts von Gemeinde-Aelteſten und Chor-Verſammlungen in allen größeren Gemeinden hingearbeitet und gedrungen und eine Katechiſten-Ordnung entworfen, welche nicht bloß die äußere Stellung dieſer Gehülfen des Predigtamts, ſondern auch ihr Verhältniß zu den Miſſionaren und Gemeinden regelt. Wir theilen in Folgendem dieſe Katechiſten-Ordnung unſern Leſern mit:

Katechiſten-Ordnung.

Sämmtliche Katechiſten ſind als Arbeiter im Dienſte der Geſellſchaft zu betrachten, da die Geſellſchaft dieſelben beſoldet.

Eben deßwegen behält ſich die Committee vor, über alle Katechiſten unſerer Miſſion frei zu verfügen und können

dieſelben angeſtellt, verwendet und entlaſſen werden, nur in Angemeſſenheit an die von der Committee feſtgeſetzten Normen.

Die Katechiſten zerfallen in zwei Claſſen: Präparanden und wirkliche Katechiſten.

Wirkliche Katechiſten ſind nur diejenigen, welche von der Generalconferenz zur Katechiſtenprüfung zugelaſſen worden ſind, dieſelbe beſtanden haben und eingeſegnet worden ſind.

Präparanden nennen wir alle diejenigen, welche weder durch die Prüfung gegangen, noch zur Einſegnung zugelaſſen worden ſind. Hierher gehören theils die Schüler der Katechiſtenſchule, theils diejenigen Männer, welche von den einzelnen Stationen zu Katechiſten beſtimmt worden ſind, und in praktiſcher Vorbereitung zu dieſem Amte ſich befinden.

Die Einſegnung der Katechiſten geſchieht entweder durch den Präſes der Generalconferenz oder durch den Präſes des betreffenden Diſtrikts.

Die Prüfung, welche über die Zulaſſung zum Amt ſchließlich entſcheidet, geſchieht bei denen, welche in der Katechiſtenſchule ſich befinden, durch diejenigen Mitglieder der Generalconferenz, welche auch ſonſt die Prüfungen dieſer Schule vorzunehmen haben; bei denen, welche nicht aus der Katechiſtenſchule hervorgehen, im Nilagiri-Diſtrikt durch Miſſ. Bühler, im Malabar-Diſtrict durch Miſſ. Gundert, in Canara durch Miſſ. Mögling, in Süd-Mahratta durch Miſſ. Weigle.

Ueber die Zulaſſung zum Examen entſcheidet bei allen Präparanden ohne Unterſchied die Generalconferenz auf Grund der vorliegenden Zeugniſſe über das religiöſe Leben und den chriſtlichen Wandel der Angemeldeten.

Die Zulaſſung zur Einſegnung hängt von dem Ergebniß der Prüfung ab. Erklären die Examinatoren einen Präparanden für tüchtig, ſo kann derſelbe eingeſegnet werden, da ja die Zulaſſung zur Prüfung vorausſetzt, daß der Präparand von der Generalconferenz rückſichtlich ſeines chriſtlichen Lebens und perſönlichen Charakters würdig des Amts befunden worden iſt.

Es versteht sich von selbst, daß bei den Zöglingen der Katechistenschule in dem Examen ein höherer Maßstab angelegt wird und bei den übrigen Präparanden mehr rein nur auf Kenntniß der heiligen Schrift und die Gabe der Mittheilung gesehen werden muß.

Die Fächer, in welchen die Präparanden zu examiniren sind, sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang, Bibelkunde, biblische Geschichte, Bibelerklärung. Es soll ein schriftlicher Vortrag über einen Bibeltext ausgearbeitet und eine Katechisationsprobe über einen Abschnitt des Katechismus angestellt werden.

Die Einsegnung der aus der Katechistenschule hervorgehenden Katechisten kann, wenn dieß die Erfahrung als wünschenswerth erscheinen läßt, auch erst nach einer einjährigen Probezeit ertheilt werden.

Präparanden kann auch in Zukunft jede Station annehmen. Wünscht sie ihnen aber eine Besoldung zu geben, so hat sie sie alsbald bei der Generalconferenz durch den Präses derselben zur Prüfung anzumelden. Die Generalconferenz hat sodann zu bestimmen, ob der Angemeldete zur Prüfung kann zugelassen werden; und wenn er dasselbe nicht sogleich das erste Mal würde bestehen können, ob er auch fernerhin die Präparandenbesoldung erhalten kann. Eine Station kann indeß nur Einen Präparanden haben.

Die Aufgabe des Katechisten ist die Verkündigung des göttlichen Wortes; sie haben sich aber auch dem Schulunterricht zu unterziehen, wenn dieses Geschäft ihnen übertragen wird.

Die fest angestellten Katechisten können, wenn sie dazu tüchtig sind, auch bei Gottesdiensten in der Kirche functioniren und das Recht erhalten, auch außer Begleitung des Missionars Missionsreisen zu machen. Gelegenheitliche Predigt des Wortes in Form der Unterhaltung und des Gesprächs steht jedem Katechisten zu allen Zeiten zu. Zur Theilnahme an den gottesdienstlichen Verrichtungen in den Kirchen und zu Reisen außer Begleitung des Missionars hat

die Districts-Conferenz die Erlaubniß zu geben. Präparanden dürfen diese Rechte nicht eingeräumt werden.

Die Katechisten aller Classen sind freundlich und väterlich zu behandeln. Sie sollen nicht erhoben, aber auch nicht systematisch herabgedrückt werden.

Die Katechisten erhalten in der Regel von der Mission freie Wohnung, damit sie überall hin versetzt werden können, wo man ihrer bedarf.

Die Wohnungen derselben sollen nicht europäisch eingerichtet, aber gesund und hell genug seyn, um in denselben ordentlich lesen und schreiben zu können.

Unverheirathete Katechisten sollen bei einer volles Vertrauen verdienenden Familie, und wo dieses nicht möglich ist, vom Missionshause Kost erhalten.

Die Verwendung derjenigen Katechisten, welche in die Classe der Präparanden gehören, bleibt dem Gutbefinden der Station, von welcher sie angenommen worden sind, überlassen; sie sollen aber regelmäßigen Unterricht empfangen, und sind den Vorstehern der Districte besonders empfohlen. Auch diese Präparanden stehen nach bestandenem Examen und erhaltener Einsegnung der Committee zu Verfügung, die sie zwar in der Regel auf ihren Stationen belassen wird, namentlich aber bei ausgezeichneten Individuen sich vorbehält, sie auf verantwortungsvollere Posten zu stellen.

Die aus der Katechistenschule austretenden Zöglinge werden von der Generalconferenz vertheilt, bei welcher die einzelnen Stationen mit Angabe der Arbeiten, die dem zu Sendenden angewiesen werden sollen, sich um Katechisten zu melden haben.

Die Committee behält sich indessen vor, auch solchen Stationen Schüler der Katechistenschule als Arbeiter zuzutheilen, welche sich um keine Katechisten gemeldet haben. Einer Station, welche es ablehnen würde, einen solchen anzunehmen, würde das Recht, Katechisten überhaupt zu haben, entzogen werden.

Die Verwendung der fest angestellten Katechisten innerhalb des Bereichs einer Station, kommt der Station zu,

der sie zugetheilt sind. Der Präses des Districts hat aber das Recht, eine Aenderung der von der Station getroffenen Anordnungen bei der betreffenden Stations-Conferenz zu beantragen; und wenn dieß ohne Erfolg bleibt, bei der Generalconferenz die Sache vorzubringen, deren Entscheidung die Station sich zu unterwerfen hat.

Die Versetzung eines Katechisten von einem District in den andern oder von einer Station zur andern, kann nicht ohne Gutheißen der Districts-Conferenz geschehen, in deren Geschäftskreis die Station liegt, welche der Katechist verlassen will oder soll.

Die Committee dagegen behält sich vor, sowohl über die Verwendung der wirklichen Katechisten auf ihrer Station als über deren Versetzung frei zu verfügen.

Die Entlassung der Katechisten betreffend, gilt als Gesetz, daß dieselbe über Präparanden von der Stations-Conferenz, über Zöglinge der Katechistenschule von der Aufsichts-Commission der Katechistenschule ausgesprochen werden kann; die Entlassung der examinirten und festangestellten Katechisten dagegen nur von der Districts-Conferenz in Uebereinstimmung mit dem Vorstand der Generalconferenz geschehen soll. Ueber Katechisten erster Classe kann nur die Generalconferenz die Entlassung verhängen. Ist die Generalconferenz nicht versammelt, so hat der Präses in Verbindung mit dem Secretär ihre Stelle zu vertreten. In der Zwischenzeit kann er von der Station in seinem Amte still gestellt, aber nicht seiner Besoldung verlustig werden.

Die Besoldung der Katechisten und Präparanden geschieht nach den Bestimmungen des im Nachfolgenden mitgetheilten und auf die Classenabtheilung gegründeten Tarifs, in dessen Abtheilungen die Districts-Conferenz — in letzter Instanz die Generalconferenz — die einzelnen Katechisten einzutheilen hat.

Beſoldungstarif.

A. Der Katechiſten.

	I. Claſſe	II. Claſſe	III. Claſſe
	in ſich begreifend		
	a. Katechiſten mit dem Prädicat ausgezeichnet. b. Europäer u. Halbcaſten. c. Eingeborne aus höherem Stand. Rupien.	a. Katechiſten mit dem Prädicat gut. b. Die aus der Katechiſten-Schule kommenden Männer mit dem Prädicat gut. Rupien.	a. Katechiſten von geringeren Gaben und Leiſtungen. b. ehemalige Zöglinge der Katechiſten-Schule mit geringerem Prädicat. Rupien.
Probejahr lediger Leute.	100	72	60
Probejahr verheiratheter Leute.	120	82	70
Vom zweiten Jahr an.	led. 124 verh. 144	92	80
Vom ſechsten Jahr an.	168	104	86
Vom zehnten Jahr an.	192	116	92
Vom vierzehnten Jahr an.	216	128	98
Vom zwanzigſten Jahr an.	240	140	102
Vom ſechsundzwanzigſten Jahr an.	264	152	108

B. Der Präparanden.

Erſtes Jahr.	100	72	60
Zweites Jahr.	120	82	70
Drittes Jahr.	140	92	80

In Betreff des Kirchen- und Armenguts der wenigen Gemeinden, welche ein ſolches in Folge von Schenkungen engliſcher Freunde beſitzen, wurde, wie in Betreff ſämmtlichen Miſſions-Eigenthums, angeordnet, daß daſſelbe (in Ermanglung von Kaufbüchern) in den Gerichtshöfen einregiſtrirt werde. Da in Indien nur die anglicaniſche Kirche und die ihr angehörenden Gemeinden Corporationsrechte genießen, wurde, wie alles Miſſions-Eigenthum, liegende Güter und Häuſer, auf den Namen des Inſpector Joſenhans, und für den Fall ſeines Todes oder Amtsaustritts auf den Vicepräſidenten der Geſellſchaft übertragen und eingeſchrieben wurde, das Kirchen- und Armengut der Mangalur-Gemeinde 3 ſogenannten Truſties (Pflegern) übertragen und eine legaliſirte Abſchrift dieſes Protocolls ſammt den Statuten, nach welchen die Pfleger das Gut zu verwalten verpflichtet ſind, dem Regiſter des Gerichtshofs einverleibt. Die obrigkeitlich beglaubigten Abſchriften aller dieſer gerichtlichen Acte ſammt einem alle Beſitzthümer der Miſſion und der Miſſions-Gemeinden genau verzeichnenden Grundbuch legte der Inſpector in die Hände der Miſſions-Committee nieder, welche ſie im Archiv des Miſſionshauſes deponirte.

3. Schulen.

Ueber die Schulen ſpricht ſich Inſpector Joſenhans in einem in Indien veröffentlichten Briefe an die engliſchen Freunde unſrer Miſſion folgendermaaßen aus:

„Was die Schulen betrifft, ſo zerfallen ſie in drei verſchiedene Claſſen. Die erſte Claſſe, auf welche wir der Natur der Sache nach vorzügliches Gewicht legen und beſondere Sorgfalt verwenden, bilden die chriſtlichen Gemeindeſchulen, theils bloße Elementarſchulen, theils Erziehungs-Anſtalten für die Kinder der Gemeindeglieder oder ſolche Heidenkinder, welche der Miſſion zur Erziehung übergeben ſind. Während wir nämlich früher die ſämmtliche Gemeindejugend nicht bloß in unſerm Unterricht, ſondern auch in unſerer Erziehung gehabt haben, haben wir in neuerer Zeit diejenigen Chriſtenknaben, deren Eltern die Erziehung ihrer

Söhne ſelbſt zu übernehmen im Stande ſind, dem elterlichen Hauſe zurückgegeben und behufs ihrer Unterweiſung in den Wahrheiten des Evangeliums und den gewöhnlichen Elementarſchulfächern in eigens dazu errichteten Gemeindeſchulen eingereiht, während diejenigen Knaben, deren Eltern entweder todt oder mittellos, oder zur Erziehung ihrer Kinder untauglich ſind, Waiſenhäuſer übergeben wurden, in welchen ſie nun chriſtlich erzogen und ſowohl in den gewöhnlichen Volksſchulfächern als in den leichteren Handarbeiten unterrichtet werden. Ebenſo verhält es ſich theilweiſe mit den Mädchen der Gemeinden. Auf den kleineren Stationen, beſonders denjenigen, welche von Chriſten bewohnt werden, iſt ein Anfang gemacht worden, die Mädchen gleichfalls den Eltern zurückzugeben, in der Art jedoch, daß ſie von den Frauen unſerer Miſſionare gleich ihren Müttern ſowohl in den Elementarſchulfächern als in weiblichen Arbeiten täglichen Unterricht empfangen. Dagegen beſtehen unſere Erziehungs-Anſtalten für denjenigen Theil der weiblichen Jugend unſerer Stadt- und Land-Gemeinden, welcher zu Hauſe weder den nöthigen Unterricht erhalten konnte, noch gegen die Einflüſſe des Heidenthums geſchützt wäre, immer noch fort und ſind dieſelben immer vollſtändig beſetzt. Alle dieſe Schulen haben chriſtliche Lehrer. Sie werden zu einem guten Theil von unſern Katechiſten beſorgt. Der Eindruck, den dieſe Schulen und Erziehungs-Anſtalten bei mir hinterlaſſen haben, iſt bei aller Unvollkommenheit unſeres Gemeinde-Schulweſens, die ich nicht verkennen konnte, im Ganzen ein befriedigender.

Auch die Kinder der unterſten Volksclaſſen, welchen unſere Gemeindeglieder zu einem großen Theil angehören, erwachen in dieſen Schulen zu einer geiſtigen Lebendigkeit und eignen ſich oft Kenntniſſe und Sitten an, die ſie, wie dieß in höheren Unterrichts-Anſtalten ſpäter oft klar hervortritt, den oberſten Claſſen der heidniſchen Bevölkerung nicht allein gleichſtellen, ſondern öfters überordnen. Ebenſo konnte ich mich des chriſtlichen Geiſtes, der in dieſen Anſtalten weht, von Herzen freuen. Erlauben Sie mir nur Ein Beiſpiel

christlichen Sinnes aus dem Kreis unserer Schuljugend anzuführen: Als ich bei einem Besuch im Mangalur Waisenhaus einen krüppelhaften Knaben aufforderte, mir aus der Reihe seiner Schulbücher das herauszusuchen, welches er am meisten liebe, wählte er ohne Zaudern das Buch der Bücher. Aufgefordert zu singen, stimmten Alle zugleich das Lied an: „Lobe den HErren, den mächtigen König der Ehren" und sangen es wirklich andächtig und richtig, ohne Mithülfe eines Erwachsenen, zu Ende.

Indessen bietet das Schulwesen in unsern Gemeinden besondere Schwierigkeiten dar. Es sind in größeren Städten nothwendig mehrere Sprachen neben einander zu treiben. Es fehlt noch an guten Schulbüchern. Die Lehrer besitzen bald nicht genug theoretische Bildung, bald nicht genug didactisches und pädagogisches Geschick. Schon seit Jahren bemühte sich deßhalb unsere Committee ein christliches Schullehrer-Seminar neben dem Katechisten-Seminar zu errichten. Dieser Plan konnte aber bisher wegen Mangels an tauglichen Christen-Jünglingen noch nicht ausgeführt werden. Dagegen ist Fürsorge getroffen, die schon im Amt stehenden Katechisten wie die Katechistenschüler in die Kunst des Unterrichtens besser einzuleiten.

Die zweite Classe von Schulen bilden die Schulen für das heidnische Volk. Auch unsere Mission besitzt deren aller Orten eine verhältnißmäßig große Zahl. Einzelne von diesen Schulen, in welchen entweder die Missionare selbst, oder unsere Katechisten regelmäßigen und mehrstündigen Unterricht ertheilen, sind in sehr gutem Stande. Ich habe mehrere Heidenschulen gesehen, in welchen die Knaben in der biblischen Geschichte nicht weniger als in andern Pensen so gut bestanden als manche Volksschule der Heimath. Erfreulich war mir ferner, daß das junge Volk an manchen Orten wirklich ein Verlangen bezeugt, Unterricht zu empfangen. Gewiß wäre auch die Hindu-Jugend schon wegen der ihr in hohem Grade inwohnenden Liebenswürdigkeit und verhältnißmäßig schöner Begabung unserer fortgesetztesten

Anstrengung würdig, selbst wenn sie nicht von dem HErrn uns befohlen wäre.

Dennoch hat nunmehr auch die eigene Anschauung dieser Heidenschulen mich nur in der Ansicht bestärkt, daß sie, wenn sie nicht bloß als Anknüpfungspunkte für die eigentliche Missionsarbeit dienen, sondern auch entschieden gute Früchte bringen und zugleich dem Begriff einer Schule entsprechen sollen, durchaus neu gestaltet werden müssen.

Die dritte Classe von Schulen bilden die höheren Unterrichts-Anstalten, welche wir englische Schulen zu nennen pflegen. Dieser Schulen haben wir zwei. Eine in Mangalur, die andere in Calicut. Mit der ersteren ist zugleich eine Erziehungs-Anstalt für Indobritten verbunden.

Diese Schulen, welche außer der englischen Sprache, die meisten in den höheren Lehr-Anstalten der Heimath recipirten Unterrichtsfächer in ihren Plan aufgenommen haben, hatten sich bisher einer sehr großen Frequenz und eines höchst ermunternden Fortgangs zu erfreuen, erlitten aber im Laufe des verflossenen Jahres einen bedeutenden Stoß, von welchem sie sich indeß, wie wir gewiß glauben, mit der Zeit wieder erholen werden. Bestimmte die angekündigte Durchführung des Grundsatzes der Gleichheit aller Kasten in der Schule die Braminen zu massenhaftem Austritt, in Mangalur sogar zu Errichtung einer englischen Winkelschule, so folgten die Muhammedaner ihrem Beispiele, wegen der auch von ihnen geforderten Beschäftigung mit der heiligen Schrift, bald nach. Beide Schulen zählen indessen immer noch 50 bis 60 Schüler, theils Heiden, theils auch vornehmlich Katholiken. Auch ist die oft in hellen Thränen sich kundgebende Betrübniß der von ihren Eltern zum Austritt genöthigten Schüler und ihr beständiges Wiederkommen zu dem verlassenen Lehrer eine Bürgschaft dafür, daß die Arbeit der Lehrer nicht ohne gesegnete Wirkung geblieben ist."

Aus diesem Schreiben ist ersichtlich, daß so wenig fruchtlos die Arbeit in den Schulen unserer Mission rücksichtlich des Hauptzwecks ist, dem sie dienen, doch hier ge-

rade die Stelle iſt, wo Reformen und Verbeſſerungen entſchieden nothwendig ſind. Wie dieſe aber eingeleitet werden ſollen, dieß iſt eine ſchon an ſich im höchſten Grade ſchwierige, unter unſern Verhältniſſen aber vielleicht Jahrzehnde zu ihrer Löſung erfordernde Frage; denn es fehlen uns, mit zwei Worten können wir es ſagen, die Mittel, und weil dieſe, auch die Arbeitskräfte, deren Vermehrung die erſte Bedingung iſt, unter welcher eine umfaſſendere und gründlichere Umgeſtaltung unſeres Schulweſens erzielt werden kann.

Unſere chriſtlichen Schulmeiſter ſind zum größeren Theil für dieſen Beruf nicht beſonders vorbereitet worden. Nur die neuerdings von der Katechiſtenſchule in Mangalur ausgegangenen Katechiſten, welche jetzt einem Theil unſerer Gemeindeſchulen vorſtehen, haben gründlicheren und allſeitigeren Unterricht empfangen. Aber auch bei ihnen konnte die Vorbereitung für den Lehrerberuf nur nebenher geſchehen. Dem Mangel an Schulbüchern kann endlich nur von einem Europäer abgeholfen werden, der in das Schulweſen ſich ſelbſt hineingearbeitet hat.

An den Heidenſchulen müſſen immer noch heidniſche Lehrer angeſtellt werden, weil an den allerwenigſten Orten nur Heiden einem Chriſten ihre Kinder anvertrauen. Dieſe Lehrer aber ſuchen das Ihre und gehen in dem gewohnten Hindu Schlendrian fort. Der Miſſionar kann nur einige Stunden Religions-Unterricht in dieſen Schulen ertheilen, und unterweiſt er ſeinen heidniſchen Gehülfen ſelbſt, ſo geſchieht es leicht, daß dieſer ihm den Dank damit bezahlt, daß er, nachdem er etwas gelernt hat, eine beſſere Anſtellung ſucht, als die Miſſion ſie bietet.

Unter ſolchen Umſtänden kann es in unſern Schulen erſt dann gut werden, wenn einige unſerer Miſſionare ſich ganz dem Schulweſen widmen; dieß will aber nichts anderes heißen, als eine größere Zahl von Miſſionaren nach Indien ſenden. Möge nun bald die Zeit kommen, wo wir im Stande ſeyn werden, die Miſſionare, welche wir bilden, in unſern eigenen Arbeitsfeldern zu verwenden, die, wie

unſere theuren Freunde immer klarer erkennen werden, Raum hätten für noch viele Miſſionare.

4. Der Einfluß der Miſſion auf die Bevölkerung im Ganzen und die ſich daran knüpfenden Hoffnungen und Wünſche.

Fragen Sie endlich noch, theuerſte Freunde! nach dem Einfluß unſerer Miſſion auf die Maſſe der heidniſchen Bevölkerung in dem uns angewieſenen Theile von Indien, ſo können wir zwar noch nicht ſagen, daß keine Stadt und kein Dorf mehr iſt, wo unſere Sendboten nicht hingedrungen wären, nicht einmal, daß in den näheren Umgebungen unſerer Stationen keine Seele mehr ſey, der das Wort vom Kreuz nicht Einmal wenigſtens von unſern Miſſionaren nahe gelegt worden wäre. Was iſt das Häuflein unſerer Prediger im Vergleich mit den dichten Schaaren, welche die Weſtküſte von Indien bevölkern! Dagegen iſt doch das Land nach allen Richtungen hin mit der Predigt des Evangeliums durchzogen; es ſind Tauſende chriſtlicher Bücher nach allen Seiten hin verbreitet; Tauſende von Kindern haben bibliſche Geſchichten und Sprüche in ihrem Kopf und wohl auch in ihren Herzen, aus unſern Schulen fortgetragen; Hunderttauſende haben das Wort des Heilandes aus dem Munde ſeiner Knechte gehört; in den Tempeln der Götzen, neben den Bildſäulen der Götter, auf Jahrmärkten und Götzenfeſten iſt das Panier des Kreuzes aufgepflanzt worden. Ueberall iſt wenigſtens eine oberflächliche Kenntniß des Chriſtenthums hingedrungen; die Meiſten wiſſen, daß es ſich in unſern Tagen um die geiſtliche Eroberung ihres Landes handelt, wie in dem vergangenen Jahrhundert um die Zertrümmerung ihrer Fürſtenthümer und Königreiche. Und bereits geht durch das ganze Land ein ſelbſt oft unverhohlen ausgeſprochenes Gefühl davon, daß Chriſtus triumphiren wird; daſſelbe verkündet der Zerfall der Tempel, die überhandnehmende Geringſchätzung der Götzen, der wachſende Groll der Prieſterſchaft.

Noch aber iſt die Hauptſchlacht nicht geſchlagen, und Niemand weiß mit auch nur annähernder Gewißheit vorherzuſagen, wann der erſehnte Tag des Triumphs kommen wird. Man kann verſucht ſeyn zu glauben, es müſſen noch weit größere Schaaren europäiſcher Streiter auf den Kampfplatz geführt werden, ehe von entſcheidenden Siegen die Rede ſeyn könne. Wir dagegen leben der Zuverſicht, daß, wie die Sipoy's Indien den Engländern erobert haben, ſo die ſchwarzen Evangeliſten die Linien formiren werden, welche die Herzen der Hindus dem HErrn Jeſu erobern werden. Damit aber der HErr an der Spitze dieſer ſchwarzen Schaaren als König einziehen möge, nehme die Miſſions-Gemeinde der Heimath ihres Berufes fleißig, ja noch viel fleißiger, denn bisher, wahr, des großen und ſeligen Berufs, die Lehrmeiſter und Anführer der neu aufblühenden Gemeinde im Dienſte Jeſu Chriſti zu ſeyn.

Freunde! vergeſſen Sie nicht der Bitten der ſchwarzen Brüder, die wir Ihnen überbrachten. — Sie erwarten einen vollwichtigen Gegengruß in Thaten des Geiſtes.

B. Die Miſſion in Weſt-Africa. *)

Unſere africaniſche Miſſion hat im verfloſſenen Jahr einen verhältnißmäßig leichten und günſtigen Gang gehabt. Nicht, als hätte es an Leiden und Schmerzen gefehlt; die africaniſche Todesfarbe war freilich den Angeſichtern eingeprägt, und ſo oft etwa Einer, zumal der neu eingetretenen Brüder, im Blick auf die hundertfache Arbeit, welche zu vollbringen wäre, und in Erinnerung an das, was ein Mann im europäiſchen Klima ſeiner Kraft zumuthen darf, ein wenig hinausging über das Maaß, auf welches in Africa die Kraftanſtrengung beſchränkt werden muß, trat gewiß nachher eine Zeit des Fiebers und der Ermattung ein, während welcher er mehr verſäumen mußte, als was zuvor durch die Ueberarbeitung erzielt worden war. Gleichwohl darf Bruder Dieterle ſchreiben: „Sey es auch, daß uns der HErr mit Krankheit und Tod heimſucht, ſo iſt es doch nicht ſo ſchlimm, als vielleicht manche Chriſten in der Heimath meinen. In dieſem Monat (Juli 1851) ſind es 5 Jahre, daß vier Brüder von Baſel hierher abreisten; zwei davon ſind in Akropong, ein dritter in Uſſu, und auch der vierte iſt nicht geſtorben, ſondern nur geſchwächter Geſundheit halber auf einige Zeit nach Hauſe gegangen.“

Von großen Erfolgen, die in das Auge träten, vielen Taufen und dergleichen, können wir allerdings nicht ſagen; doch werden wir ſogleich erzählen, daß es auf beiden Stationen nicht ganz an Taufen fehlte. Beſonders aber iſt ein Fortſchritt geſchehen in der Bewältigung der Sprache, ſo daß die älteren Brüder während des verfloſſenen Jahres das Predigen in der Landesſprache nicht bloß angefangen, ſondern nach und nach zur Regel gemacht haben. Desgleichen ſind mehr oder weniger gelungene Verſuche gemacht worden, bibliſche Geſchichtserzählungen, die zehn Gebote, das Vaterunſer, den kleinen lutheriſchen Katechismus und liturgiſche Formulare in die Landesſprache zu überſetzen und für den Gebrauch in Kirche und Schule einzuführen. Ein an-

*) Der Bericht über die africaniſchen Stationen iſt wegen Krankheit des Inſpectors von Hrn. Pfarrer Geß abgefaßt.

derer Fortschritt von Wichtigkeit ist der, daß, wie eine Zahl von Jünglingen im täglichen Umgang mit den Brüdern und in ihren Häusern zu künftigen Schullehrern oder auch zu christlichen Hausvätern herangebildet wird, so es nunmehr gelungen ist, auch eine Anzahl von Mädchen ganz in die Pflege und Erziehung der Missionsfamilien zu bekommen. Jede der Missionsfamilien hat etliche männliche oder weibliche Pfleglinge bei sich, welche die hundertfachen stillen und verborgenen Einflüsse christlichen Familienlebens und christlicher Erziehung genießen.

1. Station Akropong.

(Angefangen im Jahr 1835, erneuert im Jahr 1844.)
(Siehe den nebenstehenden Grundriß der Station.)

Missionare: J. G. Widmann mit Gattin. J. C. Dieterle mit Gattin. J. Mohr mit Gattin. S. Süß. Adam Mader.

Schullehrer: A. Clerk. Institut für Schullehrerzöglinge.

Die Zahl der Brüder in Akropong wurde im Februar 1851 durch S. Süß und im Juni 1851 durch A. Mader aus Mägerkingen (Württemberg) verstärkt. Im December desselben Jahres langte auch Widmann mit seiner Gattin, nachdem ihr Aufenthalt in der Heimath zur erfreulichen Stärkung ihrer Gesundheit gedient hatte, wohlbehalten in Akropong wieder an. So waren es vom Ende des Jahres 1851 an 3 verheirathete und 2 ledige Brüder. Die starke Besetzung dieser Station geschah von der Committee nicht ohne Rücksicht auf die früher wünschenswerthe aber durch mancherlei Umstände auch jetzt in Frage gestellte Wiederaufnahme der Station Abude. Weil Abude in demselben Sprachgebiet mit Akropong gelegen ist, so hätte die Wiederaufnahme desselben das vorherige Erlernen des Odschi zu Akropong zur Voraussetzung. Allein auch abgesehen von diesem Umstand ist die Committee von der Erfahrung belehrt, wie wichtig in Africa die starke Besetzung eines Punktes

iſt, damit die Brüder die vielfache Arbeit gehörig theilen, die Geſunden für die Kranken eintreten und ſo lange alle geſund ſind, etliche in der Umgegend der Station den Samen ausſtreuen können. Um deßwillen hat die Committee ſpäterhin ſogar noch einen ſechsten Bruder nach Akropong geſendet, Gottlieb Chriſtaller aus Winnenden (Württemberg), damit ſich dieſer der Weiterführung jener ſprachlichen Arbeiten widmen möge, die von Bruder H. N. Riis ſo kräftig begonnen wurden. So Gott will, wird der nächſte Jahresbericht ſeine glückliche Ankunft und einen rüſtigen Beginn ſeiner Arbeit erzählen können.

Die Vertheilung der Arbeit in Akropong iſt nunmehr dieſe: dem Bruder Dieterle iſt die Erziehung und Unterweiſung der Schullehrerzöglinge als ſeine Hauptarbeit zugewieſen. Br. Dieterle und Widmann widmen ſich der Predigt in Akropong ſelbſt, Widmann zugleich außer Akropong. Mader iſt beſonders als Gehülfe des Predigens den Brüdern Dieterle und Widmann für Akropong ſelbſt und die Umgegend beigegeben. Zugleich nimmt er ſich mit Dieterle und Süß der Schule und der Schullehrerzöglinge an. Br. Mohr verwaltet die vielfachen öconomiſchen Geſchäfte, die Pflanzungen und die Erbauung und Unterhaltung der Häuſer. Ein Theil des Oeconomiſchen wird von Br. Süß beſorgt. Die Caſſenführung für Akropong liegt Br. Widmann ob.

Bei den neu eingetretenen Brüdern wird natürlich ein großer Theil der Zeit durch die mühſame Erlernung der Odſchiſprache in Anſpruch genommen. Ueber die tüchtige Weiſe, in welcher Br. Süß dieſe Arbeit betreibt, hat der Heidenbote vom Juli 1852 einiges Nähere erzählt. Zuerſt ſtudirte er beſonders die Sprüchwörter, die von Br. Riis geſammelt ſind; allein er fand, daß er auf dieſem Weg zu keiner Gewandtheit im Ueberſetzen kam. Geſchichten aus dem Munde des Volks, zumal der ältern zum Theil ſehr ſprachfertigen Männer erzählt, hernach von ihm aufgeſchrieben und auswendig gelernt und mit Hülfe der Schullehrerzöglinge in allen Theilen ſtudirt, führen ihn leichter und

tiefer in den Geist der Sprache hinein. Die Hauptsache aber bleibt der Verkehr mit den ihn beständig umgebenden Knaben. Br. Mader hat besonders die Aufsuchung der Wort-Abstammungen und die genaue Erforschung seiner Grundbedeutung wichtig gefunden. Namentlich kann dieser Weg zur entsprechenden Bezeichnung religiöser Begriffe in dieser heidnischen Sprache führen. Indem von der sinnlichen Grundbedeutung der Worte aus die Verwendung derselben zu einer heiligen Bildersprache angestrebt wird, wozu die erhabene Kindlichkeit und der Naturſinn der Sprache des Alten Testamentes die besten Fingerzeige gibt. Mader findet sehr wohl, wie für dergleichen Arbeiten eine tüchtige, wissenschaftliche Vorbildung sprachlicher und theologischer Art wichtige und unentbehrliche Dienste leistet.

Im Taufunterricht haben sich im verflossenen Jahr 5 Jünglinge befunden. Der letzte Sonntag des Augusts war der Freudentag, an welchem sie in die Gemeinde Christi aufgenommen wurden. Sie haben sich bis jetzt, wenn nicht alle, so doch die meisten, soweit man es von neubekehrten Negern erwarten kann, zur Zufriedenheit betragen. Die Zahl der Gemeindeglieder beläuft sich hiernach, mit Einschluß der von Westindien gekommenen Christen und ihrer Kinder, auf 39, wovon 18 Communicanten sind. Ueber ihr christliches Wachsthum können die Brüder bezeugen, daß der Geist der Gnade allerdings an ihren Herzen wirkt, so viel auch Trägheit, die Leidenschaftlichkeit, die starke Sinnlichkeit Gefahren bringt. Von einem der westindischen Christen ist leider zu sagen, daß er während des verflossenen Jahrs wegen Ehebruchs aus der Gemeinde gestoßen und von seiner Frau geschieden werden mußte. Die Kindererziehung ist freilich bei diesen Christen schwach, weil sie selbst noch der Erziehung bedürftig sind.

Jeden Sonntag wird zwei Mal gepredigt. An Ostern 1851 geschah es in Akropong zum ersten Mal in der Landessprache. Leider ist der Sonntag wie der Samstag für die Akropong-Leute der Tag, an welchem sie der Sitte nach hauptsächlich auf ihren auswärts gelegenen Plantagen zu arbeiten haben; daher die Zahl der Heiden, die gewöhnlich

zum Gottesdienſt kam, kaum über 20 betrug. Um ſo mehr machten es ſich die Brüder zur Pflicht, zu den Leuten in die Häuſer zu gehen, auf den Verſammlungsplätzen derſelben in chriſtliche Unterredung mit ihnen einzutreten, und an ſolchen Wochentagen, welche für die Neger freier ſind, regelmäßige Bibelſtunden einzurichten. In der Unterredung können auch die jüngeren Brüder ſo ziemlich mit Odſchi fortkommen, während ſie dagegen in der Predigt ſich noch der engliſchen Sprache bedienen mußten und ihre Schullehrerzöglinge die Dolmetſcher machten. Widerſpruch von Seite der Neger iſt ſelten zu hören. Glauben an die Wirklichkeit der Fetiſche iſt wenigſtens bei den Männern wenig da; dagegen doch nicht ſelten eine geheime Furcht vor der Möglichkeit, daß der Fetiſch und Fetiſchprieſter eben doch zauberiſch wirken können; vor Allem aber die Trägheit und Fleiſchlichkeit des Herzens, das vom Leben aus Gott entfremdet iſt.

Als einzelne Beiſpiele mögen die folgenden dienen. Br. Dieterle ſchreibt: „Letzthin ſagten die Leute, ſie wiſſen nicht, ob es unſer Gott ſey, der den Regen ſchicke, oder der Fetiſch. Denn wir Miſſionare beten zu Gott um Regen, der Prieſter aber zum Fetiſch; und wenn der Regen komme, ſo ſey die Frage, ob er von Gott oder vom Fetiſch komme. Da erinnerte ich ſie an eine ihnen wohl bekannte Geſchichte. Als wir nämlich vor einigen Jahren das erſte Steinhaus bauten und mit dieſer Arbeit beſchäftigt mit einer Zahl von Eingebornen den Hauptfetiſchplatz im Aquapimlande betraten, ſo erklärte der Hauptfetiſchprieſter des Dorfes Aberu, daß um unſertwillen der Fetiſch nicht regnen laſſe, und wir ihm eine Kuh geben müſſen, um den Fetiſch wieder zu verſöhnen. Begreiflicherweiſe bekam der Fetiſch keine Kuh, und doch geſchah es, daß, noch ehe der gute Mann in ſein ganz nahes Aberu zurückgekommen war, ein heftiger Regen das Land und ſeine eigene Haut benetzte. „Ja", erwiederten die Leute, „dieſer Geſchichte erinnern ſie ſich recht wohl, und ſie wirkte auch den Glauben, daß an dem, was wir ſagen, Wahrheit ſey; aber ſie müſſen eben einſtweilen noch prüfen, was wir ſagen und was die Prieſter ſagen; wollen auch

ſehen, wie ſich unſere Getauften verhalten werden; übrigens ſey ja gegenwärtig unſere Plantage eben ſo trocken als die ihrige; warum denn nicht der Gott, zu dem wir beten, auf unſere Plantage ausnahmsweiſe einen Regen ſende, zum Beweis ſeiner Fürſorge für die, welche Ihm dienen."

Br. Mader erzählt von einer Unterredung, die er am Tag vor der oben erwähnten Taufe mit den zu taufenden gehabt. „Ich fragte den Erſten: „warum wünſcheſt du getauft zu werden?" — „Weil Jeſus allein mir von meinen Sünden helfen kann." — „Biſt du denn ein ſo großer Sünder? Haſt du geſtohlen, Gott geläſtert, gehurt, gemordet?" — „Ja, wenn nicht mit den Händen, ſo doch mit dem Herzen." — „Glaubſt du wirklich, daß dir Jeſus vergeben und dich frei machen kann?" — „Ja, weil Er meine Sünde getragen hat." — Den Zweiten fragte ich: „Was willſt du für ein gutes Werk thun mit deinem Chriſtwerden?" — „Ich kann kein gutes Werk thun." — „Aber du willſt doch Gott gefällig werden, indem du Chriſt wirſt?" — „Ja." — „Könnteſt du ſolches nicht auch erreichen, indem du ein braves Leben führen, z. B. dein Weib herzlich lieben würdeſt?" — „Ich ſoll mein Weib lieben, aber nicht wie Gott; den ſoll ich über Alles lieben." — „Wenn du aber fleißig beteſt und das göttliche Wort lieſeſt, thuſt du damit nicht ein Werk, wodurch du Gott gefällig werden kannſt?" — „Ja." — Hier fielen die Andern ſogleich ein und ſagten: „Nein, nicht durch unſere guten Werke, ſondern nur durch den Glauben an Chriſti Verdienſt können wir Gott gefallen." — Dem Dritten ſagte ich: „So viel ich weiß, biſt du ein ſehr ſchlimmer Menſch geweſen." — „Ja." — „Haſt du auch gemordet?" — „Als Knabe habe ich zwei gemordet." — „Es ſcheint mir, du läſſeſt es bei einem bloßen Bekenntniß deiner Sünde bewenden; ſind ſie dir denn auch wirklich leid?" — „Ja, ſie fechten mich oft an." — „Du mußt dir einen ſtarken Glauben erbeten, damit du nicht aus der neu betretenen Bahn hinausgeworfen werdeſt." — Zum Vierten ſagte ich: „Du biſt von je her ein guter Menſch weſen, haſt Niemand etwas zu leide gethan; mich nimmt

Wunder, daß du ein Christ werden willst." — „O nein, Herr," erwiederte er, „ich weiß, daß ich viele Sünden gethan.""

Das Schul- und Erziehungswesen in Akropong zerfällt in den Schulunterricht für die Kinder und in die Unterweisung der Schullehrerzöglinge. Von den letztern läßt sich im Allgemeinen sagen, daß sie Freude machen und bestrebt sind, im Lernen vorwärts zu kommen. Allein die Freude wurde auch mehrfach sehr getrübt. Drei derselben, Paul, William und John Rochester, wurden durch den Confirmandenunterricht veranlaßt, dem Miss. Dieterle schmerzliche Geständnisse zu machen, ohne daß er eigentlich dazu aufgefordert hatte. Miss. Dieterle hatte die schrecklichen Folgen der Selbstbefleckung geschildert, die hier so öffentlich getrieben wird. Sie kamen, sich dieser Sache auch ihrerseits schuldig zu bekennen. Allein Anderes blieb noch im Verborgenen; Einer wollte es sagen, ein Anderer bewog ihn zu schweigen. Einige Zeit später aber bat Jonathan den Br. Dieterle auf eine Stunde zu ihnen zu kommen, weil sie ihm viel zu sagen hätten. Sie erklärten dann, ihr Gewissen habe keine Ruhe mehr, ehe sie ihre Sünden vollends bekannt haben; das bisherige Verbergen sey auch zur Ursache oftmaligen Streites geworden; jetzt haben sie verabredet, daß Jeder seine Schuld gestehe, und wenn er es nicht selber thue, so sollen es die Andern thun. Da stellten sich dann schlimme Fleischessünden heraus. Nur Einer der Zöglinge war davon frei geblieben, der überhaupt in allen Stücken sich als ein Kind Gottes erweist, wenn er gleich auch seine Fehler hat. Aber bei Paul wollte es trotz seiner großen Verschuldung dennoch zu keinem vollständigen Bekenntniß kommen; einiges gab er zu, anderes, dessen ihn seine Freunde beschuldigten, läugnete er. Er wurde so feindselig gegen sie, daß er verlangte, von ihnen getrennt zu werden, und eine andere Beschäftigung zu erhalten. Die Brüder mußten ihn deßhalb entlassen, stellten ihn aber, damit er ihnen doch nicht ganz aus den Augen käme, als Schreinerjunge an. Lange zeigte sich keine Reue bei ihm; alles Gute schien zu erlöschen. So ging es vom Januar bis zum Juni. Am 15. Juni

wurde das Abendmahl gefeiert. Tags zuvor sprach Miss. Dieterle ernstlich mit ihm. Zuerst gab er keine Antwort auf irgend eine Frage; nur ein höhnisches Lächeln war auf seinem Angesicht; dann entstand in seinem Innern ein schwerer Kampf. Endlich aber brach das harte Herz und ergoß sich in einen Strom von Thränen, der seine Stimme erstickte. Des Abends bekannte er dann, daß die Beschuldigungen gegen ihn alle gegründet seyen, und er sich überdieß noch anderer Dinge schuldig gemacht. Seine Buße war aufrichtig, die Freude der Brüder unbeschreiblich; sie konnten seiner Bitte um Wiederaufnahme in die Zahl der Zöglinge wohl entsprechen, und nun lebt er mit den Andern zusammen in mehr Liebe denn zuvor.

„Der älteste Zögling Jonathan ist 20—22 Jahre alt, hat gute Talente, ist aber etwas leichtfertig, hat sich auch schon mancher Lügen schuldig gemacht und hängt mehr, als gut für ihn ist, an seiner Familie; doch zeigt sich seit der Entdeckung von Paul's Sünden ernstlicheres und tieferes Christenthum bei ihm. Der zweite Zögling David ist etwa 18 Jahre alt, hat sehr gute Gaben, ist pünktlich und ausdauernd fleißig, verbindet mit jugendlicher Munterkeit ein gesetztes und ruhiges Wesen, welches um so mehr in die Augen fällt, da er früher jähzornig, hochmüthig und unversöhnlich war. Diese Gesetztheit und Ruhe ist zwar einigermaßen Familiensache; doch bei David zugleich Frucht seines innigen Umgangs mit dem HErrn, kraft dessen er zugleich ein Salz für die Andern ist. Sein Vater war seiner Zeit hier Kabuster (Häuptling), ist aber von den Ussu-Leuten ermordet worden.

John Rochester, 16jährig, hat gute Gaben, aber nach Weise der westindischen Christen einen Hang zur Nachlässigkeit, beweist übrigens durch Aufrichtigkeit, daß er unter der Zucht des Geistes steht.

William, 15jährig, ist bei guten Gaben fleißig und treu, aber reizbar und zornig; doch hat der Geist Gottes auch ihm ein Werk.

In Bezug auf Alle bleibt viel zu wünſchen; aber ihre Offenheit erfreut uns ſehr, da ſie unter den Negern nicht häufig iſt. Der Miſſionar muß eben längere Zeit als ein lebendiges Gewiſſen unter den Negern ſeyn, wenn ihr todtes und irriges Gewiſſen geweckt und zurechtgebracht werden ſoll. Freilich iſt für den Anfang ihre Nachahmung des Miſſionars auch in geiſtlichen Sachen eine ſclaviſche. Können ſie aber einmal ſelbſt in der Bibel forſchen, ſo wird es beſſer werden. Um ſo mehr bedarf der Miſſionar ſelbſt der Selbſtſtändigkeit, damit nicht, wenn er ein bloßer Abdruck iſt, ſeine Neger Abdrücke des Abdrucks werden.

Der Unterricht der Schullehrerzöglinge bezieht ſich auf Weiterführung derſelben in den Elementarfächern und in der bibliſchen Geſchichte und Lehre. Die Lehrer benützten hiebei hauptſächlich die Lehrbücher von Kurz. Für die Arithmetik, ſofern ſie Sache des ſchulmäßigen Denkens iſt, zeigen die Zöglinge vorerſt noch wenig Anlage; das mechaniſche Nachahmen herrſcht vorerſt bei den Negern vor; gleichwohl wird der arithmetiſche Unterricht von den Brüdern als ein gutes Mittel zur Verſtandesbildung betrachtet. Außerdem wird Unterricht in der Geographie, Weltgeſchichte, Kirchengeſchichte und engliſche Grammatik ertheilt. Die Zöglinge ſind zum Zwecke der Dolmetſchung brauchbarer als die früheren Dolmetſcher und Lehrer, weil ſie gründlichere Uebung in der Sprache haben. Freilich bedürfen ſie immer wieder Ermahnung zur Genauigkeit, was der Miſſionar erſt thun kann, wenn er ſelbſt die Landesſprache einigermaßen verſteht.

Mit der Erziehung der Mädchen geht es langſam vorwärts. Sie hängen zu ſehr an ihren Müttern, und mit dieſen an ihrem Fetiſch. Am eheſten wird bei den Mädchen, die nun in den Miſſionsfamilien ihre Pflege und Beſchäftigungen haben, etwas erreicht werden können. Einige derſelben haben ſich um die Taufe gemeldet; und dieß iſt ſehr wichtig, weil die Brüder bereits in Verlegenheit ſind, ihren chriſtlichen Jünglingen auch chriſtliche Frauen zu geben. Miſſ. Dieterle ſagt: „Woher ſollen wir für unſern Jonathan eine paſſende Frau bekommen, die ihm ſo nothwendig wäre?

Ein heidniſches Mädchen wagen wir ihm nicht zu geben; er hat ſich auch ſelbſt dagegen ausgeſprochen. Die meiſten Mädchen werden als kleine Kinder, ja ſogar ſchon im Mutterleibe verlobt. Ein Vater, der ein Kind zu hoffen hat, kann zu ſeinem Freunde ſagen: „wird es ein Knabe ſeyn, ſoll er dein Freund, wird es ein Mädchen ſeyn, ſo ſoll es deine Frau werden.“ Unter den erwachſenen Töchtern iſt daher faſt keine Wahl.

Die Schule geht einen erfreulichen Gang. Es ſind immer etliche 50—60 Kinder anweſend. Der Lehrer iſt fortwährend Aler. Clerk. Es mußten aber demſelben zwei der Schullehrerzöglinge als Gehülfen ſeiner Arbeit beigegeben werden. Miſſ. Mader ſchreibt: „Die Erfahrung lehrt, daß wir dieſem Felde namentlich unſere Aufmerkſamkeit zuwenden müſſen, wenn etwas Gedeihliches für die Bekehrung der Neger zu Stande kommen ſoll. Wir mögen den Alten Chriſtum predigen und viel von der Seligkeit der Kinder Gottes ſagen, wir erhalten meiſt nur die Antwort: „Dein Wort iſt gut und ſüß, aber wir ſind eben zu alt, Chriſten zu werden; wir können eben nichts mehr lernen; unſere Kinder wollen wir in die Schule ſenden, die ſollſt Du lehren und ſie ſollen uns lehren.“ Manche Leute haben auch eine Scheu vor der Schule; manche ſenden ihre Kinder nur um Kleider für ſie zu erhalten (denn dieſe müſſen wir austheilen, wenn uns die Kinder nicht gar unbekleidet ſollen zur Schule kommen). Manchen Eltern iſt es aber wirklich um die Erziehung der Kinder zu thun. Freilich bleibt es ein Nothbehelf, wenn man die Kinder bloß in der Schule um ſich hat; aber doch iſt die Arbeit nicht ohne Frucht; ſind doch alle unſere Neugetauften in der Schule gewonnen worden. Der Maßſtab, den man an eine Negerſchule anzulegen hat, iſt freilich klein. Ein Chriſtenkind bringt doch immer einigen Einfluß chriſtlichen Umgangs mit; aber unſern Negerkindern ſind auch die einfachſten religiöſen Gedanken ganz neu. Neulich richtete ich im Religionsunterricht an die älteſte Claſſe die Frage: was Chriſtus während ſeines Wandels auf Erden geweſen ſey? Ein Geiſt, ein Engel, oder ein Menſch? Großes Still-

ſchweigen. Endlich rief einer: „Ein Geiſt.“ „Nein, ein Engel,“ meinte ſogleich ein anderer; zu der Annahme, daß er ein Menſch geweſen wie wir, konnte ſich nicht Eins verſtehen, und es nahm ſie wunder, mich ſo ſtark betonen zu hören, daß der Sohn Gottes ein Menſch geworden wie wir, Fleiſch und Bein gehabt, ein Kind geweſen und dann erſt zu einem Manne geworden. Bei aller Unart und Unordnung unſerer Negerkinder dürfen wir aber dennoch von einem großen Theil ſagen, daß ſie aufmerkſam ſeyen, beſonders wenn von Chriſtus und ſeinem Wort geredet wird. Bei den ältern Kindern findet ſich auch einiges Bewußtſeyn von der Nichtigkeit des Fetiſchdienſtes. Ueberhaupt iſt zwiſchen Kindern, welche die Schule beſuchen, und ſolchen, die ſie nicht beſuchen, ein ziemlicher Unterſchied.“

Der Religionsunterricht wird, wie aus dem eben Bemerkten hervorgeht, von den Brüdern gegeben. Als Leitfaden dienen beſonders die „Göttlichen Antworten auf menſchliche Fragen“ von Hrn. Inſp. Zeller in Beuggen; der durchaus bibliſche Geiſt, und die in dieſem Buche ſtattfindende Vereinigung des Catechismus mit dem Spruchbuch macht es beſonders geeignet zum Unterricht.

„Anfangs gab ich,“ bemerkt Miſſ. Mader, „dieſen Unterricht engliſch, bemerkte aber bald, daß unſere Kinder zwar geläufig Engliſch leſen, aber nicht die Hälfte des Geleſenen verſtehen. Was ſollte ich thun? ich mußte mein Odſchi zuſammennehmen, und den Unterricht, ſo gut es gehen wollte, in Odſchi geben. Zu dem Ende überſetzte ich die zu behandelnden Sprüche mit Hülfe eines der Schullehrerzöglinge, ſchrieb meine Katechiſation ins Reine und katechiſirte mein Papier ab. Zu meiner Verwunderung durfte ich wahrnehmen, daß mir die Kinder faſt Alle ſo antworteten, wie ich mir ſelber die Antwort niedergeſchrieben, mich alſo verſtehen; dann verſuchte ich bald die Sache ohne Concept, und es ging. Die zehn Gebote wurden ins Odſchi überſetzt und wurden von allen Kindern auswendig gelernt. Da ſie noch nicht gedruckt ſind, ſo müſſen ſie eben ſo oft vom Lehrer vorgeſagt werden, bis die Kinder ſie nachſprechen können.

Ferner wird das Vaterunſer, das Glaubensbekenntniß, nebſt Bibelſprüchen über Taufe und Abendmahl gelernt. Sonſtige Unterrichtsfächer ſind: Bibliſche Geſchichte, Schreiben, Rechnen, Orthographie in Engliſch und Odſchi, Geſang.

Das Schullocal iſt nur ein Stockhaus mit Erde beworfen und Gras bedeckt, und für ſo viele Kinder allzuklein.

In dieſem Local müſſen wir zugleich ſo lange unſern Gottesdienſt halten, bis es entweder zuſammenfällt, oder die Liebe der Chriſten in der Heimath uns ein Kirchlein aus Steinen baut, wo dann auch der Regen unſern Gottesdienſt nicht mehr ſtören dürfte.

Da das nordweſtlich von Akropong und überhaupt dem Aquapimgebiete gelegene Akimgebiet eine mit dem Odſchi ſehr nah verwandte Sprache hat, und eine Brücke zum weiteren Eindringen ins Aſhanteland bietet, ſo haben die Brüder im Laufe des Jahres mehrere Reiſen dorthin gemacht, um den Leuten zu predigen, Kinder derſelben zu bekommen, die nach geſchehener Ausbildung ein Licht ihrer Heimath ſeyn könnten, überhaupt das Land und die Menſchen kennen zu lernen. Kjepi und Gjatam ſind die Hauptorte und Reſidenzen des Akimlandes. Die Brüder wurden von den Häuptlingen ſehr freundlich aufgenommen. Beſonders der Fürſt von Kjepi ſprach ein lebhaftes Verlangen nach Errichtung einer Schule aus und gab dem Bruder Süß zwei ſeiner Knaben mit. Die Entfernung, welche immerhin einige Tagereiſen betrifft, die Unwegſamkeit, die Verſumpfung des Landes nach jeglicher Regenzeit, vor allem der Mangel an Geldmitteln in unſerer Caſſe und die Nothwendigkeit die Kräfte unſerer Brüder zuſammen zu halten, um an Einem Punkte etwas tüchtiges und entſchiedenes zu leiſten, ſind freilich vorerſt eben ſo viele Gründe gegen eine kräftige Anfaſſung des Akimgebietes. Nähere Mittheilungen über dieſe Reiſen ſind im Heidenboten gegeben worden.

Ueber das Aquapim-Gebiet ſelbſt, in welchem unſer
opong gelegen iſt, werden noch die folgenden Mittheigen der Brüder von Intereſſe ſeyn.

Die Neger pflegen überhaupt zu verſichern, daß ſie auch Diener des rechten Gottes ſeyen, nur habe ihnen dieſer die Anweiſung gegeben, ſich mit Gebet und Verehrung nicht an ihn ſelbſt, den Weitentfernten, ſondern an die Fetiſche zu halten, welche Gottes Diener ſeyen. Gott ſetzte ſie nach Erſchaffung der Welt über die Menſchen, für dieſelben zu ſorgen und ihm Nachricht über ihr Verhalten zu geben. Er befiehlt den Fetiſchen, was ſie den Menſchen Gutes und Böſes thun ſollen. Die Fetiſche ſelbſt zerfallen in verſchiedene Claſſen: der Eine ſteht einer Familie vor, der Andere einem ganze Orte, der Dritte einem ganzen Lande und dergleichen; der höchſte Fetiſch im Aquapimland heißt Boſumbra. Unter ſeinen Söhnen iſt Oda der grauſamſte und deshalb auch der Gefürchtetſte. Einer der Fetiſche heißt: „er begegnet dem Tod;“ denn wer dieſem Fetiſch begegnet, muß ſterben. Die Zahl der Fetiſche iſt Legion. Familien-Fetiſche gelten für eine große Macht über Alles, was ſich auf die Familie bezieht. Wenn 2 Familien einen Fetiſch gleichen Namens haben, ſo gibt dieß eine Art von geiſtlicher Verwandtſchaft für die Familie ab, ſo daß ſie nicht in einander heirathen dürfen, wenn ſie gleich nicht blutsverwandt ſind.

Aber auch der Erde wird eine Verehrung gewidmet, denn ſie iſt des Himmels Weib. Gott wird im Firmamente angeſchaut, die Erde aber dehnt ſich ſo weit aus als das Firmament und iſt die Mutter von Allem. Im Gebet wird zuerſt Gott, hernach die Erde, endlich werden die Fetiſche angerufen. Vor jeder Unternehmung wird ein Trankopfer den göttlichen Mächten auf die Erde gegoſſen, etwa mit den Worten: „Schöpfer, komm, trink; Erde komm, trink; Boſumbra, komm, trink!“ Sonſt erhalten die Fetiſche Schafe, Ziegen, Kühe zum Opfer, die von dem Haupte der Familie für dieſe vom Fetiſchprieſter für einen Ort, für eine Gemeinde oder für das ganze Land dargebracht werden.

Der ſittliche Zuſtand der Neger ſteht auf ſehr niedrigem Fuße. „Es iſt,“ ſchreiben die Brüder, „namentlich die Vielweiberei, welche unter den Negern ganz allgemein iſt. Die

Zahl der Weiber eines Mannes beläuft ſich hier von 2 bis auf 20 oder 30 oder auch noch mehr, je nach den Vermögensumſtänden des Einzelnen. Der Häuptling beſitzt die meiſten. Die gewaltigſte Leidenſchaft der Menſchennatur waltet hier ohne alle Schranken: ihr wird Leben und Lebenskraft des Mannes und des Weibes zum Opfer gebracht. In der Familie ſelbſt herrſcht Zank, Streit und Eiferſucht; von einem geordneten Familien- und Volksleben kann gar keine Rede ſeyn, wohl aber von dem gänzlichen Ruin deſſelben. Grauſenhafte Unbarmherzigkeit der Eltern gegen Kinder tritt oft an den Tag; Kindsmord geſchieht von der Hand der eigenen Mütter, wenn die Kinder ein organiſches Gebrechen haben, oder Zwillingsmädchen ſind. Den Eltern wird von den Kindern Gleiches mit Gleichem vergolten. Das Weib iſt eine Sclavin des Mannes. Durch die Eltern oft ſchon im Mutterleibe verlobt, iſt ſie gebunden an den, der für ſie bezahlt hat; dieſer iſt ihr Herr, ſie mag eine Neigung zu ihm haben oder nicht; für ihn muß ſie arbeiten, wenn nicht freiwillig, dann gezwungen, und nur das Löſegeld ihrer Familie kann ſie frei machen. Sie muß drückende Laſten nebſt einem Kind auf dem Rücken von der Plantage nach Hauſe ſchleppen, kochen und für die Kinder ſorgen, während der Mann in träger Fleiſchesruhe ſeine Zeit verſchwendet und es ſich beim Palmwein oder Rhum wohl ſeyn läßt. Nie darf das Weib mit dem Manne aus einer Schüſſel eſſen, ſondern ſie ißt beſonders; ebenſo wohnt ſie nicht mit dem Manne unter einem Dach. Gefällt ſie dem Mann nicht mehr, ſo ſendet er ſie weg und Niemand kümmert ſich darum. Die ſclaviſche Stellung der Weiber läßt als Folge auch einen Sclavenſinn zurück; in ſittlicher Beziehung ſtehen ſie auf der tiefſten Stufe, und es iſt kein Wunder, wenn wir auf die Frage: warum ſie auf der Erde leben? die Antwort erhalten: „ich weiß es nicht;“ während der Mann

„ich bin da, zu eſſen, zu trinken und Kinder zu zeugen.“

nem ſo niedrigen Zuſtand als Sclavinnen, beherrſcht ren und ihres Mannes Lüſten, beim gänzlichen Man- r Erkenntniß göttlicher Dinge, iſt es nicht zu viel ge-

ſagt, wenn man behauptet, daß die hieſigen Weiber nur ſchädlich und verderblich auf ihre Kinder wirken. Von der Fähigkeit ein Kind gehörig zu erziehen, kann bei Vielen gar nicht die Rede ſeyn. Sie ſind am meiſten in die Lüge des Fetiſchdienſtes verſtrickt; ſie machen es ſich zur Aufgabe ihre Kinder von der Empfängniß an in dieſes Fetiſchweſen einzuweihen; ſie ſind die Verführer ihrer Kinder zum Böſen; ſie vergiften ihre Männer, und mit dieſen ihre Kinder mit dem Geiſte der Wolluſt, welches den ganzen Menſchen zernagt. Das Familienleben iſt in ſeinen tiefſten Grundlagen angegriffen, und das Volksleben theilt mit ihm das gleiche Loos. Ein anderes Laſter iſt die Trunkenheit. Rhum und Palmwein ſind hier die berauſchenden Getränke, welche die Schwarzen wankend machen, und ihr Blut in die widernatürlichſte Confuſion bringen. Meiſt iſt dieß bei ihren Coſtümen, (Todtenfeierlichkeiten) der Fall; da können ſie Tage und Nächte hindurch ſaufen, während ſie keinen Biſſen nehmen, und jeder Schluck zieht zehn andere nach ſich. In einem ſolchen Zuſtand ſind ſie vollends alles Menſchlichen baar. Dieſe zwei Gebieter unſerer Neger bringen nothwendig dieſelben in den Stand tiefſter Armuth. Und wenn Armuth in Europa ſchon Tauſenden Veranlaſſung zum Diebſtahl, Lug und Betrug iſt, ſo iſt es bei Negern noch mehr der Fall. Vor nicht langer Zeit wurde ein Dieb auf unſerer Plantage aufgegriffen, welcher Gras geſtohlen hatte; von ihm wurden zwei andere verrathen; jeder mußte 2 Thaler zahlen. Auf dieſes hin legten ſich die Aelteſten ins Mittel und baten, daß wir ihnen das Geld wieder zurückgeben möchten. Als es ihnen verweigert wurde, machten ſie ein Geſetz, daß keiner von unſern Arbeitern in ihrem Wald weder kleines noch großes Holz hauen dürfe; hiemit waren alle Dorfbewohner einig. Der Diebſtahl wird bei ihnen nur nach dem Werthe des Geſtohlenen gewogen, wenn es den Weißen gilt; nach dem wird nicht oder kaum gefragt, ob es recht oder unrecht ſey. Sie unter ſich rügen den Diebſtahl ſcharf.

„Das Selbſtbewußtſeyn des Negers iſt ungemein weit zurück. Sie kennen ſich nur als Neger, als Schwarze gegenüber von den Weißen. Lüge und Betrug iſt an der Tagesordnung; es kann aber gar nicht anders ſeyn, iſt doch ihre ganze Religion eine Lüge. Da ſollten Sie nur einmal das verdrehte, verſchmitzte und finſtere Angeſicht eines ſolchen falſchen Lügenpropheten ſehen; ihre Sünden ſind auf ihre Stirne und ihr Angeſicht geſchrieben; ſie ſuchen das arme Volk am Narrenſeil umher zu führen, bis es reif iſt zum Verderben; ſie veranlaſſen die Coſtümen, welche oft eine vermögliche Familie in die bitterſte Armuth ſtürzen; ſie freſſen die dem Fetiſch gebrachten Speiſen, als Hühner, Schafe, Eier und dergleichen, und geben vor, der Fetiſch habe dieß verzehrt; ſie ſind die Propheten des Fetiſches, durch welche er Wunder thut, Kranke heilt und Menſchen tödtet. So wurde im vorigen Halbjahr ein Fetiſchprieſter aus unſerm Diſtrikt bei der Regierung angeklagt, daß er mehrere Perſonen vergiftet habe. Wenn ein ſolches Lügenſyſtem von den Führern des Volkes gehandhabt wird, um das Volk in abergläubiſcher Furcht zu erhalten, was Wunder, wenn unter dem Volke Treue und Glauben gewichen iſt, und an ihrer Stelle nur Aftergeſtalten derſelben erſcheinen.

„Gleichwohl laſſen ſich auch einige Lichtſeiten namhaft machen. Bei aller Zerriſſenheit der Familien unſerer Neger iſt doch in manchem Herzen ein glimmender Funke von oben nicht zu verkennen. Es iſt die Elternliebe. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, beſonders zu ſolchen, welche etwa ihrer äußeren Anlage wegen bei andern beliebt ſind, iſt oft ungemein, und geht in Affenliebe über. Man kann oft von Männern hören: „Ich habe deßhalb ſo viele Weiber, weil ich die Kinder liebe. Eine gleiche Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern iſt dieſen gleichſam eingeimpft. Mit dieſer Anhänglichkeit an Haus und Familie verbindet ſich auch die Vaterlandsliebe. Sodann findet man bei den hieſigen Negern eine große Unterhaltungsluſt: ſie ſelbſt ſitzen oft halbe und ganze Tage zu einander und ſprechen über dieß

und das. Eine lebhafte Gemüthsart iſt bei den hieſigen Leuten nicht zu verkennen; ihre Arbeit ſuchen ſie ſich durch Singen zu erleichtern; auch lieben ſie die Muſik, und ſchon der Knabe bringt ſeine Zeit zu mit der Fertigung einer Trommel oder eines andern Inſtruments der Muſik. Eine ſeltene Nachahmungsgabe iſt ihnen eigen, während ihnen die Erfindungskraft mangelt. Solche Stützpunkte im Leben der Neger dürfen wir bei aller Verſunkenheit nicht verkennen; ſie ſind unſere Anknüpfungspunkte.

„Man ſieht hier ſehr viele Leute, die 6 Fuß und darüber meſſen; auch ſind ſie im Allgemeinen kräftig und könnten mit den ſtärkſten Europäern einen Kampf beſtehen, wenn ſie dieſelben Uebungen und Fertigkeiten hätten. Es gibt wohl nicht viel weniger 60—70-Jährige denn in Europa. Wir kennen Leute, die gegen 90 und einen der wohl 100 Jahre alt ſeyn muß. Man kann das Alter freilich nur ungenau und auf dem Wege ausfindig machen, daß man fragt, in welcher Lebenszeit ſie etwa bei dieſem oder jenem größeren Ereigniß geweſen ſeyen. Geſichtsformen und Farbe ſind ſehr verſchieden: manche haben kohlſchwarze Haut und Haare, und darauf thun ſie ſich viel zu gut. Um ihre Haut recht glänzend ſchwarz zu machen und zu erhalten, zugleich zum Schutz vor Erkältungen, bedienen ſie ſich täglich einer Salbe aus dem innern Kerne einer Palmnuß. Dieß geſchieht ſchon bei Kindern von 6—8 Wochen, die dann auch, wieder zum Zwecke der völligen Schwärzung, etwa 8 Tage lang in die größte Sonnenhitze gelegt werden. Gleichwohl gibt es mancherlei Schattirungen von kohlſchwarz bis zu braun. Auch in der Geſichtsform findet man viele Verſchiedenheit: von einem runden Kopf mit breiter Naſe und breiten, wulſtigen Lippen bis zu einem langen Kopf mit ſpitziger Naſe und kleinen, faſt europäiſchen Lippen; letzteres beſonders bei den Aſhante-Leuten.

„Gewerbe gibt es ſehr wenige. Von der hieſigen Gegend iſt eigentlich nur nennenswerth, daß die Siade-Leute (Siai oder auch Schai), welche auf dem Berge Siade wohnen, ſehr viele Töpfe machen, die ſogar 30—40 Maaß

halten. Sie werden von freier Hand ſo ſchön gearbeitet, als ob ſie auf der Scheibe verfertigt wären. Mit dieſen Töpfen wird das ganze Accra- und Aquapimland verſehen. Außerdem findet man in hieſiger Gegend nur einzelne Leute, die hie und da ein paar Kleider weben, während in Krepe ziemlich viel Baumwolle gepflanzt und zu Kleidern verarbeitet wird. Dieſe Kleider werden dann weit herum getragen und theuer verkauft. Die Weber weben Alles nur etwa eine Hand breit, weßhalb ſie dann eben ſo viele Riemen zuſammenflicken, bis ein Kleid zum Gebrauch breit genug iſt.

„Außer der Oelpalme pflanzen die Aquapimer faſt nicht mehr, als was jede Familie etwa zu ihrem Unterhalte nöthig hat; auch tragen ſie nicht beſonders zur Förderung des Palmölhandels bei, der ihnen weit größere Summen eintragen könnte, als ſie bis jetzt davon ziehen. Es hat nun im letzten Jahr ſehr wenig geregnet; und da die hieſigen Leute aus Faulheit immer auf gute Jahre rechnen, indem ſie nicht mehr pflanzen, als was in fruchtbaren Jahren ſie ernähren kann, ſo haben Viele auch nicht einmal mehr geringere Sorten von Jams und keinen Mais zu Brod; daher iſt gegenwärtig Alles ſehr theuer, und man muß für den Mais, den man von den Kropoleuten etwa 3—4 Stunden von hier auf einem Wochenmarkte kauft, mehr als dreimal ſo viel als ſonſt bezahlen, während die hieſigen Leute, wenn auch die Einwohnerzahl noch einmal ſo groß wäre, als ſie iſt, und ſie nur ein Viertel ihres Landes gut bebauen würden, auch in dürren Jahren keinen Mangel hätten. Es gibt hier Leute, die gegenwärtig manchen Tag nichts anderes genießen, als Pfeffer, Salz und einige Kalabaſſen Palmwein. Jetzt beginnen ſie zwar etwas mehr Mais zu pflanzen als früher; aber wenn der HErr nicht bald eine Zeitlang ziemlichen Regen ſchickt, ſo wird die Noth im künftigen Jahr noch größer, als ſie bis jetzt war. Wir können z. B. jetzt ſchon, da es doch noch 4 Monate bis zur Jams-Ernte iſt, gar keinen Jams mehr bekommen; gepflanzt haben wir keinen, weil, wenn wir früher mit un-

ſern faulen Arbeitern pflanzten, er uns viel theurer kam, als wir ihn kaufen konnten. Ach würden ſich doch nur die armen Neger bekehren, ſo würde ihnen in leiblicher und geiſtlicher Hinſicht geholfen, und das Land wenigſtens in hieſiger Gegend könnte unter dem Segen Gottes zu einem wahren Paradies umgewandelt werden!

„Viehzucht iſt im Aquapimgebiet ſehr wenig; wenn ein Familienvater 6—8 Ziegen und eben ſo viele Schafe hat, ſo iſt es ſchon viel; dagegen werden einzelne Schafe von vielen Leuten faſt wie Kinder gepflegt, die dann auch ſehr ſchön ſind. Ein Haushammel koſtet 6—8 Dollars, manchmal auch noch mehr. Bei dieſen Schafen wird man an das erinnert, was Nathan zu David 2. Sam. 12. von einem Schafe ſpricht."

2. Station Aſſu oder Chriſtiansburg (früher Däniſch-Accra).

(Angefangen im Jahr 1845.)

Miſſionare: J. Stanger mit Frau. J. Zimmermann mit Frau. C. W. Locher.
Lehrer: Herr Peter Johnſon und Nicolai Smith.
Lehrerin: Regine Heſſe.

Im Perſonal dieſer Miſſionsſtation iſt in der letzten Zeit nur in ſofern eine Aenderung eingetreten, als ſich Bruder Zimmermann im Sommer 1851 ehelich mit Frau Kath. Mulgrave, der frühern Ehefrau des Miſſionsgehülfen Thompſon, verbunden hat. Den Freunden unſers Werkes iſt bekannt, daß Thompſon, ein geborner Neger, in ſeiner Jugend in die Kinderrettungsanſtalt zu Beuggen und von dort aus in das Basler Miſſionsinſtitut für einige Zeit gekommen iſt, im Jahr 1843 aber, bei der neuen Begründung unſerer africaniſchen Miſſion, als Gehülfe beigegeben wurde. Er hatte ſich in dieſer Eigenſchaft mit einer Negerin verheirathet, die in Weſtindien getauft worden war, lebte aber leider in einer Weiſe, die der Miſſion, vor Allem aber ihm ſelbſt, nur zur Schande und Verderben

gereichte, und eine gerichtliche Scheidung von seiner gottesfürchtigen, wackern Ehefrau nothwendig machte, und zwar aus Gründen, kraft der nach Christi Wort (Matth. 5, 32.) eine Ehescheidung auch vor Gottes Augen gerechtfertigt ist. Thompson selbst hat sich seit jener Zeit da und dort umhergetrieben, bald durch einen Anlauf zur Buße die Barmherzigkeit unserer Brüder erweckend, bald in neue Sünde und Schande sich stürzend. Frau Mulgrave aber that seit der Scheidungszeit in unserer Mädchenschule zu Ussu und unter den Negerfrauen dieser Stadt so treue und gesegnete Dienste und führte einen ihrer Taufe so würdigen Wandel, daß die Committee sich von Herzen darüber freuen konnte, als die eheliche Verbindung Br. Zimmermann's mit ihr theils ihrer Einsamkeit ein Ende machte und ihren 2 Kindern einen zweiten Vater gab, theils auch für die Zukunft der Mission die Mitwirkung dieser durch ihre Geburt zur gesegneten Missionswirksamkeit in besonderer Weise geeigneten Frau sicher stellte.

In Bezug auf das Accra- oder Ga-Gebiet wurde schon in früheren Berichten erzählt, daß es 4—5 Stunden lang und eben so viele Stunden breit der See entlang gelegen ist, und nach ungefährer Berechnung 30,000 Einwohner hat.

Schon längere Zeit hatten die Brüder vermuthet, daß vielleicht auch in dem gegen Osten gelegenen Adampe-Gebiet, in der von ihnen erlernten Accra- (Ga-) Sprache mit der Zeit das Evangelium werde gepredigt werden können, da die Adampe-Sprache nur ein Dialect von der Accra-Sprache sey.

Kürzlich hat nun Br. Stanger auf einer Reise nach Temma und Pony die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß wirklich die Leute nicht nur etwas Accra verstehen, sondern es fließend sprechen. Er unterhielt sich in den von ihm besuchten Dörfern mit den Leuten, und nicht nur die Alten, sondern auch die Kinder bis herab auf 5 Jahre verstanden ihn und antworteten in reinem Accra. Selbst sie unter sich sprachen, wenn er zugegen war, mehr Accra als Adampe.

Ferner hörte er von verſchiedenen glaubwürdigen Zeugen, daß die Accra-Sprache in den übrigen Adampe-Dörfern der Küſte entlang, alſo bis hinab an den Volta-Strom, ebenſo in Adda, etwas im Innern an genanntem Fluſſe gelegen, und in dem großen Töpferdorfe Schai (im Innern), welches Töpfe faſt für die ganze Goldküſte liefert, eben ſo gut geſprochen und verſtanden werde als in Temma und Pony. Auch in dem ſo ſehr induſtriöſen und volkreichen Krobbo werde die Accra-Sprache verſtanden, doch nicht ſo gut als in den ſchon genannten Dörfern. Auf dieſe Weiſe wäre das Sprachgebiet unſerer Brüder in Uſſu wenigſtens noch einmal ſo groß, als ſie urſprünglich wußten. Ein erfreulicher Umſtand, wenn man die große Schwierigkeit, welche jedesmal die Erlernung einer neuen Sprache darbietet, und die erſtaunliche Zerſplitterung der Neger in ſprachlicher Beziehung ins Auge faßt.

Die Arbeit unſerer Brüder iſt im verfloſſenen Jahr, Gott ſey Dank, ohne weſentliche Unterbrechung vor ſich gegangen. Br. Zimmermanns im Anfang des Jahres noch ſehr angegriffene Geſundheit hat ſich in dem höher gelegenen Akropong allmählig ſo weit gebeſſert, daß er, obwohl von manchem Fieberanfall von Zeit zu Zeit erſchüttert, dennoch ſich jedes Mal wieder in verhältnißmäßig kurzer Friſt ordentlich erholen konnte. Das Stanger'ſche Ehepaar wurde im November 1851 durch die Geburt eines Töchterleins erfreut, das ihnen aber bald hernach wieder genommen wurde.

Von ihrem häuslichen Leben ſchreiben die Brüder wie folgt:

„So groß auch die Hülfe iſt, die ein eigener Heerd dem Miſſionar bietet, ſo nothwendig ein ſolcher für die Erziehung der Heiden zu einer chriſtlichen Gemeinde, ſo wichtig er für die geiſtige Aufrechthaltung und Gründung des Heidenboten im fremden, finſtern Lande, fern von der Gemeine der Heiligen, bleibt: ſo wenig entſpricht er dem Ideal, das mit dem häuslichen Leben ſo gerne Ruhe, Stille, Ordnung ꝛc. verbindet. Der Fluch des Heidenthums reicht zu ſtark herein in daſſelbe. Statt weniger, treuer Dienſt-

boten, mit Recht „Ehehalten“ genannt in der Heimath, braucht der Missionar hier einen Haufen heidnischer oder kaum dem Heidenthum entronnener Leute, die durch ihre Trägheit, Untreue und Unordnung nicht den geringsten Theil seiner Last ausmachen. Ferner existirt noch keine gemeinsame Sprache; in jeglicher Familie werden 2—3 Zungen gesprochen; und so bindet auch der Familien-Gottesdienst selbst ihre Glieder nicht so zusammen wie zu Hause.

„Dessenungeachtet haben wir auch unter den vielen häuslichen Nöthen reichlich den Segen genossen, den der HErr so gerne auf gläubige Familien legt, und der Dank bleibt hinter seinen großen Wohlthaten in Erhörung des Gebets, Erhaltung der Gesundheit, häuslichem Glück und Frieden, lieblichen Erfahrungen an Kindern und Dienstboten, weit zurück. Ist auch die erziehende Arbeit an den Hausgenossen meist eine Thränensaat, und hat sie auch wenig Poetisches, so wird die Freudenernte deßwegen nicht ärmer seyn.“

Eine große Erschwerung der Haushaltung ist besonders der Mangel an Wasser: selbst für gute Bezahlung ist öfters kein Wasser zu haben. Es kostete eine Zeitlang für die zwei Missionshaushaltungen, die Institute mit eingerechnet, monatlich 5—6 Thaler. „Wir haben in der verflossenen Zeit,“ schreibt Br. Stanger, „nicht selten, wenn auch nicht im Unglauben, so doch mit Besorgniß gefragt: „Was sollen wir trinken?“ und die Eingebornen forderten uns oft auf, in der Kirche um Regen zu bitten. Im verflossenen Monat jedoch schickte der, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, eine Regen-Wolke, und zwar eine große, auch nach unserm armen Ussu, so daß die Cisternen wieder Wasser erhielten. Kinder können sich nicht mehr über das Christgeschenk freuen, als wir uns über diesen herabströmenden Regen freuten; und unsere Knaben und Mädchen konnten nicht so lange warten, ihre aus Mangel an Wasser sehr schmutzig gewordenen Kleider zu waschen, bis der Regen vorüber war. Im stärksten Gusse wurde dieses Geschäft sogleich vorgenommen.

„Es iſt ein großer Uebelſtand, daß noch Niemand ernſtliche Verſuche machte, eigentliche Brunnen zu graben. Die Löcher, welche die Eingebornen nahe an der See haben, geben nur weniges und ſchlechtes Waſſer. Die Regierung will aus leicht zu begreifenden Gründen ihr Waſſer innerhalb der Fort-Mauern haben. Sie hat daher ihre Ciſternen dort und ſammelt das Waſſer von den Gebäulichkeiten des Forts in dieſelben. Aus dem hieſigen Fort erhalten auch wir unſer Waſſer zum Trinken und Kochen; allein in dieſer trockenen Zeit war es oft ſo wenig, daß es bei weitem nicht ausreichte.

„Die Eingebornen holten das Waſſer ſtundenweit her auf dem Kopf; denn einen Brunnen zu graben, dazu kommen ſie nicht leicht; obgleich in einiger Entfernung von der Stadt unterhalb einer kleinen Anhöhe Stellen ſind, wo das Gras faſt das ganze Jahr grün iſt und wo man gewiß Waſſer finden würde. Sie leben zu viel in der Gegenwart, und Ruhe iſt ihnen meiſtens auch zugleich Glückſeligkeit, weßwegen ſie für beides auch nur Ein Wort in ihrer Sprache haben.

„Der Mangel an Regen führte auch, wie natürlich, eine mehr anhaltende Hitze mit ſich, was hier an der Küſte beſonders drückend iſt, da wegen der Nähe der See auch nicht einmal die Nächte kühl werden, ſo daß einem oft eine baumwollene Decke beſchwerlich wird und manche Europäer in der heißen Zeit bisweilen kaum einen erquickenden Schlaf finden können.“

Werfen wir nun zuerſt einen Blick auf die äußerlichen Arbeiten der Brüder. Dieſelben nehmen unvermeidlicher Weiſe, zumal in Africa, den Miſſionen ſo viele Zeit hinweg, daß dieſer Umſtand oft ihren Herzen zu einem ſchweren Drucke wird. Br. Locher ſchreibt: „Zu dem neuen Hausbau*) wird Baumaterial zubereitet, um ihn nach der

*) Das Miſſionshaus reicht nur für zwei Haushaltungen, und iſt deßhalb der Bau eines weiteren Hauſes nothwendig geworden, zumal wegen des Mädcheninſtitutes und des Inſtitutes für Schullehrerzöglinge.

nächsten Regenzeit beginnen zu können. Dagegen haben wir in der Nähe der Stadt ein ziemlich großes Stück Land abgesteckt und stehen in Unterhandlung mit der Regierung, die uns versprochen hat, dasselbe unentgeltlich der Mission zu überlassen. Wir gedenken dort in diesen Tagen einen Versuch zu machen, ob sich nicht in einer mäßigen Tiefe Quellwasser finde, wozu der nahe Hügel, Friedrichsberg, oder, wie ihn die Eingebornen nennen, Kaka, einige Hoffnung gibt. In der Regenzeit sollte dann auf einem Theil dieses Grundstücks ein Versuch mit Cassadawurzel (einer Art Jams) gemacht werden, vielleicht auch mit Baumwolle; und um die austrocknende Sonne etwas abzuhalten, werden wir dasselbe mit Cocospalmen anpflanzen. Schon lange tragen wir uns mit dem Gedanken, einen Friedhof anzulegen, haben aber bis jetzt noch keinen ganz passenden Platz ausmitteln können. Dagegen wurde im verflossenen Semester ein Stück Land auf unserer Plantage, 4 Stunden von Ussu, in Angriff genommen. Diese Plantage hat circa 60 Juchart vom besten Boden in jener Gegend und ist mit Ausnahme von etwa 3—4 Juchart ganz mit Busch bedeckt. Wir setzten unsern Abraham von Tessing (Neger-Christen) dorthin, um das Land zu bebauen, und haben etwa 3 Juchart, die vorher schon bepflanzt waren, gegen eine kleine Entschädigung an uns gebracht, die bereits eine hübsche Ernte Mais versprechen. Ein Morgen Kaffee gibt wenig Hoffnung auf Ertrag, da die Kaffeebäume sehr alt sind, obschon der Boden auch zum Kaffeebau geeignet ist. Es gehörten zwei kleine Häuschen von Lehm dazu, die unser Abraham nun bewohnt; und um auch für uns den Aufenthalt gesünder und angenehmer zu machen, wurde mit dem Bau eines Lehmhauses angefangen. Wir machten zu diesem Zweck einen vorläufigen Plan, und stellten dieses Haus demgemäß genau von Ost nach West. Es sollte ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer enthalten, und auf 3 Seiten, nach Süd, West und Nord, mit vorspringendem Strohdach versehen seyn, das eine Veranda oder Gallerie bildet. — Obschon dieses Haus ganz aus Lehm gebaut wird und nicht theuer kommt, so hat doch

der Bau seine Schwierigkeiten, da nach der Regenzeit weit und breit kein Wasser zu haben ist. Da muß erst ein Gewitter abgewartet werden. Zu diesem Zweck ließ ich die Erde, wo früher Lehmhütten gestanden hatten, auflockern, und machte mehrere Graben zu Vertiefungen und Löchern, um so viel Wasser als möglich zu sammeln. Nun mußte ein Gewitter abgewartet werden, und ich hatte einmal die Freude, bei meinem Aufenthalt auf der Plantage zuzusehen, wie der Lehm angemacht wird. Ich hatte ein Zelt aufgeschlagen, in dem ich bequem wohnen konnte, und meine Leute waren eben fertig geworden mit Auflockern der Erde, und gingen in die benachbarten Dörfer, um zu essen (sie arbeiteten gewöhnlich von Morgens 6 Uhr bis Nachmittags 2 Uhr, und hatten dann Feierabend), als der Himmel sich mit Wolken bedeckte und die Sonne recht drückend stach. — Plötzlich entsteht etwas Wind; unter Blitz und Donner ergießt sich der Regen in Strömen. Da entstand Leben im Dörfchen (es wohnen noch 3 Familien da, aber nicht auf unserm Eigenthum); Alt und Jung eilt herbei; die Männer mit Hacken, die Weiber und Kinder mit Töpfen; meine Knaben helfen auch mit, und nun wird der Lehm angemacht, und bestmöglich das Wasser verarbeitet. Unterdessen eilen meine übrigen Leute auch herbei zu helfen, und ein dreistündiger Regen liefert uns hinlängliches Material zu etwa ⅔ des Hauses. Es war eine Lust diese Leute arbeiten zu sehen. — Ich konnte unter dem Zelte stehend Alles mit Muße übersehen und bedauerte fast, nicht mithelfen zu können. — Nachher in den folgenden Tagen wird der Lehm nochmals durchgearbeitet, auf Haufen gesetzt, und mit Gras bedeckt. Dann trägt man eine Schicht von 1½—2 Fuß Höhe auf, läßt sie trocknen u. s. f. bis die Wände fertig sind. Thüre und Fensterrahmen werden nachher eingesetzt, und das Dach aus Stroh verfertigt. Zu dem Dachstuhl liefert der nahe Busch genug Material, nur müssen die Arbeiter die Holzarten kennen, welche von den Ameisen nicht zerstört werden. Leider hat es seither nicht mehr bedeutend geregnet, so daß das

Haus wohl vor der nächſten Regenzeit kaum mehr vollendet werden kann."

Auch für die Viehzucht ſuchen die Brüder Etwas zu thun. Ihr Hornvieh fängt an ſich zu vermehren; auch das Kleinvieh, Ziegen und Schafe, ſtellen ſich, zumal während einer Theurungszeit, als ſehr vortheilhaft heraus und macht nicht ſo viel zu ſchaffen, als dieß beim Hornvieh wegen ſeiner großen Wildheit der Fall iſt.

Unter die Pflanzen, die ſehr gut gedeihen und doch bis jetzt von den Negern faſt gar nicht gepflanzt worden ſind, gehört beſonders der Cocosnußbaum. Br. Stanger ſchreibt:

„Der Cocosnußbaum kommt im Sand am beſten fort, und wenn man ihn pflanzt, ſo muß man, wo kein Sand iſt, welchen in das Loch werfen. Braucht er im Anfang Waſſer, ſo iſt das Seewaſſer für ihn das beſte, und da haben wir den unerſchöpflichen Ocean in der Nähe. Iſt er einmal geſetzt, ſo macht er faſt gar keine Mühe mehr. Nach 8—10 Jahren trägt er unaufhörlich Früchte. Man ſieht unten immer reife, weiter oben halb ausgewachſene Früchte, und noch weiter oben Blüthen. So geht es immer von Jahr zu Jahr hinauf und er wird nach und nach ſehr hoch, da die untern Stammblätter mit den Früchten herunterfallen. Selbſt in dieſem dürren Jahr trugen ſie eine Menge Früchte. Pony z. B. iſt ganz umgeben und beinahe nicht zu ſehen vor ſolchen Bäumen. Die Miſſionare können nicht viel in der Sache thun, und fordern ſie die Eingebornen zur Pflanzung auf, ſo antworten oder denken dieſe: „Ja da könnte ich zuvor ſterben, ehe ich die Frucht meiner Arbeit ſehe." Es geht bei ihnen Alles von der Hand in den Mund. Sie ſind gerade wie die Kinder. Es iſt aber zu Schade, daß die ungeheure Küſtenebene den armen Leuten faſt nichts eintragen ſoll. Myriaden ſolcher Bäume könnten auf derſelben gepflanzt werden. Ein Europäer, deſſen Geſchäft es wäre, könnte ohne zu große Mühe in einem Jahre 1000 derſelben pflanzen.*) Nach 10 Jahren würde

*) Der Schreiber dieß redet noch nicht aus eigener Erfahrung. Joſ. Inſp.

ein ſolcher Baum, ſelbſt wenn dieſe Nüſſe viel wohlfeiler würden, jährlich wenigſtens für einen Thaler Nüſſe tragen. Dieß würde Nachahmung finden und nicht nur der harten Noth in Jahren der Dürre ſteuern, ſondern nach und nach wohl auch für Europa durch das Cocosnußöl nützlich werden."

Aber auch außer dergleichen Arbeiten gibt es im Aeußerlichen, beſonders in Uſſu, noch viel zu thun. Die Zeit des Br. Locher war durch den Einkauf von Lebensmitteln auf den an die Küſte kommenden europäiſchen und americaniſchen Schiffen, durch die Verpackung eines Theiles derſelben nach Akropong, durch die Umſetzung der Wechſel in baares Geld, zu welchem Zweck bisweilen ſogar Reiſen nach Cape-Coaſt nothwendig werden, ebenſo durch eine Reiſe in Druckereiſachen nach Cape Coaſt, nicht wenig in Anſpruch genommen. Die Schwierigkeit baares Geld zu bekommen, war oft erſtaunlich groß, aber aus einem erfreulichen Grund. Der Sclavenhandel mit Braſilien hatte eine Zeitlang, in Folge des braſiliſchen Regierungsverbots, faſt ganz aufgehört; das war die Urſache, warum die ſpaniſchen Thaler ſo ſelten wurden; aber das Unweſen fing dann doch wieder an. Es iſt zu einträglich für die Bewohner Braſiliens, als daß dieſe ſo ſchnell davon laſſen könnten.

Die Predigt des Wortes wurde in der Kirche, auf den Straßen, in den Häuſern, zu Uſſu und an andern Orten, getrieben. Br. Stanger berichtet darüber:

„Die Küſten- und Plantagen-Dörfer wurden beſucht; die beiden Küſtendörfer Labudei und Teſſing, wenn nicht beſondere Hinderniſſe eintreten, alle Sonntage. In Teſſing gibt es mehrere Männer, die nicht ferne vom Reiche Gottes ſind. In Labudei erhält der in den Augen der heidniſchen Neger und Mulatten erſchreckliche Fetiſch Lakpa hie und da einen Stoß, ſteht aber deſſen ungeachtet bis jetzt noch feſt. Ein finſteres Fetiſchneſt. Es will einem bisweilen grauen; doch fehlt es auch da nicht an Leuten, die heimlich dem Betrug der Fetiſchprieſter entgegen ſind; aber offenen Widerſpruch wagen ſie noch nicht, aus Furcht vor der Giftmiſcherei derſelben. Auf den Plantagen-Dörfern ſind die Leute wohl am

geneigteſten zur Annahme des Evangeliums. Es ſind hier mehrere, die bei der Predigt ſich entſchieden für das Chriſtenthum ausſprechen und uns auch hier, wenn ſie mit ihrem Korn, Jams ꝛc. in die Stadt kommen, bisweilen beſuchen und unſern Hausandachten beiwohnen.

„Außer den angeführten Dörfern, wurden auch die entlegeneren, aber wichtigen Orte Krobo und Schai (im Innern gelegen) beſucht. Die Kroboer waren damals gerade in politiſche Händel mit der hieſigen Regierung verflochten und daher etwas zurückhaltend; jedoch macht dieſes Völklein wegen ſeines Fleißes im Landbau (das meiſte Palmöl wird dort gemacht) und durch ſein kräftiges und dabei einfaches Weſen viel Hoffnung für die Aufnahme des Evangeliums; ſie luden uns ein, bald wieder zu kommen.

„In Schai wurde das Wort mit viel Einfalt aufgenommen, und es war recht rührend zu ſehen, wie dieſe Leute alle ohne Ausnahme ſich um uns zur Predigt verſammelten und in ihrer Einfalt nach der Weiſe der Verehrung des wahren Gottes fragend, uns in unſern Anreden unterbrachen; ſie hatten noch gar nicht gewußt, daß es auch andere Leute als Fetiſchanbeter gibt.“

„Ueber den religiöſen, ſittlichen und öconomiſchen Zuſtand der Heiden können wir,“ ſchreibt Br. Stanger, „außer dem ſchon früher Berichteten, nicht viel Neues ſagen. Von der Empfängniß an bis zum Grab iſt der Fetiſchdiener in den Händen geldgieriger Prieſter. Bald nach der Empfängniß wird durch den Prieſter und zwar für Geld der Fetiſch um Aufſchluß über die nächſte Zukunft für Mutter und Kind gefragt, was während der Schwangerſchaft wiederholt wird. Die Narrenpoſſen, welche da dieſe Fleiſchesmenſchen, die Fetiſchprieſter, treiben, und die Schamloſigkeit, mit welcher ſie dabei, und zwar öffentlich, zu Werke gehen, ſind empörend, und man weiß oft nicht recht zu entſcheiden, ob das Wort von der Keuſchheit oder eine gute Ruthe das geeignete Mittel gegen dieſes Unweſen wäre. Auf ähnliche Weiſe geht es fort von der Wiege, oder vielmehr von der Geburt (denn Niemand hat hier eine Wiege)

bis zum Grab. Kaum hat dann der Neger ſein armſeliges Leben vollendet, ſo hat einer der Verwandten nichts eiligeres zu thun, als einige Groſchen werth Muſchelgeld zu nehmen, um damit den Fetiſchprieſter zum Voraus zu bezahlen für die Mühe, die er ſich ſofort zu nehmen hat, den Fetiſch zu fragen, was man nun mit der Leiche anfangen ſoll, was vor, bei und nach der Beerdigung geſchehen müſſe. Da ſcheint nun wirklich der Fetiſch ſeine Leute gut zu kennen; denn kaum hat der Prieſter ihn gefragt und horchend ſeinen Kopf hingehalten, ſo erhält er den für alle andern Leute nicht hörbaren Beſcheid, der ſich immer nach dem Anſehen und dem Vermögen der Familie des Verſtorbenen richtet. So z. B. muß bei der Beerdigung des Angeſehenen und Vermöglichen weit mehr Rum geſoffen und weit mehr Pulver verſchoſſen werden. Dieſe Todtenfeiern ſind es hauptſächlich, welche die Neger in Schulden, Armuth, und allerlei Nöthen bringen, aus denen ſie ſich gewöhnlich nur durch Verkauf eines Familienmitgliedes zu helfen wiſſen.

„Weiter noch treiben die Fetiſchprieſter ihr Unweſen in den auswärtigen Dörfern; denn hier in Uſſu unter den Augen der Regierung müſſen ſie es noch erträglich machen. Es iſt uns von glaubwürdigen, die Verhältniſſe genau kennenden Perſonen geſagt, daß in den auswärtigen Dörfern ein junger Mann kaum zu etwas kommen könne. Zeige einer, daß er etwas Geld habe, ſo halten die Prieſter Rath, wie ſie es ihm abnehmen ſollen. Da wird dann z. B. Jemand krank. Ein der Familie Angehöriger kommt und fragt durch den Prieſter beim Fetiſch um Rath; der Fetiſch, oder beſſer der Prieſter, antwortet, jener junge Mann ſey die Urſache, er habe ihm Gift beigebracht und dergleichen. Nun geht es über den Armen her: er muß Geld auf Geld bezahlen, und froh muß er noch ſeyn, wenn er mit dem Leben davon kommt. Die Regierung weiß zwar dieſe Sachen; aber wo kein Kläger iſt, da iſt auch kein Richter, und wo keine Zeugen ſind, wird auch kein Urtheil geſprochen; zu klagen aber und zu zeugen vor Gericht wagt nicht leicht einer; denn er muß fürchten, es gehe dann nicht nur um

Geld und Gut, sondern auch um Blut und Leben. Das Gift ist den Fetischpriestern ein gar sicheres Mittel sich zu rächen. Auf diese Weise gehen Schurken im Lande umher, von denen bestimmt gesagt wird, sie haben schon viele Leute vergiftet; aber Niemand wagt ihnen entgegenzutreten.

Die Regierung hat jedoch in neuerer Zeit mehr entdeckt als je. So gestand z. B. vor einigen Monaten ein Fetischpriester vor Gericht ein, daß es nicht des Fetisches Worte seyen, was sie zu den Leuten sagen, sondern ihre eigenen. Es sey Alles Betrug. Der Richter rief hierauf eine Anzahl hiesiger Neger zusammen und ließ den Fetischpriester wiederholen, was er anfangs gesagt hatte.

„Manche dienen dem Fetisch, zwar nicht aus Furcht vor ihm selbst, wohl aber vor den Priestern. Sie treiben also eine Sache, die sie selbst für Lug und Trug halten, werden zu Lügnern, ihre ganze Sittlichkeit wird untergraben. Ehrliche Leute sind überhaupt selten, was die Neger auch selbst den Europäern gegenüber, die doch gewiß nicht alle Kinder der Wahrheit sind, fühlen; denn nicht selten hört man sie sagen: „Der Weiße lügt nicht;“ „der Weiße kann nicht lügen; d. h. wohl: nicht so unverschämt als wir Schwarze.

„Der ökonomische Zustand wird namentlich in Ussu eher geringer als besser, da Alles Handel treiben und fast Niemand das Land bauen will, und eben daher im Handel wenig gewonnen werden kann. Vor einiger Zeit kam noch eine Dürre dazu. Die Lebensmittel sind daher sehr theuer, und manche Leute fangen an zu darben. Es will fast Alles Kopf und besonders Magen seyn, darum verlangt letzterer mehr als die wenigen Hände und Füße verschaffen können, zumal da ihnen selbst auch die Ruhe allzusüß verkommt.

„Doch müssen wir sagen: der Handel und überhaupt europäischer Einfluß hat viel Gutes. Die Einrichtungen, besonders Wohnung und Kleidung, werden besser, wenn auch das Vermögen nicht zunimmt. Die Leute bekommen so mehr Bedürfnisse und haben weniger Zeit zum Müssiggehen. Sie werden auch durch ihre bessern Häuser an einen Ort gebunden, und können nicht mehr so leicht der

europäischen Macht trotzen, wie früher, wo sie, wenn z. B. ein Kriegsschiff kam, sie zu züchtigen, mit ihren Habseligkeiten unter dem Arm und der Flinte auf der Schulter in den Busch liefen und lachten, wenn ihre Hütten zusammengeschossen wurden.

„Das Verhältniß der Eingebornen zu den Missionaren ist so, daß wir, ohne zu weit zu gehen, sagen dürfen: wir können es von Heiden nicht besser erwarten. Es trägt der Hausbesuch dazu viel bei, sowie der Umgang der Eltern, der Schulkinder und der Zöglinge mit den Missionaren und ihren Frauen, und besonders auch Theilnahme an ihren äußerlichen Nöthen. So kommen seit einiger Zeit der Kabusier und die Aeltesten, wenn schwere Krankheiten oder Verletzungen in ihren Familien vorkommen, in das Missionshaus, um Hülfe zu erhalten, welche, so viel es in unserer Kraft steht, geleistet wird. Auch Bitten um Hülfe in schweren Geburtsfällen konnten nicht abgewiesen werden, obgleich wir dieses Gebiet lieber wohl unterrichteten Frauen überlassen würden. Das Gelingen gewissenhafter Bemühungen in solchen Fällen erzeugt in den Familien mehr Dank und Anhänglichkeit als irgend etwas anderes, und stellt das stolze, unsinnige Wesen der Fetischleute am meisten blos in den Augen des Volks. Die Fetischpriester sind nämlich zugleich Mediciner, Wundärzte und Geburtshelfer, obgleich es auch Hebammen gibt. Der Aberglaube, welcher bei dem weiblichen Geschlecht am stärksten ist, öffnet ihnen die Thüre zu letzterem Geschäft, so schrecklich sie die Leute zu behandeln pflegen. Erst neulich wurde eine unserer Nachbarsfrauen durch ihr thörichtes Verfahren grausam hingemordet."

Ueber Katechumenen und Gemeinde melden die Brüder folgendes: „Eigentliche Katechumenen haben wir gegenwärtig keine; doch gibt es Leute, die nicht ferne davon sind, und wir hoffen bald wieder ein Häuflein zusammenzubringen. Dagegen hatten wir die Freude im Verlauf dieses Jahres 5 Neger, Knaben und Jünglinge unserer kleinen Gemeinde durch die heilige Taufe einzuverleiben. Nach

längerem Unterricht derselben gewannen wir die Ueberzeugung, daß wir ihnen die heilige Taufe nicht länger vorenthalten dürfen. Es wurde daher der 24. August festgesetzt. Tags zuvor war ihr Gemüth so sehr damit beschäftigt, daß sie kaum zur Verrichtung irgend eines Geschäftes fähig waren, da die Sache selbst sie viel bewegte und sie von ihren Freunden und Verwandten so viel Widerspruch zu erfahren hatten; aber sie ertrugen es mit Ergebenheit und Geduld, und waren daher entschieden in ihrem Vorsatz."

„Ich trug es," schreibt Stanger, „Samstags zuvor noch recht darauf an, ihnen zu Gemüthe zu führen, in was für einen Kampf mit der Welt, der Sünde und dem Teufel sie durch diesen Schritt treten, und wie es besser sey, wenn sie diesen Schritt nicht thun, falls sie sich nicht völlig dem HErrn ergeben mit Leib, Seele und Geist. Die Antwort von jedem Einzelnen war die: sie haben es reiflich überlegt; sie wollen getauft werden; ich solle aber Geduld mit ihnen haben und für sie beten. Sonntags zogen wir mit ihnen, nachdem die nöthigen Vorbereitungen und Anordnungen gemacht waren, zur Kirche. Sie war bereits gefüllt mit Zuhörern. Die Verwandten der Täuflinge kamen jedoch nicht. Sie ließen mir zum Theil Abends zuvor sagen: wenn sie Zeit haben, wollen sie auch kommen. Ich predigte über Matthäus 10, 16: „Siehe ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe ꝛc. Es war mir sehr schwer, als ich dieses kleine, schwache Häuflein ansah, und wäre mir zu schwer geworden, hätte ich ihnen nicht ein anderes Wort unsers HErrn mit auf den Weg geben können, nämlich das: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Die Ansprache und das Gebet vor und nach der Taufe hielt ich in englischer Sprache, da die Täuflinge Englisch verstanden, die Prüfung vor der Taufe und die Taufe selbst in der Accra-Sprache. Es war dieß das erste Mal, daß diese heilige Handlung in der Accra-Sprache vorgenommen wurde, und die Anwesenden waren um so stiller und aufmerksamer. Vor und nach der Taufe sangen die Täuflinge, und zwar nach derselben die englische Uebersetzung

des deutschen Liederverses: „Meinen Jesum laß ich nicht" ꝛc. Nach der Kirche hatten wir eine liebliche Mittagsmahlzeit mit einander. Tischgenossen waren: die Missionare sammt ihren Frauen und ihren Kindern, die Neugetauften und die Zöglinge beider Geschlechter, sowie 2 von den Getauften in Tessing, zusammen 27 Personen. Vor und nach Tisch sangen wir englische Liederverse. Es war dieß, wenn gleich ein Tag der Sorgen, doch auch ein Tag der Ermunterung und Glaubensstärkung. Wir hatten die Neugetauften sodann auch außer dem Nachmittags-Gottesdienst den ganzen Tag bei uns, was ihnen einiger Ersatz war für das, was sie von den Ihrigen zu ertragen hatten.

„Die Namen dieser Neugetauften sind: George Lomote, Christian Obobi, Samuel Quakoi, Joseph Ado und Johannes Tette. George Lomote ist etwa 20 Jahre alt, besuchte unsere Schule von dem Anfang ihres Entstehens an, verlangte die Taufe schon als ich hier ankam, also vor etwa 5 Jahren, seine Verwandten aber duldeten es nicht, was ihn sehr entmuthigte. Er besuchte jedoch die Schule fort. Vor etwa 2 Jahren wurde er als Monitor an der Schule angestellt und nahm die Lectionen für die Zöglinge mit. Es war unsere Absicht, ihn für den Schulberuf heranzubilden, an welchem Geschäft er aber keine Freude hatte. Als James Okoi (unser früherer Dolmetscher, dem ein Haifisch beide Arme abbiß) gestorben war, hatte ich keine andere Wahl, als ihn zum Dolmetscher zu machen, obgleich er noch nicht getauft war. Dieses Geschäft hat er nun seither versehen. Zu Hause brauche ich ihn ebenfalls als Dolmetscher bei Spracharbeiten ꝛc. und außerdem verrichtet er allerhand häusliche Arbeiten, und erspart mir viel Zeit für meinen eigentlichen Beruf, indem er sein früheres Versprechen erfüllt, wo er sagte: „ich will Alles thun, was Du sagst, nur nicht Schullehrer werden." Von seiner Taufe redete er oft; ich gab ihm aber immer etwas kurze Antworten, da er immer von seinen Verwandten sprach, daß diese es eben nicht haben wollen. Endlich entschloß er sich auch gegen den Willen der Seinigen sich tau-

en zu lassen, was ich annahm, da er in der letzten Zeit mehr inneres Leben zeigte, und die Furcht, er wolle es nur thun, weil ich es etwa gerne sehe, verschwand mehr und mehr. Er hatte viel zu leiden von den Seinigen; es schadete ihm aber gar nichts. — Christian Obobi von Pony (der Sohn des Kabusiers daselbst) kam vor 4½ Jahren hieher, besuchte die Schule und wurde mein Haus-Knabe. Er war damals etwa 14 Jahre alt, also nun etwa 18—19. Er verrichtete sein Geschäft bald mit Geschicklichkeit, Fleiß und Treue, und war, besonders wenn ich krank war, sehr besorgt und anhänglich, obgleich ich ihm Anfangs nur mit Deuten zu verstehen geben konnte was ich wollte, da er noch nicht Englisch und ich noch nicht Accra verstand. In der Schule ging es zuerst langsam; aber da er fleißig und aufmerksam war, brachte er es nach und nach doch weiter als die begabteren Schüler, welche mit ihm in die Schule eintraten. Das Wort Gottes und das Leben im Missionshaus machte bald einen tiefen Eindruck auf ihn, mehr als ich geglaubt habe. Er versicherte mich vor seiner Taufe, als er mir den ganzen Wust seines früheren Lebens eingestand, daß er gewisse Jugendsünden, die hier zu den gewöhnlichen gehören, nie mehr begangen habe, seit er bei mir sey; er habe auch an dem Fetischwesen seines Vaters, der seines Amtes wegen auch zugleich Fetischmann seyn muß, nie mehr Antheil genommen, wenn er nach Hause gekommen sey. Er hat einen etwas rauhen, derben Charakter, und dazu kommt noch die rohe Ausdrucksweise der Accrasprache. Sagte ich dann: „Hör, Obobi, du bist aber sehr grob," so gab er zur Antwort: „Nicht so, Meister, so reden wir nur; ich weiß, daß Du mein Meister bist." Seine Offenheit kam mir jedoch oft sehr zu gut, wenn ich etwas thun wollte und die Verhältnisse nicht kannte, wenn er auch seine Rede mit „Meister, so nicht recht" ꝛc. anfing. Obgleich ihm nun das Christenthum einleuchtete, und er, wenn ich bisweilen in der Predigt christliche Geschichten als Beispiele erzählte, sagen konnte: „heute hat mir das Predigen gut geschmeckt," so war es ihm doch schwer begreiflich, wie man den Belei-

digern auch vergeben soll, und es dauerte lange, bis ich ihn von der Ansicht abbrachte, daß er, wiewohl Kabusiers-Sohn, doch nicht nöthig habe, persönliche Beleidigungen mit der Faust zu rächen. Vor einem Jahr wurde er unter die Schullehrer-Zöglinge aufgenommen, und da er nun mehr Zeit zum Lernen hat, so hat er sehr gute Fortschritte gemacht, und konnte auf Reisen, besonders in seinem Vaterland (Adampe), schon nützlich seyn zu dem Werke. — Samuel Quakoi, etwa 16 Jahre alt, besuchte unsere Schule von Anfang an, und war in den letzten Jahren auch noch im Dienst bei Frau Mulgrave (Frau Zimmermann). Er war früher aufmerksam und gefällig in der Schule, wurde aber nach und nach träge und stolz, besonders ungehorsam gegen seine Herrin. Er wünschte die Taufe, aber es war wenig Hoffnung vorhanden, sie ihm mit gutem Gewissen geben zu dürfen. Auch nachdem er unter die Zahl der Zöglinge aufgenommen war und seine Probezeit überstanden hatte, erhielt er die Taufe nur mit vieler Besorgniß, weil es bisweilen schien, als sey ihm kein rechter Ernst mit der Sache. Sie scheint jedoch ihre segnende und belebende Wirkung an ihm beweisen zu können. — Joseph Ado, etwa 15 Jahre alt, ist der Sohn des einflußreichsten Negers in Ussu. Er besuchte früher mehrere Jahre die Schule und war auch einige Zeit Haus-Knabe von unserm geistlich verunglückten Thompson, von dem er leider damals nicht mehr viel Gutes lernen konnte. In der Schule war er fleißig und gehorchte mir, weniger aber dem Schullehrer, und gegen seinen Vater war er entschieden ungehorsam und trotzig. Nachher nahm ihn Herr Schöning (Regierungsmitglied allhier) in den Dienst, der mit ihm zufrieden war und ihm sehr viel anvertrauen konnte. Er lernte da Manches, besonders aber gehorchen, weil er sah, hier muß man es. Er neigte jedoch sein Herz nach und nach zu einigen Sünden, gegen welche die Feste Christiansborg ihn nicht schützte. Herr Schöning wünschte aber, daß er in den Händen der Missionare bleibe, und da ich ihn nicht brauchen konnte, rieth ich Br. Locher bei dessen Ankunft, als bald darauf

Herr Schöning starb, ihn zu nehmen. Er nahm ihn in den Dienst, hielt ihn zum Bibellesen an und in strenger Zucht; er gewann den HErrn und sein Wort lieb und verlangte die Taufe. — Johannes Tette, etwa 10 Jahre alt, ist ein Waise, da seine Mutter starb und sein Vater sich von hier entfernte, ohne ihn mitzunehmen. Er hat einen krummen Rücken, und ist einer von den wenigen Mißgestalten, welche den mörderischen Händen entgangen sind; denn die meisten werden aus der Welt geschafft, ehe man viel von ihrem Daseyn weiß. Herr Lieutenant Swedstrup nahm ihn aus Mitleiden auf, gab ihm Nahrung und Kleider und schickte ihn bald zur Schule. Bei seiner Abreise übergab er ihn an Miss. Schiedt und dieser nachher an mich. Er sprach schon damals neben seiner Muttersprache ziemlich Odschi, Dänisch und Englisch. Er liest und versteht das englische Neue Testament ziemlich gut. Trotz seiner guten Gaben hatte ich von Anfang an wenig Hoffnung für ihn. Aber vor etwa einem Jahr änderte es sich. Wort Gottes und Gebet ließen sich nicht unbezeugt an seinem Herzen; die Ruthe that auch das ihre; er ließ, so viel wahrzunehmen war, von seinen krummen Wegen und begehrte die Taufe, welche ihm nach langer Prüfung mit Freuden ertheilt werden konnte.

„Diese Neugetauften machen uns unterdessen sowohl Freude als Besorgniß, zeigen sich zwar als Glieder am Leibe Christi, aber als sehr schwache.

„Die Zahl unserer Gemeindemitglieder aus den Heiden ist durch diese Taufen auf 18 gestiegen. Ueber das Benehmen derselben zu berichten ist schwer. Sie beschämen uns zwar oft durch ihre Einfalt im Christenthum und bereiten bei den Besprechungen mit ihnen vor der Feier des heiligen Abendmahls manchen Genuß für das eigene Herz; dabei werden aber auch Manche ein rechter Kummerstein durch ihre Stumpfheit, ihre aus dem Heidenthum mitgebrachten sündlichen Neigungen und Gewohnheiten und durch ihren irdischen Sinn. Doch wurde mit Freuden die Beobachtung gemacht, daß sie, und namentlich nun auch die Aeltern und

Verheiratheten unter ihnen, welche am meisten Neigung zur Trägheit haben, in eine genauere Gebetsgemeinschaft mit einander getreten sind; auch haben wir uns vor einigen Wochen recht gefreut in einer Betstunde mit ihnen vernehmen zu dürfen, wie herzlich sie für uns und die übrigen Missionare auf der Goldküste, sowie auch für die Christen in Europa beten. Sie haben mit vielen Versuchungen zu kämpfen; Jesus Christus, der Oberhirte der Gemeinen, sey und bleibe ihr und unser Erbarmer und Führer.

„In der Gottesdienstordnung gab es einige Veränderungen, indem zu Ende des Jahres statt der Nachmittagspredigt gewöhnlich eine Katechese in der Landessprache gehalten wurde. So der HErr Gesundheit und Kraft gibt, soll es so fortgeführt werden; die Kinderstunden werden dann vielleicht einstweilen wegfallen und die übrige Zeit des Sonntags mehr auf die Alten durch Sonntagsschulen und Versammlungen zu Besprechungen und Gebet, sowie auf Besuch benachbarter Dörfer verwendet werden.

„Liturgische Formulare wurden ausgearbeitet, eines für Kindertaufen und eines für das heil. Abendmahl; letzteres ist jedoch Uebersetzung des Formulars aus dem württembergischen Kirchenbuch vom Jahre 1765, das auch in dem neuen württembergischen Kirchenbuch unter Nr. 1. abgedruckt ist. Einfachere Ausdrücke mußten dazu gewählt werden, der Sinn aber wurde beibehalten. Auch einige Accra-Liederverse wurden verfaßt und werden gesungen.

„Auch mit Wochen-Gottesdiensten haben wir einen Anfang gemacht, da sie nun meistens in der Landessprache gehalten werden können. Mittwoch Abends um 6 Uhr wird in der dazu beleuchteten Capelle (es wird hier das ganze Jahr etwa um 6 Uhr Nacht) ein Vortrag gehalten, dem jedesmal eine biblische Geschichte zu Grunde gelegt wird. In der ersten Woche des Monats tritt an dessen Stelle eine Missionsstunde, und zwar am Montag Abends. Es kommen zu den Abendgottesdiensten Leute, die bei Tag nicht so gerne kommen."

Schulen
nach dem Berichte des Br. Zimmermann.

a. Knabenschule. — Lehrer: Peter Johnson, verheirathet, und Nicolai Smith, ledig. Monitoren sind die Schullehrerzöglinge. Die Zahl der Schüler betrug auf der Liste 96. Regelmäßige Besucher sind es nur 60. Die Unterrichtsgegenstände sind dieselben, die im vorigen Jahresbericht angeführt wurden: 1) Bibellesen, bei der ersten und zweiten Classe. 2) Bibelgeschichte, bei der ersten bis fünften Classe. 3) Lesen und Buchstabirübung, bei der dritten bis fünften Classe. 4) Englische Sprachübungen, bei der ersten bis fünften Classe. 5) Ga- oder Accra-Sprachübungen, schriftlich und mündlich, bei der ersten und dritten Classe. 6) Auswendiglernen von Ga- und englischen Bibelsprüchen, Theile des Katechismus in beiden Sprachen und englischen Liederversen, bei der ersten bis fünften Classe. 7) Schön- und Rechtschreiben in beiden Sprachen, erste bis dritte Classe. 8) Die ersten Schreibübungen, bei der vierten und fünften Classe. 9) Singen, erste bis fünfte Classe. 10) Kopf- und Tafelrechnen, erste bis fünfte Classe.

„Im Laufe dieses Jahres wurde zum ersten Mal etwas Gedrucktes in der Landessprache, nämlich der von Bruder Stanger abgefaßte Katechismus, von den Kindern auswendig gelernt, auch mit einer neuen jungen Classe das Lesenlernen zuerst in Ga getrieben, um sie nicht durch das englische Alphabet von vorn herein zu verwirren.

„Die Lehrweise blieb dieselbe.

„Die Hülfsmittel wurden durch obgenannten Katechismus vermehrt; ebenso wurde ein Theil der von mir angefangenen biblischen Geschichte von den Zöglingen abgeschrieben und in der Schule benützt. Auch das Manuscript des kleinen Lesebüchleins durchläuft die Probe in der Schule.

„Der Schulbesuch war mangelhaft. Es war hieran zum großen Theil das Gerücht schuld, als hätten wir das Englische abgeschafft, was böswilliger Weise in der Stadt verbreitet wurde; dieß kann uns aber in einer Küsten- und Handelsstadt, wie die hiesige, nie einfallen,

„Die Fortschritte der Kinder waren im Allgemeinen ordentlich. Besonders in der biblischen Geschichte, im Lesen des Ga und im Singen machen sie uns Freude. Ihre Unterhaltungen über erstere zeigen, daß sie auf fruchtbaren Boden fällt.

„Was von Außen der Schule Noth thut, ist, daß mehr europäische Kraft auf sie verwendet werden sollte. Sie würde für einen europäischen Missionar volle und reichlich lohnende Arbeit bieten. Könnten nur wir mehr an ihr arbeiten, wir selbst hätten reichen Gewinn davon.

„b. Mädchenschule. Ledige Lehrerin: Jgfr. Regina Hesse. Zahl der Kinder auf der Liste 57, regelmäßig besuchende 36.

„Alles von der Knabenschule Gesagte, gilt auch von der Vormittags-Schule der Mädchen, die unter der Leitung von Frau Zimmermann steht. Nur machen sie eine gute Ausnahme durch fleißigeren Schulbesuch und eine bessere Ordnung. Ueberhaupt ist an mehreren von ihnen ein wohlthuender Ernst zu spüren. Der Geist Gottes übt sein Werk an Etlichen, was ich übrigens auch von der Knabenschule sagen darf.

„Ach daß bald aus dieser Mädchenschule bessere Hausmütter hervorgehen möchten! denn von ihnen hängt hier die Erziehung des künftigen Geschlechts hauptsächlich ab.

„c) Das Katechisten-Institut. Mit diesem haben wir nun die neue Einrichtung, daß nämlich die Zöglinge Nahrung, Kleidung, Wohnung, kurz alle nothwendigen Bedürfnisse bei uns haben, mehr als ein halbes Jahr lang erprobt. Wir fanden, daß dieselbe zu einer ordentlichen Erziehung und Bildung unentbehrlich ist, so sehr sie auch Kosten, Arbeit und Noth vermehrt. Eingeführt in ein christliches Familienleben, in welchem sie nach und nach die Hauseltern als Vater und Mutter betrachten, machen sie sich leichter los von dem sie allenthalben bindenden Heidenthum, das mit seinen traurigen Grundsätzen ihr innerstes Lebensmark verderbt hat und alle Verhältnisse knechtet, und so werden sie unvermerkt dem christlichen Leben nahe gebracht.

„Die Unterrichtsgegenstände der Zöglinge waren Christenlehre, bibl. Geschichte, Bibellesen, Uebersetzungsarbeit, englische Grammatik, Rechnen und Theilnahme an der Schule im Lehren und Lernen. Schön- und Rechtschreiben wurde während dieser Arbeiten geübt. Im nächsten Halbjahr soll dann, so Gott will, auch etwas Erziehungskunde nach Zeller's Lehren der Erfahrung, Zusammenhang der biblischen Geschichte nach Kurz und etwas Geographie beigefügt werden.

„Ihre Fortschritte waren ordentlich, namentlich die der älteren. Ihr Betragen dagegen läßt viel zu wünschen übrig; allein es sind eben Kinder des Heidenthums, bei denen man seine Erwartungen nicht zu hoch spannen darf; und bei all' dem ist die Arbeit des Geistes Gottes an ihnen nicht zu verkennen. Wollten wir bloß ihre Schattenseiten hervorheben, wir würden den Rath bekommen, sie alle zu entlassen, während ihre Lichtseiten manchen christlichen Jüngling beschämen. Was kürzlich Einer von ihnen in einem Briefe schrieb, gilt mehr oder minder von Allen; er sagt: „Ich fühle die Zucht des Geistes Gottes; ich wünsche ein neues Herz, wünsche bekehrt zu seyn, bete auch darum, aber ich bin's noch nicht." „Wer da bittet, der empfängt;" möge das an ihnen Allen sich erfüllen!

„Ihre Zahl ist noch immer sieben. Eine neue Classe bereitet sich allmählig vor.

„Der älteste (dem Hierseyn nach), Paul Mensa, 18 Jahre alt, von Br. Schiedt getauft, ist zwar ein ziemlich ehrlicher, gerader Knabe, mit herrlichem Gedächtniß, leichter Auffassung und viel Anstelligkeit begabt, aber sehr leichtsinnigen, flatterhaften und dabei fast unverbesserlich sclavischen Charakters. — Seit einiger Zeit wird auch er als Dolmetscher gebraucht; er ist auch in der Schule nicht ungeschickt. — Thomas Quatei, 18 Jahre alt, von Kaplan W. Hanson in Cape Coast getauft, von königlichem Geschlecht, ist ein edles, zartes Gemüth, sehr begabt, fleißig und genau in der Arbeit und wohl einer der ernstesten im Christenthum. Er kann ein nützliches Glied der Mission wer-

den, wenn ihn nicht sein Stolz, der sich seiner Vorzüge wohl bewußt ist, zu Fall bringt. Der HErr bewahre ihn.

„Ein Aufenthalt in Cape Coast, wo er zu Stanger's Ga-Arbeiten eine Zeitlang die Correctur besorgte, trug viel zu seiner Ausbildung im Englischen bei. Er ist zugleich Dolmetscher und ein guter Schulmann. — Adolph Briandt, Mulatte, 16 Jahre alt, ist ein Knabe von mittelmäßigen Gaben und geringem Fleiß, der weit von seinem Stolze absticht. Doch gibt auch er Hoffnung, da er nicht sehr anspruchsvoll ist und Willigkeit zeigt. — Jonas Malm, Mulatte, 16 Jahre alt, ist ein sanfter, stiller Knabe, dabei aber witzigen Charakters mit mittelmäßigen Gaben und ordentlichem Fleiß. — Endlich William Cleland, ebenfalls Mulatte, 16 Jahre alt, ein vater- und mutterloser Waise, ist ein sehr lebhafter und munterer Knabe, aufrichtig und offen, dagegen bei mittelmäßigen Gaben noch ziemlich zurück im Lernen. — Ueber das Christenthum der drei letztern läßt sich nicht viel sagen, doch sind sie nicht leer." — Christian Obobi und Samuel Quakoi sind schon oben als Neugetaufte charakterisirt.

d) Mädchenanstalt. „Die Zahl der Mädchen," schreibt Br. Stanger, „ist 6. Im Alter sind sie sehr verschieden, nämlich von 6—19 Jahren. Die vier ältesten sind Mulattinnen, die 2 jüngsten Negerinnen. Die jüngsten sind am meisten anhänglich und schicken sich am leichtesten in die Ordnung, und es wird am besten seyn, in Zukunft hauptsächlich solche aufzunehmen. Für den Anfang mußte man auch ältere aufnehmen, weil auch diese da seyn müssen. Was ihr Betragen betrifft, so haben wir uns in unsern Erwartungen nicht getäuscht. Mehrere von ihnen zeigen eine besondere Liebe zum Gebet und zu christlichen Gesängen. Der Geist Gottes arbeitet an ihren Herzen. Auch zur Arbeit sind sie willig; nur bedürfen sie beständiger Aufsicht und Ermahnung. Selbstständigkeit haben sie allzu wenig. Sie müssen strenge gehalten werden, sonst geht es rasch in Unarten und Sünden hinein. — Wir machen die Erfahrung, daß passende Haus-Gottesdienste die Hauptkunst in der Er-

ziehung ausmachen, weßwegen wir, außer der allgemeinen Morgenandacht für alle Bewohner des Miſſionshauſes, Abends beſondere Andacht mit den Mädchen halten. Ich ſpreche das Geleſene immer mit ihnen durch, und Bemerkungen, die ſie bisweilen bei meiner Frau darüber machen, zeigen, daß ſie über das Geſagte nachdenken. Sind wir bisweilen abgehalten, Andacht mit ihnen zu halten, ſo thun ſie es meiſtens ſelbſt, wobei ſie bisweilen ſo ins Singen hinein kommen, daß man beinahe froh iſt, wenn ſie auch wieder aufhören."

Dieß war die Lage der Dinge zu Uſſu im Jahr 1851; aber in der erſten Hälfte des Jahres 1852 iſt ein erfreulicher Fortſchritt eingetreten. Stanger ſchreibt im Juli 1852, daß er während der Pfingſtwoche ganz in Anſpruch ſey genommen worden durch Unterredungen, nicht bloß mit den wirklichen Nachtmahlsgenoſſen, ſondern auch mit ſolchen, die es werden wollen. Es rege ſich ein neues Leben unter Negern und Mulatten. Daſſelbe beſtätigt Miſſ. Locher am 30. Juni. Er ſchreibt von der Anfaſſung einiger angeſehener Mulattenfrauen und mehrerer Negerknaben. Br. Zimmermann aber ſagt am 30. Auguſt: „Seit 6 Monaten hat ſich unſre ganze Lage geändert, und zwar in erfreulicher Weiſe. Die Capelle hat ſich gefüllt. Eine ſchöne Anzahl Heiden, auch vom weiblichen Geſchlechte, haben die Taufe verlangt. Eine Zahl Mulatten begehrte die Aufnahme in Gemeinde, Schule und Inſtitut, zur Förderung in der Erkenntniß, aber gewiß auch im innern Leben. Das Alles iſt nicht etwa eine Aufregung, von der man erwarten könnte, daß ſie ſchnell vorübergehe, ſondern eine längſt vorbereitete, ich möchte faſt ſagen natürliche Entwicklung, die wir zwar nicht ſo günſtig erwartet haben, aber doch jetzt, da ſie gekommen iſt, wohl begreifen können."

Dieſe erquicklichen Nachrichten haben die Committee beſtimmt, einen Beſchluß in Wirklichkeit zu faſſen, welchen ſie wohl ſchon längſt gerne faſſen wollte, aber um der Verhältniſſe der Kaſſe willen ſich nicht glaubte geſtatten zu

dürfen, nämlich den der Aussendung eines weiteren Bruders auf diese Station. Das Bedürfniß war schon bisher, besonders durch die Ermanglung tüchtiger Schullehrer für dortige Knabenschule nahe genug gelegt. Die Predigt und Seelsorge in Ussu selbst, die Nothwendigkeit in der Umgegend Besuche zu machen und die Angefaßten und Bekehrten weiter zu führen, das Uebermaaß äußerlicher Arbeit, welches Br. Locher zur Missionsthätigkeit im engeren Sinne fast gar nicht hat kommen lassen, die dringende Nothwendigkeit fortgesetzten Eindringens in die Landessprache und allmähliger Ausarbeitung von Schulbüchern in derselben und Uebersetzung biblischer Geschichten und Bücher: dieses Alles sind eben so viele Gründe für die Aussendung eines vierten Bruders gewesen; aber die neu entstandene Bewegung hat dieselbe vollends unerläßlich gemacht; daher August Steinhauser aus Langenwinkel im Badischen im December 1852 zugleich mit dem nach Akropong bestimmten Christaller in See gegangen ist. Wir bitten den HErrn, auf das Rauschen in den Todtengebeinen der Ussu-Leute eine wahrhaftige Auferstehung folgen zu lassen.

Census der afrikanischen Gemeinden: Akropong: 39 Gemeindeglieder. Ussu: 59 Gemeindeglieder, ungerechnet die Kinder unter 13 Jahren.

C. Mission in China.

Unsere chinesische Mission ist aufs Neue und noch immer einem Fahrzeug zu vergleichen, das zum ersten Mal ein unbekanntes Meer befährt, und klein, wie es ist, von den immer von Zeit zu Zeit neu ausbrechenden Stürmen doppelte Gefahr leidet.

Als wir die chinesische Mission begannen, fuhren wir unter dem Schutz des großen Dampfschiffs, das Dr. Gützlaff etablirt hatte. Es erwies sich bald als eine höchst gefährliche Sache, mit dem kleinen Segelschiff dem großen Dampfer folgen zu wollen. Schon der Wellenschlag des Kolosses wirkte wie ein Sturm auf unser kleines Schiff. Aber siehe! da springt der Kessel des großen Boots und es muß

„Arbeiten: Im Januar war ich noch mit dem Studium des Schucking beschäftigt. Daneben arbeitete ich an einem englisch-chinesischen Wörterbuch für den Hocklo-Dialect. An dieser Arbeit wurde ich aber unterbrochen durch meine Vertreibung. In Hongkong studirte ich Hakka. In diesem Dialect machte ich mir ein Wörterbuch, ebenfalls englisch-chinesisch, woraus mir so viel Nutzen erwuchs, daß ich bald sprechen und selbst predigen konnte. — Die Predigten in Jamtsao wurden stets von mir allein gehalten; ging ich dagegen auf Reisen, so pflegten mehr meine Begleiter zu sprechen. Ich machte ferner mit meinen Gehülfen einen großen Theil der Katechismuslehre nach Genähr's Katechismus durch. Reisen machte ich im Januar drei: die erste nach Tschiotschiu, Toa u. s. w.; die zweite auf die Insel Namo; die dritte gegen Westen nach Soa tau ꝛc. Ich kam aber jedes Mal wieder auf den Sonntag nach Jamtsao zurück. — Bai hat die Schule fortgehalten, während einer 4monatlichen Vacanz beaufsichtigte sein Vater die Arbeiten der Schüler.

„Heiden sind in diesem Semester keine zum Christenthum übergetreten; auch sind keine Katechumenen zu unterrichten oder vorzubereiten gewesen. Dagegen sind von den früher Getauften mehrere als zurückgefallen zu betrachten. Von den früher in Tienkang getauften Leuten habe ich mehrere seit einigen Jahren nicht wieder zu sehen bekommen. Nur drei haben mich öfter besucht. Mit Freuden gedenke ich der zwei lieben Brüder, die in Siam getauft wurden. Sie wandeln in der Furcht des HErrn und leuchten als Lichter in Jamtsao. Ebenso kann ich von dem alten Konglan, der früher von Dr. Gützlaff getauft worden war, und von Ho, den ich voriges Jahr getauft habe, sagen, daß sie Treue bewiesen haben. Mein Diener Tschiausio hat mir viele Freude gemacht mit seinem redlichen Sinn. Tang-jutschiu, Tang-ing und Lo sind heimgegangen. Lo hat den HErrn Jesum von Herzen geliebt und ist nach meiner Ueberzeugung jetzt bei Ihm. (Es ist dieß der erste Chinese, den Missionar Lechler taufte, ein Aussätziger.)

hatte. Schon bei ihrer Taufe dachte ſie an den Tod. Sie fragte Tai: „Wie lange Zeit muß man getauft geweſen ſeyn, um Seligkeit hoffen zu dürfen?“ Dieſer erwiederte ihr, daß der Schächer am Kreuz ſogleich, als er ſeinen Glauben ausſprach, vom HErrn das Verſprechen bekam, ſelig zu werden. Darüber freute ſie ſich. In der Krankheit bat ſie mich, mit Auflegung der Hände für ſie zu beten, was ich that mit der Ermahnung, daß ſie ſich in Gottes Willen fügen möge. Eine Urſache ſteten Kummers für ſie war der Umſtand, daß ihr Mann gar kein Verlangen hatte, Chriſt zu werden. Sie bat mich mehrmals mit ihm zu reden und ihn zu ermahnen. Als alle Lebenshoffnungen für ſie verſchwunden waren und ihr Vater kam, um ſie noch einmal zu ſehen, ſagte ſie: „„Ich bin jetzt zu ſchwach um aufzuſtehen, und Ihnen für alle Ihre Wohlthaten zu danken, wie es ſich gebührt. Ich weiß nicht, wie lange ich noch zu leben habe; lange wird es nicht ſeyn; weil ich aber als Chriſt ſterbe, und meine ganze Hoffnung auf den HErrn Jeſum ſetze, ſo bitte ich Sie, bei meiner Beerdigung keinen Buddhiſten Prieſter rufen zu laſſen, oder heidniſche Gebräuche zu machen, ſondern mich in aller Stille auf chriſtliche Weiſe begraben zu laſſen.““ Ihr Vater und Mann ſagten dann: „Nun wohl, Jedermann nach ſeinem Glauben. Glaubſt Du an Jeſum, ſo magſt Du auch der von Ihm vorgeſchriebenen Sitte folgen.“ Am folgenden Tag wurde ſie begraben. Ich hielt zuerſt eine Anſprache; dann betete Tai; darauf gingen wir alle zum Grabe, wo ich ſie beerdigte und mit einem Gebet ſchloß. Br. Lechler und Br. Elgquiſt waren auch gegenwärtig, mit vielen Chineſen.“

Vom 14. November. „Kimin ſehr krank. Das Blut fließt ihm aus Naſe und Mund. Er ſagte heute: „„Ich verliere ſo viel Blut, daß es mit meinem Leben ſehr ungewiß iſt. Es wäre mir ſchmerzlich zu ſterben, ehe ich Etwas im Dienſte Gottes gewirkt hätte. Zuerſt möchte ich gerne 8—10 Jahre das Evangelium verkündigen, dann ſterben.““ Kong und Ahin weinten.“

Was die in dieser Zeit rasch auf einander folgenden Taufen betrifft, so könnten wir uns derselben nur von Herzen freuen, wenn nicht mancherlei Erfahrungen uns einerseits die Befürchtung nahe legten, daß unsere Missionare in China, trotz der sorgfältigsten Prüfung der Taufcandidaten, zu welcher viele traurige Entdeckungen, die sie in frühern Jahren machten, sie dringend auffordern, von den in der Verstellungskunst so geübten Chinesen immer noch und nur zu oft getäuscht werden, andererseits uns in der Ansicht bestärkten, daß die Chinesen, selbst wenn sie nicht als unlauter bezeichnet werden können, den Uebertritt zum Christenthum rein nur als einen Confessionswechsel, wenn nicht gar als eine bloße Meinungsänderung zu betrachten nur gar zu geneigt sind. Indessen dürften doch von den Neugetauften immerhin eine kleine Zahl wahrhaft redlicher und gründlich bekehrter Christen übrig bleiben. Dafür bürgen uns folgende Mittheilungen Missionar Hambergs. Unter dem 19. November schreibt er in sein Tagebuch: „Tschong Ahin, den ich seit Eröffnung der Kapelle als Hüter gebraucht habe, und der sich mit seiner Frau immer thätig bewies, Leute zur Theilnahme am Gottesdienst zu ermuntern und einzuladen, kam heute von Kong Jin begleitet, um die Unruhe seines Herzens zu bekennen. Er bekannte, er sey noch nicht getauft. Ho, einer von Dr. Gützlaff's Leuten, habe ihn bei demselben als schon getauft eingeführt. Damals habe er die Wichtigkeit der Taufe noch nicht gekannt; nun aber könne er nicht länger ohne dieselbe seyn."

Unter einem späteren Datum schreibt er: „Kong's Verwandte, die beiden Bauersleute von Kilong, wurden heute getauft. Diese beiden scheinen fest und fröhlich in ihrem Glauben zu seyn. Sie hatten schon Manches von Seiten ihrer Landsleute zu dulden und sind auch darauf gefaßt noch mehr zu leiden. „„Es ist immer schwer, Bahn zu brechen,"" sagten sie; „„die Nachkommenden werden es leichter als wir bekommen.""

Ueber das Leben in der Christen-Gemeinde selbst äußert sich Miss. Hamberg unter dem 23. Januar 1852 in folgender Weise:

„Von dem Zustande in der Gemeinde wäre viel zu sagen, beides, Erfreuliches und Trauriges. Ein Heide wird nicht auf einmal ein vollkommener Christ; die frühere Unreinigkeit klebt noch immer an; doch merkt man bei denen, die es wenigstens aufrichtig meinen und die Gnadenmittel fleißig benützen, merkliche Fortschritte an Erkenntniß und Reinheit des Wandels. Wenn sie selbst an ihren frühern Wandel vor einem Jahre zurückdenken, so müssen sie erstaunen, und sich schämen, daß es wirklich so der Fall war. Andere dagegen stehen gleichsam stille; man hat schwer zu bestimmen, ob Leben da ist, oder ob sie todt sind; man hat wenigstens die Hoffnung, daß sie noch lebendig werden können, um nicht wie gar unfruchtbare Zweige am Weinstock dereinst abgehauen zu werden.

„Eine besondere Freude haben wir, den Eifer der Familie Kong aus Lilong im Sinon-District zu sehen, wie sie wirklich gegen die Gräuel des Heidenthums auftreten, die Götzenbilder niederreißen, in gläubiger Anrufung Gottes und des Heilandes den Teufel weichen heißen und mit einfältigem Herzen nach der Vorschrift des Wortes Gottes zu leben suchen. Daß zwei Bauersleute, die zugleich Familienväter sind, aus reinem Antrieb hierher kommen, um sich taufen zu lassen, ohne etwas anderes in der Welt zu bekommen, als Schmach und Spott ihrer Landsleute, das betrachte ich als ein freuiges Zeichen, ja mehr als zehnmal so viel Getaufte in Hongkong, wo alle unter englischer Regierung leben und jeder thut, wie er will, beinahe ohne Anstoß; aber zu Hause im Innern muß Alles nach der Sitte der Väter gehen, oder es fängt der Teufel an zu wüthen. Ich bin noch nie in Lilong gewesen; doch habe ich elf Leute aus Lilong getauft, und 10 andere sind willig sich taufen zu lassen. Die Wahrheit ist ihnen gebracht worden ohne Anstoß, ohne Furcht vor Fremden, und es wurde mir vergönnt, von Hongkong

aus mehr für das Innere zu thun, als wenn ich ſelbſt im Lande lebte.

„Auf der andern Seite iſt aber zu befürchten, daß bei Manchen Lauigkeit und Trägheit vorhanden ſind; daß Mehrere, welche Opium rauchten, und es Anfangs aufgaben, allmählig wieder angefangen zu rauchen; daß ſie es mit der Wahrheit nicht immer genau nehmen und vergeſſen, daß es ihre Pflicht iſt, nicht nur in der Kirche, ſondern auch zu Hauſe Gott zu dienen. Obgleich jeder Einzelne vor ſeiner Taufe gefragt und geprüft wurde, warum er Chriſt werden wollte, — obgleich jedem deutlich und beſtimmt geſagt wurde, daß er ſich gar keine Hoffnung auf künftige Geldunterſtützung machen ſollte, ſo ſcheint dieſe Idee bei Einigen noch nicht verwiſcht zu ſeyn. Wo Perſonen um die Taufe baten und ich Urſache hatte zu glauben, daß ſie nur ſich Hoffnung auf Unterſtützung machten, oder daß ſie Opium rauchten, ohne es zu bekennen und aufgeben zu wollen, habe ich natürlich ihren Antrag ablehnen müſſen.

„Unter den Gehülfen bildeten ſich bald zwei Parteien, welche im Laufe des Jahres mehr und mehr auseinander traten: auf der einen Seite waren Tai, Tſchang, Tai Tſchou und Leu (nun Br. Elgquiſt's Lehrer); auf der andern Kong, Kiun, Tſchong Kong und Tſchong Hin. Jene thaten eigentlich nur was ſie mußten; dieſe waren immer bereit Leute zu ermahnen und zu der Predigt zu führen. Jene beſchuldigten nun Tſchong Hin, daß er durch Geldverſprechung die Leute zur Predigt ziehe, und daß die Andern ſo eifrig wären nur um meine Gunſt zu erlangen. Dieſe beſchuldigten Tai und ſeine Mitgenoſſen, daß ſie nur mit dem Munde Chriſten wären hier in Hongkong, im Herzen aber und zu Hauſe wären ſie noch Heiden und Feinde des Chriſtenthums. Ich hörte nur hie und da etwas von dieſer Streitigkeit bis zum 3. December, da Kong und die Andern mich zu der Capelle einluden und eine Menge Klagepunkte gegen Tai's Partei anführten. Das Meiſte beſtand jedoch in ausgeſprochenen böſen Worten und Schmähungen; nur ein Umſtand war wichtig als ein wirkliches Verhältniß; ſie behaupteten nämlich, daß Tai

Tſchon nie eine Frau gehabt hätte, daß ſeine Frau in ihrer Niederkunft im Mai ſammt dem Kinde geſtorben ſeyen, wären lauter Lügen. Kong und die Anderen waren ſehr bewegt, als ſie von dieſen Sachen redeten; Schmach von Heiden wollten ſie willig leiden, aber von eigenen Brüdern wäre es ſchwer u. ſ. w. Ich hatte ſchon früher ſagen hören, daß Tai Tſchon keine Frau gehabt; als ich ihn aber ſelbſt fragte, ſo behauptete er, er habe wirklich ſeine Frau zu Hauſe, und ich dachte dann, er muß dieß wohl ſelbſt am beſten wiſſen. Den 8. December ſprach ich dann mit Tai, Tſchang und Tai Tſchon; ſie ſagten ganz beſtimmt aus, daß Tai Tſchon eine Frau gehabt, die aber jetzt geſtorben ſey; ſie wohnten ja nahe zuſammen und hätten die Frau geſehen; Kong ſey neidiſch, und wolle die Brüder aus Pukak vertreiben, um ſeine Brüder aus Lilong angeſtellt zu ſehen; Tai ſey ſelten zu Hauſe geweſen, deßhalb hätte er auch wenig in ſeiner Heimath wirken können. Tſchang ſagte daſſelbe. So ruhte die Sache bis vor einigen Tagen, als Kimin von Pukak und Lilong zurückkam und mir einen Brief brachte, den Tſchang hier an einen Bekannten in Pukak geſchrieben hatte und wo er unter Anderem ſagt: „Ich ſtudire hier (in Hongkong) eine barbariſche Lehre, nicht werth unſer eigenen Bekannten kundgemacht zu werden; wenn Sie aber ſolchen Nahrungszweig nicht verwerfen, ſo kommen Sie hierher, mit uns Gemeinſchaft zu machen; doch müſſen Sie Anfangs nicht verrathen, daß Sie um des Geldes willen kommen; nach und nach werden Sie eine Anſtellung erlangen.“ Ich fand nun, daß ich eine ernſte Unterſuchung dieſer Verhältniſſe nicht länger verſchieben durfte; ich rief meinen Lehrer Tai und forderte ihn auf, die Wahrheit zu ſagen. Er verſicherte, Tai Tſchon habe wirklich eine Frau gehabt. „Wohlan,“ ſagte ich, „da muß ich die Wahrheit erforſchen, wenn Du ſie nicht willig ſprechen willſt. Wie hieß ſeine Frau?“ — „„Hiu.““ — „Leben ihre Eltern“? — „Das müſſen Sie Tai Tſchon fragen.““ — „Wo wohnen ſie?“ — „„Nahe bei Schiukong.““ — „Wie alt war ſeine Frau?“ — Hier unterbrach Tai und bat um Erlaubniß

zuerſt über dieſe Sache mit Tai Tſchon zu reden; ich ſagte aber, es ſey zu ſpät, ich wolle ſelbſt mit ihm reden. — „Du haſt ja die Frau geſehen, wie alt konnte ſie ſeyn?“ — „„Nahe an 30 Jahre.““ — „Wann wurden ſie verheirathet?“ — Hier blieb Tai lange im Nachdenken; endlich ſagte er: „„Tai hat wirklich keine Frau gehabt, weil er aber ſchon früher dem Dr. Gützlaff geſagt, er ſey verheirathet, welches immer mehr ehrbar in China lautet, ſo hatte er ſchwer ſeine Worte nachher zu widerrufen: vergoſſenes Waſſer iſt ſchwer zurükzunehmen, ſo auch ein ausgeſprochenes Wort. Es war mir immer leid, daß er ſo lügen ſollte; aber um ſeinetwillen habe ich dieſer Sache auch beiſtimmen müſſen, und nachdem wir Alle ſo geredet hatten, ſo ſchämten wir uns wieder anders zu reden.““ — „Ja,“ ſagte ich, „vor mir wolltet Ihr keine Lügner ſeyn, aber vor Gott durftet Ihr es ſeyn und ſeyd es in der That. Nun, ich habe noch eine zweite Sache um Deine Offenheit zu prüfen: Wer hat dieſen Brief geſchrieben, kennſt Du dieſe Handſchrift?“ — „„Tſchang hat ihn geſchrieben, ich erkenne ſeine Hand.““ Tai las nun den Brief und konnte nicht leugnen, daß der Inhalt ſo war, wie ich verſtanden hatte. Nachher ging ich zu Tai Tſchon, der noch ganz hartnäckig bei ſeinen Worten blieb, daß er eine Frau gehabt, und ſein letztes Wort war, daß wenn er in dieſer Sache Lügen rede, ſo wäre es ein Beweis, daß er kein Herz habe, Gott zu dienen. Als aber nachher mein Lehrer Tai ihm ſagte, wie die Sache ſtand, ſo kam er ſich zu entſchuldigen. Die ganze Sache ſey unbedeutend; es ſey allgemeine Sitte in China, daß beſonders ein Bücherleſer ſage, er habe eine Frau, es ſey wahr oder nicht. „Aber,“ ſagte ich, „um ſolcher unbedeutenden Sache willen die Brüder und ihre Frauen mit den Dienern im Hauſe zum Lügen und Betrügen zu verleiten, das ſey keine Kleinigkeit. Die Miſſion könne ſolche Prediger nicht brauchen.

„Weil ich meinem Lehrer Tai viel zu verdanken habe in der Sprache, weil er als Lehrer immer nützlich ſeyn wird und bedeutende Talente und Kenntniſſe beſitzt, ſo wollte

ich ihn nicht um dieser Sache willen entlassen; er war doch bei weitem nicht so hart wie Tai Tschon. Diesen aber mit Tschang sehe ich mich genöthigt zu entlassen, weil solche Thatsachen, wie sie hier vorlag, deutlich zeigten, wie wenig ernstlich sie es mit ihrem Christenthum nehmen, ja wie wenig Hoffnung da ist, sie auch später zu nützlichen Mitarbeitern heranbilden zu können. Ich bedaure, daß ein Jahr-Gehalt auf sie verwendet wurde; ich hoffe aber doch nicht umsonst; ich bin auch viel froher sie nun nach solcher Prüfung zu entlassen, als schon von Anfang sie nicht angenommen zu haben, weil mir dann der Vorwurf geblieben wäre, ich hätte Leute abgewiesen, die vielleicht für die Mission nützlich geworden wären.

„Tai suchte nun als Vermittler aufzutreten und zu zeigen, daß alle die Brüder ihre Fehler hätten. Kimin hätte einmal Drohungen ausgesprochen; Tschang Hin einmal Opium geraucht; Tschong Kong soll in der Heimath seiner Frau ein Seelenhaus gemacht haben; Kong Jin habe nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Wittwe eine Ente gesandt; alle hätten gefehlt; ich möchte Allen vergeben, und nun für die Zukunft den Wandel eines Jeden genau prüfen. Ich antwortete: „Wenn Einer ein ganzes Jahr Gott gedient hat, aber dabei einmal gefehlt, so ist er nicht gleich einem Andern, dessen Fehler es war, daß er das ganze Jahr hindurch Gott nicht diente. Wenn die Thaten eines Jeden offenbar werden, so muß er seinen Lohn empfangen ohne Rücksicht auf Andere."

„Tai zeigte nun in einer Predigt, wie Petrus auch gelogen hätte, und doch nachher der Grundleger der christlichen Gemeinde geworden. Kong aber predigte vom Pharisäer, welcher so schön vor Gott reden konnte, währenddem Hochmuth und Sünde noch in seinem Herzen steckte. Ich habe aber verboten, wieder solche anspielende Predigten zu halten.

„Ein Trost bleibt mir doch bei solcher Streitigkeit und Parteiung, wo die Fehler meiner Gehülfen ins Licht treten: daß ich nämlich gewiß das Schlimmste immer erfahre; daß

ſie alſo nicht ſchlimmer ſind, als ich von ihnen höre. Der HErr wolle ſich in Gnaden erbarmen und ihre Herzen mit ſeinem Geiſte der Liebe und des Friedens erfüllen."

Bis zum Mai 1852 wirkte Miſſ. Hamberg nur durch ſeine Gehülfen unter der Bevölkerung des Feſtlandes. Die Gehülfen Kong und Kimin hatten aber immer die Hoffnung ausgeſprochen, daß man in ihrem Dorfe Lilong ein Haus für den Miſſionar miethen könne. Sie hatten ſich mit verſchiedenen Familien berathen und alle ſtimmten für Zulaſſung deſſelben, mit Ausnahme einer einzigen, wegen der nun der Plan aufgegeben werden mußte. Dagegen hatte ſich gegen die genannten Gehülfen, als ſie auf ihrer Reiſe im Februar und März Pukak berührten, ein Kaufmann Lin bereit erklärt, dem Miſſionar gegen einen billigen Miethzins ſein Haus in Tungſo, einem Marktflecken ganz nahe bei Pukak, zu vermiethen, und dieſer Platz ſchien noch geeigneter als Lilong und Pukak. Deßhalb ſandte Miſſ. Hamberg am 16. März einen Brief an Lin in Pukak mit der Erklärung, daß er jenes Haus zu miethen wünſche, bat ihn aber zugleich, den Aelteſten, Kaufleuten und Dorfbewohnern in Pukak davon Nachricht zu geben, um zu erfahren, ob ſie nichts dagegen haben würden. Am 13. April kam Ngiphen von Pukak mit Briefen und dem Miethscontract für die Häuſer, gehörig unterzeichnet von den Eigenthümern. Der Miethzins iſt 7 Dollar monatlich. Dafür erhält der Miſſionar fünf Häuſer oder fünf vordere und fünf hintere Zimmer. Die vordern zur Capelle, Lehrzimmer und Schule; die hinteren für die zwei Miſſionare und die Gehülfen. Drei Tage nachher ſandte Miſſionar Hamberg Hin und Kiun mit dem Miethzins und der Weiſung nach Pukak, die nöthigen Materialien zur Einrichtung des Hauſes einzukaufen. Am 1. Mai kam das Boot an, das Miſſ. Hamberg nach Tſchim-tſchun bringen ſollte. Am Abend feierte er mit Miſſ. Lechler, ſeiner Gattin und der Gemeine das heilige Abendmahl. Den andern Morgen um 10 Uhr verließ er Hongkong, um ins Innere des Landes zu gehen, das er vor bald drei Jahren erlaſſen hatte. Um 2 Uhr Nachmittags erreichte das Schiff

die Bucht von Namteu. Eine Junke warnte den Kapitän von drei Piratenſchiffen, die in der Nachbarſchaft ſich aufhielten. Es wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen; aber ſie erſchienen nicht. Unverſehrt ankerte das Schiff Nachts 9 Uhr vor Tſchakmiu. Den folgenden Tag Nachmittags 2 Uhr langte Miſſ. Hamberg in dem gemietheten Haus in Tungſo an. Die erſte Woche verging mit der Einrichtung des Hauſes, das vor allen Dingen mit Fenſtern, Thüren und trockenem Fußboden verſehen werden mußte, und Empfang von Beſuchen.

Ueber die erſte Zeit ſeines Aufenthalts in Tungſo ſchreibt er ſelbſt: „Sonntags, den 9. Mai, kamen die Aelteſten von Lilong mich zu beſuchen. Ich fand in ihnen drei würdige, ehrenwerthe Männer: Kong's Onkel, Kimin's Onkel und Akiun's Vater; ſie wußten ſchon genug von den Fremden und ihrer Lehre um ihre eigene Unwiſſenheit und die Vorzüge des Chriſtenthums zu erkennen. Solche Demuth iſt jedoch ungewöhnlich bei Chineſen. Wir ſpeisten zuſammen, und ſie übernachteten bei uns. Zwei Tage nachher kam ein Mann, Namens Jap-tchong-kiet, vom Wein erhitzt und von andern böſen Leuten gereizt in unſer Haus; in ſeiner Hand trug er ein langes Schlachtmeſſer, womit er in dem Zimmer, in welchem die Gehülfen gerade waren, anfing in drohender und beleidigender Weiſe auf den Tiſch zu ſchlagen, ſo daß Alles darauf, wie Taſſen, Teller, Theekanne, Leuchter u. ſ. w., in kleine Stücke zerſprangen. Dabei äußerte er ſchimpfende Beſchuldigungen gegen uns Alle und ſchien wirklich bereit ſeine Drohungen ſogleich ausführen zu wollen. Glücklicher Weiſe that ihm Niemand Etwas; Alle blieben ruhig; und nachdem er ſeinen Zorn ein wenig erſchöpft hatte, ſo ging er ſelbſt aus dem Hauſe weg. Akiun benutzte dieſen Augenblick, um den Hauptmann der Familie Jap und andern Aelteſten in Pukak von dem Benehmen des Mannes Kunde zu geben und ſagte, ſie müßten dieſe Angelegenheit für uns ordnen, damit nicht um deßwillen in dem guten Verhältniß zwiſchen Pukak und Lilong eine Störung eintrete. Der Friedensſtörer Jap wurde ſogleich ergriffen und

allgemein geſchlagen von den Anweſenden, welche ihren Unwillen und ihr Bedauern über ſein Benehmen laut ausſprachen. Als der Mann nachher wegen dieſer öffentlichen Beſtrafung ſich gegen ſein Familienhaupt empörte und mit einem eiſernen Spaten auf ihn losgehen wollte, ſo wurde er noch zum zweiten und dritten Mal gebunden und noch mehr geſchlagen als vorher. Den folgenden Tag ging der Jap-tſchong-khiet hinüber nach Lenmohang und Tungſo, wo er ſich bei dem Jap-Lau-ſzu beklagte; aber dieſer wußte ſchon die ganze Sache und ſagte ihm: „Miſſionar Hamberg iſt früher mein Schüler geweſen; ich kenne ihn ſehr wohl, und du verdienteſt wohl noch mehr Schläge zu bekommen.“ Schon in aller Frühe kam Kong Jin mit den Aelteſten von Lilong, welche von ihm berufen worden waren, um mit den Hauptleuten in Pukak dieſe Sache zu berathen. Akiun's Vater ſagte, daß wir Gott danken müſſen, daß dieſe Sache ſo ruhig abgelaufen ſey. Früher waren Akiun und Kimin ſehr wild und heftig, indem ſie oft ohne Urſache ſich in Streit mit Andern begaben. Wäre dieß früher geſchehen, ſo hätten ſie den Mann wohl auf der Stelle geſchlagen, wenn nicht gar getödtet; nun aber, nachdem ſie Chriſten geworden, iſt ihr Gemüth verändert, ſo daß ſie ruhiger Schmach und Beleidigungen vertragen können. Kimin's Onkel, der würdige Schau-hien-kung mit dem Titel Lau ja, alter Vater, ſagte nun: „Miſſ. Hamberg iſt hierher gekommen zu einem guten Zwecke; er iſt nicht gekommen um zu ſpielen, zu ſtehlen und zu rauben, ſondern um die Lehre des Evangeliums zu verkündigen; er hat ein ordentliches Haus bezogen und bezahlt dafür die feſtgeſetzte Miethe; weder drängt er ſich andern Leuten auf, noch zieht er andere mit Gewalt zu ſich; er zwingt keinen ſeine Lehre anzunehmen, ſondern ein Jeder hat ſeine volle Freiheit zu kommen oder nicht, zu hören oder nicht, zu glauben oder nicht. Wenn der Mann Jap eine Urſache zur Klage habe, ſo möge er deutliche Gründe und Beweiſe darlegen, nnd wenn wir ſehen, daß unſere Verwandten ſich vergangen haben, ſo wird es ·ur Pflicht für uns, dieſelben zu beſtrafen. Aber auf dieſe

Weiſe vom Wein berauſcht mit einem Meſſer in der Hand in das Haus eines Fremden dringen und ſeine Effecten zerſchlagen, das können wir nicht erlauben; den Kong-kiun und Kimin zu beleidigen iſt auch uns beleidigen, weil wir ihre Verwandten ſind, und auch Miſſionar Hamberg beleidigen, weil er ſie als Gehülfen angenommen hat." Ich erwiederte: „Obgleich die Urſache, um derer willen die Aelteſten von Lilong heute hierher gekommen ſind, eine ſehr traurige ſey, ſo freuete es mich jedoch, die allgemeine Theilnahme zu ſehen und das einſtimmige Urtheil, das über die Handlung des Jap ausgeſprochen worden ſey. Für meinen Theil hätte ich keine Freude an ſeiner Beſtrafung, glaubte aber, daß es gut ſey, jetzt im Voraus ein warnendes Beiſpiel von der Ueberzeugung und Handlungsweiſe der Aelteſten aufzuſtellen, damit dergleichen ſchlechte Leute in der Furcht gehalten werden und nicht meinen, daß ſie unbeſtraft ihr böſes Vorhaben ausführen können." Zum Mittageſſen hatten wir, weil eine paſſende Gelegenheit ſich jetzt darbot, die Häuptlinge und Aelteſten jetzt auch eingeladen, im Ganzen über zwanzig Perſonen. Alle erklärten ihre Freude über meine Ankunft, nebſt ihrem Bedauern über das Geſchehene; ich könne für die Zukunft ſicher ſeyn, keiner würde es wagen, mich zu beleidigen, ſie würden es nicht erlauben. So wendete der HErr dieſe Sache zu unſerm Beſten. Täglich, aber beſonders an Markttagen, kamen eine Menge von Beſuchenden ins Haus; das äußere Zimmer konnte die Zahl oft nicht faſſen. Kong Jin und Kimin ſprachen unermüdet mit den Leuten, beinahe unaufhörlich, doch abwechſelnd, von 10–11 Uhr Morgens bis 10—11 Uhr des Nachts, ja öfters waren ſie von 12—1 Uhr des Nachts bis zum zweiten und dritten Hahnenruf noch mit Disputiren und Ueberzeugen beſchäftigt. Sie bewieſen deutlich, daß jede Anbetung der Götzen oder Ahnen nur Anbetung des Teufels ſey und ſonſt nichts; die Opfer würden dem Teufel gebracht; Goldpapier und Kleiderpapier zu verbrennen wäre thöricht und unſinnig; die Reden der Beſchwörerinnen ſeyen nur Künſte des Böſen; das Erwählen glücklicher Tage teufliſche Erfindung um die ar-

men Menschen zu plagen; wer Gott diene und an Jesum Christum glaube, brauche dergleichen Sachen nicht, brauche sich auch nicht vor dem Teufel zu fürchten, weil Gott stärker sey als er; sie sollen lieber Gott als ihrem HErrn dienen, als unter dem schweren Joch des Teufels länger beharren. Die Verlangenden bekamen Bücher, Traktate und Abschriften von den zehn Geboten, von dem christlichen Glaubensbekenntniß u. s. w.

„Den 18. Mai gingen wir nach Lilong, wo wir nach anderthalb Stunden ankamen, und wurden sehr freundlich empfangen von den Verwandten meiner Gehülfen. In Kong Jin's Heimath gefiel es mir besonders sehr wohl. Seine Mutter hat beinahe das schönste Haus in Lilong, und bei ihr wohnt die ganze Familie, nämlich Kongs älterer Bruder, Ngiphen, mit Frau; die Wittwe eines zweiten gestorbenen Bruders mit ihren drei oder vier Söhnen; die Frau eines dritten Bruders, der jetzt in Malacca ist, mit ihrem kleinen Sohn, und Kongs jüngster Bruder. Sie sind Alle mehr oder weniger für das Christenthum geneigt, und weder in Sitte noch in äußerer Erscheinung wird man hier an das Heidenthum erinnert; im Gegentheil ist Keiner ohne Eindruck des Christenthums geblieben in diesem Hause, sogar der kleine dreijährige Kimsen weiß, daß man für die Speise Gott danken soll. Eines Tages, als Ngiphen nicht zu Hause war, der sonst gewöhnlich ein Tischgebet sprach, zog der Kleine seine Kappe herunter und sagte: „Ich danke Dir Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, daß Du uns Speise gibst; ich bin ein kleiner Knabe, ich verstehe gar nichts!" Hie und da nimmt der Kleine einen Stecken und sagt, er wolle hingehen und seinen Vater aufsuchen. Wenn er nicht den irdischen finden sollte, möge er doch bald den himmlischen finden! Wir waren heute von den Aeltesten zum Essen eingeladen. Abends kamen Viele vom Dorfe und hörten uns von der göttlichen Wahrheit reden; man richtete auch verschiedene Fragen an mich über Erscheinungen in der [illegible], die man nicht zu erklären wußte,

„Abends um 6 Uhr kehrten wir ziemlich ermüdet zurück nach Pukak. Der Eindruck von meinem Beſuch in Lilong war ſehr gut; ich wurde von den Aelteſten mit Achtung und Freundſchaft aufgenommen; ich fühlte mich ſo ſicher wie in der eigenen Heimath. Der alte Schauhien war willig, mit mir Hongkong zu beſuchen; allein um der jetzigen Unruhen willen konnte er nicht davon kommen. Er erkennt die Wahrheit des Chriſtenthums; aber ſeine Stellung im Dorfe, als die erſte leitende Perſon, hindert ihn, das Chriſtenthum anzunehmen.

22. Mai. „Wir gingen heute wieder nach Lilong, und in dem Hauſe von Kong's Mutter wurden zwölf Perſonen in dem Namen des dreieinigen Gottes getauft. Nachdem die Taufhandlung vorüber war, ſprachen wir eine Weile mit den Verſammelten und kehrten nach Pukak zurück.

„Sonntags, den 23. Mai, wurde die Capelle zu Tungfo zum erſten Male zum Gottesdienſt geöffnet nnd geweiht. Wir hatten nur Wenigen davon geſagt; alſo kamen nur unſere Freunde zu uns."

In den letzten Tagen des Mai kehrte Miſſ. Hamberg nach Hongkong zurück, wo er Miſſ. Winnes antraf, der am 15. Mai glücklich gelandet hatte.

Die Reiſe nach Pukak war alſo unter Gottes Beiſtand gelungen und als Vorbereitung für eine bleibende Niederlaſſung daſelbſt wichtig. Ob dieſe dann ebenſo gelingen wird, wird die Zukunft lehren.

Cenſus der Station Hongkong.

	Männer	Frauen	Kinder	Summe
Miſſionsfamilie	2	1	1	4
Gehülfen mit Familie	6	3	8	17
Gemeinde zu Hongkong	16	9	12	37
„ „ Pukak	2	1	—	3
Uebertrag	26	14	21	61

	Männer	Frauen	Kinder	Summe
Uebertrag:	26	14	21	61
Gemeinde zu Lilong	11	5	5	21
„ „ Kakha	—	2	2	4
„ „ Thamschui	2	—	—	2
„ „ Konlanhi	1	—	—	1
„ „ Lantau	—	1	1	2
Summa	40	22	29	91

2. Station Jamtsao, Provinz Quantung, District Tiotschio.

Missionar: R. Lechler.
Gehülfen: Kinglun; Toa; Oe.
Schullehrer: 1.

Bericht vom Januar bis Juni 1851.

„Von besonderen Erlebnissen ist in den letzten 6 Monaten nichts zu erwähnen. Durch Gottes Gnade durften sich alle Angehörigen der Station einer guten Gesundheit erfreuen.

„Ich habe in der letzten Zeit eine sehr wichtige Arbeit vollendet, in Beziehung auf die Sprache, welche mir selbst große Förderung verschaffte und einem Nachfolger viele Erleichterung gewähren wird. Dies ist eine Sammlung von Ausdrücken, wie sie unter dem Volke allgemein gebräuchlich sind, mit genauer Anmerkung der Aussprache und Betonung. Ich habe schon länger daran gesammelt und viele Notizen in ein Wörterbuch gemacht; nun habe ich aber ein besonderes Buch dazu genommen und Alles deutlich und ordentlich ausgearbeitet. Es enthält etwa 15,000 Ausdrücke und Redens-'en, und ist nach dem Alphabet geordnet, so daß man,

ohne die Charaktere nothwendig kennen zu müssen, nur den Tönen und Sylben zu folgen braucht, um Chinesisch sprechen zu lernen. Für viele dieser Ausdrücke sind auch in der That keine Zeichen vorhanden, so daß man sie deßhalb auch in keinen Wörterbüchern finden kann; aber das ists gerade, was der Missionar zu wissen braucht, um sprechen zu können.

„Reisen habe ich im vorigen Halbjahr weniger gemacht, hauptsächlich weil ich doch noch nicht zum vielen öffentlichen Predigen tauge, und meine Zeit besser in dem Haus-Unterricht und der Erlernung der Sprache angewendet wird. Ich werde mich jetzt wieder mit den classischen Büchern befassen; auch lese ich nebenbei etwas chinesische Geschichte. Was den Unterricht betrifft, so habe ich die Glaubenslehre beendigt, auch die biblische Geschichte. Gegenwärtig erkläre ich Hiob und Genesis. Mit den Kindern habe ich mehrere leicht faßliche christliche Bücher katechetisch durchgenommen, und sie haben oft sehr nett geantwortet. Die Gemeinde hat in dem letzten Halbjahr leider nicht nur keinen Zuwachs erhalten, sondern es hat Ausfälle gegeben. Die traurige Begebenheit mit dem Christen Ki ist in meinem Tagebuch ausführlich erzählt. Andere, welche im vorigen Jahr öfters und regelmäßig zum Unterricht gekommen waren, sind seit dem chinesischen Neujahr ganz weggeblieben. Damals wollten sie nämlich Geld von mir entlehnen, was sie natürlich nie zurückzuerstatten gedachten, und als ich sie damit abwies, so hat sich der Grund ihres Herzens geoffenbart. Ueberhaupt ist der Gottesdienst gegenwärtig viel schlechter besucht als vor einiger Zeit. Anfangs pflegte ich auf den Sonntag besondere Einladungen herumzusenden, worauf die Geladenen auch kamen; mit der Zeit verbaten die Leute sich dieses, und um nicht als Zwänger zu erscheinen, unterließ ich es daher; denn sie sollten ja nicht bloß mir zu Gefallen zum Gottesdienst kommen. Möge das Wehen des Geistes diese Gegend durchziehen, und die Herzen antreiben, daß sie suchen, was ihnen Noth thut, und sich erretten lassen, weil Hülfe da ist. Es sind drei oder vier Leute da, die

gerne getauft werden wollten; aber sie wollen nicht vom Ahnendienst lassen. Toa, welcher von diesem Dorfe ist, und dessen Familie ihren Ahnentempel hat, sagte mir, daß er zwar allerdings nichts mehr mit dem Ahnendienst zu schaffen habe; aber er könne nicht umhin die ihn jährlich betreffende Summe zur Bestreitung der Unkosten zu bezahlen. Ich fragte, ob er nicht mit einem Mal diese Verpflichtung ablösen könnte. Aber er sagte, daß die Verwandtschaft ihm 100 Thaler dafür fordere, was er nicht aufzubringen im Stande sey.

„Die Schule ist ihren ruhigen Gang fortgegangen. Die Namen der Schüler sind folgende: Atung und Ahau, die hinterlassenen Waisen von Capitän Schmidt, deren Schwester A-Kewang im nächsten Jahr auch als Schülerin eintreten wird. Diese drei Kinder sind nun so viel als mein eigen; ich habe von den Erben ihres Vaters 2000 Thaler für sie bekommen und ziehe die Zinsen davon in Hongkong (etwa 120 Thaler jährlich); Hakfi, Hakja, zwei Knaben, und Naitien, ein Mädchen, die Kinder des Bai, sehr liebe und talentvolle Kinder, deren Mutter auch eine gebildete Chinesin ist; Sumia, der Enkel, und Ai, der Sohn meines Sprachlehrers; Jokun, der Sohn von Oe, und Ani, der Sohn von Toa. Außerdem bis jetzt nur zwei Knaben heidnischer Eltern aus dem Dorfe. Es sind noch mehrere Christenkinder in der Gegend; aber die Eltern sind zu arm, um sie hierherzusenden. Ich möchte deßhalb bei der geehrten Committee anfragen, ob ich in solchen Fällen die Verköstigung etlicher Schulkinder übernehmen darf. Unterricht bekommen die Schüler von mir nur in der Religion; die Zeit wird Weiteres lehren.

Im verflossenen Halbjahr habe ich wieder einige neue Auflagen von Tractaten in Tiotschio veranstaltet, nämlich, die 10 Gebote mit der lutherischen Erklärung aus dem kleinen Katechismus, sowie das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß. Die Uebersetzung ist von Herrn Gützlaff; ich habe aber für Jedes ein besonderes Blatt genommen, und theile diese Blätter als etwas Ganzes für sich aus;

rner einen Tractat über das Opfer, für solche, die ohne Nach-
ommen sterben. Mit der Vertheilung geht es immer sehr
asch; aber Niemand will etwas Geld dafür geben."

Bericht vom Juli bis December 1851.

„Ich brachte den Monat Juli noch in Jamtsao zu,
nd beschäftigte mich, außer den Stunden, die dem Got-
sdienst gewidmet waren, hauptsächlich mit der Vollendung
es Wörterbuchs, in welchem ich die Vulgair-Sprache des
ocklo-Dialekts gesammelt hatte. Es fehlten nämlich noch
ie chinesischen Charaktere zum Ganzen, welche mein Lehrer
fort einfügte, wie ich sie ihm dictirte. Das war oft sehr
hwierig, um der großen Genauigkeit willen, auf die es in
r Aussprache ankommt.

„Zu Ende des Monats begab ich mich nach Hongkong,
o mir der große Segen zu Theil wurde, mich im Umgang
it meinem vielgeliebten Bruder Hamberg an seinem Glau-
n zu stärken und an seiner Liebe zu erquicken. Da ich
uf meinem eigenen Arbeitsfeld im vorigen Halbjahr so
anche betrübende und niederschlagende Erfahrung zu machen
tte, so gereichte es mir zu nicht geringem Troste, den
ichen Segen zu erblicken, den der HErr auf die Arbeit des
eben Bruders Hamberg unter den Hakka-Chinesen gelegt
tte; es war besonders an einem Sonntage, wo ich mit
m lieben Bruder das heilige Abendmahl in seiner Ge-
einde feiern durfte, daß ich einen tiefen Eindruck von dem
ttlichen Erbarmen bekam und eine neue Zuversicht gewann,
ß der HErr sich aufmachen und über China sich erbar-
en werde, daß wir bald unter den Hocklo's und Hakka's
e Siege des Evangeliums werden feiern dürfen. Ich hatte
ch einen Besuch in Canton zu machen, wo ich ein Geld-
schäft zu besorgen hatte in der Angelegenheit der Waisen
n Capitän Schmidt, deren Versorgung mir obliegt. Ich
tte früher nicht die Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft
r dortigen Missionsbrüder zu machen, was diesmal ge-
ehen konnte. Br. Genähr hatte die Güte mich überall
zuführen, da er früher schon bekannt war.

„Zu Anfang October hatte ich einen Fieberanfall; aber der HErr segnete die brüderliche Hülfeleistung, mit der mir der liebe Missions-Arzt Hirschberg entgegenkam, so daß ich im Stande war am 12. October wieder von Hongkong abzureisen, um nach Jamtsao zurückzukehren. Hier gab es sogleich wieder Freude und Leid in mancherlei Verhältnissen zu erfahren.

„Zuerst von der Freude. Einer der siamesischen Brüder, deren drei, nachdem sie von dem amerikanischen Baptisten Missionar Goddard in Bankok getauft und nachher wieder hierher in ihre Heimath gezogen waren, seither in aufrichtiger Verbindung mit mir und den andern Christen von Jamtsao gestanden sind; erkrankte gefährlich während meiner Abwesenheit, und da er sein Ende herannahen fühlte, so berief er meine Gehülfen von hier zu sich, um einige Stärkung von ihnen zu erhalten und sie zu bitten, daß sie nach seinem Tode dafür sorgen möchten, daß er ein christliches Begräbniß erhalte, zu welchem Behufe er auch seinen Verwandten das Versprechen abnahm, daß sie alle heidnischen Mißbräuche von Todtenverehrung, Opfer, Kleider- und Papierverbrennung für die Seele in der Unterwelt ꝛc. unterlassen sollten. Der Mann lebte aber noch als ich kam, was meinen Gehülfen besonders auch deßhalb lieb war, weil sie, wie sie sagten, noch nicht gewußt hatten, wie man ein christliches Begräbniß halten soll. Ich konnte den Kranken also erst noch besuchen, und reichte ihm das heil. Abendmahl, welches er im Glauben und mit demüthigem Danke empfing. Nach acht Tagen trat sein Ende ein; und ich freute mich der Gelegenheit, sowohl den Christen hier, als auch den Heiden, so viele an der Feier Theil nehmen wollten, ein christliches Begräbniß zu zeigen. Es gingen noch sieben Männer mit mir hin; auch Konglan war dabei, und der alte Jongpe, welcher seit mehreren Jahren ein treuer Gefährte des Verstorbenen gewesen war, blieb natürlich nicht weg. Wir legten den Todten selbst in den Sarg, was die Chinesen sehr verwunderte, denn sie fürchten sich eine Leiche anzurühren; dann sangen wir ein Lied in dem

auſe, und Kinglun ſprach zu den Verſammelten, worauf mit einem Gebet ſchloß. Sofort wurde der Sarg geloſſen, um zum Grabe getragen zu werden; wir folgten m Zuge; da fiel es doch einem der Träger ein, daß es herer wäre, Goldpapier auf den Weg zu ſtreuen, um die ſen Geiſter zu befriedigen; aber der alte Jongpe ſagte: kommt, ich will vor euch hergehen, da müſſen die Teufel le weichen," und das ließen ſich die Träger gefallen. Am rabe ſangen wir wieder ein Auferſtehungslied und ich elt eine Anſprache. De betete, worauf wir nach Hauſe ngen. Ich hörte nachher, daß die Feier einen ſehr guten ndruck gemacht habe. Ja in der neueſten Zeit zeigte ſich gar eine liebliche Frucht, welche gleichſam aus dem in die de verſenkten Saatkorn hervorſproßte. Bei dem Begräbß war nämlich ein Greis von 68 Jahren, welcher unter derm ſagte: „wenn ich nur nicht zu alt wäre, ich würde ch noch ein Chriſt werden." Ich und meine Gehülfen nahnten ihn natürlich; aber der Geiſt iſts, der das Wort endig machen muß in den Herzen, alles Andere hilft nichts. an wurde derſelbe Mann neulich von einem Schlage geffen, in Folge deſſen ſeine linke Seite gelähmt wurde. er Gedanke an den Tod quälte ihn; in Bekümmerniß rief aus: „Ach ich habe geſehen, wie mein Verwandter ſo hig dem Tode entgegen gehen konnte; nun liege ich da d bin von Furcht gepeinigt!" Der alte Jongpe hörte rſt davon und ging zu ihm, und ſagte ihm einfach, daß verſtorbene Bruder im Glauben an den HErrn Jeſum hingegangen, und daher ſey ſein Friede und ſeine Ruhe kommen; er aber habe bisher noch nicht an den HErrn ſum geglaubt; deßhalb fühle er Furcht und Pein. Dann n der alte treue Bruder hierher, um die Sache mir zu gen. De erbot ſich ſogleich ſelbſt, daß er hingehen und n Kranken einen Troſt aus Gottes Wort anbieten wolle. a, ſagte ich, „gehe immer, halte ihm die Geſchichte des hächers am Kreuze vor, und bringe mir wieder Nachricht es um das Herz des Mannes ſteht." Die zwei gingen n zuſammen hin, und De brachte die Nachricht zurück,

daß der leidende Greis ein großes Verlangen habe, die heilige Taufe zu empfangen. Ich ging deßhalb den andern Tag selbst hin mit Kinglun, und überzeugte mich, daß die Zucht des Geistes nicht vergeblich gewesen sey an dem Herzen dieses grauen Sünders. Ich sprach mit ihm über das apostolische Glaubensbekenntniß, und sodann über die heilige Taufe; er bekannte etliche Sünden, deren er sich erinnern konnte, stimmte aber mit überein, daß wir täglich viel sündigen und wohl eitel Strafe verdienen. Ich fragte ihn sodann, ob er im Glauben an den HErrn Jesum die heilige Taufe empfangen wolle, worauf er antwortete: „Ja, wenn Sie ein Loch in meine Seele machen könnten, so würden Sie sehen, daß solches das Verlangen meines Herzens ist; ich will dem Teufel absagen und seinen Werken, und den HErrn Jesum bitten, daß er mir alle meine Sünden vergebe.“ Als ich nun Wasser herbringen ließ, um die heilige Handlung zu vollziehen, kam auf einmal eine Botschaft von den Töchtern des Mannes, daß sie es nicht zugeben wollen, daß ihr Vater etwas thue, was gar nicht zu den Sitten des chinesischen Reiches gehöre. Nebendem daß ich betrübt war über die heidnische Finsterniß, konnte ich doch nicht umhin, bei mir selbst zu lächeln, daß, da man doch sonst immer viel davon zu leiden hat, daß die Weiber so zurückgesetzt werden und nichts gelten, nun plötzlich etliche ihre Stimme geltend machen wollen, um ihren alten seinem Ende nahenden Vater an dem Empfang des Mittels der seligmachenden Gnade zu verhindern. Ihre Meinung war, daß, wenn der Vater als Christ stürbe, sie dann nicht ihre heidnischen Gebräuche machen dürften, die Unterlassung dieser ihnen aber wiederum Unglück bringen könnte. So sieht man, wie die Selbstsucht die Seele der heidnischen Religionen ist; aber die Seele der wahren Religion ist Liebe. Ich war übrigens schon entschlossen, daß die Weibsleute dießmal auch nichts gelten sollten, und sagte dem Manne, daß selbst wenn seine Töchter nach seinem Tode die heidnischen Gebräuche beobachten wollten, solches durchaus keinen Be-

g mehr auf ihn haben würde. Wer im Glauben an den

)Errn Jesum sterbe, werde von Ihm in sein Paradies ein-
enommen, wo die Seele ihr Kleid und ihre Nahrung nebst
llem, was zur Seligkeit gehöre, bekomme. Was die Hin-
rlassenen noch thun, könne ihm nicht den geringsten Ein-
ag thun, wie es auch keiner abgeschiedenen Seele etwas
ütze. Nachdem er sein herzliches Verlangen, ein Christ
: werden, wiederholt ausgesprochen, ertheilte ich ihm das
:ilige Sacrament, wozu er sich in seinem Lager aufrichten
nnte; dann neigte er sein Haupt auf sein Kopfkissen, und
inglun empfahl ihn im Gebete der ewigen Gnade des
eieinigen Gottes. Möge Er ihm nun bald aushelfen zu
nem himmlischen Reich.

„Um an den freudigen Erlebnissen fortzufahren, so will
) hier erwähnen, daß es mir vergönnt war, am Christ-
ge zwei andere Chinesen zu taufen. Der Eine ist mein
iener Tschieusia, 40 Jahre alt und verheirathet, welcher
on mehrere Jahre bei mir war, und sich in seinem Theile
ht treu und untadelich in seinem Wandel bewiesen hat;
ı so lieber kam ich seinem Wunsch, ein Christ zu werden,
gegen. Er hat auch aufs Neue lesen gelernt. Ich hoffe
ihm noch mehr Freude zu erleben; indessen übt er einen
r wohlthätigen Einfluß auf mein ganzes Haus aus, und
t sich besonders der drei Kinder mit vieler Liebe und Auf-
ferung angenommen. — Der Andere ist ein Tagelöhner
n dem Dorfe, 50 Jahre alt, noch unverheirathet. Er ist
ch schon seit Jahren im Hause ab- und zugegangen.
öge sich der HErr an diesen verherrlichen und sie hin-
rchbringen durch diese versuchungsvolle Welt. — Ein
)hn von Toa hatte sich auch gemeldet; ich mußte ihn
:r auf Weiteres hinausschieben. Gerne hätte ich auch
Weiber von Kinglun und Bai getauft, und dann auch
e Kinder mit, so wie meine drei Waisen, aber es sollte
ht seyn. Vielleicht daß es bis Ostern geschehen kann, so
HErr will. Indessen ist auch Ki, mein verlorener Sohn,
ige Male des Nachts bei mir gewesen. Als ich von Hong-
g zurückkam, erfuhr ich, daß er wieder verheirathet sey,
) ich schrieb ihm einen Brief, um ihn zu bitten, daß er

mich doch wenigstens wo möglich auch wieder besuchen solle. Das that er denn auch, als er des Nachts auf das Feld gehen sollte, um die Früchte zu hüten; er sagte, daß er ganz heimlich komme. „Und wie steht es nun bei Dir?“ fragte ich ihn; er meinte, daß er sich nicht gänzlich von dem HErrn verstoßen fühle, obgleich sein Herz ihn sehr anklage um seines Abfalls willen. Ich fragte ihn ob er einen Grund dazu habe, aus welchem er ein solches Gefühl rechtfertigen könne? Er meinte, es sey ihm eben so in seinem Innern. „Aber“ fragte ich weiter: „wie kannst Du Dein eigenes Gefühl zum Grund einer Hoffnung machen, während Du doch im Gegensatz zu Gott stehst; solltest Du nicht vielmehr das Wort Gottes darüber zu Rathe ziehen? oder was hat Dir Dein Herz gesagt, als Du zum ersten Male wieder den Ahnentempel betratest, um da Götzendienst zu treiben?“ Ja, meinte er, da habe ihn freilich sein Gewissen geschlagen; aber er habe sich damit getröstet, daß wenn der HErr ihm seine Sünden vergeben wolle, Er ihm auch diese noch vergeben könne, wobei eine heimliche Hoffnung in seinem Herzen aufgelebt sey, daß, da noch nicht aller Tage Abend gekommen sey, es ihm schon wieder möglich werden dürfte, aus seinem gegenwärtigen Zwange befreit zu werden. Ich sagte ihm, daß er kein Recht habe, einen solchen Trost zu sich zu nehmen, denn der HErr Jesus wolle nicht Sünden vergeben, in denen der Sünder noch fortlebe, ohne den festen Entschluß, sich davon zu scheiden. Auf meine Frage, ob er seither für sich selbst gebetet habe, antwortete er: hie und da; aber oft, wenn er sich dazu anschicken wolle, so werde er durch die Vorwürfe seines Gewissens daran verhindert. Ich ermahnte ihn, immerhin zu beten, daß der HErr sein Herz erleuchten und ihm keine Ruhe lassen möchte, bis er wieder von ganzer Seele und öffentlich sich seinem Gott hingegeben habe. Ich versicherte ihn auch meiner und der Brüder Fürbitte.

„Außerdem sind in der letzten Zeit auch wieder mehrere Zuhörer in den Gottesdienst gekommen, die lange weggeblieben waren. Die chinesischen Sitten sind eben ein großer

Stein des Anstoßens, und nur die Kraft des lebendigmachenden Geistes Gottes kann da hinüberhelfen. Namentlich lassen sich die Weiber gar nicht herbeiziehen. Die getauften Männer fragen mich öfter, ob ich nicht Frauen herbringen könnte, mit denen sie dann freien Umgang haben dürften. Meine Antwort ist: „So Gott will, können später Frauen kommen; aber ich und ihr müssen warten, bis der rechte Zeitpunkt gekommen seyn wird.

„Wenn ich nun an die Aufzählung von traurigen und leidigen Erlebnissen komme, so stehen wieder Erfahrungen mit den Neubekehrten und Gehülfen oben an.

„Toa, der der erste war, welcher von Jamtsao dem Christenthum beitrat, von mir im October 1849 getauft und im darauf folgenden Sommer angenommen worden war, um zu einem Gehülfen herangebildet zu werden, hatte sich früher dem Opiumrauchen ergeben. Durch Hülfe von Arznei, die ich von dem l. Bruder Hamberg erhalten hatte, welchem es bereits gelungen war, einige Chinesen dadurch zu curiren, hoffte ich auch diesem zur Befreiung vom Laster zu verhelfen. Einige Zeit ging es sehr gut; aber nach und nach fing er wieder heimlich an zu rauchen, und dießmal war er frech genug während meiner Abwesenheit in meinem Hause seiner bösen Lust Genüge zu thun. Als ich es erfuhr, bestrafte ich ihn scharf und öffentlich, worauf er Besserung versprach. Es ist dieß derselbe, wegen dessen Ahnendiensts-Verbindlichkeiten ich im letzten Bericht um Rath gefragt habe. Er hatte mir in dieser Beziehung schon versprochen, sobald er das Geld zusammenbringen könne, sich ein- für allemal ganz loszukaufen. Bald kam aber ein neuer Gräuel an den Tag, der seine alsbaldige Ausschließung und Entlassung nöthig machte. Es fiel nämlich ein Verdacht von Knabenschänderei auf ihn. — Ein Mann von 45 Jahren, der Weib und Kinder und bald Enkel hat. — Der Verdacht wurde aber bald gegründet; er leugnete erst so lange er konnte, mußte aber endlich den Beweisen nachgeben. Ich werde besser thun die Verhandlungen, welche ich während einer so peinlichen Katastrophe vorzunehmen

hatte, in dieſem Berichte zu übergehen. Auf der einen Seite muß ich dem HErrn danken, daß das Böſe offenbar geworden iſt, damit es hinausgethan werden konnte; denn dieſer abermalige Ausfall in dem ſo kleinen Gemeinlein kann dennoch den übrigen zum Segen werden, wenn ſie ſich an dem Gericht über den Verächter eine Lehre nehmen und ſich mit Scheu vor dem Heiligen in Iſrael erfüllen laſſen, nach deſſen Namen ſich zu nennen ſie gewürdigt worden ſind. Auf der andern Seite iſt es aber beſonders für den Miſſionar ein unſäglicher Schmerz, dem Feind ſeine Beute zurückgeben zu müſſen; doch ſagt Paulus: „zum Verderben des Fleiſches, damit der Geiſt ſelig werde am Tage des HErrn Jeſu.“ Eins bleibt mir doch; ich darf noch für ihn beten, und alſo auch hoffen. Fängt doch der Ki an wieder zu kommen; vielleicht daß auch Toa nicht muß verloren ſeyn, und daß die Fürbitte der Gläubigen ihn aus des Löwen Rachen zu reißen hilft. HErr erbarme Dich! — Auch mit den andern Gehülfen mußte ich etwas ſcharf verfahren, um ſie aus ihrer Trägheit und Lauigkeit aufzurütteln; doch Gottlob daß dieſes nicht vergebens war; ſo ſchwer es iſt, Zucht anwenden zu müſſen, ſo iſt doch, wo dieſelbige angenommen wird und beugt, Troſt und neue Hoffnung da. Sie müſſen es eben noch viel mehr für eine Ehre achten lernen, Chriſten heißen zu dürfen, und allen andern Ruhm für Koth achten, um in Chriſto erfunden zu werden.

„Die Bewohner dieſes Dorfes ſind im Allgemeinen günſtig gegen mich geſinnt; es iſt aber ein Mann hier, der der Vornehmſte ſeyn will und den Titel Tai Kong hat, weil ſein Sohn einen Grad im Staats-Examen erhalten. Dieſer iſt ein habſüchtiger Mann, und möchte gar zu gerne hie und da etwas Geld von mir erpreſſen. So ging er nun neulich zu dem Dr. Gou, der auch ein Getaufter iſt, und zeigte ihm eine Schrift, welche er den Mandarinen der nächſten Stadt einreichen wollte, um ſie in Kenntniß zu ſetzen, daß ein Fremder in ſeinem Dorfe ſey, aus Furcht, ſagte er, daß die Mandarinen ihn früher oder ſpäter darüber zur Rechenſchaft ziehen möchten. Der Mandarin weiß aber ſchon längſt, daß

ment; die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments habe ich im vorigen Halbjahr beendigt. Die Sonntags-Gottesdienste habe ich in der letzten Zeit fast immer allein gehalten. Ich habe einen Unterschied zwischen meinen Gehülfen und denen des lieben Br. Hamberg wahrgenommen. Die seinigen predigen sehr nett, und ich habe ihnen immer mit Lust zugehört; die Meinigen verstehen immer nicht recht einen Text ordentlich zu behandeln; die Chinesen sind überhaupt nicht logisch; aber der Fehler mag auch an mir liegen, daß ich ihnen bisher noch keine gründlichere Anleitung geben konnte. Der HErr wolle helfen.

3) Gehülfen. „Diese haben wieder mehrere Ausflüge in die benachbarten Ortschaften gemacht, so daß die Dörfer alle der Reihe nach besucht wurden. Vielleicht werde ich nicht mehr dazu kommen, die Reisen selbst mitzumachen, ehe ein weiterer Mitarbeiter da seyn wird; doch warte ich auf die Winke von oben, und bin bereit zu folgen. Nachdem nun Toa fort ist, so bleiben für's nächste Jahr nur Kinglun und Oe; aber es kommt nicht auf die Zahl an. Oe hatte unter anderem den Auftrag bekommen, eine Reise zu machen, um solche Chinesen aufzusuchen, welche früher zum chinesischen Verein gehört hatten. Er sollte ihnen sagen, daß Herr Gützlaff gestorben sey, um sie zu ermahnen, daß jeder in seinem Theile den HErrn suchen solle, und wo es ihnen möglich sey, christliche Gemeinschaft mit uns pflegen. Ich gab ihm etliche Predigtbücher, Gesangbücher und Katechismen, um sie solchen Christen zu geben, damit sie sich derselben bedienen zur Ausübung ihrer Religion, entweder für den Einzelnen, wo einer einsam stand, oder, wo etliche zusammenkommen konnten, zu gemeinschaftlicher Uebung. Bei den meisten hat eben entweder das Heidenthum wieder ganz die Oberhand genommen; oder sie sind weder eines noch das andere.

4) Gemeinde. „Wie schon erwähnt hatte ich die Freude, im letzten Halbjahr 3 neue Glieder durch die heil. Taufe in die Gemeinschaft aufzunehmen. Die Zahl der von mir Getauften wäre also 14. Leider sind noch keine Wei-

5) Schulen. „Die hiesige Schule hat seither keinen Zuwachs erhalten. Die Schüler haben den Katechismus auswendig gelernt, in welchem sie auch unterrichtet werden; außerdem lernen sie auch chinesische Schulbücher auswendig und haben täglich Schreibübung. In Tienkang hoffe ich nach dem chinesischen Neujahr eine Schule für Christenkinder zu Stande zu bringen. Sammui, einer der Getauften, war früher Schulmeister und könnte das Geschäft übernehmen; auch würde die Schule zu einem Versammlungsort dienen, damit die Christen einen Anhaltspunkt haben. In heidnischen Schulen habe ich von Zeit zu Zeit versucht christliche Bücher einzuführen. Es ist auch hie und da gelungen, aber man kann noch nicht viel davon erwarten.

6) Schriften. „Ich habe wieder einen guten Vorrath von Büchern von Canton und Hongkong mitgebracht, welche ich theils kaufte, theils auch unentgeltlich bekam. Dennoch war ich genöthigt selbst eine neue Auflage eines Gesangbuches zu machen, weil keine anderswo zu haben waren. Dieß ist in Tiotschio geschehen. Auch ließ ich sieben Aufsätze drucken, je in einem kleinen Tractat; es sind dieß Widerlegungen der heidnischen Mißbräuche, wie Geomantie, Chiromantie und andere Wahrsagerei, Todtenopfer, Götzenopfer ꝛc. Diese Aufsätze sind in einem größeren Tractat in Canton erschienen; ein bekehrter Chinese von wissenschaftlicher Bildung muß sie geschrieben haben, denn es ist ein ausgezeichneter Styl. Der Tractat ist etwas zu groß und deßhalb zu kostspielig, um ihn so häufig zu vertheilen, als er es verdient; die einzelnen Aufsätze dienen meinem Zwecke besser. Es ist immer viel Nachfrage nach Büchern; aber man kann freilich nicht immer dafür stehen, was damit geschieht; jedenfalls ist es immer das rathsamste, sich mit Tractaten, die kurz und gut sind, zu versehen. Der HErr aber, ohne den wir nach seinem eigenen Worte nichts thun können, wolle selbst seinen gnädigen Willen ausführen, damit auch den Chinesen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

„Arbeiten: Im Januar war ich noch mit dem Studium des Schucking beſchäftigt. Daneben arbeitete ich an einem engliſch-chineſiſchen Wörterbuch für den Hocklo-Dialect. An dieſer Arbeit wurde ich aber unterbrochen durch meine Vertreibung. In Hongkong ſtudirte ich Hakka. In dieſem Dialect machte ich mir ein Wörterbuch, ebenfalls engliſch-chineſiſch, woraus mir ſo viel Nutzen erwuchs, daß ich bald ſprechen und ſelbſt predigen konnte. — Die Predigten in Jamtſao wurden ſtets von mir allein gehalten; ging ich dagegen auf Reiſen, ſo pflegten mehr meine Begleiter zu ſprechen. Ich machte ferner mit meinen Gehülfen einen großen Theil der Katechismuslehre nach Genähr's Katechismus durch. Reiſen machte ich im Januar drei: die erſte nach Tſchiotſchiu, Toa u. ſ. w.; die zweite auf die Inſel Namo; die dritte gegen Weſten nach Soa tau ꝛc. Ich kam aber jedes Mal wieder auf den Sonntag nach Jamtſao zurück. — Bai hat die Schule fortgehalten, während einer 4monatlichen Vacanz beaufſichtigte ſein Vater die Arbeiten der Schüler.

„Heiden ſind in dieſem Semeſter keine zum Chriſtenthum übergetreten; auch ſind keine Katechumenen zu unterrichten oder vorzubereiten geweſen. Dagegen ſind von den früher Getauften mehrere als zurückgefallen zu betrachten. Von den früher in Tienkang getauften Leuten habe ich mehrere ſeit einigen Jahren nicht wieder zu ſehen bekommen. Nur drei haben mich öfter beſucht. Mit Freuden gedenke ich der zwei lieben Brüder, die in Siam getauft wurden. Sie wandeln in der Furcht des HErrn und leuchten als Lichter in Jamtſao. Ebenſo kann ich von dem alten Kong-lan, der früher von Dr. Gützlaff getauft worden war, und von Ho, den ich voriges Jahr getauft habe, ſagen, daß ſie Treue bewieſen haben. Mein Diener Tſchiaufio hat mir viele Freude gemacht mit ſeinem redlichen Sinn. Tang-jutſchiu, Tang-ing und Lo ſind heimgegangen. Lo hat den HErrn Jeſum von Herzen geliebt und iſt nach meiner Ueberzeugung jetzt bei Ihm. (Es iſt dieß der erſte Chineſe, den Miſſionar Lechler taufte, ein Ausſätziger.)

„Damit muß ich für dieß Mal ſchließen. Möge der HErr uns zeigen, was wir thun ſollen. Nie bin ich ſo muthlos geweſen als jetzt. Ich habe nichts als die Hoffnung, daß die Sonne auch wieder durch den Nebel brechen und mich wieder neu beleben werde, zu dem Beruf, darin ich durch Gottes Gnade ſtehe.

R. Lechler.

„Arbeiten: Im Januar war ich noch mit dem Studium des Schucking beschäftigt. Daneben arbeitete ich an einem englisch-chinesischen Wörterbuch für den Hocklo-Dialect. An dieser Arbeit wurde ich aber unterbrochen durch meine Vertreibung. In Hongkong studirte ich Hakka. In diesem Dialect machte ich mir ein Wörterbuch, ebenfalls englisch-chinesisch, woraus mir so viel Nutzen erwuchs, daß ich bald sprechen und selbst predigen konnte. — Die Predigten in Jamtsao wurden stets von mir allein gehalten; ging ich dagegen auf Reisen, so pflegten mehr meine Begleiter zu sprechen. Ich machte ferner mit meinen Gehülfen einen großen Theil der Katechismuslehre nach Genähr's Katechismus durch. Reisen machte ich im Januar drei: die erste nach Tschiotschiu, Toa u. s. w.; die zweite auf die Insel Namo; die dritte gegen Westen nach Soa tau ꝛc. Ich kam aber jedes Mal wieder auf den Sonntag nach Jamtsao zurück. — Bai hat die Schule fortgehalten, während einer 4monatlichen Vacanz beaufsichtigte sein Vater die Arbeiten der Schüler.

„Heiden sind in diesem Semester keine zum Christenthum übergetreten; auch sind keine Katechumenen zu unterrichten oder vorzubereiten gewesen. Dagegen sind von den früher Getauften mehrere als zurückgefallen zu betrachten. Von den früher in Tienkang getauften Leuten habe ich mehrere seit einigen Jahren nicht wieder zu sehen bekommen. Nur drei haben mich öfter besucht. Mit Freuden gedenke ich der zwei lieben Brüder, die in Siam getauft wurden. Sie wandeln in der Furcht des HErrn und leuchten als Lichter in Jamtsao. Ebenso kann ich von dem alten Konglan, der früher von Dr. Gützlaff getauft worden war, und von Ho, den ich voriges Jahr getauft habe, sagen, daß sie Treue bewiesen haben. Mein Diener Tschiausio hat mir viele Freude gemacht mit seinem redlichen Sinn. Tang-jutschiu, Tang-ing und Lo sind heimgegangen. Lo hat den HErrn Jesum von Herzen geliebt und ist nach meiner Ueberzeugung jetzt bei Ihm. (Es ist dieß der erste Chinese, den Missionar Lechler taufte, ein Aussätziger.)

III.

Rechnungs-Auszug.

1. Missionscasse.

Einnahme.

(Wo nicht besonders bemerkt, sind die Summen in alter Währung ausgesetzt.)

A. An Beiträgen von Missionsgesellschaften und Vereinen.

		Franken	R.
1.	Von sämmtlichen Vereinen in Württemberg	31,773	35
2.	„ „ „ „ Baden	5,754	61
3.	„ „ „ „ Baiern	4,955	95
4.	„ dem Verein in Danzig	288	75
5.	„ „ „ „ Darmstadt	26	25
6.	„ „ „ „ Frankfurt a. M	2,021	25
7.	„ „ „ „ Kiel und Rendsburg	365	50
8.	„ „ „ „ Königsberg	525	—
9.	„ „ „ „ Leipzig	513	15
10.	„ „ „ „ Lübeck	1,320	97
11.	„ „ „ „ Osnabrück	520	75
12.	„ „ „ „ Ostfriesland	1,719	—
13.	„ „ „ „ Schleswig	130	—
14.	„ „ „ „ Stockholm	2,625	—
15.	„ „ „ „ Straßburg	855	40
16.	„ „ „ „ Colmar und Mülhausen . . .	262	50
17.	„ den Vereinen in Ostindien: Rup. 12,515 - 2 - 4½ à 18 Bz. alte Währg. pr. 1 Rup.	22,528	07

Davon sind:

a) Rup. 9410 - - - 5½ od. Fr. 16,938 - 21 für allgem. Zwecke;
b) „ 1409 - 1 - 9¼ „ „ 2537 - — „ die engl. Schule;
c) „ 845 - — - — „ „ 1521 - — „ „ Indo-Britten-Schule;
d) „ 851 - — - 1¾ „ „ 1531 - 86 „ „ Casamajor'sche Stiftung.

18.	Von den Vereinen in der Schweiz:			
	von dem Missionsverein in Bern . .	Fr. 4942 - 89		
	„ „ „ „ Genf . .	„ 7021 - 91		
	„ der evangel. Gesellschaft daselbst .	„ 916 - 90		
	„ der Missionsgesellschaft in Lausanne	„ 520 - 73		
	„ dem Missionsverein in Neuchatel .	„ 1198 - 85		
	„ den Vereinen im Münsterthal . .	„ 248 - 10		
	Uebertrag	Fr. 14,849 - 38	76,185	50

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag			166,440	42
C. An Diversen.				
1. Erlös geschenkter Gold- und Silbersachen und anderer Gegenstände .	622	42		
2. Erlös verkaufter Missionsschriften und Weltkarten .	53	25		
3. Miethzinse von Localien auf unsern Missionsstationen in Ostindien .	1,527	56		
4. Zinsen aus Bombay und Dharwar . . .	922	16		
5. Gewonnene Zinsen auf momentan angelegten Cassageldern .	76	—		
6. Zins aus dem Planta'schen Legat . . .	145	07		
7. Agio auf verschiedene Geldsorten . . .	400	97		
Zusammen an Diversen .			3,747	43
D. An Vergütungen und Rückerstattungen.				
1. Von der kirchlichen Missionsgesellschaft in London wegen Beherbergung mehrerer ihrer nach Ost-Africa bestimmten Arbeitsbrüder .	63	—		
2. Von derselben für Rückvergütung von 600 Rup., welche im Spätjahr 1850 auf einer Zahlung von 1200 Rup. an Br. Bion in Ostbengalen zurückbehalten und ihm weniger verabfolgt worden	1,102	50		
3. Vergütetes Kostgeld durch einen wohlthätigen deutschen Missionsfreund für einen unserer Zöglinge für 8 Monate von 1851 . .	210	—		
4. Für verschiedene kleine Rückvergütungen .	79	50		
	1,455	—		
Hievon ziehen wir ab:				
Für die von Br. Hohenacker wegen Sammeln von Pflanzen in Mangalur erstatteten Auslagen, welche mit Br. Metz verrechnet worden . .	545	10		
			909	90
verbleiben an Vergütungen und Rückerstattungen			171,097	75
Gesammt-Summe aller Einnahmen alte Währg.			244,425	35
oder in neuer Schweizerwährung				

Von dieser Summe erhielten wir:

	Alte Schweizer-Währung.		Neue Schweizer-Währung.	
	Franken	R.	Franken	R.
1. Aus Deutschland und andern Ländern an laufenden Beiträgen verehrl. Missionsgesellschaften und Vereine, so wie an Liebesgaben und Vermächtnissen einzelner Freunde . . .	98,421	16	140,601	65
2. Ebenso aus der Schweiz	68,019	26	97,170	37
3. An Miethzinsen von Lokalien in Ostindien, Erlös verschiedener unserer Anstalt geschenkten Gegenstände u. s. w.	3,747	43	5,353	48
4. An Vergütungen und Rückerstattungen . .	909	90	1,299	85
Total-Summe mit obiger gleichlautend	171,097	75	244,425	35

		Franken	R.	Franken	R.
	Uebertrag	7,426	61	44,895	38
4. Betrag aller Ausgaben in West-Africa für unsere dortige Mission laut Rechnung von Miss. Locher vom 1. Nov. 1850 bis 31. Oct. 1851 — also per 1 Jahr Doll. 7,736-45 oder Fr. 30,947 s —					
Davon fallen:					
Für Haushaltungskosten und Bedürfnisse unserer Missionare, Schulen, Erziehungsanstalten, Dolmetscher, Dienstboten, Bauten und Reparaturen, Reisen, Neger-Unterstützungen, Cultur, Kirchen-Ausgaben, Frachten, Postporto u. s. w.					
I. Auf die Station Aeropong Fr. 11,215-40					
II. „ „ „ Ussu . „ 18,738-14					
III. „ Abude . . . . „ 105-73					
IV. „ allgemeine u. Extra-Ausgaben 887-73					
Um aber die hiesigen Rechnungen mit denjenigen unserer Brüder in Africa in völlige Uebereinstimmung zu bringen, müssen von diesen Ausgaben abgezogen werden:					
a Was davon schon in den Ausgaben unserer vorjährigen Jahresrechnung inbegriffen ist, nämlich: Fr. 6,965-38					
b. Der Activ-Saldo der africanisch. Stations-Cassen vom 31. Oct. 1851, welcher auf das nächste Rechnungs-Jahr übertragen worden ist, mit Fr. 3,453-33					
Es werden also zusammen abgezogen	Fr. 10,418,71				
und verbleiben demnach	Fr. 20,528,29				
Hievon kommen ferner in Abzug:					
1. Der von dem hiesigen Frauenverein erhaltene Beitrag an die Kosten unserer africanischen Mädchenschulen für 1851 mit	Fr. 1000-—				
2. Differenz auf der hier angenommenen Reduction des englischen Geldes und der wirklichen Ausgabe dafür . „	919-28				
	1,919-28				
		18,609	01		
Der ganze Kostenaufwand für die africanische Mission reducirt sich folglich für das Jahr 1851 auf die Summe von				26,035	62
	Uebertrag			70,931	—

		Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag	Fr. 7228-70	96,863	54	70,931	—
3. Von der hiesigen Bibelgesellschaft an die Uebersetzungs- und Druckkosten biblischer Schriften in die Malajalim-Sprache	„ 450-—				
4. Desgleichen an die Druckkosten der heil. Schrift in dieselbe Sprache	„ 450-—				
5. Von einem Freund an die Uebersetzungskosten des lutherischen Katechismus in eine indische Sprache .	„ 37-50				
6. Netto-Ertrag der Zucker-Fabrication in Malasamudra	„ 1,946-87				
7. Verdienst der Waisenknaben in Mangalur	„ 295-80				
8. Ertrag der in den Mädchen-Anstalten in Mangalur, Calicut und Cannanur verfertigten Arbeiten .	„ 891-40				
9. Eine Vergütung an die Ausgaben des Missionars Weigle	„ 2,592-—				
10. Dito für den Wagen von Br. Hoch	„ 389-21				
Der Total-Abzug beträgt		14,281	48		
Verbleiben an Ausgaben in Ostindien		82,582	06		
11. Sendungen von hier und England nach Ostindien an Büchern, Schriften, Lehrmitteln, Papier, Handwerkszeug und Anderm für den Bedarf unserer Missionare und Missions-Stationen . .		2,590	95		
12. Patrizen in Stahl geschnitten für das canaresische Alphabet		653	70		
13. Anschaffung von englischen Lettern für die Druckerei in Mangalur, in 15 Kisten versandt .		2,095	38		
14. Auslagen für Frachten und Briefporto in England		816	37		
15 Zur Reise über Marseille nach Ostindien des Herrn Inspector Josenhans, der vier Brüder, welche als Missionare dorthin ausgesendet wurden, nebst Jungfrau Gekin, als Br. Hoch's Braut, und für verschiedene Auslagen und Ausrüstungsgegenstände für diese letztern		11,991	59		
16. Vorausbezahlung in Marseille an die Agenten des englischen Dampfschiffes, auf welchem sich Obige eingeschifft haben, Spesen auf ihrem Reisegepäck u. s. w.		2,696	50		
17. Differenz auf den Reductionen der Wechsel-Anschaffungen nach Ostindien gegen die wirkliche Ausgabe dafür		423	33		
Der ganze Missions-Aufwand für unsere sämmtlichen Stationen im westlichen Ostindien beläuft sich demnach auf				103,849	88
Uebertrag				174,780	88

	Franken	R.	Franken	R.
Uebertrag			174,780	88
F. Chinesische Mission.				
Zahlung an die beiden Missionare Hamberg und Lechler in China durch die Vermittlung eines Handlungshauses in Hamburg und Hongkong im Betrag von Pfund-Sterl. 349-9-2 und 1224 spanischen Dollars, kosten zusammen mit allen Spesen	11,434	90		
Ueberfahrtskosten von England nach China für Jungfrau Motander, Braut von Hamberg	1,575	—		
Ausrüstungsgegenstände und Reisegeld nach England für dieselbe	325	70		
Zwei Physharmonica, Medikamente und Anderes für die Brüder in China	531	64		
Differenz auf dem Wechsel-Cours für die Zahlungen in China und der dafür angenommenen Reduction	12	95		
Zusammen für die chinesische Mission			13,880	19
G. Nord-America.				
Geldanschaffungen für die Brüder Erhart und Gantenbein zu ihrer Reise nach Nord-Amerika, nebst Transportkosten ihrer Effekten	1,434	40		
Ersatz verloren gegangener Bücher an die Brüder Dresel und Bühler	109	16		
Zusammen für Nord-Amerika			1,543	56
Gesammt-Summe aller Ausgaben (alte Whrg.)			190,204	63
oder in neuer Schweizerwährung			271,720	90

Diese Summe vertheilt sich auf folgende Weise:	Alte Währg.		Neue Whrg.	
Unterhaltungs- und Lehrkosten unserer Missionsanstalt, Pacanzgelder für die Zöglinge, Lehrer- und Gehülfen-Gehalte, Bauliches und Unterhaltungskosten der Anstalts-Gebäulichkeiten	19,214	37	27,449	10
Haushaltungskosten der Missions-Voranstalt, Besoldungen, Lehrmittel, Haus- und Feldzins, Ausgaben für die Zöglinge u. s. w.	8,444	19	12,063	13
Verwaltungs-Ausgaben, Besoldung des Inspectors und des Bureau-Personals, Postporti, Frachten und Druckkosten, Ausrüstungskosten für Brüder, Missionsreisen, Agenten in der Heimath, besuchende Missionare, Colportage, allgemeine Auslagen u. s. w.	17,236	82	24,624	03
Für unsere Africanische Mission	26,035	62	37,193	74
Für die 11 Stationen unserer deutschen Mission in Ostindien und alles damit Zusammenhängende	103,849	88	148,356	97
Für die Chinesische Mission	13,880	19	19,828	84
Ausgaben für Sendboten nach Nord-America	1,543	56	2 205	09
Total-Summe gleichlautend mit obiger	190,204	63	271,720	90

Zusammenstellung

der

Einnahme und Ausgabe.

	Alte Währg. Franken	Alte Währg. R.	Neue Währg. Franken	Neue Währg. R.
Die Einnahme beträgt	171,097	75	244,425	35
Die Ausgabe dagegen	190,204	63	271,720	90
Es ergibt sich daher eine Mehrausgabe von .	19,106	88	27,295	55
Der vorjährige Cassa-Bestand betrug .	82,660	20	118,086	—
Die Mehrausgabe davon abgezogen, beläuft sich demnach der jetzige Bestand der Missions-Casse mit Ende des Jahres 1851 noch auf	63,553	32	90,790	45
Von dieser Summe sind:				
a) An Baar in der Haupt-Casse in Basel . .	3,224	39	4,606	27
b) „ „ „ „ Special-Missions-Casse in Basel	201	02	287	17
c) „ „ „ den verschiedenen Stations-Cassen unserer Mission in West-Africa . .	13,453	33	19,219	04
d) desgleichen in denjenigen unserer deutschen Mission in Ostindien . .	68,882	78	98,403	97
e) In 5 Activ-Posten laut Handbuch fol. 33. 36. 47. 57. und 63.	17,608	59	25,155	12
Zusammen	103,370	11	147,671	57
wovon abzuziehen sind: 4 Passiv-Posten laut Handbuch fol. 36. 56. 58 und 60 a. W. Fr. 1,316-79 ob. n. W. Fr. 1,881-12 die 3procentige hiesige Anleihe von „ „ „ 38,500-— „ „ „ „ 55,000-—				
zusammen	39,816	79	56,881	12
verbleiben	63,553	32	90,790	45
gleichlautend mit obiger Angabe				

Eingesehen und mit den Büchern übereinstimmend gefunden

Basel, im Juni 1852.

Die Rechnungsrevisoren:

sign. **Adolf Christ-Sarasin.**

„ **LeGrand, Pfarrer.**

Der Rechnungsführer:

sign. **Socin-Heußler.**

2. Noth-Casse.

Einnahme

vom Jahr 1851.

	Alte Währung. Franken	Rp.	Franken	Rp.
In Beiträgen			153	50
Ein hiesiges Legat			200	—
In Zinsen			1,394	63
In Zins-Erstanzen			254	07
			2,002	20

Ausgabe.

Wittwengehalt an Frau Inspector Blumhardt	800	—		
Postgelder für die Kinder von Miss. Gundert	963	—		
Verlust auf deutschen Gulden gegen Vfrthlr.	26	75		
			1,789	75
Mehreinnahme			212	45

Vermögens-Status.

	Alte Whrg.		Neue Whg.	
Der letztjährige Cassa-Bestand war	52,174	49	74,534	98
Dazu obige Mehreinnahme vom Jahr 1851	212	45	303	50
Der jetzige Bestand der Noth-Casse beträgt demnach mit Ende des Jahres 1851	52,386	94	74,838	48
Diese Summe besteht aus Folgendem:				
Geldanlagen auf Hypothek, Wechsel und Handschriften	44,576	90	63,681	29
Guthaben bei der Industrie-Commission	6,222	22	8,888	88
Dito bei der Missions-Magazins-Casse	1,750	—	2,500	—
Zins-Erstanzen	254	07	362	95
Zusammen	52,803	19	75,433	12
Davon ab: Passiv-Saldo der durch den Rechnungsführer vorgelegten Cassa-Rechnung vom Jahr 1851	416	25	594	64
Verbleiben mit obiger Summe gleichlautend	52,386	94	74,838	48

Zum ersten Male seit drei Jahrzehnten tritt die Comittee vor die Missionsfreunde mit einer Jahresrechnung, elche eine Schuld, und zwar eine Schuld von neuen chweizerfranken 55,000 (nahe an 27,000 Gulden) aus-eist. Im Anfang der Zwanziger-Jahre wurde etwa die älfte obiger Summe aufgenommen, um das Missions-us anzukaufen; der Ertrag des Missions-Magazins hat

erſehen aus demſelben einen Caſſenbeſtand von alten Franken 63,000 oder 42,000 Gulden zu Ende 1851 nach Abzug der Schuld. Aber das kaufmänniſche Auge wird ſofort die Entdeckung machen, daß wir nur etwas über alte Franken 3000 oder 2000 Gulden eigentlich in Händen hatten, während über 50,000 Gulden theils in Oſtindien, Africa und China lagen, theils dorthin unterwegs waren. Und wir müſſen noch beifügen, daß die Summe von etwa 12,000 Gulden, welche als Activpoſten aufgeführt ſtehen (d. h. welche man uns ſchuldet), zum größten Theil aus demjenigen Geld beſteht, welches wir der Induſtrie-Commiſſion anvertraut haben, und mittelſt welchem unſern jungen Chriſten in Oſtindien Gelegenheit zum Lernen von Handwerken geboten wird; eine Summe, die alſo jedenfalls nur langſam und zweifelhaft wieder eingehen kann.

Wir ſtehen, verehrte Freunde, auf jeden Fall an einem außerordentlich wichtigen, ja an einem Wendepunkte unſerer Finanzlage. Die mannigfachen Urtheile von verſchiedenen Seiten her bei Anlaß der Aufnahme unſerer Schuld haben uns, abgeſehen von dem innern Trieb dazu, zu ernſter Prüfung aufgefordert; wir haben uns bei allen unſern Ausgaben von Neuem zuſammengenommen, und auch bereits manchen Tadel, betreffend Erſparniſſe, über uns ergehen laſſen. Wir haben aber vor Allem empfunden, welchen Riß und welche ſchwere Folgen es nach ſich ziehen müßte, wenn wir über Erſparniſſe hinaus zum Aufgeben von Stationen gedrängt würden; ja, wenn wir nur abgehalten würden, der Entwicklung unſerer Gemeinden uns auch äußerlich ſo zu widmen, wie es uns als vom HErrn angewieſene Nothwendigkeit entgegentritt.

Er, der HErr, Jeſus Chriſtus, geſtern und heute, und derſelbe auch in Ewigkeit, wird es verſehen, und wenn wir uns dem frohen Danke gegen Ihn und unſere Freunde hingeben für Alles, was geſchehen iſt, und was gegeben worden iſt, ſo wird er uns auch zu demjenigen Chriſtenmuth und Miſſionsmuth helfen, der von Herzen und immerdar ſprechen kann: Wer glaubt, der fleucht nicht!

Missionszeitung.

1. Nachrichten aus der Heimath.

Nordamerika. Der Missionsverein für die Indianer (46) at nach seinem letzten (neunten))ericht 4 Missionen, 6 Stationen nd 8 Nebenstationen; Missionare nd Gehülfen 28; Gemeinden 21; n letzten Jahre wurden getauft 26; Schüler 165; Communican- n über 1300.

Baptist Free Mission Society. Diese Gesellschaft hielt am 2. uni 1852 ihre neunte Jahresver- mmlung in Montrose (Pennsyl- nien). Die haitische Mission rd als gedeihlich dargestellt. Ge- inden wurden in Port au Prince b St. Marc gegründet, erstere t 48, die andere mit 18 Mit- liedern. Im letzten Jahr sind von r Mission 11 Personen getauft rden. Predigtplätze sind 4. Die beiter sind: 1 americanischer und haitischer Prediger, 3 America- innen und 2 unordinirte Hai- r. Die bekehrten Haitier haben en Missionsverein gebildet und chlossen 100 Thaler für den rlichen Unterhalt eines einge- enen Predigers in St. Marc erheben. Eines der Mitglieder, aus Armuth nur zweimal des gs zu essen vermag, gibt jähr- lich 12 Thaler. — Unter den ge- flüchteten Sclaven in Canada unterhält die Gesellschaft ganz oder theilweise 12 Personen, von denen 3 ordinirt sind. Zu den 7 von dieser Mission verpflegten Gemein- den sind laut Bericht 50 durch die Taufe hinzugethan worden. 4 Schulen wurden von nahe an 300 Schülern besucht. Diese Gesell- schaft gedenkt auch eine Mission in Afrika anzufangen, wozu einer der Missionare in Canada seine Dienste angeboten hat.

Verbundene reformirt-presbyterianische Missionen. — Die General-Synode der verbun- denen reform.-presbyterian. Kirche hielt am 26. Mai d. J. ihre zwölfte Zusammenkunft in Pittsburgh (Pennsylvanien), wobei ihre Com- mittee für ausländische Missionen einen Bericht ihrer Arbeiten wäh- rend des letzten Jahres erstattete. Sie hat in Damascus 3 ordi- nirte Arbeiter und einen Arzt, wel- che in Verbindung mit den dortt- gen irisch-presbyterianischen Mis- sionaren sonntäglich zwei arabische Gottesdienste halten, welchen im Durchschnitt etwa 20 Zuhörer bei- wohnen. Im Hause des Dr. Mi- schaka wird eine wöchentliche Bet- stunde gehalten, was für einen er- freulichen Erfolg angesehen wird.

— Die Mission in Oregon wird als gedeihlich dargestellt. Es sind 3 ordinirte Prediger daselbst und ein vierter ist auf dem Weg dahin.

2. Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Ein statistischer Entwurf des Arbeiterbestandes in China enthält folgende Angaben: Die Mission in Canton ist die früheste, indem Dr. Morrisson von 1808 bis Februar 1830 allein daselbst thätig war, mit Ausnahme von etwa einem Jahr, wo Dr. Milne bei ihm war. Die Gesammtzahl der Missionare, die daselbst beschäftigt waren, ist 15, von welchen jetzt noch 9 dort sind. — Die Mission in Hongkong besteht seit Abtretung der Insel an die Engländer im Jahr 1844. Doch hatte sich Miss. J. J. Roberts schon im J. 1840 daselbst niedergelassen, und seitdem war die Mission nie verlassen. Gegenwärtig sind 10 Missionare dort. — Die Mission in Emui wurde 1841 begonnen, und seitdem war die Station beständig besetzt. Im Ganzen haben 16 Missionare von 5 verschiedenen Gesellschaften dort gearbeitet, von denen jetzt noch 8 da sind. — Die Mission in Fuhtschau wurde im Januar 1847 von Miss. S. Johnson (38) dauernd besetzt. Im December 1845 hatte aber schon der jetzige anglicanische Bischof von Victoria einen Forschungsbesuch daselbst gemacht. Es haben 16 Missionare an diesem Orte gearbeitet, 11 wohnen gegenwärtig noch dort, und einer ist zur Erholung seiner Gesundheit in der Heimath. — Die Mission in Ningpo wurde im Jahr 1844 durch Dr. Mc Gowan (37) dauernd begonnen. Indeß hatte während der zwei vorhergehenden Jahre Miss. W. Milne sich sieben Monate dort aufgehalten. Jetzt sind 14 Missionare in dieser Stadt, und ein Frauenzimmer, Miß Aldersey, für weibliche Erziehung. — Die Mission in Schanghai ist die größte unter allen 5 Seehäfen, indem gegenwärtig 21 Missionare dort sind, nebst ihren Frauen und 4 Gehülfinnen.

Die wesleyanische Missionsgesellschaft (17) hat neuerlich ihre Thätigkeit auch auf China ausgedehnt. — Schon im Spätjahr 1850 fuhr ein junger Geistlicher dieser Gemeinschaft, Georg Pierce, aus eigenem Antrieb und eigenen Mitteln nach Hongkong, um in China einen kleinen Wirkungskreis zu suchen. Am 30. Jan. 1851 in Hongkong angelangt, hielt er sich die ersten drei Wochen im Hause des Dr. Legge (18) auf, bezog dann eine eigne Miethwohnung und arbeitete hauptsächlich zum Wohl der englischen Soldaten, während er zugleich sich mit Erlernung der Landessprache beschäftigte. Nach einigen Monaten ließ er sich jedoch in Canton nieder, um mehr unter den Eingebornen zu sein, deren Seelenheil ihm zunächst am Herzen lag, und zu welchem Behuf er sich auch einige Kenntniß in der Heilkunde verschaffte. Nach einiger Zeit bot er sich den wesleyanischen Missions-

ſellſchaft als ihren Arbeiter an, nd dieſelbe fand Freudigkeit, ihn i ihre Dienſte zu nehmen. Zu leich beſtimmte ſie 2 weitere Miſ onare, Beach und Cox, zu ſei en Mitarbeitern, welche am 20. an. 1853 nebſt Jgfr. Wennop von ngland abgeſegelt ſind.

Hinter-Indien und indiſcher rchipel. Miſſ. Beecher (37) Sandoway ſchreibt: „Es iſt der eachtung werth, daß ſobald die ute, Birmanen ſowohl als Ka nen, von der Einnahme von Ran n durch die Engländer Kunde hielten, und daß wahrſcheinlich e ganze Provinz Pegu unter gliſche Herrſchaft kommen werde, le ohne Ausnahme hierüber die ößte Freude bezeugten. Die Be ohner von Arrakan, welche die ohlthat der milden und gerech Regierung der Engländer er hren haben, ſind ihr von Her zugethan. Und noch merkwür er iſt, daß alle Birmanen und renen aus der Gegend von aſſein und Rangun einſtim g erklären, daß die große Maſſe Birmanen ſehnlich nach Be iung von dem tyranniſchen Joche Königs von Ava verlange und Freuden den ſiegreichen Ein der Engländer in ihr Land als Zeichen ihrer Erlöſung ſehen rden.

Borneo. Miſſ. Denninger meldet von ſeinen erſten Ar ten auf ſeiner neuen Station Sihong-Fluſſe (Miſſ. Zeit. 52. H. 3, S. 179.) „In die acht nate auf der Balei (das öffent e Volkshaus in Maratowo, wo zeitweilig ſich aufhielten) fällt auch die Errichtung der Station. Am 2. Jan. (1852) zogen wir von der Balei aus, und am Sonntag den 4. Jan. wurde unſer Wohn haus durch Gottesdienſt eingeweiht. Der Schulunterricht beſchränkte ſich in jenen acht Monaten noth dürftig auf unſre eigenen Schü ler. Ich habe mehrere Erwachſene zum Lernen willig gefunden und ſchritt nun daran, am 10. Jan. den Unterricht für die Sihonger mit 11 Perſonen zu eröffnen. Es ſind dieß Männer und Jünglinge von verſchiedenen Dörfern in Si hong, die uns am Bauholz und an der Station haben arbeiten hel fen, und abwechſelnd noch helfen. Seitdem ſind noch 2 Knaben und eine Frau, die Muhme des einen, dazu gekommen. Da wir außer dieſen 14 Schülern auch 12 eigne auf der Station haben, ſo beträgt ihre Zahl jetzt 26." — „Der heid niſche Bund der Sihonger hat durch Gottes Wort einen Riß er halten, worüber ſich Manche är gern. Der Erſtling vom Sihong iſt eingegangen. Mujan, ein Mann aus Maratowo, wurde ſamt ſeiner Frau am 18. Januar durch die heil. Taufe in die Ge meine des HErrn Jeſu aufgenom men." Der Mann war zur Zeit, da er getauft wurde, krank. Er erhielt den Namen Simeon, und ſeine Frau wurde Hanna ge nannt. An demſelben Tage wurde auch eine von Pulopetak mitge kommene Frau, Namens Sum ping, getauft.

Banjermaſſing. Miſſionar Dietrich (4) hat nun die von Europa mitgebrachte Preſſe hier

aufgeſchlagen um die Dajacken-Bücher zu drucken. Er hält dringend um die Erlaubniß an, auch für die eben ſo heilsbedürftigen Malaien drucken zu dürfen.

Schon im J. 1844 hatte Miſſ. van Höfen am Fluſſe Mentangei eine Station Pulotelo unter den dort wohnenden Dajacken angefangen, die er aber ſpäter wieder zu verlaſſen bewogen wurde, inzwiſchen aber eine kleine Schule unter einem eingeborenen Lehrer fortbeſtehen ließ, die er von Zeit zu Zeit von Bintang aus beſuchte. Erſt im J. 1851 konnte dieſe Gegend wieder von einem Miſſionar beſetzt werden, indem Miſſ. Beyer ſich etwa 10 Minuten oberhalb der von van Höfen bewohnten Stelle niederließ. Gegen Ende des Jahres waren gegen 64 Schüler eingeſchrieben, von denen doch immer an 40 beiſammen waren.

Celebes (12). Miſſ. Riebel in Tondano ſchreibt unterm 5. Nov. 1851: „Vor zwei oder drei Jahren zählte ich in meiner großen Kirche 1500—2000 Zuhörer; jetzt kann ich 2000—2500 zählen. Jedes Winkelchen iſt beſetzt und ſelbſt draußen herum ſtehen noch Bänke und Menſchen. In meine kleine Kirche, die ich für etwa 300 Schüler baute, kommen jetzt des Abends 500—700 Menſchen. — Gewöhnlich nehme ich im October, dem Monat meiner hieſigen Niederlaſſung, Mitglieder auf und halte das h. Abendmahl. Dieſes Jahr mußte ich es aber der ſpäten Reisernte wegen aufſchieben, und nachdem nun einige Wochen lang alle Abende beſchäftigt geweſen bin, werde ich 6—700 neue Mitglieder aufnehmen, welche alle zwei, einige 4 Jahre Unterricht empfangen haben. Gläubige Männer und Frauen helfen mir bei der Prüfung dieſer neuen Glieder, um zu erfahren, wie weit ſie in der Erkenntniß der Heilslehre gefördert ſind; ſelbſt ihr Betragen in ihren Häuſern unterliegt der Prüfung.“ — „Der zwanzigſte Gedenktag meiner Niederlaſſung dahier war feierlich und geſegnet. — Unſerm jungen und guten Bruder Nooy habe ich die kleinen Nebenpoſten übergeben, damit ſie beſſer bedient werden, und nun geht er jeden Sonntag abwechſelnd an einen dieſer Poſten, um den Gottesdienſt zu verrichten.“

Von einer als reif in den Himmel aufgenommenen Frucht der Miſſion erzählt Miſſ. Hartig in Kema: „Am 15. Juni (1851) wurde die liebe kleine Gemeinde von Kaffar durch den Hinſcheid eines wahren Jüngers des HErrn in tiefe Trauer verſetzt. Samuel von Baregeſan war als Alfur Prieſter und zugleich Dorfsoberhaupt geweſen. Durch Br. Linemann getauft, wurde er ein ſehr demüthiger Nachfolger unſers HErrn, ein würdiges Vorbild und ein liebreicher Vater ſeiner Untergebenen. Er ſtarb im 65. Lebensjahr und war fünf Wochen krank. So geduldig und ergeben er auch in ſeinen Leiden war, wuchs doch mit jedem Tage ſein Verlangen nach dem Himmel. Mit großer Rührung nahm ich zwei Tage vor ſeinem Tode Abſchied von ihm. Selten habe ich Jemand mit ſol-

er Freudigkeit aber auch mit so
el Demuth und Gefühl der Ab-
ngigkeit von der Gnade Gottes
Christo dem Tode entgegengehen
jen. Wie jeden Morgen und
bend, so ließ er sich auch noch
1 14. Juni helfen, um auf sei-
m Bette knieend zu beten. Als
n Ende nahte, trug er seinem
esten Sohn — auch ein würdiger
rist — auf, dafür zu sorgen,
ß bei seiner Beerdigung keine
duischen Gebräuche statt haben.
m mich braucht Niemand zu
inen," sagte er, „ich gewinne
endlich viel; ich gehe zu mei-
n Heiland, um zu seinen Füßen
n meinen Dank darzubringen,
j Er mich erlöset hat." Als
. Hartig dann einige Tage nach
iem Tode in Kassar von seinem
denken sprach, da war in der
rsammlung so allgemeine Trauer,
er von Zeit zu Zeit in der
)e einhalten mußte.

Hindustan. Folgende Angaben
zen beweisen, wie ärmlich In-
, als ein Missionsgebiet, auch
noch von Arbeitern besetzt ist.
In den brittischen Besitzungen
nden sich unter einer Bevölke-
g von 94,500,000 Einwohnern
337 Missionare, die sich folgen-
maaßen vertheilen: Präsident-
ft Bengalen mit 35,000,000
wohnern, 102 Missionare.
rdwest-Provinzen, mit
00,000 Einw., 59 Missionare.
dras-Präsidentschaft,
00,000 Einw., 145 Missionare.
mbay-Präsidentschaft,
0,000 Einw., 26 Missionare.
bschab, 4,000,000 Einw.,
issionare. Sindh, 1,500,000 Einw., 1 Missionar. — Somit käme auf jeden einzelnen Arbeiter eine Bevölkerung von 281,000 Seelen. — In den steuerpflichtigen oder verbündeten Staaten, mit 40,500,000 Einwohnern sind nur 2 Missionare, und zwar beide in Nagpor. — Sieht man sich nach den großen Städten um, so gewahrt man denselben Mangel. Folgende mögen als Beispiele gelten: Calcutta mit ihren Vorstädten, 800,000 Einwohner, 37 Missionare. — Madras, mit 700,000 Einw., 25 Missionare. Bombay, 230,000 Einw., 13 Missionare. Dacca, 200,000 Einw., 2 Missionare. — Benares, 300,000 Einw., 11 Missionare. Agra, 120,000 Einw., 12 Missionare. Midnapor, 70,000 Einw., kein Missionar. Delhi, 150,000 Einw., kein Missionar. Patna, 200,000 Einw., 1 Missionar. Lukuau, 300,000 Einw., kein Missionar. Sangar, 70,000 Einw., kein Missionar. Bareilly, 65,000 Einw., kein Missionar. Surat, 160,000 Einw., kein Missionar. Allahabad, 70,000 Einw., 3 Missionare. Furrukhabad, 79,000 Einw., 5 Missionare. Mirsabor, 55,000 Einw., 3 Missionare. Ahmedabad, 100,000 Einw., kein Missionar. Dscheipor, 300,000 Einw., kein Missionar. Heidrabad, 200,000 Einw., kein Missionar. Nagpor, 80,000 Einw., 2 Missionare. Dschapor, 60,000 Einw., kein Missionar.

Ober- und Nieder-Indien. Miss. J. Freeman (42) erzählt in seinem Tagebuch folgende erfreuliche Thatsache: „Am elften

Tage meiner Reise von Calcutta landeten wir bei der Stadt Karimpur und brachten hier den Sonntag zu. Früh am Morgen ging ich das Evangelium zu verkündigen und das Wort des Lebens unter das Volk zu vertheilen. Als ich gegen die Mitte der Stadt kam, erblickte ich ein großes, wohlbekanntes Buch auf einem Tragpult liegend und neben dran den Eigenthümer mit einer Anzahl wohlgekleideter Hindus um ihn her, alle eifrig mit Rechnungen beschäftigt. Die Schreibstuben der Kaufleute in dieser Gegend sind meist offne Hallen, oder für den Zweck errichtete offene Zimmer. Durch den erwähnten Gegenstand angezogen, schritt ich auf die Halle zu, um mich nach der Geschichte desselben und dessen Eigenthümer zu erkundigen. Ich vernahm nun, der Eigenthümer des Buches sey der Hauptschreiber eines reichen Hindu-Kaufmanns. Das Buch war ein bengalisches Neues Testament. Es lag da, um in Mußestunden gelesen und betrachtet werden zu können. Auf gehaltene Nachfrage erfuhr ich, der junge Mann sey in einer der Schulen der presbyterianischen Mission in Calcutta gebildet worden. Hierauf sey er als Hauptschreiber bei einem hiesigen Kaufmann eingetreten, und da er in der Schule die Bibel gelesen, und an deren Inhalt Gefallen gefunden habe, so ziehe er sie jetzt allen andern Büchern vor; er glaube an die Wahrheit derselben; würde gern unter Christen wohnen, um noch mehr daraus zu lernen; allein seine Eltern hatten „seinem Mund einen Zügel angelegt," damit er nicht zu ihrer Schande Christum bekenne. Er sagte: „ich liebe sie und muß ihnen gehorchen." — Eine Anzahl angesehener Männer aus verschiedenen Dörfern waren zugegen und hörten die Geschichte dieses köstlichen Buches, welchen Einfluß es auf dessen Besitzer ausgeübt, und unser langes Gespräch in Bezug auf die darin geforderte Reinheit des Herzens u. s. w."

Vorder-Indien. Meisur. Miss. Hardey (17) in Bangalor erzählt in seinem Tagebuch unterm 12. Februar 1852 von einer Bewegung unter den eingeborenen Katholiken jener Gegend: — „Morgens 7 Uhr erreichten wir das Dorf Jaramantschana-Hulli, wohin ich durch Schanrappa und Abraham, zwei Katholiken, welche ich samt ihren Familien und Andern im September vorigen Jahres in Tumkur in die Gemeinde aufgenommen hatte, eingeladen worden war. Kaum waren diese 2 Männer mit ihren Familien Protestanten geworden, so erhob sich eine Verfolgung gegen sie, und zwar so grimmig, daß sie sich mehrere Mal genöthigt sahen, nach Bangalor zu kommen, um ihren Hader zu schlichten zu suchen. Die Häupter der katholischen Parthei waren sehr ergrimmt, und wollten sich weder durch Gründe noch durch die Bibel belehren lassen. In Jaramantschana-Hulli waren auf einem Platz drei Häuser, die diesen Leuten gehörten; nämlich eines dem Schanrappa, das andre dem Abraham, und das dritte dem Jo-

eph. Dieſer Joſeph war ein gro-
ier Feind der Proteſtanten, und
ie Bangalor-Katholiken beſchloſſen,
hn als ein Dorn in ihrer Seite
ort zu laſſen. Er trieb es auch
o arg, daß Schaurappa und
Ibraham ſich vornahmen, lieber
ach Tumkur zu ziehen, als vor
Gericht zu gehen. Ich überredete
e zu bleiben, Haß mit Liebe zu
ergelten, und ihn zu einem beſon-
rn Gegenſtand ihres Gebets zu
achen. Zu meiner nicht geringen
Verwunderung kam Abraham An-
ngs Februar nach Bangalor und
gte mir, ihr großer Feind ſey ihr
reund geworden und erwarte nun
it ſeiner Mutter, einer verwitt-
eten Schweſter, ſammt ihren 3
indern, und einer andern Frau
it 2 Kindern in die proteſtan-
che Gemeinde aufgenommen zu
rden. Ich fand alle dieſe Leute
einem ſehr erfreulichen Herzens-
ſtand, und da ſie Katholiken
ren, ſo hatten ſie nicht mit den-
ben Schwierigkeiten zu kämpfen,
i proteſtantiſche Chriſten zu wer-
, wie die Heiden. Dieſe 9
elen nahm ich mit Freuden auf,
mein Katechiſt Joſua und ich
digten ihnen Chriſtum den gan-
Tag."

Miſſ. John Pinkny (17) in
gapatam ſchreibt unterm 3.
i 1852: „Wir ſind eben jetzt
it beſchäftigt, das Kaſtenweſen
unſrer Gemeinde auszuſchlie-
. Es gilt hier einen Lebens-
adſatz zu behaupten, von deſſen
chführung Vieles abhängt.
er zeigt ſich von Seiten der
einde glieder viel Widerſtreben,
m Rieſenübel zu entſagen. Sie
meinen, wir verfolgen ſie, wenn
wir ſie ermahnen, es aufzugeben."

Bombay (27). Am 2. Juni
hat die Anſtalt der freien Kirche
Schottlands eine geräumigere Woh-
nung bezogen, nachdem die bis-
herige dem Bedürfniſſe ſchon lange
nicht mehr genügt hatte. Bald
darauf ſind 70 neue Zöglinge
dareln aufgenommen worden, wo-
nach ihre Zahl 3—400 betrug.
Nach den neueſten Angaben war
der Beſuch in den Marathi- und
Gudſcharati-Knabenſchulen 443
Schüler, und in den Marathi- und
engliſchen Mädchenſchulen 559
Schülerinnen.

Ein angeſehener Hindu in Bom-
bay hat unlängſt eine Vertheidi-
gung der Hindu-Religion heraus-
gegeben, worin es unter anderm
heißt: „Der alte und edle Bau
des Hinduismus wird jetzt von den
Anhängern eines feindlichen Be-
kenntniſſes von allen Seiten heftig
angegriffen, und wir gewahren
mit Entſetzen, daß auch drinnen
Verrath haust! Kein Wunder,
daß der ehrwürdige Bau ſich bereits
zum Falle neigt. Ich trachte ver-
mittelſt dieſes Büchleins das Ge-
bäude noch zu ſtützen; betrachtet
man aber ſeine Größe und Bau-
fälligkeit, wie kann man hoffen,
durch eine ſo ſchwache Stütze ſeinen
Sturz zu verhindern? Aber wie
man bei einem dem Tode ſieht ich
nahen Kranken mit Heilmitteln bis
zu deſſen Ende fortfährt, ſo diene
ich auch noch der verfallenden
Hindu-Religion. Der Hinduis-
mus iſt todtkrank; ich bin
völlig überzeugt, daß er
ein Ende nehmen muß; gleich-

wohl, ſo lang er noch beſteht, ſo laßt uns ihm dienen, ſo gut wie möglich. Ich habe dieſes Buch in der Hoffnung geſchrieben, daß es ſich als nützliche Arznei erweiſe. Und wenn das Schickſal will, ſo kann der Kranke doch noch geneſen."

Armenier (38). Diarbekr. Miſſ. Dunmore in Diarbekr ſchreibt unt. 7. Mai 1852: „Der in meinem Brief vom Februar erwähnte junge Armenier Thomas, der ſeine Kirche verlaſſen und etwa 20 andere mit ſich gebracht hat, iſt vom Feinde verfolgt, ſeiner Anſtellung verluſtig und faſt aller ſeiner Habe beraubt worden. Aber er hat Alles männlich ertragen und ſteht feſt wie ein Fels. Nach verſchiedenen Verſuchen, Drohungen und Verſprechungen, bot ihm der Biſchof zuletzt 200 Piaſter monatlich für zwei Jahre, und zwar alles vorausbezahlt, wenn er nur die Proteſtanten verlaſſen und zu ihrer Kirche zurückkehren wollte. Thomas ſandte aber den Boten mit der Antwort zurück: „Geh und ſage dem Biſchof, ich ſey nicht um Geld Proteſtant geworden und wolle die Proteſtanten auch nicht um Geld verlaſſen. Und würde er mir auch mein Haus voller Gold geben, dennoch wollte ich nicht zur armeniſchen Kirche zurückkehren." — Dieſer 19jährige Jüngling ſoll nun bald mit ſeinem jüngern Bruder und ſeiner ältern Schweſter ins Seminar nach Bebek kommen. Noch 4 andere hoffnungsvolle junge Leute ſollen mit ihm gehen, die alle in dieſelbe Anſtalt aufgenommen werden." — Uebrigens ſchritt das Evangelium ſeinen Siegesgang unter allen Anfeindungen vorwärts, wie Miſſ. Dunmore weiter meldet: „Einige wurden in den Kerker geworfen, während ihr letztes Stück Bettwerk verkauft wurde, um eine kleine Schuld zu bezahlen. Andre wurden aus ihren Häuſern vertrieben, ihrer Anſtellungen beraubt und genöthigt, ihre Kleider von ihrem Leibe zu verkaufen, um Brod zu bekommen. Wieder Andre wurden von Muhammedanern und Chriſten in den Straßen geſchlagen, bloß weil ſie Proteſtanten waren. Die Regierung hier gewährt ihnen keinen Schutz, und obſchon ſie wiederholt an den Wakil in Conſtantinopel geſchrieben haben, haben ſie nie eine Antwort erhalten." — Die Miſſionare ſelber wurden mehrmals in den Straßen angefallen und konnten bei den Behörden keinen Schutz finden.

Erzerum. Nachdem Miſſ. Peabody unterm 26. Juni 1852 gemeldet, daß der dortige Paſcha auf Verwenden des engliſchen Conſuls ſeiner ungerechten gewaltthätigen Handlungen wegen abgeſetzt worden, fährt er in ſeiner Erzählung fort: „Dieſem allem ungeachtet ſchrieb der hieſige armeniſche Wartabed dem Patriarchen einen Lobbrief über ihn, und dieſer wieder an die Pforte. Die Urſache war, daß ſie ſich einbildeten dieſer Mann wäre ein treffliches Werkzeug für ſie um den Fortſchritt des Proteſtantismus aufzuhalten. Sein Betragen gegen den früher erwähnten Kaufmann, ſeine Mißachtung des britiſchen Conſuls, ſeine Bei-

gerung, unſern evangeliſchen Wartabed als Haupt der Proteſtanten anzuerkennen, unter dem Vorwand, er ſey ein gemeiner Kerl, und anderes dergleichen, ließen dieſe Feinde der Gerechtigkeit hoffen, daß er der rechte Mann ſey, um ihnen zu Erreichung ihrer Abſichten zu dienen. Aber wie ſehr müſſen ſie ſich getäuſcht gefunden haben, ſelbſt während er noch im Amte war! Denn gerade um dieſe Zeit nahm unſre Verſammlung beſtändig zu, mit Ausnahme einer Woche oder etwas mehr nach der Mißhandlung des Kaufmanns, und 20 Steuereinſammler ließen ſich als Proteſtanten einſchreiben. Wir haben noch nie ſo viele Zuhörer gehabt. In den zwei letzten Sonntagen waren es zwiſchen 60 und 70, worunter freilich einige von Diarbekr."

Conſtantinopel. Miſſ. Labd ſchreibt in ſeinem Brief vom 21. Juni 1852 ein neues vielverſprechendes Feld für Miſſionsthätigkeit, das nun den Miſſionaren in Conſtantinopel völlig offen ſteht. Er ſagt: „Pſamatia liegt im ſüdlichen Theile der Stadt und am entfernteſten von den großen Baſaren und Haupt-Verkehrsplätzen in der Nähe der Seraglio-Spitze und dem goldenen Horn entlang. Es iſt anderthalb Stunden Ritt von Pera und das Marmormeer bildet ſeine ſüdliche Grenze. Es iſt unmöglich, die Zahl der chriſtlichen Bevölkerung in dieſem Diſtrikt genau zu ermitteln; nehmen wir aber die der Armenier als 4000, die der Griechen als 9000 und die der katholiſchen Armenier als 1000 an, ſo werden wir wohl der Wahrheit nicht gar ferne ſeyn. Als ich letztes Spätjahr hieher kam, war noch keine Predigt gehalten worden. Am 26. November machte ich mit einer ſolchen am Mittwoch Abend den Anfang, und fuhr damit im Hauſe des griechiſchen Proteſtanten Janko, bis am 12. Mai fort. Die mittlere Zahl der Zuhörer war 19, meiſt Armenier, einige Griechen und 1 oder 2 katholiſche Armenier. Die Station iſt nun im Begriff die Predigt auf den Sonntag zu verlegen. Unter vier Malen predige ich drei Mal; das vierte Mal predigt ein eingeborner Prediger türkiſch. Noch iſt erſt fünf Mal am Sonntag gepredigt worden, und die Zuhörerſchaft iſt von 35 auf 60 angewachſen."

In Bezug auf das Seminar in Bebek ſchreibt Miſſ. Hamlin unt. 25. Juni: „Der Drang von Zöglingen nach dem Seminar iſt ſo ſtark, daß wir faſt gezwungen waren, viel mehr aufzunehmen, als wir im Sinne hatten. Wir haben jetzt 44; was, glaube ich, mehr iſt als wir je zuvor hatten, und noch erwarten wir mehrere von Diarbekr. Wir müſſen faſt jede Woche Petenten abweiſen."

Süd-Afrika. Folgende Miſſionsſtationen ſind im gegenwärtigen Kaffernkriege zerſtört worden: Von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft 6, nämlich: Knappshope, Peelton, Philipton, Blinkwater, Balfour, Theopolis. — Von der wesleyaniſchen Miſſionsgeſellſch. 3: Wesleyville, Butterworth, Be-

cham Wood. — Von der Glasgower Miſſionsgeſellſchaft 4: Iggibigha, Kirkwood, Ubonkolo, Chumie. — Von der freien Kirche Schottlands 2: Pirrie, Burnshill. — Von der Berliner Miſſionsgeſellſchaft 2: Bethel, Itemba. — Von der Brüdergemeine 3: Siloh, Sichem, Mamre. — Endlich eine Station der Londoner Geſellſchaft in Rili's Lande, auf der aber nur Buſchleute leben, und die Kirche zu Riebeck in der Colonie, zur reformirten Kirche gehörend. — Vor dem Krieg waren 34 europäiſche Miſſionare auf dieſen Stationen thätig.

Die Berliner Miſſionsgeſellſchaft hat beſchloſſen auf dem eine Tagreiſe von Pniel nördlich am Hartfluß gelegenen Platze Bootſchab eine neue Station anzulegen, indem der dortige Griſkwa-Häuptling Behrends dringend um einen Miſſionar angehalten hatte. Miſſ. Krauſe von Bethanien iſt angewieſen, ſich daſelbſt niederzulaſſen, und das Werk zu beginnen.

Miſſ. Caſalis (32) in Moriſa erzählt in einem Briefe an die Miſſionsfreunde in Frankreich folgendes Beiſpiel der Wirkſamkeit des Chriſtenthums: „Am Tage nach einem Gefecht lagerte ſich das Heer Moſcheſchs auf einem Berge, von welchem es ſo eben den Feind vertrieben hatte. Die Bekehrten unter ſeinen Leuten, welche den Feldzug mitzumachen hatten, da ſie wußten, daß es Sonntag ſey, baten ſie ihren Häuptling um die Erlaubniß, ſich zum Gottesdienſt verſammeln zu dürfen. Moſcheſch antwortete ihnen: „Nicht nur ihr ſollt beten, ſondern wir alle.“ Sogleich ergeht der Befehl zu allen Lagerſtätten, ſich zu verſammeln, und Tauſende von Kriegern gruppiren ſich um ihren Häuptling. Zwei Chriſten (Majoale von Beerſeba und Machakala von Thaba-Boſſiu) werden von ihren Brüdern zur Verrichtung des Gottesdienſtes auserſehen. Einer ſpricht die Gebete, der andere hält unvorbereitet eine Rede über die Worte: „Gott widerſtehet den Hoffärtigen; aber dem Demüthigen gibt Er Gnade.“ Er ſchöpft aus der Geſchichte ſeines Stammes und aus der des Volkes Gottes Belege zu dieſer Wahrheit und erklärt freimüthig ſeinem Obern und ſeinen Waffengefährten, daß der von ihnen errungene Sieg nur ihren Untergang beſchleunigen werde, wofern ſie ſich nicht unter die gewaltige Hand Gottes beugen. Man hörte ehrfurchtsvoll zu, und lobte ſogar die Rede.“

Nord-America. Canada. Folgende Bemerkung des Miſſ. Enoch Wood (17) in Toronto in ſeinem Brief vom 13. Sept. 1852 gibt einen merkwürdigen Blick in das Weſen der Indianer: „Wir haben Arbeit unter den Heiden; viele derſelben hauſen jetzt an ganz von chriſtlichen Gemeinden umgebenen Reſerveplätzen. Es iſt kaum glaublich und doch iſt es Thatſache, daß Dörfer, Schulen, Kirchen und Prediger in Canada heidniſche Indianer eigentlich umringen, welche die meiſten, wo nicht alle heidniſchen Gewohnheiten ihrer wilden Vorfahren noch feſthalten.“

Miſſ. Peter Jones (17) in Toronto erzählt unterm 18. Juli 1852 von einem Liebesmahl mit den gläubigen Indianern: „Morgens 8 Uhr begann unſer Liebesmahl, und bei Eröffnung deſſelben erklärte ich deſſen Zweck. Etwa 30 ſprachen, und wir vergoſſen Freudenthränen, während unſere Herzen voll Dank gegen den großen Geiſt waren, der ſolche Wunder für uns gethan hat. Ich ſchrieb einige ihrer Bemerkungen nieder, die ich hier beiſetze: — Peter Marksman: — „Meine Brüder und Schweſtern, ich will euch ſagen, was Gott an meiner Seele gethan hat. Er hat mich gar ſehr geſegnet, und ich bin nun ſehr vergnügt in dem HErrn. Ich liebe Gott und alle meine Brüder. Mich verlangt, alle unſere indianiſchen Brüder zu Gott bekehrt zu ſehen. Der Himmel iſt hell und klar, und der große Geiſt ſcheint auf uns herab. Ich hoffe, im Himmel eine Ehrenkrone zu erhalten. Mögen wir alle droben in unſers Vaters Hauſe zuſammenkommen! Das iſt alles was ich zu ſagen habe.“

Puheiabidaſing, Häuptling: Ich bin ſo vergnügt, daß ich froh wäre, wenn der große Geiſt die große Uhr (die Sonne) ſtill ſtellte, damit dieſe herrliche Verſammlung viel länger dauerte. Es freut mich, die Diener des HErrn Jeſu hier zu ſehen. Ich danke dem Br. Mc Dougall, daß er zu uns an den Credenfluß gekommen iſt; ich weiß, daß Gott mein Herz umgeändert hat; denn ich bin ſehr vergnügt in meinem Herzen. Ich will allezeit auf Jeſum hoffen.“

Abetungiſhik: „Ich bin letztes Frühjahr zu Gott bekehrt worden: als die Brüder Mc Dougall, Marksman und Blaker im Zuckerbuſch Verſammlungen mit uns hielten. Jetzt bin ich recht vergnügt; ich wollte alle meine Verwandten wären bekehrt. Gott hat mich ſehr geſegnet, ſeit ich zu dieſer Verſammlung kam.“

Georg Mebell, Schingwaak: „Es iſt mir, als wär ich eben erſt vom Tode zum Leben erſtanden; ſo glücklich bin ich. Als wir geſtern Nacht für Sünder beteten, wurden wir alle ſo vergnügt, daß es war, als hätte der Himmel auf Erden begonnen. Der Geſang war ganz herrlich. Es war mir, als hätte ich gehen und allen armen Indianern ſagen können, wie gut Jeſus iſt.“

Johnſon Sky: „Ich erkenne, daß ich Gott zu danken habe für das, was Er an mir gethan hat. Es ſind jetzt ſieben Jahre, ſeit ich gehört habe, daß ich ein Sünder ſey; ich fühlte mich ſehr krank in meinem Herzen; ich ſchrie zu Gott um Erbarmen; bald erhörte Gott mein Gebet und machte mich ſelig. Später verlor ich meine Frau, die mich auf ihrem Todbette ermahnte, dem HErrn zu dienen. Die vorige Woche hörte ich, dieſe Lagerverſammlung ſollte Platz haben, und mein Herz war froh. Ich bin ſehr geſegnet, ſeit ich zu dieſer Verſammlung kam.“

Weſtindien. Jamaica. Am 20. Mai 1852 wurde in Fairfield (1) unter religiöſer Feierlichkeit der Grundſtein zu einer neuen Normalſchule gelegt, in welcher Lehrer und

Nationalgehülfen gebildet werden sollen.

Miss. Lichtenthäler (1) in Irwinhill schreibt unterm 15. Juli 1852: „Von 70 Personen, die wir im Laufe des Jahres 1851 in unsre Gemeinschaft aufgenommen haben, sind nur 7 oder 8 wieder zurückgetreten. Seit dem 1. Januar dieses Jahres sind noch 27 herzugekommen, was mit den 70 vom vorigen Jahr im Ganzen 97 Personen ausmacht, die seit dem Erlöschen der Cholera unsrer Gemeinschaft beigefügt worden sind. Dieß eine Folge jener schrecklichen Plage, daher ich sagen darf, sie habe Gutes gewirkt. Der Besuch des Gottesdienstes an den Sonntagen ist auch besser, als früher."

Auf den 13 Stationen (1) der Insel waren zu Ende 1851: Communicanten 4403, Gemeineglieder 1012, in Anwartschaft der Aufnahme 2277, Ausgeschlossene, welche dem Gottesdienst beiwohnen 345, Kinder unter 12 Jahren 5274; zusammengenommen 13,311.

St. Kitts. (1) Auch auf dieser Insel ist, laut Brief vom Br. Häuser vom 16. März 1852, unter den Mitgliedern der Brüdergemeine ein neues Leben erwacht. — Der Bestand auf den 4 Stationen war zu Ende 1851 folgender: Communicanten 1619, Gemeineglieder 567, in Anwartschaft der Aufnahme 319, Ausgeschlossene, welche dem Gottesdienst beiwohnen 66, Kinder unter 12 Jahren 1474; zusammen 4045.

Antigua. Der Stand der Mission (1) auf den 9 Stationen dieser Insel ist wie folgt: — Communicanten 4053, Getaufte 625, Taufbewerber 744, Kinder unter 12 Jahren 2599; insgesammt 8021.

Barbados. Stationen (1) 4, Communicanten 1107, Aufgenommene und in Vorbereitung für das Abendmahl 373, getaufte Kinder 1501, in Anwartschaft, neue Leute und Ausgeschlossene 373; insgesammt 3198.

Tobago. Stationen 2; Communikanten 665, Getaufte und im Unterricht 331, in Anwartschaft, neue Leute und Ausgeschlossene 385, Kinder unter 12 Jahren 722; insgesammt 2103.

Dänische Inseln. Stationen (1) 8, Communicanten 2999, Erwachsene getauft und Aufgenommene 988, getaufte Kinder unter 12 Jahren 2974, in Anwartschaft und junge Leute 2651, Ausgeschlossen 475; zusammen 10,087.

Inseln der Südsee. Tahiti. Englische Zeitungen enthalten folgende Mittheilung: „Es ist den englischen Missionaren vom französischen Statthalter verboten worden zu predigen, bis sie ihn als ihr Oberhaupt anerkannt und versprochen hatten sich der Obrigkeit zu unterwerfen. Am 10. Mai sind die Missionare in Papeti zusammengekommen, um sich über das zu verständigen, was zu thun sey. Kein Eingeborner darf ohne Erlaubniß der Regierung predigen. Dem Miss. Chrisholm (18) ist untersagt worden, außerhalb eines gewissen Districts zu predigen, bei Strafe der Verbannung."

Neue Hebriden. (18) Miss. Gebbie schreibt im Oct. 1851: „Wir sind nun in das dritte Jahr

unſrer hieſigen Miſſion eingetreten. Können wir auch von keinen glänzenden Erfolgen melden, ſo ſehen wir doch genug, wofür wir Gott danken und woraus wir Muth für die Zukunft ſchöpfen können. Viele der Eingebornen haben ihrem Aberglauben gänzlich entſagt und bekennen ſich, wenigſtens mit dem Munde, zum lebendigen Gott. In vielen Häuſern wird regelmäßig Hausandacht gehalten, und von Einigen hoffe ich, daß ſie nicht fern vom Reiche Gottes ſeyen. Mehrere Eingeborene haben unlängſt ihr langes Haar abgeſchnitten und ſagen ſie ſeyen geſonnen, alle ihre heidniſchen Gewohnheiten fahren zu laſſen. Das kleine Häuflein, das ſich uns angeſchloſſen hat, iſt großen Gefahren ausgeſetzt. Noch iſt kein Theil des Wortes Gottes in ihre Sprache überſetzt, daher ihre ganze Erkenntniß von dem ihnen ſehr unvollkommen beigebrachten mündlichen Unterricht abhängt. Alle ihre Umgebungen ſind ebenfalls ungünſtig für ihr geiſtliches Wachsthum." — „Ich fürchte die Chriſten beobachten nicht immer die nöthige Klugheit im Umgang mit ihren heidniſchen Landsleuten, und begehen zuweilen Handlungen, welche letztere zum Zorn reizen. So begab ſich unlängſt einer meiner Nachbarn in einen gewiſſen Hain, zerbrach den Altar, auf dem ihren Göttern geopfert zu werden pflegte, und kochte ſeine Speiſe darauf. Einen andern Altar zerbrachen einige Frauen, die ſich dazu berechtigt glaubten, weil ſie die Bruchſtücke eines Samoa-Kanos darauf ſahen. Doch ein noch ernſtlicheres Ereigniß begab ſich vor einiger Zeit. Da wir an unſern Gebäulichkeiten Veränderungen vorzunehmen hatten, ſo ſchickten wir einige Eingeborne dort Holz zu holen. Sie fanden welches für unſern Gebrauch ſehr geeignetes an einer Stelle, die ſchon von Alters her für heilig galt. Unbekümmert um die dort hauſenden Geiſter, machten ſie ſich getroſt ans Werk und hieben ſo viel wir bedurften. Sobald die Heiden dieſes erfuhren, wurden ſie von Entſetzen und Rache erfüllt, drohten den zwei kühnſten Frevlern den Tod und die Zerſtörung der Pflanzung eines Dritten. Als ich von der Sache hörte, begab ich mich zu den Beleidigten und ſuchte ihren Zorn zu beſänftigen, und ſie ſchienen beſchwichtigt, als ich verſprach, ſolches Betragen für die Zukunft zu verbieten.

Judenmiſſionen.

Peſth. (27) Nach einer im Frühjahr 1851 vom öſtreichiſchen Miniſter des Unterrichts erlaſſenen Verordnung wurden alle Privatſchulen, gleichviel welcher Religionspartheï ſie angehörten, unter römiſch-katholiſche Aufſicht geſtellt. Dadurch war „Philip Saſirs Schule" von 360 faſt ausſchließlich jüdiſchen Kindern natürlich bedroht. Auf Anſuchen der proteſtantiſchen Gemeinde wurde ſie jedoch von der öſtreichiſchen Regierung für eine öffentliche Schule oder Seminar erklärt, mit allen Rechten ähnlicher Anſtalten in Ungarn. Ihr

Vorsteher ist Hr. Sasir, ein wahrhaft evangelischer Pastor, Besucher und Superintendent, unter der Leitung der protestantischen Schul-Commission des Districts und der Aufsicht des protestantischen Inspectors, welchem es obliegt, der östreichischen Regierung jährlich einen sehr ausführlichen Bericht zu erstatten. Die einzige den zuerkannten Rechten beigegebene Bedingung ist, daß die jüdischen Eltern, wenn sie ihre Kinder einschreiben lassen, den Lehrern eine schriftliche Erklärung geben müssen, daß sie ihre Kinder in der christlichen Religion unterrichten lassen wollen, welche Bedingung fast alle Eltern gerne eingegangen sind.

Namen-Register.

1. Perſonen-Regiſter.

(Die römiſchen Zahlen bedeuten das Heft, die arabiſchen die Seitenzahl.)

Abraham, Schulmeiſter IV. 178.
Addiſon, Miſſ. II. 83.
Africaner, Hottentotten-Häuptling III. 58.
Africo, Hottentotten-Häuptling III. 22. 23. 24.
Akitoje, Neger-König II. 110. 111.
Albrecht, F. H. F. Miſſ. IV. 80. 82.
Allen, William, Miſſ. II. 78. 83.
Ammann, J. J., Miſſ. IV. 32. 73. 76. 78. 208.
„ Frau IV. 75.
Ammanna, Samuel, Kat. IV. 17. 19.
Amos, Miſſ. II. 17.
Anderſon, Miſſ. III. 57. 58. 63. 113—117. 154.
Anderſon, Sohn, Miſſ. III. 154.
Andreas, Katechiſt IV. 19.
Annear, Miſſ. II. 78, 83, 102.
Anſa, John, Negerprinz und Miſſ. II. 94.
Atkinſon, Miſſ. III. 154.
Auberle, Theol. Prof. IV. 10.

Badger, Miſſ. II. 17. 69.
Baker, Miſſ. II. 8. 10. 28. 29. 30.
Bakker, Tetje, Miſſ. III. 118.
Balbäus, Miſſ. I. 19. 27. 38. 95.
Ball, Lehrer, IV. 30. 48.
Barber, Neger-Katechiſt II. 120.
Barrow, Reiſender III. 37.
Baſorun, Neger-Häuptling II. 123.
Beal, Katechiſt II. 98.
Beecroft, engliſch. Conſul II. 111. 126.
Bell, Miſſ. 2. 30.
Birt, Miſſ. III. 168.
Blandford, Jungfr. Lehrerin IV. 130.
Bonatz, Miſſ. III. 149.
Bosmann, Lehrer III. 66. 112.
Böſinger, Uhrenmacher IV. 68. 69.
Brooking, Miſſ. II. 76. 77. 78.
Brown, Samuel, Miſſ. II. 7. 8.
Brown, Katechiſt II. 84.
Brown, Engländer IV. 143, 145.
Brownlee, Miſſ. III. 167.
Brutſchin, J. W., Miſſionszögling IV. 12.
Butſcher, Miſſ. II. 6. 8.
Bühler, Mich., Miſſ. IV. 115. 129. 208.
„ Frau IV. 129.
Bührer, A. Miſſ. IV. 18. 72. 76. 77.

Chalmers, Frau III. 175.
Chapman, Miſſ. II. 68. 69. 78.
Chater, Bapt.-Miſſ. I. 149. 152.
Chriſtaller, Joh. Gottl., Miſſionszögling IV. 12. 221. 287.

Christian, Katechist in Guledgudd IV. 89. 104.
Christian, Katechist in Calicut IV. 177. 182.
Clarke, Miss. II. 16. 17.
Clerk, Alexander, Schullehrer IV. 226. 234.
Coke, Dr., Miss. II. 3. 4. 5. 6.
Conolly, Engländer IV. 194.
Constantin, Jacob, Katechist IV. 130.
Cordiner, Caplan, I. 38 42. 44.
Cornelius, Armenhausvater IV. 152. 160.
Courties, Miss. II. 11. 12. 13. 15.
Crosby, Miss. II. 17.
Crowley, Schulmeister, II. 60. 61.
Crowther, Samuel, Neger-Miss. II. 97. 100—103. 106. 114. 115. 118. 120. 127.
Cunning, Miss. III. 175.
Cupidon, John, Neger-Gehülfe II. 36. 37. 40. 45. 47. 48. 56. 69.

Daniel, Bapt.-Miss. I. 148. 152.
Daniel, Waisenhausvater in Mangalur IV. 17.
Daniel, Katechist in Cannanur IV. 130.
Daniel, Katechist in Tschompala IV. 164. 166. 170.
Daniel, Schulmeister in Calicut IV. 178. 188.
Daniel, Aaron, Katechist IV. 17. 19.
David, Esau, Katechist IV. 177. 182. 199.
Davie Miss. II. 69.
Davies, Bapt.-Miss. I. 154.
Davies, Katechist II. 98. 101.
Davies, William, Miss. II. 6. 8.
Davis, William, Neger-Katechist II. 19. 20.
Dawson, Bapt.-Miss. I. 154.
Dawson, Wesleyan.-Miss. II. 11. 35.
Dawson, Katechist II. 84.
Däuble, Wilhelm, Miss. IV. 12.
Decker, H., Miss. II. 18.
De Cock, Miss. III. 175.
Deggeler, Bernh., Miss. IV. 17. 19.
De Graft, William, Missions-Gehülfe II. 73. 76. 77.
Denton, Miss. II. 24. 25.
Dieterle, J. C., Miss. IV. 225—229. 231.
Diez, Ernst, Miss. IV. 130, 131.
Dove, Miss. II. 17. 37. 38. 39. 43.
Dundas, Statthalter III. 98.
Dunwell, Joseph, Miss. II. 72. 74. 75.

Edmond, Miss. III. 47. 79. 82. 84.
Edwards, Miss. in West-Africa II. 17.
Edwards, Miss. in Süd-Africa III. 47. 53.
Ehemann, Miss. II. 25.
Ehrhardt, Julius, Missionszögling IV. 12.
Ejappa, Schulmeister IV. 96.
Elieser, Waisenhausvater IV. 152.
Elieser, Aaron, Katechist IV. 17. 19.
Englisch, Miss. II. 60. 61.
Enos, Katechist IV. 19.

Fernandez, Diego, Katechist IV. 130.
Findlay, Miss. II. 83.
Fleet, Miss. II. 17.
Fox, Miss. II. 17. 37. 38. 41—55. 58 — 61. 66—68.
Freeman, Miss. in Sierra Leone II. 76. 77. 82. 84. 85.
Freeman, J. J., Secret. der Londoner Missionsgesellsch. III. 152—176.
Fritz, J. M., Miss. IV. 177. 180. 196. 199. 208.
„ Frau IV. 178. 186.

Gabriel, Katechist IV. 152. 153.
Gantenbein, Pastor IV. 12.
Garry, Miss. II. 18.
Geika, Kaffern-König III. 78. 80—83. 91.

Genote, bekehrter Kaffer III. 156.
Gerſt, Georg Friedr., Miſſionszögling IV. 12.
Geß, Pfarrer, IV. 8. 10.
Gill, Miſſ. III. 166.
Gilliſon, Miſſ. II. 8. 10.
Godman, Miſſ. II. 68. 69.
Gogerly, Miſſ. I. 150.
Gollmer, Miſſ. II. 102, 105. 106. 107. 109.
Graf, Miſſ. II. 24. 100. 101.
Greaves, Miſſ. II. 78. 82.
Gregorowsky, Miſſ. III. 175.
Greiner, C. L., Miſſ. IV. 17. 18. 20.
„ Frau IV. 17. 18.
Griffiths, Miſſ. II. 17.
Gum, Amabo, Neger-Gehülfe II. 39. 47.
Gundert, H., Miſſ. IV. 130. 131. 134. 137. 138. 140. 141. 162.
„ Frau IV. 131.
Gützlaff, Dr. IV. 267.

Hagan, Neger-Gehülfe II. 84.
Hagenbach, Prof. IV. 11.
Halter, Joh., Weber IV. 68. 70.
Hamberg, Theodor, Miſſ. IV. 268—281.
Harrop, Miſſ. II. 75. 83.
Hart, Miſſ. II. 11. 18. 83. 84.
Hawkins, Miſſ. II. 33. 34. 35.
Hänſel, Miſſ. II. 22.
Healey, Schulmeiſter II. 5.
Heber, Jacob, Katechiſt IV. 177.
Hebich, Samuel, Miſſ. IV. 130—136. 144. 148. 150. 208.
Helene, Hottentottin III. (25.) 27. 41.
Helm, Miſſ. III. 140.
Hesk, Miſſ. II. 77.
Heſſe, Reg., Jgfr., Lehrerin IV. 263.
Hewitſon, Miſſ. III. 167.
Hillard, Miſſ. II 83. 94.
Hiller, J. C., Miſſ. IV. 89. 93. 94. 104.
Hinderer, David, Miſſ. II. 118. 120. 121. 129. 130. IV. 12.
Hirſt, Schulmeiſter II. 5.
Hoar, Chriſtian, Katechiſt IV. 177.
Hoch, Wilh., Miſſ. IV. 30. 31.
Hood, Miſſ. III. 156.
Huber, Miſſ. in Weſt-Africa II. 107.
Huber, J., Miſſ. IV. 177. 184. 188.
„ Frau IV. 178. 186.
Huddleſton, Miſſ. II. 10.
Hughes, Caplan II. 27. 30.

Jakob, Schullehrer IV. 166. 171.
Jakobi, Joſeph, Katechiſt IV. 130.
James, Miſſ. II. 60. 61.
Janſen, holländ. Statthalter III. 100. 109. 110. 117.
Jehu, Miſſ. II. 17.
Impey, Miſſ. III. 167.
Joaf, William, Neger-Gehülfe II. 39. 47.
Johann, Katechiſt IV. 80. 171.
Johnſon, Peter, Lehrer IV. 262.
Joſenhans, Inſpect. IV. 10. 11. 115. 120.
Irion, Andr., Miſſionszögling IV. 13.
Irion, Chriſtian, Miſſ. IV. 152. 153. 161. 163.
Iſaak, Katechiſt IV. 19. 72.

Kalden, Miſſ. I. 42.
Kamſika, Chriſtian, Katechiſt IV. 78.
Kamſika, Jacob, Kat. IV. 100. 103.
Kaundinja, Hermann Anandraia, Miſſ. IV. 30.
Kayſer, Miſſ. III. 166.
Kefer, Johann Gottl., Miſſionszögling IV. 12.
Kegel, Jgfr., Lehrerin IV. 131. 139.
Keighley, Miſſ. II. 16.
Kemmingtan, Neger-Häuptling II. 55. 58. 61. 63. 65. 66. 67.
Kicherer, Miſſ. III. 47. 55. 58—66. 111. 112. 113.

Kies, G., Miſſ. IV. 89. 104.
King, Miſſ. II. 107.
King, Neger-Katechiſt II. 120.
Kinglan, Miſſions-Gehülfe IV. 282.
Kitchingman, Frau III. 162.
Knight, Charles, Miſſ. II. 18.
Kohrhammer, Philipp, Miſſ. II. 40. 109.
„ Frau II. 41.
Kol, Cornelius, Hottentotten-Häuptling III. 58. 62.
Kolb, Georg, Katechiſt IV. 115.
Koopmann, Corn., Hottentotte II. 59.
Kofoko, Neger-Häuptling, II. 127.
Kramer, Miſſ. III. 47. 53—55. 58. 63. 136.
Kropf, Miſſ. III. 170.
Kühnel, Ch., Miſſ. III. 25. 34.

Laing, Major, Engländer II. 21.
Laing, Katechiſt II. 84. 85.
Lambrick, Miſſ. I. 159. 165.
Lane, Miſſ. II. 10. 30.
Lascelles, Richter, IV. 78.
„ Frau IV. 75. 78.
Layer, Joh., Miſſ. IV. 15.
Lean, Miſſ. II. 69.
Lechler, Rud., Miſſ. IV. 282—299.
Legge, Dr., Miſſ. IV. 268.
Lehmann, Friedr., Miſſ. IV. 18. 72. 76. 77.
Leigh, Neger-Gehülfe II. 69.
Leonberger, Joh., Miſſ. IV. 100—103.
Leonhard Schiri, Katechiſt IV. 17. 19.
Lewis, Miſſ. II. 18.
Lichtenſtein, Dr. III. 104. 106. 107. 115.
Liefeldt, Miſſ. III. 170.
Locher, Chr. Wilh., Miſſ. IV. 243. 247. 251. 266.
Lukas, Schullehrer IV. 164. 166. 168. Schulmeiſter II. 68.

Mac Brair, Miſſ. II. 42. 43.
Mader, Adam, Miſſ. IV. 226. 227. 228. 230. 234. 235.
Mabur, Häuptling III. 170. 171.
Maer, Miſſ. II. 16. 17.
Maitland, Sir Thomas, Statthalter I. 42. 43. 45. 46.
Makomo, Kaffern-Häuptling III. 165.
Marſh, Will. Katechiſt II. 106.
Marſhall, Miſſ. II. 35.
Marſchveld, Miſſ. III. 25. 29. 35.
Martin, Miſſ. II. 78. 83.
Maſer, Andr., Miſſionszögling IV. 12.
Mattai, Katechiſt IV. 152. 153.
Mattu, Katechiſt IV. 152. 153.
May, Miſſ. II. 11. 12. 13.
May, Neger-Gehülfe II. 69.
May, Lehrer IV. 30. 48.
Mayor, Miſſ. I. 158.
Meadows, Miſſ. II. 69. 70.
Melville, Miſſ. III. 142.
Menages, Lehrer IV. 30. 48.
Menge, Joh., Miſſ. IV. 12.
Merrington, Miſſ. III. 175.
Meſſer, Miſſ. III. 143.
Metz, J. F., Miſſ. IV. 115. 118.
Micha, Gemeinde-Aelteſter IV. 171.
Mohr, Joſeph, Miſſ. IV. 226. 227.
Moiſter, Miſſ. II. 35. 36. 37.
Morgan, Miſſ. II. 27. 29. 30. 34. 37.
Moß, Miſſ. II. 59. 60. 61.
Motander, Fräulein, IV. 268.
Mögling, H., Miſſ. IV. 30. 68. 208.
Mörike, C., Miſſ. IV. 115.
Mulgrave, Katharina, Frau IV. 243. 244.
Munro, Miſſ. II. 13. 15.
Mühle, Miſſionszögling IV. 11.
Müller, Miſſ. in Abbeokuta II. 114. 118.
Müller, Chriſtian IV. 162. 164.
Müller, Fr. G., Miſſ. IV. 152. 161.
Müller, Joh., Miſſ. IV. 82. 208.

Müller, Sebaſt., Uhrenmacher IV. 68. 69.
Mycock, Miſſ. II. 76. 77.

Nahaſſon, Rozario, Katechiſt IV. 88. 94 98.
Nathanael, Katechiſt IV. 72.
North, Statthalter I. 41. 42. 46.

Oakley, Miſſ. I. 162.
O'Brien, Katechiſt IV. 130. 135.
Oe, Chineſe IV. 282, 287.
Ogubonna, Neger-Häuptling II. 103, 104. 118. 128.
Oſtertag, Candidat IV. 8. 10. 11.

Parkinſon, Miſſ. II. 59. 60.
Parſonſon, Miſſ. II. 68. 69.
Patterſon, Miſſ. in Sierra Leone II. 17.
Patterſon, Miſſ. in Süd-Africa III. 163. 164.
Paul, Katechiſt in Hubly IV. 82. 83.
Paul, Katechiſt in Cannanur IV. 130. 150.
Paul, Katechiſt in Tſchompala IV. 164. 165.
Paulus, Paul, Katechiſt in Calicut IV. 177. 182.
Peard, Miſſ. II. 59.
Peck, Miſſ. II. 13. 15.
Percevall, Miſſ. I. 92. 95.
Peter, Katechiſt IV. 19.
Philip, Dr., Miſſ. III. 152. 159. 173.
Philip, William, Miſſ. III. 159.
Philip, T. D., Miſſ. III. 159.
Phutah, Sebaſt., Katechiſt IV. 130.
Piggott, Miſſ. II. 11.
Plebſt, Miſſ. IV. 66.
Pleſſing, Friedr., Miſſionszögling IV. 12.
Potter, Capitän II. 73.
Prenslo, Coloniſt III. 81. 85.

Quick, Miſſ. II. 17.

Ramotti, Schullehrer IV. 166.
Rangappa, Lehrer IV. 30.
Raſton, Thomas, Miſſ. II. 17. 18.
Rayner, Schulmeiſter II. 5. 6.
Read, Miſſ. III. 88. 91. 95. 98. 117. 119. 120. 125. 166.
Reed, Miſſ. III. 57.
Reſpinger, Pfarrer IV. 8.
Riggenbach, Architekt IV. 8.
Riis, H. N., Miſſ. IV. 15. 227.
Ritchie, Miſſ. II. 16.
Robſon, Miſſ. III. 161.
Roß, Miſſ. III. 168.
Rowland, Miſſ. II. 78.
Rozario, Nahaſſon, Katechiſt IV. 88. 94.
Ryhiner-Chriſt, Committee-Mitgl. IV. 8.

Sagbua, Neger-Häuptling II. 115. 116. 127.
Salisbury, Schulmeiſter IV. 178. 188.
Sallah, Pierre, Neger-Gehülfe II. 36. 40. 47. 69.
Salma, Joſeph, Katechiſt IV. 177.
Salomo, Katechiſt II. 84.
Samuel Ammanna, Kat. IV. 17. 19.
Sanders, Miſſ. II. 17.
Saraſin, Carl, Committee-Mitgl. IV. 9.
Saß, Miſſ. III. 164.
Satjanaden, Katechiſt IV. 115.
Schlenker, Miſſ. II. 24. 26.
Schmid, Miſſ. II. 25.
Schmid, Frau III. 119.
Schmidt, Georg, Miſſ. III. 21—24.
Scholz, Miſſ. III. 52—55. 63.
Schön, Miſſ. II. 97. 102.
Schwarz, Chriſtian Friedr., Miſſ. I. 37.
Schwinn, Dr., Miſſ. III. 25.
Searle, Katechiſt IV. 130. 135.
Shipman, Miſſ. II. 77. 78.
Simeon, Katechiſt in Mangalur IV. 17. 19.
Simeon in Dharwar IV. 84.

Smith, Miſſ. in Badagry II. 106. 107. 118.
Smith, Miſſ. in Süd-Africa III. 119. 164.
Smith, Nicolai, Lehrer IV. 262.
Socin, Rathsherr IV. 8.
Sodeke, Neg.-Häuptl. II. 99. 102. 103.
Spaulding, Miſſ. I. 88.
Spencer, Miſſ. II. 59. 60.
Stanger, Joh., Miſſ. IV. 243. 244. 251. 262.
Stedman, Miſſ. II. 24.
Steinhauſer, Auguſt, Miſſionszögling IV. 12. 267.
Stephanos, Grieche, III. 54. 61. 62.
Stocking, Katechiſt IV. 130.
Stoffels, Andries, Hottentotte III. 173.
Stuurmann, Claas, Hottentotten-Häuptling III. 91. 93. 96. 97.
Süß, S., Miſſ. IV. 226. 227.
Swallow, Miſſ. II. 47. 59. 65. 68.
Symons, Miſſ. II. 61. 65. 68.
Synjen, Miſſ. I. 42.

Taddai, Schullehr. IV. 152. 153. 154.
Tamba, William, Neger-Kat. II. 19.
Taylor, Miſſ. III. 164. 175.
Tennis, Beamter III. 25. 26. 29. 31. 33. 34. 35.
Thackwray, Miſſ. II. 77.
Thomas, Miſſ. II. 83.
Thompſon, W. C. Miſſ. II. 23. 24.
Thompſon, W., Miſſ. III. 152.
Thompſon, George, Neger IV. 243.
Thomſon, Miſſ. III. 174.
Timotheus, Kat. in Cannanur IV. 130.
Timotheus, Katechiſt in Tſchompala IV. 164. 166.
Titus, Katechiſt IV. 19. 72.
Toa, chineſ. Gehülfe IV. 282.
Totappa, Schulmeiſter IV. 96.
Townsend, Miſſ. II. 97—107. 111. 127.
Miſſ. III. 57. 118.
Ulbricht, Miſſ. III. 118.
Umdſchaki, Kaffer-Häuptling III. 171.

Valentyn, Miſſ. I. 37. 38.
Van Cooten, Miſſ. II. 107. 109. 129.
Van der Kemp, Dr., Miſſ. III. 45. 47. 67. 71. 74. 77. 78—112. 117—130.
Van der Lingen, Miſſ. III. 57. 88. 96.
Vanderſchalk, Miſſ. III. 176.
Vos, Arie, Miſſ. III. 137.
Vos, Pfarrer III. 112.

Walden, Miſſ. II. 77.
Wall, Miſſ. II. 47. 58.
Warren, George, Miſſ. II. 5. 6.
Watkins, Miſſ. II. 78.
Watſon, Miſſ. II. 77.
Wayte, Miſſ. II. 17.
Weeks, Miſſ. II. 24.
Weigle, G., Miſſ. IV. 80.
Wetzelius, Miſſ. I. 42.
Wharton, Henry, Neger-Miſſ. II. 82. 84.
White, Neger-Kat. II. 120.
Wichmann, J. G., Miſſ. IV. 15. 226. 227.
Wilhelm, Andr., Kat. II. 102.
Wilkinſon, Miſſ. II. 42. 44. 46.
Will, Jgfr., Lehrerin IV. 130.
Williams, Miſſ. III. 158.
Winnes, Phil., Miſſ. IV. 9. 12. 281.
Winterbottom, Engländer II. 22.
Wright, Miſſ. II. 18.
Wrigley, Miſſ. II. 75.
Würth, G., Miſſ. IV. 88. 94.
Wyatt, Miſſ. II. 78.

Xavier, Franz, der Apoſtel Indiens I. 13. 14. 16.

Zahn, Miſſ. III. 137.
Zaremba, Felic., Miſſions-Pred. IV. 15.
Zimmermann, J., Miſſ. IV. 243. 245. 262. 266.
Frau 263.
Zwaartboy, bekehrter Kaffer, III. 156.

2. Orts- und Sach-Register.

Abakrampa, Ort II. 84.
Abasa, Ort, II. 84.
Abbeokuta, Miſſions-Stat. II. 96. 99. 103. 106. 111—124. 126—129.
Abude, Ort IV. 226.
Akim, Gebiet IV. 236.
Akroful, Ort II. 84.
Akropong, Miſſ.-Stat. IV. 226—243.
Aku-Neger II. 97. 98.
Albany, Colonie III. 164.
Algoa-Bay, III. 96—102.
Alice, Ort III. 165. 166.
Americaniſche Miſſion I. 149.
Anamabu, Ort II. 74. 77. 84. 85. 86.
Anſcharkandy, Filial-Gemeinde IV. 130. 137. 143—146. 161. 162.
Aquapim, Gebiet IV. 236.
Aſhante, Reich II. 75. 93.
Aſſafa, Ort III. 86.
Avontuur, Miſſ.-Stat. III. 156.

Badagry, Stadt II. 96. 97. 102—111.
Baddegamma, Dorf I. 163, 164.
Balfour, Miſſ.-Stat. III. 174.
Balmattha, Hügel bei Mangalur IV. 18. 30—70.
Baptiſten-Miſſion I. 149. 152—155.
Bathurſt, Ort II. 27.
Batticotta, Ort I. 75. 79. 80. 95.
Beaufort, Ort III. 165. 166.
Bethel, Miſſ.-Stat. III. 170.
Bethelsdorf, Miſſ.-Stat. III. 102. 105. 107. 110. 117—124. 141. 161. 162.
Bettigherry, Miſſ.-St. IV. 72. 88-100.
Beula, Ort II. 84.
Birklands, Ort III. 166.
Blinkwater, Miſſ.-Stat. III. 174.
Bokkeveld-Gebirge III. 7.
Bolma, Nebenſtation IV. 17. 19.
Bothasfeld, Miſſ.-Stat. III. 136.
Bramanismus, oder die Bramareligion I. 58—72.
Brittiſch-Ackra, Ort II. 78. 84. 85.
Broko, Ort II. 38. 40. 47. 48.
Bruceton, Ort III. 173.
Brüdergemeine III. 136. 138. 140. 141. 145. 149. 162.
Buddhismus, Religion I. 97—129.

Caledon, Miſſ.-Stat. III. 140.
Calicut, Miſſ.-Stat. IV. 177. 200.
Canara, Diſtrict IV. 17—80. 208.
Cannanur, Miſſ.-Stat. IV. 130—152.
Cap, Ort IV. 18.
Cape-Coaſt, Colonie II. 71—76.
Cape-Coaſt-Caſtle, Ort II. 71. 84.
Capſtadt, Ort III. 135. 152.
China, IV. 267—299.
Chriſtiansburg, Miſſ.-Stat. IV. 243—267.
Chumie, Miſſ.-Stat. III. 175.
Clarkſon, Miſſ.-Stat. III. 162.
Coilandy, Ort IV. 72. 178. 192. 194-199.
Colesberg, Stadt III. 175.
Colombo, Stadt I. 150.
Commenda, Ort II. 84.
Cotacal, Ort IV. 72. 178. 192—194.
Cotta, Miſſ.-Stat. I. 165—169.
Cradock, Ort III. 175.

Dahomey, Königreich II. 110. 124—129.
Dharwar, Miſſ.-Stat. IV. 80—82.
Diſtricts-Conferenz IV. 208.
Dixcove, Ort II. 84.
Domonaſi, Ort II. 84. 85.
Donaſi, Ort II. 84.
Dyſſelsdorp, Miſſ.-Stat. III. 154.

Eben-Ezer, Miſſ.-Stat. III. 137.
Ebakadu, Außenſtation IV. 152. 154.

Elim, Miſſ.-Stat. III. 141.
Elladur, Außenſtat. IV. 178.
Engliſch-kirchl. Miſſion I. 149. 158—169.
Enon, Miſſ.-Stat. III. 145.

Fingu, Volk III. 161. 162.
Freemanton, Miſſ.-Stat. III. 170.
Freetown, Stadt II. 6.

Gabag, Ort IV. 100.
Gambia-Fluß II. 26—70.
Gelbholz, Miſſ.-Stat. III. 168.
General-Conferenz IV. 208.
George, Miſſ.-Stat. III. 154.
Gnadenthal, Miſſ.-Station III. 104. 109. 110. 138. 153.
Graaf-Reinet, Miſſ.-Stat. III. 79. 88—96. 148. 175.
Grahams-Stadt, Miſſ.-Stat. III. 147.
Groenekloof, Miſſ.-Stat. III. 136.
Gudde, Filialgem. IV. 18—21. 26. 72. 73. 76. 77.
Gulebgudd, Miſſ.-Stat. IV. 72. 88. 104—115.

Hankey, Miſſ.-Stat. III. 142. 152. 159.
Hauſa-Neger II. 101. 102.
Hemel en-Aarde, Miſſ.-Stat. III. 140.
Holländer, I. 22. 24—41.
Hongkong, Miſſ.-Stat. IV. 268—276. 281.
Honor, Miſſ.-Stat. IV. 75. 76. 78—80.
Hottentotten, Volk III. 7—18. 93. 130—151.
Hubly, Miſſ.-Stat. IV. 72. 82—88.

Jaffna, Stadt I. 73. 75. 83. 84. 144. 149.
Jamtſao, Miſſ.-St. IV. 268. 282-299.
Jeſuiten I. 16.
Igbor, Ort II. 121. 122.
Jeruba, Land II. 106. 102.

Kadike, Außenſtation IV. 73. 75.
Kaffern, Volk III. 67—88.
Kakha, Ort IV. 282.
Karroo-Gebirge III. 48.
Kat-River, oder Katzenfluß, Fluß und Niederlaſſung III. 148. 165.
Käty, Miſſ.-Stat. IV. 115—129.
King-Williamstown, Stadt III. 165. 167.
Kirchliche Miſſionsgeſellſch. II. 19—26.
Kjepi, Ort IV. 236.
Knapps-Hope, Miſſ.-Stat. III. 166.
Kobituru, Ort IV. 75.
Komaggas, Miſſ.-Stat. III. 138.
Korannas, Volk III. 56—66. 113—117.
Kruis Fontain, Nebenſtat. III. 158.
Kumaſi, Negerſtadt, II. 75—83. 94.

Labudei, Negerdorf IV. 251.
Lagos, Stadt II. 104. 110.
Lilong, Ort IV. 271. 273. 276. 280. 281. 282.
Lily-Fountain, Miſſ.-Stat. III. 138.
Londoner Miſſionsgeſellſchaft III. 136. 138. 140. 141. 142. 145. 147.
Lovedale, Miſſ.-Stat. III. 166.
Luſhington-Vale, Ort III. 173.

Macarthy-Inſel II. 31. 33. 35. 36. 37. 46. 60. 61.
Mahe, Außenſtat. IV. 164. 170.
Malabar, Diſtrict IV. 130. 208.
Malajalim, Land IV. 130—200.
Malaſamudra, Miſſ.-Stat. IV. 100—103.
Manepi, Ort I. 85. 93.
Mangalur, Miſſ.-Stat IV. 17—72.
Methodiſten Miſſion III. 147.
Mount-Coke, Ort III. 167.
Mulky, Miſſ.-Stat. IV. 18. 19. 72—77.

Namaquas, Volk III. 60.
Nellore, Stadt I. 77. 79. 83. 84. 94.

Neu-Wupperthal, Miss.-Stat. III. 137.
Nieuwevelds-Gebirge III. 7.
Nilgherries, Gegend IV. 115—129. 208.
Niraschwale, Stadttheil von Mangalur IV. 17—29.

Orangefluß, III. 59. 63.
Ost-London, Miss.-Stat. III. 168.
Oudshorn, Dorf III. 155.

Paarl, Miss.-Stat. III. 136.
Pacaltsdorp, Miss.-Stat. III. 141. 154.
Pajawur, Ort IV. 150.
Palghat, Filialgemeinde IV. 130. 137. 146—148. 184.
Pariser Missionsgesellschaft III. 137.
Pavianskloof, Miss.-Stat. III. 24. 26—45. 48. 104.
Peelsthal, Miss.-Stat. III. 168.
Peelton, Miss.-Stat. III. 170.
Philippolis, Ort III. 175.
Pirie, Miss.-Stat. III. 168.
Popo-Neger II. 109.
Port-Elisabeth, Miss.-Stat. III. 145. 161.
Port-Lokko, Ort II. 24.
Portugiesen, I. 12—15.
Providence, Ort. II. 84.
Pukak, Ort IV. 273. 276. 281.

Readsdale, Ort III. 173.
Rheinische Missionsgesellschaft III. 135—137.
Roggeveld-Gebirge III. 7.

Schimoga, Ort IV. 75. 79.
Secundi, Ort II. 84.
Siloh, Miss.-Stat. III. 149. 172.
Sirey, Ort IV. 79.
Somerset, Ort III. 175.
Stations-Conferenz IV. 208.
Steinkopf, Miss.-Stat. III. 138.
Stellenbosch, Miss.-Stat. III. 135.
St. Marys, Ort II. 36. 41.
Süd-Mahratta, District IV. 80—115. 208.
Swellendam, Ort III. 153.

Tahe, Außenstation IV. 130. 148.
Taliparambu, Außenst. IV. 130. 149.
Tambuckies, Volk III. 149.
Tellitscherry, Miss.-Stat. IV. 137. 152—164.
Tessing, Negerdorf IV. 251.
Theopolis, Miss.-Stat. III. 148. 164.
Tidmanton, Miss.-Stat. III. 174. 175.
Timmani oder Timne-Land II. 21—26.
Tiotschio, District IV. 282.
Tschirakal, Filialgem. IV. 130. 137—142.
Tschompala, Miss.-Stat. IV. 72. 138. 164—177.
Tschundically, Stadt I. 77. 79. 80.
Tulbagh, Miss.-Stat. III. 137.
Tungso, Ort IV. 276. 277. 281.

Uduville, Ort I. 81. 83. 93.
Uitenhagen, Miss.-Stat. III. 143. 163.
Umxelo, Miss.-Stat. III. 166. 168.
Ussu, Miss.-Stat. IV. 243—267.
Utschilla, Filialgem. IV. 18—21. 24. 26. 72. 73. 76. 77.

Wadagerry, Außenstat. IV. 164, 166. 173.
Wagenmachersthal, Miss.-St. III. 137.
Warmbad, Miss.-Stat. III. 114. 116.
Wesleyaner Mission I. 149. 155—158. II. 3—18. 26—96.
Wesleyville, Miss.-Stat. III. 168.
West-Africa IV. 225—267.
Willsdale, Ort III. 173.
Wilsonton, Ort III. 173.
Winneba, Ort II. 84.
Worcester, Miss.-Stat. III. 136.

Zackfluß III. 47. 49. 53. 54. 59. 63. 64.
Zuurbrack, Dorf III. 153.
Zwarteberg-Gebirge III. 7.
Zwartkopsfluß, III. 91. 96.

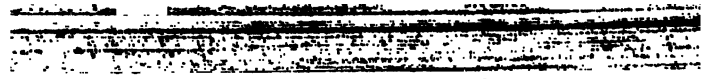
Inhalt

des vierten Heftes 1852.

	Seite
Vorwort	3
Einleitung	5
Heimathliche Verhältnisse	8
Sieben und dreißigster Jahresbericht der evangel. Missionsgesellschaft	16
Jahres-Rechnung	300
Missions-Zeitung	313
Namenregister	327
Orts- und Sachregister	333

Nachricht an den Buchbinder.

Der Grundriß, welcher dem vierten Hefte des Jahrgangs **1852** beigegeben iſt, iſt Pagina **226**, gegenüber der Ueberſchrift des Berichtes der Station Akropong, einzufügen.



Stanford University Libraries
3 6105 012 817 677

BV
2000
E8
1852

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.